Baltische Monatsschrift.

20. Band.

Neuer Folge

2. Band.

5A
64
BIBLIOTH:
ACADEM:
DORPAT:

Riga, 1871.

Verlag von H. Brutzer & Co.



Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

13737

Inhalt.

Russisches Frauenleben im 16. Jahrhundert (H. Sewigh) . . . . . Seite 1
Zunft und Genossenschaft (A. Miaskowsky) . . . . . „ 20
Heinrich von Treitschke über den Bonapartismus in Frankreich (Pont...x) . . . . . „ 35
Literärische Streiflichter (H. Diederichs) . . . . . „ 51
Die Recesse und andere Acten der Hansetage von 1256 bis 1430 (Richard Hausmann) . . . . . „ 86
Livländische Correspondenz . . . . . „ 100
Notizen . . . . . „ 106
Die hansisch-livländische Gesandtschaft des Jahres 1494 nach Moskau und die Schliessung des deutschen Hofes zu Nowgorod (Hermann Hildebrand) . . . . . „ 115
Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft (Dr. Arthur Amelung) . . . . . „ 137
Kaiser und Reich (A. Bulmerincq) . . . . . „ 170
Zur Schulfrage in Russland . . . . . „ 181
Aus der Literatur (A. Bulmerincq) . . . . . „ 191
Notizen (E. B.) . . . . . „ 210
Die Rigasche Volkszählung (E. Laspeyres) . . . . . „ 215
Ueber die Darwinsche Theorie (Dr. G. Seidlitz) . . . . . „ 245
Etwas von altem Bürgersinn (Fr. Bienemann) . . . . . „ 261
Zur diesjährigen Baltischen Ausstellung . . . . . „ 280
Ueber die Darwinsche Theorie Fortsetz. und Schluss (Dr. G. Seidlitz) „ 299
Die Dichter der Freiheitskriege (Dr. Herm. Lücke) . . . . . „ 317
Goldberg, Vater und Sohn (A. D.) . . . . . „ 336
Dänemarks Neutralität im Kriege zwischen Schweden und Russland 1788 (A. Brückner) . . . . . „ 361
Gustav Adolf. Von G. Droysen. Zweiter Band (A. Brückner) . . „ 377
Der lutherische Kirchenpatronat in Livland (E. B.) . . . . . „ 387
Von der Ost-See, Livl. Erzählungen (Ed. Barclay de Tolly) . . „ 424
Die Rigasche Volkszählung (E. Laspeyres) . . . . . „ 466
Kurländische Correspondenz (E. B.) . . . . . „ 492
Von der Ost-See, Livl. Erzählungen. Schluss. (Ed. Barclay de Tolly) „ 501
Die Einnahme von Ismail i. J. 1790 (A. Brückner) . . . . . „ 556
Bemerkungen zur Pfarrbesetzungsfrage (E. B.) . . . . . „ 586
Unsere bäuerlichen Verhältnisse i. J. 1871 (E. B.) . . . . . „ 590

Russisches Frauenleben im 16. Jahrhundert.

Nach englischen Berichten.

> Siehest du unter den Gefangenen ein schönes Weib und hast Lust zu ihr, dass du sie zum Weibe nehmest. 5. Mos. 21, 11.

Rom der Tartaren! soll Madame Staël ausgerufen haben als sie zum ersten mal die goldenen Kuppeln Moskau's in der Morgensonne blinken sah — Rom der Tartaren! Wer gewohnt ist alles europäische diesseits und alles asiatische jenseits des Ural zu suchen, wird diesen Ausspruch der geistreichen Frau eher witzig als wahr finden — mir scheint er beides zu sein. Was immer die wirkliche oder erträumte Aufgabe des grossen Staats in der Zukunft sein mag, die der Vergangenheit war, Cultur des Westens nach Osten zu tragen; so lange diese Cultur aber noch nicht vollständig in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen war, musste die Gesellschaft nothwendiger Weise ein doppeltes Gesicht zeigen. Eine der auffallendsten Erscheinungen in diesem Doppelwesen des altrussischen Staats ist vielleicht, dass, trotz Christenthum und langjährigen Berührungen mit dem Westen, die Stellung der Frauen uns um kein Haar breit anders erscheint als die derjenigen in rein orientalischen Staaten. Ein Blick in russisches Frauenleben des 16. Jahrhunderts wird nicht nur unser historisches Interesse befriedigen, sondern uns auch zugleich zeigen, welche reissenden Fortschritte die Gesellschaft seitdem gemacht hat — der Weg von jenen germanischen Frauen, welche auf den Schlachtfeldern mit ihren Männern zusammen kämpften und starben, bis zu den Wesen, welche ihren sterbenden Feinden die sorgfältigste Hülfe darbringen, ist nicht weiter, als der von den Sclavinnen roher Haustyrannen bis zu den Damen, welche in dem erwachenden und quälenden Bewusstsein ihrer bisherigen Unwissenheit die Thore der Universitäten zu sprengen drohen.

Als in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Engländer unter Chancellor zuerst den Seeweg nach Russland durch das Weisse Meer und die Mündung der Dwina fanden, entwickelten sich bald lebhafte Beziehungen zwischen beiden Reichen: die Engländer hofften günstigen Boden für ihren Handel, die Russen, oder besser — der Zar kräftige Bundesgenossen gegen Schweden und Polen zu finden. Die Geschichte der Verhandlungen des „schrecklichen" Jwan mit der „jungfräulichen" Elisabeth bietet mehr als eine heitere Episode dar; nicht nur eine Offensiv- und Defensiv-Allianz sollte beide Reiche verbinden, für sich selbst wollte der Zar, wenn einmal die Wogen von aussen und innen über ihm zusammenschlügen, eine sichere Zufluchtstätte finden, und Elisabeth zögerte nicht, ihm eine solche in ihrem Königreiche anzubieten, „auf deine eigenen Kosten" falls er genöthigt sein sollte seinen Wohnort zu ändern „mit der noblen Kaiserin, deinem Weibe, und den theuren Kindern, den Prinzen". Aber der Zar fühlte sich verletzt, dass die Königin, im Falle ähnlicher Schwierigkeiten, nicht auch für sich um Schutz in russischen Landen nachgesucht hatte, und als die Engländer mit kaufmännischer Hartnäckigkeit immer und immer wieder ihre Privilegien in den Vordergrund stellten, gab Iwan es schliesslich ganz auf, von den „gemeinen Krämern" Erfüllung seiner genialen politischen Pläne zu hoffen: und er erklärte der Königin offen, dass sie sich durch „Bauern und Kaufleute" beherrschen lasse. Der unselige Einfluss des Dr. Elisens Bomel zeigte sich leider nicht nur in diesen Plänen, deren kühnster die projectirte Heirath mit der Königin Elisabeth selbst noch nicht war. Wir müssen bedauern, dass die Männer, welche die Verhandlungen vermittelten, nicht immer von der Bildung eines Dr. Fletcher waren, dessen Bericht schon Karamsin auf das beste zu verwerthen wusste, und so hat denn auch kaum ein anderer gleich werthvolle, gleich reichhaltige Mittheilungen über Land und Leute hinterlassen, und wäre es nicht, dass der Zar aus irgend welchen unerforschlichen Gründen die Gesandten oft Monate lang in dieser oder jener Stadt festhielt, wir würden über die Sitten des Volkes noch weniger erfahren haben; — wie weit andererseits diese schlechte Behandlung das Urtheil der Ausländer beeinflusst hat, lässt sich nur aus dem Vergleich mit anderen gleichzeitigen Berichten, einheimischen wie ausländischen, bestimmen; die Absicht ist hier, nur englische Berichte zusammenzustellen, um zu zeigen, in welchem Lichte das Leben russischer Frauen britischen Zeitgenossen erschien. Es ist selbstverständlich, dass das Haupt-

interesse der Fremden auf den Zaren und seinen Hof gerichtet war, das Leben des Volkes aber, einförmig und reizlos, wie es den Reisenden erscheinen musste, nur geringe Aufmerksamkeit erregte, und nur wenige, die als Abenteurer ins Land gekommen waren und, sei es im Dienste der englisch-russischen Compagnie, sei es im Dienste des Zaren mit russischem Leben vertrauter wurden, haben der Nachwelt Bericht erstattet. Unter diesen letzteren ist vielleicht, trotz seiner mangelhaften Bildung, Sir Jerome Horsey „gentleman" der bedeutendste, jedenfalls der redseligste. Zu einem mehrjährigen Aufenthalt als Beamter der Compagnie hatte er die „*Sclavonian tongue*", welche er für die reichste und eleganteste Sprache in der Welt erklärt, gelernt und sich bald dem Zaren bemerkbar gemacht, so dass dieser ihn mit einer geheimen Botschaft an Elisabeth betraute, in ihrer Form vielleicht die sonderbarste, welche je zwei Höfe gewechselt. Der Zar liess nämlich einen Brief in eine hölzerne Schnapsflasche, „nicht drei Pence werth", stecken und diese dann unter die Mähne des Pferdes binden; so reiste Horsey durch Livland, wurde in Neuhausen scharf examinirt, in „Orentsburgh" (Arensburg) eingesteckt, nach einiger Zeit aber wieder freigegeben, weil er dem Gouverneur über dessen in Moskau gefangene Tochter („Madelyn von Uxell") Mittheilungen machen konnte; in Pilten traf er mit König Magnus zusammen, der ihn aber ebenfalls schlecht behandelte, weil er nicht ordentlich zu trinken verstand, und als er dann endlich in England ankam, nahm er seinen kostbaren Schatz aus dem Versteck und durchlüftete ihn sorgfältig, „aber die Königin merkte doch den Geruch des Branntweins, als ich ihr den Brief überreichte." Trotz der erlittenen Misshandlungen hatte Horsey doch eine sehr hohe Meinung von Livland, „das blühende Land,*) fliessend von Milch und Honig und allen übrigen irdischen Gütern, mit den schönsten Frauen in der Welt, in deren Gesellschaft zu leben ein besonderes Vergnügen ist, weshalb denn auch Cardinal Georgius Rageville (Radzivill), ein dicker prinzlicher Prälat, sie so sehr liebte — aber," fügt er hinzu, „sie sind dem Stolz und Luxus, der Trägheit und dem Vergnügen sehr ergeben, dass Gott sie für diese Sünden geplagt und die ganze Nation ausgerottet hat und dass

*) „In eadem regione (Livland) si vinum, oleum et alia quaedam mitiori coelo subiectis terris concessa divinitus excipias (nam his advecticiis tantum utuntur) cetera ad usum humanum necessaria reperiuntur ea copia: ut cum exteris omnino large communicentur." Joh. Levenclaii de Moscorum bellis etc. S. 211.

von Schönheit von denen europäischer Völker: eine kurze Stirn galt für ausserordentliche Zierde, weisse Zähne, glaubte man, schicke sich nur für Neger und Affen und darum beizte man sie schwarz, schwarze Wimpern färbten die Frauen weiss, weisse — schwarz oder braun; als den wesentlichsten Bestandttheil dieser Verschönerungskünste bezeichnen unsere Quellen das Schminken, welches alle für nothwendig hielten, von der alten Hofdame, welche *„her face even thickly plaistered with painting"*, bis zu dem Weibe des geringsten *„mowsike"*, der die Farben selbst kaufen musste. Die natürliche Gesichtsfarbe der Frauen, schlechter als die der Männer, wird nur als dunkel, fahlroth geschildert und es ist selbstverständlich, dass sie durch den Gebrauch der Schminke nur noch mehr verdorben wurde; überdies scheinen sie das Handwerk damals noch schlecht verstanden zu haben. *) Als eine Curiosität mag angeführt werden, dass Parry (S. 51) behauptet, ein religiöses Motiv verleite sie zum Schminken. Sicher ist, dass die Männer diese Verschönerungskünste begünstigten und sich freuten, „wenn aus garstigen Gesichtern schöne wurden". Brauchen wir hinzuzusetzen: dass die Schminke noch heutzutage einen wichtigen Bestandtheil der Toilette ausmacht — nicht blos der Orientalinnen?

Weniger auffallend erscheint uns der Geschmack für die Kleidung, welche natürlich je nach dem Stande verschieden war. Die Edelfrau, genannt *Chyna boiarshena* **), die sich in vollem Glanze zeigen wollte, band ihr Haar in ein Netz von reicher meist rother Seide und darüber ein weisses Stirnband *(gen. obrosa)*; auf dem Haupte trug sie eine mit Perlen und Edelsteinen reich besetzte Mütze *(shapka zempska)*, doch kam diese letztere Mode, der Perlenschmuck nämlich, in Misscredit, weil die Frauen der Diaken und Kaufleute sie nachmachten. Ohrringe *(sargee)*, oft zwei Zoll und mehr gross, ebenfalls reich mit Rubinen und Saphiren besetzt, galten als unumgänglich nothwendiger Schmuck; im Sommer bedeckte ein schleierartiges Tuch (Batist gewöhnlich) mit zwei langen Trodeln und unter dem Kinn zusammengebunden das Haupt, aber wenn die Frauen bei Regenwetter ausgingen oder ausritten, setzten sie weisse

*) Margeret: Estat de l'Empire de Russie etc. edit. 1860. S. 33: Elles se fardent toutes, mais fort grossièrement, et tiennent que c'est une honte de ne se farder, soit vieille, ou jeune, riche ou pauvre.

**) Giles Fletcher: Russia at the close of the sixteenth century ed. by Bond. London 1856. S. 149. Ich gebe die, oft bis zur Unverständlichkeit entstellten russischen Worte genau so wieder, wie sie im Original stehen.

Hüte mit farbigen Bändern *(slapa zemskoy)* auf; den Hals umschloss ein drei bis vier Finger breiter und mit Perlen und Edelsteinen geschmückter Kragen. Das Obergewand *(oposhen)* war gewöhnlich ein breites Kleid von Scharlachtuch, mit breiten losen Aermeln, die bis zum Boden hingen und mit silbernen oder goldenen Knöpfen, oft so gross wie Wallnüsse, besetzt waren; über diesem Obergewand sah man einen Mantelkragen, der bis zur Mitte des Rückens reichte und mit Fell verbrämt war, unter dem Oberkleid trugen sie noch ein anderes *(leitnick)* mit weiten Aermeln bis zu den Ellbogen, und unter diesem endlich ein drittes *(ferris zemskoy)*, welches bis zu den Füssen reichte — der Zweck ist ersichtlich: nur keine schlanken Taillen! Die Arme bedeckten reichgeschmückte, breite Armringe und die Füsse steckten in perlenbesetzten Halbstiefeln von blauem, gelbem oder weissem Leder. — Von der Kleidung der Edelfrau unterscheidet sich nur dem Stoffe, nicht der Mode nach die des *„gentlewoman"*, d. h. der wohlhabenden, aber nicht adeligen Dame. Das Weib des armen Muschik dagegen geht ärmlich gekleidet: wenn sie im Feiertagsputz erscheinen wollte, zog sie ein rothes oder blaues wollenes Kleid an und darunter im Winter einen Pelz *(shube)*, im Sommer dagegen trägt sie in und ausser dem Hause nur zwei Hemden übereinander und auf dem Haupte einen Hut von verschiedenen Farben, die meisten jedoch nur Tücher. Diese unten breiten, oben spitzen Hüte oder Mützen waren von besonderer Bedeutung, denn je höher der Rang, desto höher der Hut und desto grösser die Ehrfurcht der gemeinen Leute. *) Welche Verschiedenheit in der Kleidung auch Stand und Reichthum veranlasste, in einem Recht trafen alle zusammen: „ohne Ohrringe," sagt Fletcher, „von Silber oder anderem Metall und dem Kreuz am Halse kann man keine Russin, Ehefrau oder Mädchen sehen." Schon bei der Taufe hing einer von den Pathen dieses Kreuz dem Kinde um, welches nie wieder abgelegt werden durfte, „denn denjenigen (Hakluyt, S. 360), der kein Kreuz trägt, halten sie für keinen Christen und deshalb sagen sie auch, dass wir (nämlich die Engländer) keine Christen seien, weil wir keine Kreuze tragen wie sie". — Wenn es schon richtig ist, dass die Sitten und Gebräuche, die mit geringfügigen Unterschieden gleichmässig von allen Classen einer Nation beobachtet

*) Margeret, S. 33, redet nur von zwei Kleidungsstücken, die von den russischen Damen getragen würden: einem scharlachenen Oberkleid und einem feinen Unterkleide, die Frauen tragen hohe gestickte, die Jungfrauen ungestickte, aber mit schwarzem Fuchs verbrämte Mützen.

werden, der sicherste Probirstein für den allgemeinen Bildungsstand derselben sind, so wird dies noch mehr der Fall sein in einem Staat, in welchem, wie im älteren Russland, die innige Verbindung zwischen Familie und Staat auffallender hervortritt als sonstwo, „denn nirgends (Herrmann in Schmidt's Z. f. Geschw. II, 295) ist die allgemeine Bildung einförmiger als hier, wo weder die Leiter des Staats höhere Gesichtspunkte haben als das Volk, noch aus diesem Einzelne über das Ganze sich zu einer freieren und selbständigeren Erkenntniss des Allgemeinen und ihrer selbst erheben". „Auch das Rohe in den Sitten, wie das Leere und Umständliche des Ceremoniells kann bei der Erzählung nicht umgangen werden, wenn es darauf ankommt, gleichsam aus eigener Anschauung sich ein treffendes Bild von einer fremden Nationalität zu entwerfen." — Wie am ehesten dem neugierigen Reisenden in die Augen fallend, so sind auch als Zeugnisse für den Bildungsstand am wichtigsten — die Hochzeitsgebräuche. Alte Frauen, ob Tanten oder nicht, und Heirathscombinationen sind so lange die Welt steht immer in enger Verbindung genannt worden. So auch in Russland. Wenn ein Russe Beruf oder Bedürfniss fühlte in die Ehe zu treten, so liess er dem Familienvater, dessen Reichthümer oder gesellschaftliche Stellung ihm besonders achtungswerth erschienen, durch seine Mutter oder eine „ehrwürdige" Frau seiner Bekanntschaft mittheilen, dass er eine Tochter heirathen wolle, und hatte der Vater seinerseits keine Einwendungen zu machen, so erfolgte alsbald eine Besprechung wegen der Aussteuer, welche letztere gewöhnlich sehr bedeutend gewesen sein soll (einfache Kaufleute gaben oft 1000 Rubel!). Von einer Sicherstellung der Frau nach dem Tode des Mannes war kaum die Rede; hinterlässt er bei seinem Ableben ein Kind, so erhält sie ein Drittheil des Vermögens, und wenn mehr Kinder da sind, mehr — je nach dem Willen des Mannes; stirbt er aber ohne Erben so kehrt die Frau heim nur mit ihrer Aussteuer — falls er eben so viel hinterlassen hat. Ist nun eine Uebereinstimmung wegen der Aussteuer erzielt, so zeichnen beide Parteien Reverse, den einen wegen richtiger Auszahlung der Aussteuer, den anderen wegen der Ehevollziehung an einem bestimmten Tage; ausserdem müssen, wenn die Braut nicht etwa Wittwe ist, Vater und Freunde versichern, um spätere Bosheiten zu vermeiden, dass die Zukünftige eine sittsame Jungfrau ist. Dann empfängt diese von dem Bräutigam als erste Zeichen seiner Liebe eine kleine Schachtel und darinnen eine Peitsche, Nadeln, Zwirn, eine Scheere und was sie sonst noch als Weib

beschäftigen und interessiren soll — daneben Feigen, Rosinen und andere Süssigkeiten; es wäre ruchlos, diese poesievollen Andeutungen keimender Liebe verständlicher machen zu wollen. Um aber doch der Braut selbst etwaiges Missverständniss unmöglich zu machen, pflegte der Vater ihr mit der Peitsche einen Schlag zu geben und zu sagen: so wird dein Mann dich fernerhin züchtigen, wie ich es bis jetzt gethan habe, und wie der Indianer die Kopfhaut seines Feindes, so steckt der Bräutigam eben diese Peitsche später in seinen Gürtel. Wir haben es aus bester Quelle *), dass die Ehefrau, welche nicht einmal in der Woche gezüchtigt wurde, sich nicht geliebt glaubte. — Ein Hemd, Taschentücher oder sonst von ihr Verfertigtes übermitteln dem Bräutigam Antwort und Dank der Braut — aber sehen dürfen sie sich nicht. Am Vorabend des Hochzeitstages wird die Braut mit ihrer ganzen Aussteuer — das Bett wird immer vor ihr geliefert — in einer Kutsche (gen. *Collimago*) oder einem Schlitten in das Haus des Bräutigams gefahren, wo sie in Gesellschaft ihrer Mutter und einiger Freundinnen die ganze Nacht hindurch bleibt ohne ihn zu sehen. Die eigentliche Hochzeitsfeier selbst scheint im 16. Jahrhundert Veränderungen unterworfen gewesen zu sein, wenigstens stimmen die Berichte in manchen Hauptstücken nicht mehr überein — möglich auch, dass die Feier in verschiedenen Gegenden eine verschiedene war, und dass der Stand der Brautleute mannigfache Modificationen bedingte. In einer älteren Darstellung (Hakluyt S. 360) aus der Mitte der fünfziger Jahre erinnert uns manches an die alte Form des Raubes. Die Braut weint und weigert sich das väterliche Haus zu verlassen, bis endlich zwei Weiber sie herausbringen und in die Kirche führen, aber noch auf der Strasse, während sie mi bedecktem Gesicht einherschreitet, macht sie grossen Lärm, weint und schreit über das ihr angethane Unrecht. Entschleiert tritt sie in die Kirche und gleichzeitig erscheint der Bräutigam mit seinen Freunden, welche ein grosses Gefäss („*great pot*") mit Wein oder Meth mitbringen, und nachdem der Priester das Brautpaar geeinigt, beginnt sie zu trinken; zuerst trinkt das Weib dem Manne zu und wenn auch er getrunken, lässt er das Gefäss auf den Boden fallen, und wer von Beiden zuerst den Fuss auf dasselbe setzt, wird für alle

*) Herberstein S. 48; Hakluyt: Collection of the Early Voyages 1809—12 u. s. w. S. 361; Fletcher u. a. Die Geschichte von dem Deutschen, der eine Russin geheirathet hatte und diese Art der Liebesbezeugung anfangs nicht kannte, dann aber so viel Geschmack an ihr fand, dass er sein Weib zu Tode prügelte — ist zu oft wiederholt worden.

Zeiten im Hause Meister sein, was natürlich immer dem Manne gelingt. Eine spätere Zeit hat diese Ceremonie beibehalten, aber ihr einen anderen Sinn gegeben: „mögen alle so zertreten werden, welche böswillig zwischen uns Zank und Streit zu erregen versuchen werden". *) Dann von schreienden Knaben begleitet kehrt die Hochzeitgesellschaft heim, um in dreitägigem Gelage einen Schluss zu machen, während welcher Zeit er „Herzog" und sie „Herzogin" heisst. Aber ehe sie zur Ruhe gehen, wird noch ein Examen angestellt: es legt nämlich der Mann Gold- oder Silbergeld, oder wenn er reich ist beides in einen seiner Stiefel und setzt sich dann mit gekreuzten Beinen mitten in das Zimmer — die junge Frau muss einen Stiefel aufheben und trifft sie glücklicher Weise den mit dem Gelde, so braucht sie ihm nie wieder die Stiefel auszuziehen. — Mildere Formen scheinen zu Ende des Jahrhunderts vorgewaltet zu haben. Am Hochzeitstage, erzählt Fletcher S. 132, hüllt sich die Braut in einen Schleier, der nicht blos das Gesicht bedeckt, sondern auch den halben Körper, und in dieser Umhüllung — *comme fit Rebecca lors qu'elle fut advertie que c'estoit Isaac qu'elle voyait venir de tout loin* — zieht sie in der Gesellschaft ihrer Freundinnen und begleitet von ihrem Bräutigam und seinen Genossen in die Kirche, und zwar immer zu Pferde, wie nahe diese auch sei; Worte und Ceremonien schienen dem Engländer denen seiner Heimat ähnlich. Nachdem die Braut den Ring empfangen und die Worte des Contractes verlesen worden, legt man ihre Hand in die des Bräutigams, welcher während der ganzen Ceremonie auf der einen Seite des Tisches oder Altars steht und sie auf der anderen und nachdem der Priester sie in dieser Stellung eingesegnet, fällt die Braut vor dem Bräutigam nieder, stösst ihr Haupt gegen seine Schuhe — als Zeichen ihrer Unterwürfigkeit und ihres Gehorsams, und er legt den Zipfel seines Gewandes auf sie — als Zeichen seiner Pflicht sie zu schützen und zu lieben; dann neigen sich der Vater und die Freunde der Braut vor dem Bräutigam und seine Freunde thun desgleichen vor ihr. Der Vater des Bräutigams giebt dem Priester ein Brod, das dieser wiederum den Freunden der Braut übergiebt, mit der Mahnung „vor Gott und den Heiligen", die Aussteuer am bestimmten Tage ganz und treu zu entrichten. Dann brechen sie das Brod und alle essen davon, ihre Aufrichtigkeit und reinen Absichten zu bezeugen „und fortan zu werden wie die Körnchen eines Brodes oder

*) E. J. Wood: The Wedding day in all ages and countries 1869. Bnd. I, 202.

Menschen einer Tafel". Nachdem sie nicht vergessen, an der Kirchenthüre zu trinken, kehren beide Parteien heim, der Bräutigam in das Haus seines Vaters, die Braut in das des ihrigen, wo man bei ihrem Eintritt Korn aus den Fenstern streut, als Zeichen der Fruchtbarkeit und des Reichthums. Am Abend bringt man die junge Frau in das Haus des Vaters des Bräutigams, wo sie die ganze Nacht bleibt, bedeckt mit einem Schleier und ohne auch nur ein Wort zu sprechen, denn der junge Ehemann soll sie weder sehen noch hören früher als am Tage nach der Hochzeit. Es ist das Zeugniss eines Russen, dem wir die Mittheilung verdanken, dass dieser seltsame Gebrauch bisweilen zum Schaden des jungen Haustyrannen ausgenutzt wurde, indem man hässliche Schwestern oder gar Sclavinnen unterschob. „Es ist die reine Wahrheit", sagt Kotoschichin, „dass in der ganzen Welt nicht solcher Betrug bei der Verheirathung der Mädchen vorkommt, wie im moskovitischen Staate". Auch an den drei auf die Hochzeit folgenden Tagen spricht die junge Frau nicht, mit Ausnahme gewisser herkömmlicher Sätze, die sie bei der Mahlzeit mit grosser Feierlichkeit und Ehrfurcht dem Manne gegenüber vorbringt: betrüge sie sich anders, so würde sie ihrem Manne und seinen Freunden sehr missfallen. Dann endlich, nach drei Tagen, gehen sie in ihr eigenes Haus und bewirthen ihre beiderseitigen Freunde, und während der ganzen Festzeit heisst er *„moloday knez"* und sie *„moloday knezoy"*. Man heirathete im alten Russland sehr jung, die Männer oft mit sechszehn oder achtzehn Jahren, die Mädchen zwischen zwölf und dreizehn, bisweilen noch früher. —

Ob auch die Pflichten dieser jungen Mädchen andere wurden, ihre Freiheit wurde nicht grösser. Wenn sie unter väterlicher Gewalt im Verborgenen leben mussten, um überhaupt einen Ehemann zu bekommen, so hielt dieser es erst recht für seine Pflicht, den Kreis noch enger zu ziehen. „Die Anständigen (Hakl. 361) und *„of any reputation"* halten ihre Weiber sehr eingeschlossen, so dass man sie nicht leicht sieht, ausser wenn sie zur Kirche gehen, zu Weihnachten, Ostern oder bei seltenen gelegentlichen Besuchen bei Freundinnen, aber auch dann sind sie — sei es nun zu Ross in einem Sattel mit Steigbügeln, wie sie die Männer gebrauchen, oder im Schlitten — so verschleiert, dass man ihr Gesicht kaum sehen kann". Die Ehre der Russinnen wie der Morgenländerinnen überhaupt bestand eben in ihrer Unsichtbarkeit und der gute Name einer Frau war unwiederbringlich verloren, wenn sie sich von einer

anderen Mannsperson als ihrem Vater, ihren Brüdern — und im 16. Jahrhundert nicht einmal immer von diesen — oder ihrem Gatten hatte sehen lassen. Sogar während der Krankheit durfte sich kein Mann auf gewöhnlichem Wege ihnen nähern, ja selbst wenn die Zarin oder ihre Töchter erkrankten, musste der Arzt nach den Berichten unwissender Mädchen die Art des Leidens errathen; es war eine wohlbemerkte Neuerung, dass der Zarische Hofarzt der Gemahlin Alexei's ihr in einem dunkeln Zimmer und durch einen leichten Flor den Puls fühlen durfte! Die Blicke, die wir denn auch in dieses „Familienleben" werfen können, sind natürlich spärlich, wenn auch genügend, in uns die Ueberzeugung zu sichern, dass wir es eher mit Sclavinnen als mit Ehefrauen zu thun haben; trotzdem aber in dieser Stellung „die Idee der Ehefrau", wenn auch in seiner beschränktesten Bedeutung zu finden, zeugt entweder von einer charakteristisch niedrigen Schätzung des Weibes oder von einer Verschönerungsmanie.*) Verhältnissmässig am besten scheinen sich noch die Frauen der Edelleute und vor allem der Priester befunden zu haben, denn weil die letzteren nur einmal heirathen durften, so suchten sie aus ihren Frauen soviel als möglich zu machen, d. h. sie suchten ihnen das Leben so leicht, so lang als möglich zu machen und wir hören wirklich, dass die Priesterfrauen die angesehensten Matronen im „Kirchspiel" *(parish)* waren. Trotzdem scheint der priesterliche Einfluss auf die „Eingepfarrten" nicht besonders gross gewesen zu sein. Wir haben zwar davon gehört, dass die Kirche dem Weibe gebot, in der Kirche zu schweigen, allein sie verbot auch dem Manne, das Weib wie ein anderes Stück seines Hausrathes zu verkaufen, und dass trotzdem noch zu Ende des 16. Jahrhunderts Frauen und Kinder verkauft werden konnten, hat uns betrübt. „Jeden Vormittag", erzählt Fletcher S. 67, „zwischen 8 und 11 Uhr wurden Nichtzahler (nach Urtheilsspruch oder Loos) oft 40—50 zusammen auf dem *praveush or righter of justice* d. i. auf einem öffentlichen Platze aufs Schienbein geschlagen — bis sie zahlen; wer aber nach einem Jahr solcher Behandlung nicht zahlen kann oder will, darf sein Weib und seine Kinder verkaufen, ganz oder für eine Reihe von Jahren, und wenn ihr Preis nicht die Höhe

*) И. Е. Забѣлинъ im Русск. Вѣстникъ. Bnd. 9, S. 21: „женщина въ древнемъ обществѣ носила въ своемъ значеніи только идею жены въ теснѣйшемъ только половомъ значеніи этого слова." Vergl. damit auch die komischen Geschichten, die der Verf. d. Древняя Русь S. 254 von den in der nowgoroder Volksversammlung redenden Frauen erzählt.

der Schuld deckt, kann der Gläubiger sie zu Sclaven machen, für Jahre oder für immer.“ Jenkinson hörte während seines ersten Aufenthaltes in Russland (1557) von Männern sowohl als von Frauen, welche ihre Kinder in des Zaren Kneipen vertranken und sich dann selbst verpfändeten. „Der Wirth bringt sie dann auf die Strasse und schlägt sie auf die Füsse, damit die Vorübergehenden den Grund ihrer Leiden erführen und aus Mitleid vielleicht das Geld hergäben, den unbarmherzigen Wirth zu befriedigen. Vor der Gefängnisstrafe scheinen sie keine grosse Furcht gehabt zu haben, wenigstens erzählt Chancellor (S. 268), von einem Russen gehört zu haben, dass man im Gefängniss viel glücklicher leben könnte als ausserhalb — *but for the great beating,* zu deutsch, wenn nur die Prügel nicht wären, denn sie erhielten Essen und Trinken ohne Arbeit und wenn sie in Freiheit wären, bekämen sie gar nichts. Die Strafen waren im Allgemeinen streng, aber nur zu oft da wo man es nicht erwarten sollte: Kindesmörderinnen wurden nur in die Kirche geführt, damit ihr Vergehen bekannt würde.

In dem orientalischen Staat ist die Frau dazu da, dem Manne zu gefallen, und nur ihm zu gefallen, — für ihn schmückt sie sich, aber für ihn arbeitet sie auch und da der Hausherr am zahmsten ist, wenn er gut gegessen hat, so galt es auch zu allen Zeiten als ein wesentliches Mittel ihm zu gefallen, wenn die Frau gut kochen konnte, und obwohl wir keine unmittelbaren Beweise in Händen haben, dass die russische Frau sich dieser Arbeit unterzog, so werden wir doch diese Thätigkeit aus der „Idee der Ehefrau“ herleiten dürfen. Dieser Annahme steht die Mittheilung Herberstein's nicht entgegen, dass die Russen alle Thiere als unrein verabscheuten, die von weiblichen Händen erstickt oder geschlachtet waren. „Wenn die Männer ausgegangen waren“, so erzählt er, „stellten sich die gemeinen Russinnen mit ihren Hühnern u. s. w. und mit einem Messer vor ihre Häuser hin und baten die vorübergehenden Mannspersonen, dass sie ihnen doch den Liebesdienst des Schlachtens thun möchten“, — man sieht, es ist hier eben gar nicht von der Zubereitung die Rede. Ueber die altrussische Küche, d. h. die Geschicklichkeit russischer Frauen im Kochen, lauten die Berichte nicht immer übereinstimmend. Während z. B. Belcour von den russischen Gerichten behauptete, dass sie selbst den Teufel vergiften könnten, ist Herberstein weit entfernt, ein so hartes Urtheil zu fällen und selbst Belcour gesteht einmal, dass die gesäuerten Kohlköpfe sehr schmackhaft wären. Was die Hofküche zu liefern im Stande war, wird folgender

Speisezettel zeigen, welchen man 1597 dem österreichischen Gesandten vorlegte: Kraniche in Gewürz, marinirte Hähne mit Ingwer, Hühner ohne Knochen, Birkhühner mit Safran, Haselhühner mit Pflaumen, Enten mit Gurken, Gänse mit Reis, Hasen mit Nudeln und Rüben, Elendsgehirn, Ohren (?) mit Safran, Kalja (eine Suppe aus Caviar, Gänsefleisch und zerschnittenen Gurken) mit Citronen und Gurken! George Tubervile, der Secretär Randolfe's (1568), fand das Fleisch in Moskau vortrefflich, war aber um so mehr entrüstet über die rohe Behandlung desselben: sie brauchten keinen Bratspiess, sondern wenn im Ofen das Feuer brannte, schoben sie das Fleisch in einer Pfanne hinein; nicht minder erschreckt war derselbe Berichterstatter — er erinnert an schwärmerische Handlungscommis und schreibt in Versen — über die Armuth des Tischgeräths: kein Zinngeschirr, kein Tranchirmesser! man isst mit Holzlöffeln und trinkt aus Gefässen von Birkenholz! Beiläufig nur sei bemerkt, dass das Fleisch nicht theuer war, *) „denn man kauffet ein hennen oder endten bey ynen umb ein schlächten silbernen pfennig, so ist des grossen und kleinen vieh ein ungleubliche anzaal bey ynen." Trotz dieser „ungleublichen anzaal" empfahl Barberini türkische Hähne und Hühner (die russischen waren nach Tradescant sehr klein) einzuführen. Aber diese Schätze waren nicht allen zugänglich und was die Reisenden über die Nahrung des gemeinen Mannes berichten, erinnert bisweilen lebhaft an Vambéry's Beschreibungen orientalischer Speisen. Chancellor konnte sich nicht genug darüber wundern, wie die Russen die Häringslake geniessen konnten. „Kein Fisch", fügt er hinzu S. 268, „kann so stinkend oder verfault sein, dass sie ihn nicht ässen und ihn gesunder priesen als anderen Fisch und frisches Fleisch; meiner Ansicht nach giebt es kein Volk unter der Sonne, dass ein so hartes Leben führen muss". So geschickte Gemüsegärtner wie heute scheinen die Russen schon im 16. Jahrhundert gewesen zu sein; Zwiebeln, Knoblauch und Kohl werden als wesentliche Bestandtheile der quantitativ bedeutenden Mahlzeiten genannt, allein Kohl und Gurken werden meist roh, nur gesalzen oder eingemacht gegessen. Salat gebrauchten sie im folgenden Jahrhundert noch nicht und spotteten über die Ausländer, welche denselben wie die Thiere das Gras ässen; feinere Gemüsearten wie Blumenkohl, Schminkbohnen, Spargel waren

*) So auch noch viel später: Olearius kaufte einen Ochsen für 2 Thaler und ein fettes Schaf für 5 meissner Groschen. S. 157. Zu Korb's Zeiten kostete ein Feldhuhn 2—3, ein Hase 3—4, ein Kalb 10—12 Kopeken und ein fetter Ochse 4—5 Thaler. S. 214.

ihnen völlig fremd, dagegen können die Reisenden nicht genug die wohlschmeckenden Melonen rühmen und Olearius erzählt, dass er eine erhalten habe, ein Pud wiegend. Besondere Aufmerksamkeit erregten ferner die durchsichtigen klaren Aepfel, sowie verschiedene Arten von Beeren, welche anderswo nicht zu finden waren. *) Nun noch ein Wort über die Getränke. Das am meisten gebraute und gebrauchte ist Meth, von welchem sie fünf verschiedene Arten hatten; die gewöhnlichste Sorte wird aus dem Saft einer Beere *Malieno* (Himbeere), „welche von wunderbar süssem Geschmack und carmoisinrother Farbe ist", gewonnen, eine andere wiederum, *Visnova,* gleicht rothem französischem Weine, eine dritte heisst *Amarodina,* eine vierte, *Cherlunikyna,* welche aus der schwarzen Kirsche gemacht wird, die fünfte endlich besteht aus Honig und Wasser nebst anderen Zusätzen. „Es giebt ausserdem (Hakluyt 361) ein köstliches Getränk, welches aus der Wurzel (?) des Birkenbaumes gewonnen wird und in der russischen Sprache *Berozevites* heisst, das besonders die Edelleute im April, Mai und Juni, den drei Frühlingsmonaten, trinken, denn später trocknet der Saft des Baumes ein und dann können sie ihn nicht mehr haben." Die Armen trinken Wasser und ein dünnes Getränk, genannt *Quasse.*

Es wurde schon erwähnt, dass die Mahlzeiten durch Massenhaftigkeit, weniger durch Güte sich auszeichneten, und wenn jemand in der Anzahl der Gerichte extravagiren wollte, so ass er zuerst gebratenes Fleisch und dann die Fleischbrühe; vor dem Beginn der Mahlzeit trank man ein Glas Branntwein (*„chark of russe wine"*), wobei es üblich war, ehe man ansetzte, in das Gefäss „zu blasen". Im Allgemeinen wurde *„largely"* getrunken und *„altogether"*, was etwa so viel heisst als „viel und mit einem Zuge"; zugleich küssten sie sich beim Zutrinken. „Nach der Mahlzeit", sagt Fletcher S. 146, „unterhalten sie sich nicht, sondern legen sich auf den Bänken schlafen".

Uebrigens erschienen bei diesen Gastmählern die Frauen erst im 17. Jahrhundert und es ist erklärlich, dass sie sich selbst in dieser Gesellschaft nicht zu benehmen wussten. „Ueberhaupt," so schreibt Kotoschichin, „ist das weibliche Geschlecht ungebildet und

*) H. W. Landolf: some curious observations concerning the products of R. etc. S. 129. Their punanitzi they use to suppress the fumes after hard drinking, besides which they have those called Brussenici Klukwa and Gersmici the two last of which are also found in Livonia.

von Natur etwas einfältig: es zeigt sich im Gespräche ungelenk und verlegen, denn sie leben von den Kinderjahren bis zur Verheirathung bei ihren Vätern in verborgenen Gemächern und sehen ausser den nächsten Verwandten keinen fremden Mann, noch werden sie gesehen; und auch nachdem sie verheirathet sind, sehen sie eben so wenig Männer". Und als sie dann endlich in der Gesellschaft erschienen, verhielten sie sich mehr leidend als theilnehmend: um seine Gäste auf's Beste zu ehren gestattete der Hausherr ihnen, der Reihe nach die Frau, welche regungslos an der Wand stand, zu küssen, „und diese Sitte", (sagt Brand, der dabei besonders an die Osterzeit denkt), „ist so allgemein, dass, wenn sie in dieser Zeit eingeladen werden an den Vergnügungen im Hause Theil zu nehmen und sie sollten nicht bereit sein, die dort anwesenden Frauen zu küssen (wobei bemerkt werden muss, dass sie sich in Acht nehmen müssen, sie nicht mit der Hand zu berühren), sie für einen ungezogenen Flegel gehalten werden würden, wogegen sie, wenn sie sich auf das Manierlichste in der Affaire benehmen, ein Glas Branntwein *(cup of aqua vite)* sie sicher belohnen wird". Ein mässiger Rausch ward auch den Frauenzimmern nicht übel gedeutet. —

Womit russische Frauen, insbesondere die Mädchen besserer Stände die Stunden langer Sommertage und Winterabende ausfüllten, wird uns nicht mitgetheilt, aber vielleicht schiessen wir nicht zu weit über das Ziel, wenn wir sie uns in ähnlicher Weise beschäftigt denken, wie noch heute die Orientalinnen: mit Handarbeiten und mit Träumen. Es macht uns besondere Freude, ein, wenn auch vereinzeltes Zeugniss über ihre Geschicklichkeit in ersterem anführen zu können: „Die beste Eigenschaft (Hakluyt 361), welche die Frauen haben ist, dass sie gut nähen und mit Gold und Silber ausgezeichnet sticken können"; aber auch die erste Kunst scheinen sie anders als die Europäerinnen geübt zu haben; sie hielten nämlich das Zeug, woran sie nähten, zwischen den beiden grossen Zehen und stiessen die Nadel mit dem Zeigefinger. Immerhin mögen sie in dieser Beschäftigung volleren Ersatz für die mangelnde Freiheit gefunden haben, als ihre modernen Schwestern.*) Abendgesellschaften waren

*) Herberstein S. 48. Domi autem conclusae manent duntaxat et fila trahunt: nihil prorsus juris aut negotii in aedibus habent. Omnes labores domestici servorum opera fiunt .... rarissime in templa, rarius etiam ad amicorum colloquia, nisi senes admodum sint, omnique suspicione careant, admittuntur, certis tamen et festivis diebus animi gratia concedunt uxoribus ac filiabus ut in pratis amoenissimis conveniant ubi super quadam rota instar Fortunae insidentes,

im alten Moskau unmöglich, denn vorsichtige Menschen gingen an dunkeln Abenden nicht aus dem Hause, weil die zahllosen Bettler, welche des Tages die Vorübergehenden mit den Worten: „gieb mir und schlage mich, gieb mir und tödte mich", unablässig um Almosen anflehten, in der Nacht sich in Diebe und Mörder verwandelten. — Wir werden uns nicht wundern, wenn wir hören, dass oft genug Versuche gemacht wurden, die schweren Fesseln zu brechen, was uns aber überraschen muss, ist, zu erfahren, dass viele Frauen die gewünschte Freiheit da fanden, wo Europäerinnen sie aufzugeben gezwungen waren — im Kloster; die meisten Nonnen waren von ihren Männern verlassene oder verstossene Frauen oder Wittwen, zum kleineren Theile nur Jungfrauen. In einigen Klöstern wurden nur Edelmannswittwen und Töchter zugelassen, aber über hartes Leben konnten sie sich im Allgemeinen nicht beklagen: ungehindert empfingen sie Männerbesuche und schwärmten bei allen Festlichkeiten in den Strassen umher — es sei denn, dass sie einem Geschlechte angehörten, welches der Zar ausrotten wollte, und dessen Mitglieder ins Kloster geschickt waren, damit sie nicht heirathen konnten; die Furcht Mariens, der Gemahlin König Magnus, vor dem „höllischen Kloster" war eben nur bei Frauen ihrer Bedeutung gerechtfertigt. Wo keine Freiheit, giebt es kein Ehrgefühl, und wir überlassen es dem Leser zu errathen, was Tubervile, Horsey und Fletcher zu verschweigen für gut halten. „Es ist zweifelhaft," sagt letzterer S. 151, „ob die Grausamkeit oder Unmässigkeit in jenem Lande grösser ist, aber ich will davon nicht sprechen, weil diese schlimm und unnennbar ist, das ganze Land überfliesst von Sünden dieser Art." Hier und da hören wir auch von Beziehungen, welche mit Ausländern angeknüpft wurden und erfahren dabei, dass die Russinnen für diese eine besondere Vorliebe hatten, und zwar mehr für die blonden als brünetten. — Von den Sünderinnen führt eine breite Brücke zu den Büsserinnen.

Was die Frömmigkeit der Frauen anbetrifft, so constatirt Karamsin, Fletcher gebe zu, dass wirkliche Gottesfurcht in Russland geherrscht habe. Sicher ist, dass, als 1611 in Petschora ein Befehl vom Patriarchen wegen der Fasten ankam, selbst die

---

alternatim sursum ac de orsum moventur: aut alio qui funem appendunt, quo suspensae ac insidentes, hinc inde impulsae feruntur moventurque aut denique quibusdam et certis cantilenis, manibus plaudentes se oblectant, choreas prorsus nullas ducunt.

Säuglinge nicht ausgenommen wurden *(not exemptive the suking babes,* Purchas III, 543). Was immer die Ursache sein mag, es gereichte den Russen des 16. Jahrhunderts zur Ehre, der religiösen Ueberzeugung wegen niemand verfolgt zu haben. Fletcher weiss nur von einem einzigen Fall, wo ein Mann und sein Weib wegen Häresie 28 Jahre im Gefängniss gehalten und dann verbrannt wurden. Uebrigens hielt man die Sache geheim. Auch an Propaganda scheint man damals wenig gedacht zu haben; Jenkinson (Hakl. 364) wenigstens behauptet, dass die Russen die Tartaren leicht zum Christenthum hätten bringen können, „wenn sie selbst gute Christen gewesen wären". Es herrschte damals nämlich eine furchtbare Hungersnoth und er glaubte, dass er tausende von Tartarenkindern, Knaben und Mädchen, jedes für ein Brod hätte kaufen können. Hohe Stellung im Reiche und bei Hofe zu erlangen, war es natürlich förderlich der Staatskirche anzugehören und wir erfahren, dass viele Livländer sich taufen liessen, aber nur ein Engländer. Die Antwort, welche ein russischer Philosoph, Fletcher sagt, „ein Frommer" einem Diener des englischen Gesandten gab, als er gegen die Bilder sprach, ist bemerkenswerth: „dass Gott heute England Licht gegeben habe, und es vielleicht morgen ihnen geben werde, wenn es ihm so gefalle".

Es ist eine alte und doch nimmer endende Klage, dass die Knaben auf Kosten der Mädchen besseren Unterricht erhalten. Solche Ungerechtigkeit haben die Russen des 16. Jahrhunderts sich nicht zu Schulden kommen lassen: sie gaben gar keinen Unterricht. Nur wenige lernten Lesen und Schreiben und der allgemeinen Voreingenommenheit gegen diese Künste mag es vielleicht zuzuschreiben sein, dass sie noch viel später die Schuljahre als Dienstjahre anrechneten. „Und doch", bemerkt ein Reisender, „sind ihre Fähigkeiten gut, sie wären im Stande eine höhere Bildung zu empfangen, wie aus dem natürlichen Verstand der Männer, ja selbst der Kinder hervorzugehen scheint, wenn sie nur von ihren Nachbarn die Mittel, ihren Geist zu bilden, herbeiholen wollten, aber eben dies weisen sie aus übergrosser Selbstüberhebung ab und halten ihre eigene *„fashions"* für bei weitem am besten." Diese Mittel von den Nachbarn zu erhalten, war nun aber nicht ganz so leicht, als es den Fremden erschien, denn Reisen waren verboten, und Russen, welche einen Blick in fremdes Land werfen durften, gehörten entweder einer zarischen Gesandtschaft an oder waren Ausreisser — und selbst das Ausreissen war schwierig, denn die Grenzen wurden sehr sorgfältig

bewacht. In dieser Beziehung wurden die Frauen nicht schlechter behandelt als die Männer. Apotheker gehören zu den Vorläufern höherer Cultur und so finden wir sie denn auch schon im 16. Jahrhundert in Moskau, aber man traute ihnen nicht recht und zog lieber altbewährte Hausmittel (Branntwein mit Pulver und Knoblauch, wer schwer krank war kroch in einen Backofen und dann in den Schnee oder Fluss), Beschwörungen von Tartaren und alten Weibern vor. Beiläufig, vor Apothekern hegten sie noch viel später keinen grossen Respect und erinnere ich mich recht, so erzählt Mayerberg, dass sein Arzt als im Bunde mit den Tartaren stehend ins Gefängniss gesetzt wurde, weil er seinem Patienten *Cremor Tartari* angerathen und dadurch den Verdacht des wachthabenden Offiziers erregt hatte.

Wie wenig rechtlichen Widerstand die Frauen gegen Willkür einsetzen konnten, haben wir nun schon bei mannigfachen Gelegenheiten beobachtet, wie aber wurde diese Hülflosigkeit deutlicher und empfindlicher, wenn der Ehemann sich plötzlich entschloss, vielleicht nur weil er seines Weibes überdrüssig war, ins Kloster zu gehen, und sie mit den Kindern sich selbst überliess (Fletcher 251). Die Freiheit, welche ihr dafür beim Tode des Mannes zufiel, war kaum Freiheit zu nennen; wenn jemand nach der letzten Oelung wieder genas, durfte seine Frau einen anderen heirathen und er trug bis an sein Ende ein schwarzes Gewand nach Art der Mönchskleider, war er aber „wirklich" gestorben, so durfte die Wittwe nach sechs Wochen wieder heirathen. Der alles ausgleichende Tod führt, was Ungerechtigkeit und Eigennutz im Leben getrennt hatte, wieder zusammen, kein Vorzug gebührt mehr dem Manne vor dem Weibe. „Wenn Jemand stirbt", heisst es in dem Bericht (Hakl. 351), „ziehen sie dem Todten ein paar neue Schuhe an, weil er einen langen Weg zu gehen hat, dann wickeln sie ihn in ein Linnen, wie auch wir thun ... Wenn sie ihn dann in einem hölzernen Sarge in die Kirche tragen, begleiten ihn die Freunde und Verwandten ein Wachslicht in der Hand weinend und klagend" ... Nach 24 Stunden schon werden sie beerdigt und reiche Leute sowohl im eigenen Hause als auf dem Grabe von einer Menge gemietheter Weiber beweint, welche in gedehntem Gesange herheulten: warum musstest du denn die weisse Erde verlassen? Hattest du nicht Reichthümer und Ehren, eine treue Gattin und liebe Kinder, war dir der Zar, der Landesherr nicht gnädig? u. s. w. War es eine Frau, so stellte man andere Fragen in ähnlicher Weise. Im Winter werden die Leichname wegen des gefrorenen Bodens nicht beerdigt, sondern in einem Hause,

genannt „*Bohsedom*“ aufbewahrt (Fletcher S. 139), „wo die Leichnahme aufgeschüttet sind wie die Scheite in der Holzkammer“, und erst wenn der Frühling kam, die Erde wieder aufthaute, nahm ein jeder seinen Freund von hier fort und begrub ihn. — Und hiermit wollen auch wir unsere Plaudereien beschliessen. Die bösen Zeiten, von denen wir gehandelt, sind längst verschwunden, ein neues Geschlecht lebt und liebt, wenn auch nur leise bewegt in den Tiefen durch die neuen Ideen — das Ziel ist fern, aber für den Augenblick ist es genug, dass nicht nur einzelne Männer bereit sind der Gerechtigkeit zu Liebe die Alleinherrschaft aufzugeben, sondern dass auch Frauen erstanden sind, welche in richtiger Würdigung ihres Berufes den ungerechten Ansprüchen das Wort des alten Satirikers entgegenhalten — „ich bin die Frau vom Haus und nicht die Spindelmagd!“

Zunft und Genossenschaft.

Ein Vortrag,
gehalten im Gewerbeverein zu Riga.

Von der Vortrags-Commission unseres Vereins aufgefordert zu Ihnen über Wesen und Bedeutung des deutschen Genossenschaftswesens zu sprechen, habe ich geglaubt, mich dieser Aufforderung nicht entziehen zu dürfen. Gilt es doch auch bei uns auf dem Gebiet des gewerblichen Lebens manche hochwichtige Frage zu lösen und fällt daher einem Jeden unter uns Gliedern des Gewerbevereins, dieser jüngsten die Hebung und Förderung des Gewerbestandes bezweckenden nicht geschlossenen Genossenschaft, die Aufgabe zu, nach Maassgabe seiner Befähigung und Stellung, in der bezeichneten Richtung entweder anzuregen, aufzuklären, neue Gesichtspunkte zu eröffnen, oder das als richtig Erkannte praktisch in Angriff zu nehmen und zu gestalten, kurz mit Wort und That der Sache des Gewerbestandes zu dienen.

Bevor ich aber auf Wesen und Bedeutung des Genossenschaftswesens selbst eingehe, gestatten Sie mir hier kurz des Ursprungs, der Blüthe und des Niedergangs der Zunft d. h. desjenigen Organs zu gedenken, an dessen Stelle die moderne Genossenschaft zu treten berufen zu sein scheint.

Die Anfänge des deutschen Städtewesens im Mittelalter und der Zunft liegen der Zeit nach nicht weit auseinander. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, dass die ersten städtischen Niederlassungen fast ausnahmslos von den Burgen der weltlichen Grossen und den Sitzen der Bischöfe ausgingen. Ihrem Ursprung entsprechend wurden diese Gemeinden anfänglich auch von weltlichen und geistlichen Grossen, ihren Stellvertretern und Standesgenossen regiert. Unter dem starken Schutz mächtiger Patrone erblühte in diesen städtischen Niederlassungen bald das Gewerbe, und gewannen

die demselben obliegenden bisher Unfreien und Halbfreien durch Erringung der Freiheit eine höhere Stellung, denn „Stadtluft macht frei", sagt ein altes Rechtssprichwort. Die solchergestalt Freigewordenen fingen dann bald den Druck der sie regierenden Edlen und Geschlechter schwer zu empfinden an, schlossen sich — dem mittelalterlichen Triebe nach korporativer Vereinigung der Berufsgenossen folgend — zu gemeinsamem Schutz und Trutz zusammen und erlangten, bisweilen freilich erst nach blutigen Kämpfen, im XII. und XIII. Jahrhundert, das städtische Regiment. Die anfangs einen wesentlich defensiven Zweck verfolgenden Zünfte bildeten sich, nachdem sie aus ihrer defensiven Stellung herausgetreten waren und die Unabhängigkeit von der junkerlichen Stadtregierung errungen hatten, zu festen Körperschaften aus, welche die einzelnen Gewerbegenossen ausnahmlos in sich aufnahmen und ihnen den bestimmten zünftigen Stempel aufdrückten. Es ist diese Zeit, vom XIII. bis zum XVI. Jahrhundert, zugleich die Zeit der höchsten Blüthe der Zunft, in der dieselbe dem einzelnen Genossen Alles war. Und zwar ordnete sie nicht nur das Gewerbewesen in der Weise, dass sie den einzelnen Genossen die Mittel tüchtiger Erlernung ihres Handwerks und den Konsumenten die Garantien guter Arbeit darbot, sondern dass sie auch ihren Gliedern ein gutes Fortkommen, den sogen. goldenen Boden des Handwerks, gewährleistete. In ihren vielfachen Beziehungen zur Stadtverwaltung, dessen Fundament sie war, sowie in der Ordnung ihrer inneren Verhältnisse, bei vollster Oeffentlichkeit, bot sie den einzelnen Genossen zugleich eine treffliche Schule politischer Bildung, und wie hoch die sittlichen Ziele waren, die sie sich steckte, zeigt der aus dieser Zeit stammende Spruch: „das Handwerk soll so rein sein, als hätten es die Tauben zusammengetragen." Zieht man dann noch die religiösen und künstlerischen Elemente in Betracht, die das ganze Zunftleben durchdrangen, so können uns die in den Domen und Meistergesängen erhaltenen herrlichen Blüthen der Zunft, bei so gesunder und reicher Wurzel, nicht mehr Wunder nehmen. Doch alles was entsteht ist werth, dass es zu Grunde geht. Diesem Gesetz alles Gewordenen konnten sich auch die Zünfte nicht entziehen: seit der Reformation beginnt die Zeit ihres Niedergangs, ihres Niedergangs bis zu innerer Bedeutungslosigkeit und äusserer Karricatur dessen, was sie in ihrer Blüthezeit gewesen. Das Zeitalter der Reformation und noch mehr des hierauf folgenden dreissigjährigen Krieges, welches so vielen Schöpfungen früherer Zeiten verderblich werden

sollte, unterhöhlte auch den Bau der Zünfte. So finden wir sie bereits am Schluss des XVII. und namentlich im XVIII. Jahrhundert zu einer die innere Hohlheit nur mühsam durch barocke und rohe Formen verdeckenden gewerbepolizeilichen Anstalt herabgesunken. Nun erst wurde die ausschliessliche Arbeitsbefugniss, die privilegienhafte Abschliessung der Zünfte gegen einander und der Privilegienzwang in der eigenen Mitte zum Inhalt des Zunftbegriffs. Real- und Banngewerberechte, Marktzwang des Landes nach der Stadt, Ehezwang zu Gunsten von Meisterstöchtern und Meisterswittwen, Fixirung und Beschränkung der Zahl der Meister, der ihnen erlaubten Lehrlinge und Gesellen, Brutalität gegen vermeintliche oder wirkliche Pfuscher (das sogen. Jagen der Bönhasen) Ueberbürdung des Jungmeisters durch kostspielige Meisterwerke und allerlei Auflagen, Gesellen- und Meisterstück-Bravouren, Zwangspreise und Arbeitsregulirungen — dies alles verband sich, nach Schäffle, zu einer immer widerlicheren Missbildung. Und welches waren die auf solchem Boden erwachsenen Früchte? Hören wir hierüber einen bewährten Kenner des deutschen Gewerbestandes, der zugleich stets sein wärmster Freund gewesen ist! Schlechte, langsame und theure Arbeit der meisten Zunftgenossen, so heisst es bei V. A. Huber, Mangel an materiellen, zumal pecuniären Mitteln, noch mehr an den entsprechenden geistigen und sittlichen Kräften, um die neuen technischen Erfindungen, welche auf den Grossbetrieb hindrängen, gehörig benutzen zu können, ein Geist kleinlicher dumpfer, beschränkter Selbstsucht, ohne alle tüchtige Auffassung und höheren Schwung war die Signatur des zünftigen Handwerks, lange bevor die revolutionären Gewalten von oben und unten sein formelles Dasein vollständig zerstörten. Bereits im Jahre 1751 drohte daher ein Reichsschluss mit der Gewerbefreiheit: „Wir und das Reich (sagte der Kaiser) dürften leicht Gelegenheit nehmen nach dem Beispiele anderer Reiche alle Zünfte insgesammt und überhaupt völlig aufzuheben und abzuschaffen.“ War man, wie hieraus hervorgeht, in maassgebenden Kreisen bereits damals entschlossen den Zünften, als gewerblichen Zwangsanstalten, dem Zunftzwang, den Garaus zu machen, so muss es geradezu Wunder nehmen, wenn wir dieselben in Deutschland ihre Existenz noch länger als ein Jahrhundert nach jenem Reichstag mühsam fristen sehen. Zumal wenn man die ganze Strömung der Literatur und namentlich der Philosophie der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit in Erwägung zieht. Ging doch diese darauf hinaus die letzten Konsequenzen des von der Reformation für das religiöse Gebiet proclamirten Princips, das einzelne Individuum von der

Autorität der dasselbe umgebenden historisch gewordenen Gewalten zu emancipiren, den einzelnen Menschen lediglich auf sich selbst und sein Gewissen zu stellen, für alle Gebiete menschlichen Wissens und Handelns auf's Rücksichtsloseste zu ziehen, und hatte dann die junge Wissenschaft der Nationalökonomie, gesättigt von diesem Princip, die Zünfte im Sturm berannt. Doch mochte diese Strömung der Geister und ihre gewaltigste geschichtliche Verkörperung, die französische Revolution von 1789, in Frankreich gleichsam mit einem Schlage den ganzen unendlich verschnörkelten Zunftbau, dem es allmälig sogar gelungen war die Nähterinnen und Blumenverkäuferinnen in seinen Kreis zu bannen, zerschlagen haben, das träger fliessende deutsche Blut, das an dem historisch Gewordenen selbst dann noch einige Zeit festhält, wenn dasselbe seine innere Existenzberechtigung bereits verloren hat, bedurfte noch mehr als eines halben Jahrhunderts, um dasselbe Ziel zu erreichen. Erst nachdem im Laufe des vorigen Jahrhunderts die deutschen Landesherren die äussersten Härten des Zunftzwanges durch eine den Zünften nicht günstige Verwaltungspraxis gemildert und neben den zünftigen Gewerben das Entstehen sogenannter unzünftiger Handtierungen fort und fort begünstigt hatten, ist es den einzelnen Staaten — und an ihrer Spitze Preussen — im Laufe dieses Jahrhunderts gelungen, den Zunftzwang zu Gunsten einer mehr oder minder verklausulirten Gewerbefreiheit zu beseitigen. Den Gewerbeordnungen für Bayern vom Jahre 1868 und für den Norddeutschen Bund vom Jahr 1869 war es dann vorbehalten auch die letzten Konsequenzen der Gewerbefreiheit auszusprechen. Kein Widerspruch mit der im norddeutschen Bund sowohl wie in Bayern eingeführten Gewerbefreiheit ist es aber, wenn eine sehr detaillirte Gewerbeordnung den einzelnen Gewerben gewisse, durch das Nebeneinanderstehen derselben einerseits, sowie den Schutz höherer Interessen andererseits gebotene Beschränkungen auferlegt, wie es auch der Gewerbefreiheit nicht widerspricht, wenn der Weiterexistenz der ihres, gegen Producenten und Konsumenten gerichtet gewesenen Zwanges entkleideten Zünfte von Amtswegen kein Hinderniss entgegengestellt, ja, wenn ihr Weiterbestehen als Anstalten gegenseitiger Unterstützung in der Noth, Förderung des Wissens und Könnens aller Art, sowie guter Sitte, sogar ausdrücklich gewünscht wird.

Parallel mit dem eben geschilderten Niedergang der Zünfte, diesen Process zugleich nicht unbedeutend beschleunigend, läuft eine für das gewerbliche Leben hochwichtige Strömung, welcher im Gegensatz zu dem bis dahin fast ausschliesslich herrschend gewesenen handwerks-

mässigen Betriebe die Tendenz zum fabrikmässigen Grossgeschäft innewohnt. Bereits die durch die Entdeckung Amerika's erschlossenen neuen Metallquellen und die allmälige Ueberschwemmung des europäischen Markts mit edlen Metallen, wie der allmälige Uebergang der Naturalwirthschaft in eine sog. Geldwirthschaft, ferner die durch die neuen überseeischen Verkehrsstrassen und durch die verbesserten Transportmittel vervielfältigten und erweiterten Verkehrsbeziehungen, sodann aber im XVIII. Jahrhundert die durch das vertiefte Studium der exacten Wissenschaften veranlassten, für das gewerbliche Leben so überaus wichtigen Erfindungen der Lokomotive und der Arbeitsmaschine, endlich die durch Zusammenfassung und Stärkung der Staatsgewalt bedrohte Selbstgenügsamkeit der einzelnen Städte und Korporationen und der allen Klassen der Bevölkerung sowie dem Gewerbefleiss dargebotene verstärkte Rechtsschutz hatten nicht nur den Kreis und die Bedürfnisse der Konsumenten, sondern auch die Befriedigungsmittel derselben gesteigert und drängten auf eine radikale Veränderung des bisherigen Gewerbebetriebs. So vollzog sich denn im Laufe des XVIII. und XIX. Jahrhunderts jene ungeheure Umwandlung der gewerblichen Produktion zu Gunsten des fabrikmässigen Betriebs, die noch gegenwärtig nicht abgeschlossen ist, deren Resultate aber für das wirthschaftliche, sociale und politische Leben bereits heute von tiefgreifendster Bedeutung sind.

Während in dem Handwerk die einzelnen Produktionsfaktoren, Kapital, physische Arbeit sowie geistige Leitung und Unternehmung sich ununterschieden in denselben Personen, den Handwerksmeistern, vereinigen, und Gesellen und Lehrlinge wie Handwerkzeuge gleichsam nur eine Vervielfältigung und Verstärkung derselben bereits im Meister vorfindlichen geistigen und physischen Kräfte bezwecken, treten diese einzelnen Produktionsfaktoren in der Fabrik, bei grossartiger Steigerung derselben, auseinander und vertheilen sich unter verschiedene Personen und Kräfte. So wird das Kapital nicht selten von dem Fabrikunternehmer entweder darlehnsweise von dritten Personen für sein Geschäft herangezogen oder doch durch Actienzeichnung gebildet. An Stelle der nur mit einfachen Werkzeugen operirenden Muskelkraft des Handwerkers treten grosse mechanische Kräfte und mächtige Werkzeuge. Die Arbeit selbst aber, von dem niedrigsten Handlangerdienst des Fabrikarbeiters bis zur eminent geistigen Beschäftigung des Technikers und Fabrikleiters, erscheint unendlich abgestuft und in ihren verschiedenen Funktionen durch besondere Vertreter personificirt. Während endlich der Absatz des Handwerks ein beschränkt

localer ist, strebt die Fabrikation dahin sich den Weltmarkt zu erobern.

So war dem Handwerk in der Fabrikation ein gewaltiger Konkurrent erwachsen, der um so bedrohlicher wurde, je mehr die Ausbreitung desselben in eine Zeit fiel, welche das Handwerk bereits seiner einst kraft- und machtvollen Stützen, der Zünfte, entweder vollständig oder doch zum grössten Theil beraubt fand. So sehr die Berichte über den Einfluss, welchen die Fabrikation auf den Bestand und das Gedeihen des Handwerks ausgeübt hat und noch gegenwärtig ausübt, je nach den geographischen und historischen Voraussetzungen der Beobachtungsobjekte, oder nach der politischen und wirthschaftlichen Stellung ihrer Verfasser, auch von einander abweichen mögen, darin stimmen doch alle überein, dass das Handwerk jedenfalls eine schwere Zeit des Uebergangs durchzumachen gehabt hat, in der das um seine Existenz ringende Kleingeschäft in dem ungleichen Kampf nicht selten unterlegen ist. Und wenn auch mit den freudiger in die Zukunft des deutschen Handwerks Blickenden angenommen werden kann, dass es der Grossindustrie nie gelingen wird, das Handwerk vollständig zu verdrängen, sondern dass demselben immer ein weites Gebiet eigenster Thätigkeit erhalten bleiben wird, so schliesst diese Annahme die Forderung der Wiedererrichtung von Stützen für das Handwerk, wie es dasselbe einst in seinen Zünften besass, keineswegs aus. Doch auch dort, wo das Handwerk sich gegenüber der Fabrikation zu erhalten vermocht hat, hat es sich dem Einfluss der dieser zu Grunde liegenden Ideen nicht zu entziehen vermocht. Vollständig verbürgte statistische Zahlen zeigen uns einen solchen zum Theil bereits vollzogenen Umschwung, indem wir im Durchschnitt den deutschen Handwerksmeister gegenwärtig mit mehr Gesellen arbeiten sehen, als früher. Dieses beweist, dass auch das Handwerk, will dasselbe sich neben der Fabrik halten, nothwendig zum Grossbetrieb schreiten, so zu sagen fabrikationsmässige Elemente in sich aufnehmen muss — und zwar durch Verstärkung der Arbeitskraft, Vergrösserung des Betriebskapitals und Benutzung von Maschinen. Gelingt ihm dieses und vermag es in seiner Bildung mit der hochentwickelten Technik seiner Zeit Schritt zu halten, so ist nicht daran zu zweifeln, dass ihm alle diejenigen Gebiete der Arbeit als seine eigenste Domäne erhalten bleiben, bei denen es weniger auf eine Durchschnittsgüte ankommt, wie die Fabrikation sie allein gewährleistet, sondern auf bestimmte individuelle Eigenschaften, welche allein durch den handwerksmässigen Betrieb erzielt werden

können, sowie alle diejenigen Gewerbe, bei denen eine vielgegliederte Arbeitstheilung nicht durchführbar ist.

Wie nun soll sich der Handwerker diejenigen Mittel beschaffen, durch die er behufs erfolgreicher Konkurrenz mit der Grossindustrie seinem Geschäft eine den Bedürfnissen entsprechende Ausdehnung zu geben vermag? Woher sollen dem ganzen Stande — und ich denke hierbei sowohl an den Meister als an den Gesellen und Lehrling, um die frühere zunftmässige Terminologie zu gebrauchen, — diejenigen, nicht nur materiellen sondern auch geistigen und sittlichen Stützen kommen, deren er nothwendig bedarf, will er mit Freudigkeit der Zukunft entgegensehen? Seitdem die Zünfte daniederliegen, der früher engere familienähnliche Verband zwischen dem Meister und seinen jüngeren Arbeitsgenossen einem losen kontraktähnlichen Verhältniss auf immer gewichen zu sein scheint, ist die ganze Masse des Gewerbestandes gleichsam in einzelne Atome aufgelöst, die ihrer Zusammenfassung und Verbindung glücklicherweise nicht überall nur harren, sondern zum Theil wenigstens bereits erharrt haben.

Nicht aber die wiederholt vergeblich aufgestellten Wiederbelebungsversuche der Zünfte scheinen hier den rechten Weg zu weisen, noch weniger freilich die von der socialistischen und kommunistischen Agitation verlangte Absorbirung und Regelung des Gewerbes durch den Staat. Eine wesentliche Stärkung und Verjüngung dürfte dem Handwerk lediglich aus den in den letzten Jahren auch in Deutschland sich immer mehr verbreitenden Associationen oder Genossenschaften erblühen, welche dem Gewerbestande zugleich die zur Aufnahme fabrikationsmässiger Elemente nothwendigen Kräfte und Mittel zu gewähren im Stande sind.

Diese Genossenschaften sind freie Verbände der einzelnen Gewerbetreibenden, und nicht nur dieser, welche sich von den im mittelalterlichen korporativen Geist erwachsenen und mit demselben untergegangenen Zünften dadurch unterscheiden, dass sie ihre einzelnen Genossen nicht in allen ihren Lebensbeziehungen und Lebensäusserungen erfassen, sondern gewöhnlich nur in einer oder der anderen Richtung, dann aber indem sie weder nach aussen noch nach innen geschlossen sind, so dass ihren Mitgliedern der Ein- und Austritt beliebig freisteht. Mit anderen Worten, die einzelne Genossenschaft — sei diese nun ein Konsum-, Magazin- oder Bildungsverein, eine Vorschusskasse oder eine Versorgungsanstalt, eine Genossenschaft zu gemeinschaftlicher Benutzung einer oder mehrerer Maschinen oder gar zu gemeinsamem

Betriebe eines Gewerbes — bezweckt nicht, wie weiland die Zunft, ihre Mitglieder in all ihren vernünftigen Bedürfnissen zu befriedigen, sondern sie erfasst und befriedigt dieselben nur in einer bestimmten Richtung, nach der Seite eines bestimmten Bedürfnisses. Während daher der Zunftgenosse ausser seiner ihn ganz allein erfüllenden Zunft keinen anderen Verband kannte, kann und wird der Gewerbetreibende heutigen Tages zu verschiedenen Genossenschaften und Vereinen gehören, ohne doch von diesen in derselben Weise absorbirt und häufig seiner Selbständigkeit beraubt zu werden wie früher in der Zunft. Hierin besteht der wesentliche Unterschied zwischen Zunft und Genossenschaft, Korporation und Association.

Die deutsche Genossenschaftsbewegung hat ihren Ursprung auf England zurückzuführen. Entsprechend dem vorwiegend fabrikationsmässigen Charakter der englischen Industrie, die dem Handwerk nur wenig Raum und Licht gestattet, ist die Association in ihren mannigfachen und reichen Verzweigungen dort vorzüglich zu Schutz und Hülfe des Fabrikarbeiters ins Leben getreten. Sie stützt ihn, den lediglich auf seine Arbeitskraft Angewiesenen in dem ungleichen Kampf mit dem zur weltbeherrschenden Macht herangewachsenen Kapital, sei es dass sie als Konsumverein ihm die unentbehrlichsten Lebensmittel billiger und besser darbietet als er sie sonst erhielte, sei es, dass sie in dem grossartig angelegten Productivunternehmen, den Arbeiter auf Grund kleiner Ersparnisse in Gemeinschaft mit seinen Genossen zum selbständigen Unternehmer macht. Um Ihnen an einem einzelnen Beispiel gleichsam eine Perspective auf die grossartigen Erfolge des englischen Associationswesens, des sogen. *cooperative movement,* zu eröffnen, sei es mir hier gestattet einige Zahlen über die *cooperative store* in Rochdale sprechen zu lassen. Hier in diesem Städtchen, dass jetzt mit seiner Umgebung ungefähr 38,000 Einwohner zählt, thaten sich, V. A. Huber zufolge, im Jahre 1844 einige arme Flanellweber mit einem bei Pfennigen mühsam ersparten Kapital von 28 Pfd. St. zusammen, um einen sog. *cooperative store* — nach unserer Terminologie einen Konsumverein — zu eröffnen, womit sie im ersten Jahr ein Geschäft von 710 Pfd. Sterl. und einen Profit von 22 Pfd. Sterl. machten. Im Jahre 1868 findet sich ein Bestand an Mitgliedern von 6731 mit einem Kapital von 123,233 Pfd. Sterl., einer Einnahme für verkaufte Waare von 290,900 Pfd. Sterl., einem Profit von 37,450 Pfd. Sterl., während sich die Dividende der Mitglieder auf 10 % herausstellt. Ausserdem trägt derselbe Stamm der cooperativen Bewegung in Rochdale noch mehrere

andere sehr beachtenswerthe Früchte: eine Getreidemühle und Schlächterei, eine Spinnerei, eine Baugesellschaft und eine Begräbnisskasse, deren Kapital zusammen auf weitere 250,000 Pfd. Sterl. anzuschlagen sind. Jene Mühle beherrscht den ganzen Mehlmarkt weit und breit und hält billige Preise und reine Waare aufrecht. Gründer, Leiter und Theilnehmer dieser Anstalten sind grösstentheils die einzelnen Genossenschafter und die Genossenschaft ist mit Kapital hauptsächlich betheiligt. Dazu kommt noch neuerdings eine Versicherungsanstalt. Bemerkenswerth aber ist noch besonders, dass die Genossenschaft von dem Reingewinn jährlich 2½ % zu Bildungszwecken verwendet.

Diese ganze Genossenschaftsbewegung nach Deutschland verpflanzt zu haben, ist nun hauptsächlich das Verdienst eines Mannes, dessen Namen auch unter Ihnen, meine Herren, guten Klang hat. Der Rechtsanwalt Hermann Schulze, gründete nämlich, nachdem er während seiner parlamentarischen Thätigkeit in den Jahren 1848 und 1849 Gelegenheit gefunden hatte, Einblicke in die traurige Lage des deutschen Gewerbestandes zu thun, in seiner in der preussischen Provinz Sachsen belegenen Vaterstadt Delitzsch im Jahr 1850 einen Vorschussverein, welcher der Keim für den mittlerweile hochherangewachsenen Genossenschaftsbaum werden sollte, in dessen Schatten gegenwärtig ein nicht unbeträchtlicher Theil des deutschen Gewerbestandes wirksamen Schutz gefunden hat. Mittlerweile zum Kreisrichter ernannt gab Schulze dieses Amt jedoch wegen knabenhafter Maassregelung durch die Staatsregierung wieder auf, um sich ganz der Förderung und Leitung der von ihm ins Leben gerufenen Bewegung zu widmen. Von seinen Freunden und Gesinnungsgenossen wurde ihm dann im Jahr 1865 die Summe von 65,000 Thaler als sogen. Nationaldank zur freien Verfügung übergeben. Um seine Kraft fortan ungetheilt dem von ihm begonnenen Werk widmen zu können, nahm er die Zinsen dieses Kapitals an; das Kapital selbst jedoch wies er dem von ihm vertretenen Unternehmen zu. Mit dem Jahr 1850 entstanden nun zuerst in den um Delitzsch herumliegenden Ortschaften, dann auch in den übrigen Städten Deutschlands und Oesterreichs zahllose Genossenschaften nach dem System Schulzes, wobei das interessante Factum besonders zu bemerken ist, dass in denjenigen Ländern Oesterreichs, die eine mit slavischen Elementen versetzte Bevölkerung aufweisen, die Verbreitung der verschiedenen Genossenschaften, namentlich aber der Vorschussvereine, eine besonders starke ist. Es sind diese Genossenschaften aber

um nur die hervorragenderen Arten anzuführen, Konsumvereine, deren Aufgabe darin besteht, die Differenz zwischen dem Einkaufspreis der Waaren en gros und ihrem Preis im Detailverkauf nicht in die Taschen der zahllosen Mittelspersonen fliessen zu lassen, die um so stärker an dem Mark des vermögenslosen Arbeiters saugen, je gewissenloser sie hinsichtlich der Güte sowie des Gewichts und Maasses der gelieferten Waare sind, sondern dieselbe den Mitgliedern entweder an dem Preise der von ihnen gekauften Waare zu ersparen oder bei höher gestellten Waarenpreisen diese Differenz als Dividende wieder in die Taschen der Mitglieder zurückfliessen zu lassen; ferner Rohstoffvereine, Magazin- und Werkgenossenschaften, die den kleinen Gewerbetreibenden in den verschiedenen Momenten seiner Production unterstützen sollen, sei es nun, dass derselbe in Verbindung mit seinen Genossen sich die Rohstoffe en gros und unter Benutzung günstiger Konjuncturen des Markts anzuschaffen in Stand gesetzt wird oder dass er durch Eröffnung gemeinsamer Verkaufslocale an Kosten für die Miethe eines Locals sowie an beim Verkauf zu verwendender Zeit und Mühe gewinnt, sei es endlich indem einzelne Genossen sich zur Anschaffung und Benutzung für das Gedeihen ihres Betriebes absolut erforderlicher Maschinen oder sonst kostspieliger Hilfsmittel verbinden, deren Anschaffung für den Einzelnen unerschwinglich ist; ferner Vorschuss- und Kreditvereine, welche das dem einzelnen Gewerbetreibenden zur Vergrösserung seines Geschäfts, zur Ueberwindung unglücklicher, sowie zur Ausnutzung günstiger Konjuncturen nöthige und ihm in seiner Vereinzelung unzugängliche Kapital darbieten und welche zugleich dem kleinen gewerblichen Unternehmer und dem vermögenslosen Arbeiter, sowie den auf gleichem Niveau mit denselben stehenden Klassen durch Aussicht auf Zins und Dividende auch für ihre kleinsten dem Vereine übergebenen Ersparnisse einen Anreiz zum Sparen und die Möglichkeit eigener Kapitalbildung gewähren; endlich Produktivgenossenschaften, in denen die einzelnen Genossen die Früchte ihres Sparens zusammentragen und mit gemeinschaftlichem Kapital, auf gemeinschaftliche Gefahr und Rechnung ein productives Geschäft unternehmen, dessen Gewinn sie nach Maassgabe der Beisteuer eines Jeden an Kapital und höherer oder niederer Arbeit unter einander vertheilen.

An die Spitze all dieser Unternehmungen hat Schulze die beiden Principien der solidarischen Haft aller Glieder einer Genossenschaft für einen, und einer für alle, sowie der Selbsthilfe gestellt. Durch die solidarische Haft der Genossenschaften, wodurch jeder

derselben sich der Verpflichtung unterzieht, für die Schulden der Genossenschaft beliebig bis zur äussersten Erschöpfung seiner Vermögenskräfte in Anspruch genommen zu werden, schaffen sich die vermögenslosen oder nur mit geringem Vermögen ausgestatteten Gewerbetreibenden eine Kreditbasis, die ihnen mit der Zeit nicht nur die kreditweise Disposition über Tausende und Millionen von Thalern, sondern auch den Erwerb sehr bedeutender Summen ermöglicht hat. Wo der Kapitalist dem Einzelnen nicht kreditiren wollte, weil er sich dabei einem grossen Risiko aussetzte, da thut er es, wenn sich mehrere unter gegenseitiger Verhaftung für einander verbinden, indem er dasjenige, was bei dem Einen verloren gehen könnte, doch immer von dem Anderen zu erhalten hoffen darf. Zieht man dabei in Betracht die äusserst vorsichtige und gewissenhafte Verwaltung der einzelnen Genossenschaften durch selbstgewählte Vorstände aus ihrer Mitte, namentlich in der ersten Zeit ihres Bestehens, und die verhältnissmässig nur geringen Verluste der Genossenschaftsgläubiger, ferner die gegenseitige, namentlich durch Schulze vermittelte Hilfeleistung der einzelnen Genossenschaften unter einander, so werden die grossartigen Resultate dieser Vereine nicht mehr Wunder nehmen.

Nächst der materiellen Stütze, die die Genossenschaften dem Gewerbestande darbieten, sind aber die geistigen und sittlichen Keime, die sie unter ihre Glieder ausstreuen, keineswegs zu unterschätzen. Schulze ging bei der Errichtung seines socialen Baus, im Gegensatz zu seinem die Staatshilfe reklamirenden Gegner Lassalle von dem Princip der Selbsthilfe aus, indem er unverrückt an dem Satze festhielt, dass dem Menschen nicht nur Bedürfnisse gegeben sind, sondern dass in ihm selbst auch die Mittel der Befriedigung derselben zu suchen und zu finden sind. Nicht als ob der Gewerbestand den besonnenen Rath und die hilfreiche Mithat ihm an Bildung oder an Kapital überlegener Personen ausschlagen sollte, gehörte doch Schulze selbst, der Begründer und Leiter dieser Bewegung, nicht zum Gewerbestande. Diese ihm dargebotene Hilfe bewusst und selbstthätig entgegennehmend, sollte er aus jener Unthätigkeit herausgerissen werden, welche immer nur abwartet, dass ihr die von Anderen gepflückten Früchte reif in den Schooss fallen. Hier hiess es nach den höchsten Gütern nicht nur die Hand ausstrecken, sondern für die Erringung derselben in Gemeinschaft mit seinen Genossen seine ganze Kraft, ja seine ganze Existenz einsetzen; damit diese aber nicht gefährdet werde, die Augen offen halten und eine thätige Kontrolle über seine Mitgenossen ausüben; endlich den

geistigen Blick in Schulen und Bildungsvereinen frei und weit machen. Je rüstiger die Genossenschaften aber im Einzelnen fortschritten, desto nothwendiger wurde es einen Zusammenhang unter ihnen herzustellen und einen Mittelpunkt zu schaffen, zu dem alle Erfahrung der Peripherie hindrängte, von dem alle Anregung und einheitliche Leitung ausging. Schon im Jahr 1859 wurde daher der Verband der deutschen Arbeitergenossenschaften gegründet, der Schulze anfangs zum Leiter eines Centralbureaus für das gesammte Genossenschaftswesen, dann zu seinem Anwalt ernannte. Auf jährlich zusammentretenden allgemeinen und Provinzial-Vereinstagen, tauschen die Vertreter der Genossenschaften ihre Erfahrungen aus. Ein Ausschuss derselben bildet einen Rath, den der Genossenschaftsanwalt in allen wichtigen Fällen zu konsultiren hat. Ein eigenes Vereinsorgan, anfangs die „Innung der Zukunft", dann die „Blätter für Genossenschaften", halten den stetigen Ideenaustausch unter den Vereinen offen. Die der Zeit nach letzte Schöpfung, ein in Berlin errichtetes Bankinstitut, bildet gleichsam das Reservoir, in das die überschüssigen Vereins-Kapitalien fliessen und aus dem die einzelnen bei derselben akkreditirten Genossenschaften jederzeit Kapitalien erhalten können. Endlich stellt ein im Jahr 1866 für die preussische Monarchie erlassenes, und dann im Jahr 1868 mit nur wenigen Modificationen auf den norddeutschen Bund ausgedehntes Gesetz die für das Gedeihen der Genossenschaften nothwendigen, bestimmten und einheitlichen Regeln fest, so dass innerhalb dieser Normen, die einzelnen Genossenschaften ohne Staatskoncession und Staatskontrolle sich frei und ungehindert bewegen können. Und nicht mehr lange kann es dauern, dass dieses für den norddeutschen Bund erlassene Gesetz zum deutschen Reichsgesetz erhoben, auch für die süddeutschen Staaten Wirksamkeit erlangen wird.

Doch — Zahlen regieren die Welt. Lassen Sie mich daher zum Schluss Ihnen einige Zahlen anführen welche beredter als Worte den Erfolg des Genossenschaftswesens verdeutlichen. Während nämlich, wie bereits oben erwähnt, das Jahr 1850 in ganz Deutschland nur eine Genossenschaft, die Vorschusskasse in Delitzsch aufzuweisen hatte, welche am Schluss des Jahres 1852 nicht mehr als 117 Mitglieder zählte, deren Geschäftsantheile in Summa 47 Thaler betrugen, der Reservefond aber auf 129 Thaler angewachsen und Vorschüsse im Ganzen für nicht mehr als 827 Thaler gewährt worden waren, — enthielt der jüngst erschienene Rechenschaftsbericht des Genossenschaftsanwalts für das Jahr

1869 folgende Zahlen: es bestanden in diesem Jahr im Ganzen im norddeutschen Bunde, den süddeutschen Staaten und Oesterreich 2644 bekannte und bei der Anwaltschaft angemeldete Genossenschaften, deren Zahl jedoch, wenn man die nicht angemeldeten hinzurechnen wollte, leicht bis auf 3000 zu bringen wäre. Die 2644 Genossenschaften zählten eine Million Mitglieder mit einem eigenen Vermögen von 22—23 Millionen Thaler, einem jährlichen Geschäftsumsatz von 300 und einem Kassenumsatz von 900 Millionen Thaler. Ausser den 22—23 Millionen an Guthaben oder Geschäftsantheilen der einzelnen Genossenschaftsmitglieder, besassen dieselben aber noch an bei den Genossenschaften hinterlegten Spareinlagen 55 bis 56,000,000 Thaler.

Bevor ich schliesse, erlauben Sie mir einem Einwande zu begegnen, den Sie mir möglicherweise machen werden. Wirft denn, könnten Sie fragen, all dieses Licht gar keinen Schatten? Ist es wirklich wahr, dass die immerhin grossartige Genossenschaftsbewegung die Bedürfnisse aller Gewerbetreibenden und namentlich auch der Fabrikarbeiter befriedigt? Hat Schulze-Delitzsch in den von ihm ins Leben gerufenen Genossenschaften wirklich das Universalbefriedigungsmittel für alle begründeten und eingebildeten Wünsche und Bestrebungen des Arbeiterstandes im weitesten Sinn gefunden? Und wird ihm unangestritten allerseits das Verdienst eingeräumt, nicht nur das Richtige erkannt, sondern das als richtig Erkannte auch mit uneigennützigem Sinn ins Werk gesetzt zu haben? Auf alle diese Fragen müsste ich Ihnen leider mit einem entschiedenen Nein antworten. Denn neben dem durch die Genossenschaften Schulze's befriedigten Theil des deutschen Gewerbestandes, der mit warmer, herzlicher Verehrung an seinem Meister hängt, stehen andere Gruppen dieses Standes, zum grössten Theil missleitet von bewussten oder unbewussten Verführern, die sich für ihre mehr oder minder politischen Zwecke der schwieligen Hand des Arbeiters versichern wollen: auf der einen Seite im Bunde mit dem reaktionären Adel die Zünftler, die von einer „Feudalisirung der Arbeit", von Zunftzwang, Bann- und Realgewerberechten träumen, auf der anderen Seite die in letzter Zeit zu einer bedrohlichen Zahl angeschwollene Masse, welche zum Theil im Bunde mit der verwandten Bewegung der übrigen europäischen Staaten nur in der vollständigsten Vernichtung der gegenwärtigen Staats- und Wirthschaftsformen eine befriedigende Lösung ihres Programms erblickt. Die Auflösung des Bourgeoisstaats und die Begründung des Arbeiterstaats, in dem, gegenüber

den Bataillonen der Arbeiter, die in der Minorität befindlichen übrigen Stände zu schweigen haben und die Vernichtung des Kapitals bei seinen gegenwärtigen Trägern sind hier die Losungsworte. Der bedeutendste Führer dieser Partei in Deutschland war der im Jahre 1864 verstorbene Ferdinand Lassalle, in dessen Erbschaft sich sittlich und namentlich geistig weit unter ihm stehende Individuen getheilt haben. Durch geschickte Agitation und rücksichtslose Frechheit haben diese Epigonen sich, zumal in ihrer Verbindung mit den gleichgesinnten Parteien der übrigen europäischen Länder, eine gewisse Bedeutung zu verschaffen gewusst. Wie faul aber der Untergrund dieser ganzen Strömung ist, mag aus den Aeusserungen derselben auf politischem Gebiet erkannt werden. So hat in diesem Sommer die Welt das klägliche Schauspiel erleben müssen, dass deutsche Mitglieder des internationalen Arbeiterbundes in Braunschweig wegen ihres vaterlandsverrätherischen Gebahrens von der Bundesregierung verhaftet werden mussten. Und gewiss erinnern Sie sich noch alle jener Bebel, Liebknecht und Mende, welche im Norddeutschen Reichstage in einem Augenblick, wo die beispiellosen Siege des deutschen Volksheeres jede deutsche Brust schwellten, diese Siege nicht acceptiren zu wollen erklärten und statt dessen dem Reichsfeind die Hand reichten. Auch diese Buben sind dann in der Folge der rächenden staatlichen Hand nicht entgangen!

Von rechts und links, von den Zünftlern und der socialistischen Arbeiterpropaganda sind dann die giftigsten Pfeile auf Schulze abgeschossen worden; von den Einen weil er die gegebenen Zustände nicht in eine unmögliche Vergangenheit zurückleitet und statt nebelhafter hinter seiner Zeit liegender Traumbilder ruhigen Blicks und fester Hand sein Ziel sich in der Zukunft aufgepflanzt hat; von den Anderen weil er bei seinen Bestrebungen von dem in der Gegenwart gegebenen realen Boden ausgeht.

Der einzige Vorwurf, den man Schulze wegen seiner Bestrebungen mit Recht machen kann, ist der gleichsam jedem menschlichen Beginnen anhaftende, dass er, während Alle Alles verlangen, nur im Stande ist Einigen Einiges zu bieten. Während die Unzufriedenheit mit den gegebenen Zuständen nächst der eigentlich zum Handwerk zählenden Bevölkerung namentlich unter den Fabrikarbeitern eine sehr grosse ist, sind die Schulze-Delitzschen Genossenschaften vorzugsweise für diejenigen Klassen berechnet, denen durch den Wegfall der Zünfte ein Ersatz geboten werden soll.

Mochte Lassalle seinem Gegner auch immer an eminentem Scharf-

sinn und grosser Gelehrsamkeit überlegen sein, so dass er vielleicht nicht ganz ohne Grund das stolze und zugleich übermüthige Wort von sich gebrauchen konnte: „Hier stehe ich, bewaffnet mit der ganzen Bildung meines Jahrhunderts", — Schulze's Werth besteht nicht in prunkender Gelehrsamkeit, nicht in hervorragender wissenschaftlicher Begabung, sondern in dem praktisch verständigen Blick für die wahren Bedürfnisse, sowie in der tief sittlichen Auffassung der Aufgaben und endlich in der werkthätigen Arbeit für das Wohl und Wehe des Gewerbestandes. Er ist daher, um ein Wort G. Schmollers zu wiederholen, durch seine unermüdliche praktische Thätigkeit in diesem Felde einer jener edlen Wohlthäter der Menschheit geworden, deren Namen nie vergessen werden wird, so lange die aufopfernde Hingebung eines Lebens an einen grossen und guten Zweck für das Grösste gilt im Reiche der menschlichen Lebenszwecke.

A. Miaskovsky.

Heinrich von Treitschke über den Bonapartismus in Frankreich.

H. v. Treitschke, historisch-politische Aufsätze. Neue Folge. Erster Theil. Leipzig, 1870, Hirzel.

Heinrich von Treitschke ist der Nachfolger L. Häusser's auf dem Lehrstuhle der Geschichte an der Universität Heidelberg. Der Erfolg seiner Vorlesungen übertrifft womöglich denjenigen der Vorträge seines Vorgängers. Dieser wie Jener fesseln ihre Zuhörer durch den Schwung ihrer Beredsamkeit, durch die Wärme der Empfindung, durch sittliche Kraft. Bei tiefer Gelehrsamkeit, gründlicher Belesenheit erscheinen Beide bisweilen auf dem Katheder wie Volkstribunen. Es scheint ihnen mehr daran zu liegen Patrioten zu bilden als Gelehrte zu erziehen. Die Lehrthätigkeit Beider fällt in die Zeit der grossen politischen Reform Deutschland's. Häusser erlebte noch das Jahr 1866 und die Bildung des norddeutschen Bundes. Treitschke ist Zeuge der ruhmreichen Ereignisse dieses Jahres. Er wird vielleicht dazu berufen sein der Geschichtschreiber dieser Zeit zu werden, wie Häusser der Geschichtschreiber der Freiheitskriege war. Beide sind mit ihrem Stoffe innig verwachsen. Nicht bloss der Gelehrte, der ganze Mensch geht in Betrachtung dieser grossen Epochen der deutschen Entwickelung auf. War schon Häusser nicht bloss als Redner und Lehrer gross, sondern auch als Schriftsteller, so ist Treitschke in letzterer Beziehung ihm vielleicht noch überlegen. Es zeugt von den grossartigen Fortschritten in der politischen Bildung des deutschen Volkes, welche sich in der letzten Zeit vollzogen haben, dass es Schriftsteller wie Treitschke aufzuweisen hat. Klarheit des politischen Gedankens, Gediegenheit des historischen Raisonnements, Schärfe des Ausdrucks zeichnen die schriftstellerische Thätigkeit Treitschke's aus. So war die erste Reihe historisch-politischer Aufsätze, welche vor einigen Jahren erschien

und in welcher u. a. die Aufsätze über Milton, über Uhland, über Staatenbund und Bundesstaat in der That Ausgezeichnetes enthielten, — so ist auch die vorliegende neue Folge der historisch-politischen Aufsätze, in deren erstem Bande besonders die Monographie über die französischen Zustände von grossem Interesse ist. „Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus“ (S. 1—347) ist seinem Umfange nach fast mehr ein Werk als ein Aufsatz zu nennen. Es ist in der That sehr bescheiden, eine solche Arbeit unter jenem Titel erscheinen zu lassen. Ein grösserer buchhändlerischer Erfolg vielleicht, eine unmittelbarere Wirkung auf das Publicum gewiss hätte diese Schrift gehabt, wäre sie allein als besonderes Buch erschienen, wie sie zu erscheinen verdient hätte. Es ist eine Art Geschichte Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert. Der Kundige begreift, welche Studien einem solchen Buche vorhergehen müssen, das allerdings garnicht einen vorwiegend gelehrten Charakter hat, so gut wie ohne alle Citate erscheint und von dem schwerfälligen gelehrten Apparat, der zum Aufbau dient, nichts merken lässt. Das Gerüst ist abgebrochen, die architektonischen Linien und Ornamente, die Fülle von Formen und Gedanken stehen in herrlichem Gesammtbilde vor uns. Es ist kein Mosaik, sondern ein Kunstwerk aus einem Gusse. — Und was viel mehr sagen will, es ist eine wissenschaftliche und staatsmännische Leistung zugleich. — 1813 und 1814 dichtete man Lieder mit sehr allgemein gehaltenem politischem Programm, romantisch und verschwommen; man empfand damals patriotisch ohne politisch denken zu können. Jetzt schreibt man solche historisch-politische Bücher, wie das vorliegende Treitschke's. Man ist eben mündig geworden in Deutschland. War es möglich, damals um den Preis der Siege gegen Frankreich betrogen zu werden, so ist es unmöglich heute. Dafür bürgt die politische Reife des deutschen Volkes.

In den ersten Capiteln der Darstellung wird die Regierungsmaschine Napoleon's I. besprochen, jener bureaukratische Organismus, den Treitschke schlagfertig, gleichförmig, zweckmässig, aber zugleich kostspielig, geistlos und despotisch nennt und von welchem Napoleon I. wohl die Aeusserung that: „Mit meinen Präfecten, Gensd'armen und Priestern werde ich immer thun was mir beliebt.“ Eben weil der Instinkt des Volkes monarchisch war, weil dort eine Abneigung bestand gegen die alltäglich aufopfernde Pflichterfüllung des freien Bürgers, weil der Sinn für Ordnung und Recht des Einzelnen unentwickelt war, konnte ein solches System Anklang finden und sich lange Zeit hindurch erhalten. Das Wort Napoleon's III.: „Es ist die

Natur der Demokratie sich in einem Manne zu personificiren", gilt auch von der Epoche des Oheims. Damals wie später ist die Centralisation und Bevormundung charakteristisch für die Art der Regierung, so dass die Thätigkeit des Monarchen das Grösste wie das Kleinste umfasst, den Neubau der Rechtsordnung ebensowohl wie die Preise der Plätze im Opernhause. Nicht blos Jahrzehnte sondern Jahrhunderte hindurch war eine überspannte Staatsthätigkeit die Erbkrankheit Frankreich's. Die Katastrophe Frankreich's in den letzten Tagen zeigt die Früchte eines Regiments, das mit byzantinischer Etikette am Hofe das Streben vereinte, die Pariser durch Hazard und Lotto, durch Genuss und Unzucht von der Politik abzulenken, gegen jede Regung des freien Geistes zu kämpfen, das Unterrichtswesen in vollständiger Abhängigkeit vom Centrum zu erhalten, eines Regiments, das in dem Parlamentarismus nur ein Organ *pour chicaner le pouvoir* zu erblicken gewohnt war. Weil das Tribunal debattirte, schaffte es Napoleon I. ab. Einen gesetzgebenden Körper, der nur zu beschliessen hatte, aber nicht viel debattirte, konnte er besser brauchen. Die Gesetzgebung verschwand neben der Verwaltung. Der aufgeklärte Despotismus hat seine glänzendste Exemplification in Napoleon I. und III. gefunden.

Es ist in dieser Zeit der Fluch Frankreich's, dass die Regierungen der letzten Jahrzehnte so wenig geeignet waren eine politische Schule für das Volk zu bilden. Es stände besser um die Franzosen, wenn sie politische Parteien hätten. Dass dieselben mangeln, beweist das blinde Ungefähr, in welchem die Ereignisse der letzten Wochen sich vollzogen haben. Napoleon III. hat von seinem Oheim gesagt, er habe bei seinem Regierungsantritt nach den furchtbaren Stürmen der Revolutionsjahre *„la société en poussière"* gefunden. Dass das Unglück des Jahres 1870 die französische Nation in vielleicht noch höherem Grade desorganisirt, aufgelöst, chaotisch angetroffen hat, ist gutentheils das Werk der Regierung des Neffen. Man braucht nicht blind zu sein gegen die fruchtbare Energie, mit welcher Napoleon I. als Testamentsvollstrecker der Revolution auftrat, ihre tauben Früchte herabschüttelte und die guten reifen liess, wie der Neffe gesagt hat, gegen die Rührigkeit, mit welcher er sich der materiellen Interessen annahm, die Emancipation der Arbeit fortsetzte, die freie Concurrenz förderte, den Reichthum Frankreich's steigern half, aber man wird ihn verurtheilen müssen dafür, dass er, indem er den Mittelclassen die politische Stellung versagte, das wichtigste Ergebniss der socialen Umwälzung für die politische Entwickelung nicht zu verwerthen

verstand. Treitschke vergleicht ihn mit Cäsar und mit Cromwell. Cromwell hat sich zeitlebens bemüht ein *settlement* der Nation zu Stande zu bringen und daher steht der englische Dictator, der doch eine Säbelherrschaft führte, als ein Staatsmann, als ein bürgerlicher Herrscher neben dem Soldaten Bonaparte. Mag Napoleon immerhin den Kampf gegen die Reste des Feudalstaates beschleunigt haben, man kann von ihm nicht sagen, was von Cäsar gilt, dass letzterer Verfassungen zu gründen bestrebt war, dass sein Werk wider seinen Willen ein Militärstaat wurde. Cäsar, sagt Treitschke, war leutselig, gerecht, grossherzig, nicht rachsüchtig, vulgär übermüthig, polternd, jähzornig wie Napoleon I. In dem wegwerfenden Urtheil Napoleon's über den nordamerikanischen Freiheitskrieg verräth sich die Einseitigkeit des technischen Militärs: er verstand nicht das Staatsmännische in Washington's zäher Defensive, in den endlosen Vorpostengefechten und Congressverhandlungen; er verstand nicht, dass Washington ebendarum ein grosser Feldherr genannt werden muss, weil er nicht blos General war.

Auf die Revolution der Freiheit ist die Contrerevolution des Ruhmes gefolgt, sagte Lamartine von der Herrschaft Napoleon's. Man weiss jetzt nach den Ereignissen von Wörth, Weissenburg, Metz und Sedan, was es mit der französischen Gloire auf sich hat. „Euer ist der Sieg", hat Victor Hugo mit komischer Emphase und kindlicher Naivetät den Deutschen zugerufen, „unser ist der Ruhm", ein Ruhm ähnlich demjenigen, der auf dem Bilde *„la gloire de Rossbach"* dargestellt ist, wo französische Soldaten das Siegesdenkmal bei Rossbach zerschlagen. Der theatralische Bombast der republikanischen Rhetoren der Constituante, der Legislative und des Convents findet seinen Vertreter auch in Napoleon I., der, ein Schüler Talma's, die Spectakelstücke liebte, der im antiken Mantel und im Tricot auf dem Maifelde erschien und den Papst Pius nach einer rhetorischen Polterscene als *„Commediante"* bezeichnete.

Schwer ruht das Urtheil Treitschke's auf Napoleon I. Er nennt ihn eine prosaische, unedle Natur, im Grnnde sei er geistlos gewesen, weil die Welt der Ideale für ihn unfassbar blieb; er erinnert an Blücher's Wort von Napoleon: „Lasst ihn nur machen: er ist doch ein dummer Kerl." Von Napoleon III. kann man sagen, er habe durch den jetzigen Krieg Deutschland zur endgültigen Einigung verholfen. Aehnliches sagt Treitschke von dem Oheim: „Insofern das gepeitschte Ross aufbäumend das Weite sucht und so dem Unver-

stande seiner Treiber die Freiheit dankt, hat er die Keime der nationalen Bewegung in Deutschland und Italien gelegt."

Der Beamtenstaat Napoleon's I. und III. hat einen politischen Dilettantismus grossgezogen, der in der Zeit der gegenwärtigen Krisis die verhängnissvollste Erbschaft des Kaiserthums sein wird. In einer Amtshierarchie, wo es nur Soldbeamte, keine Stadtmagistrate, keine Gemeindebeamte giebt, können Männer aus dem Volk keinen Begriff von Staatsgeschäften erlangen. Neben dem Präfecten steht allerdings der Generalrath, neben dem Unterpräfecten der Bezirksrath, neben dem Maire der Gemeinderath, aber die Mitglieder dieser Körperschaften werden aus Vorschlagslisten von dem Präfecten oder dem Herrscher ernannt, haben nur eine berathende Stimme, versammeln sich auf ganz kurze Zeit und sind ganz in der Hand der Präfecten, Unterpräfecten und Maire's. Dass es keine Bürgermeister giebt, wie in Deutschland, die zugleich Organ der Staatsgewalt sind und Vertreter der Gemeinde, ist gerade in einer solchen Zeit wie die gegenwärtige am bedenklichsten. Treitschke macht darauf aufmerksam, dass die französische Sprache nur einen Ausdruck hat für die Souveränetät, keinen für die Selbstverwaltung.

Und dieselbe Centralisation dauert fort auch unter den Bourbons. 1824 klagte man in Paris: wir haben den Despotismus Bonapartes ausgebeutet durch die Emigranten; Paul Louis Courier sagte: *c'est un empire, qui dure encore.*

Meisterhaft schildert der Verfasser die Zeit der Restauration und „die goldenen Tage der Bourgeoisie", die Zeit des Julikönigthums. Die ganze Zeit hindurch spielen die *souvenirs de l'empire* eine grosse Rolle. Es erscheinen massenhaft Memoiren, welche das Andenken Napoleon's verherrlichen; auf den Bühnen der Boulevards wird die Maske des Kaisers mit dem kleinen Hute ein Bravourstück jedes Charakterspielers. Ausländer wie Heine, Börne, Byron verherrlichten Napoleon. In Italien, in Belgien, selbst in Sachsen gedachte man der glorreichen Zeit der napoleonischen Kriege mit Entzücken. Auf diese Reminiscenzen baute Ludwig Napoleon bei seinen Attentaten von Strassburg und Boulogne.

Auch unter der Juliregierung kam es nicht zu einer eigentlichen parlamentarischen Regierung. Von allen Seiten drohten Gefahren. Die sociale Frage, die Agitation der Socialisten und Communisten drohte den Umsturz zu vollziehen, die Legitimisten drängten die Herzogin von Berry zu dem kläglich verlaufenden Attentat; die Napoleoniden rührten sich. Eine starke Verfassungspartei, die sich

solidarisch mit den Interessen des Volkes verbunden wusste, gab es nicht. Es war eine Politik der Zugeständnisse, der Versöhnung, des Gehenlassens, eine Regierung, welche aus der Hand in den Mund lebte, welche ihrer Ohnmacht sich bewusst war, welche es wohl empfand, dass die treibenden Kräfte der Zeit ausserhalb der Regierung standen. Ludwig Philipp selbst hatte kein Vertrauen zu seinem Staat: Er sagte wohl zu Guizot, den der Verfasser sehr treffend mit Necker vergleicht: „Sie sind die letzten Römer, die Maschine kann jeden Augenblick zerbrechen; wie ist es möglich eine liberale Regierung zu führen inmitten dieser absolutistischen Tendenzen, dieses revolutionären Geistes . . . meine Kinder werden kein Brod zum Essen haben." In derselben Zeit höhnte Ludwig Napoleon: es sei lächerlich, bei der Gebundenheit des socialen Lebens in Frankreich von einem parlamentarischen Staat nach englischem Muster reden zu wollen. Die Juliregierung hatte diesen Tadel wohl verdient; sie hatte 35,000 neue Beamtenstellen geschaffen, der Stellenjägerei Vorschub geleistet. Ueber die Plätze der ministeriellen Deputirten führte der Weg zu Aemtern und nützbaren Rechten. Die Deputirtenkammer wurde unter den Drohungen und Verheissungen des Beamtenthums gewählt. Zuletzt waren von 459 Deputirten 200 Beamte.

Ruhmlos in der auswärtigen Politik, unfruchtbar selbst auf dem Gebiete der Wirthschaftspolizei, langweilig, wie man damals sagte, war die Regierung Louis Philippe's. Sie stürzte wie ein schlechter Reiter. Napoleon's III. Regierung stürzte wie wohl ein Industrieller und Hazardspieler Bankerott macht, wenn er alles auf eine Karte setzt. Dieses gefährliche Glücksspiel ist die Action nach Aussen hin, die Eroberungspolitik, welche den Franzosen im Blute sitzt. Wie sehr der Ausspruch Ludwig Philipp's, ‚der Krieg sei die Revolution' berechtigt war, zeigen die Ereignisse unserer Tage. Auf so halsbrechende Unternehmungen wie der unselige Krieg von 1870 liess sich das Julikönigthum nicht ein. Aber noch während es donnerte rief Chateaubriand Ludwig Napoleon entgegen: die Vergangenheit kommt um die Zukunft zu begrüssen. Auch diese Zukunft, das zweite Kaiserthum, sollte nur mehr eine Episode in der Geschichte Frankreichs sein, wie das Julikönigthum eine Episode gewesen war. Es ist das Unglück Frankreichs, dass seine neueste Geschichte nur aus Episoden besteht; der Faden der Geschichte reisst immer wieder ab.

„Den Leidenschaftslosen gehört die Zukunft", soll Ludwig Napoleon gesagt haben. Auch diese Zukunft dauerte nicht lange. Die

Dauer des Kaiserreichs erscheint mit dem Maasse der Geschichte gemessen als eine kurze Spanne Zeit.

Treitschke's Buch ist vor der Katastrophe geschrieben, deren Zeugen wir in den letzten Wochen gewesen sind. Sein Urtheil über Napoleon III. ist angesichts dieser Ereignisse von ungemeinem Interesse. In den letzten Tagen circulirt ein Witzwort Guizots, der den Kaiser schon im Jahre 1866 *une incapacité méconnue* genannt haben soll. Das Urtheil Treitschke's, der ihm in Bezug auf den Mangel an sittlicher Kraft und Haltung durchaus gerecht wird, lautet in Bezug auf die Fähigkeit Napoleons ganz anders.

Allein in den Schriften Ludwig Napoleons zeigte sich ein ungewöhnliches publicistisches und staatsmännisches Talent. Indem er als Prätendent Kritik übte am Julikönigthum, dessen Schwächen aufdeckte, die Nichtigkeit des Vergleichs der Julirevolution mit dem Jahre 1688 in England, Ludwig Philipps mit Wilhelm III. nachwies, auf die Wichtigkeit der socialen Dinge aufmerksam machte, trat er allmälich als politische Capacität auf die Bühne der Geschichte. Seine Zeit musste bald kommen. Einsichtigere sahen die Revolution kommen, nur der rechthaberische Guizot nicht. Alexis de Tocqueville, „der grösste politische Denker seit Montesquieu in Frankreich", hatte schon im Herbst 1847 ein Reformprogramm entworfen, um der Revolution vorzubeugen; er hatte Erweiterung des Wahlrechts, Zugeständnisse an die sociale Bewegung verlangt. Ende Januar 1848 sagte er: „Sehen Sie denn nicht, dass die politischen Leidenschaften social geworden sind. Wir schlafen auf einem Vulkan."

Im Handumdrehen improvisirte man die Republik. Eine Republik mit einfachen antiken Formen, eine Republik ohne Republikaner, ein Zerrbild der Monarchie. Man warf mit Phrasen um sich, man äffte die Einfachheit der Alten nach. Ludwig Philipp hatte vorhergesagt, dass die Zustände des spanischen Amerikas das Vorbild für Frankreich werden würden. Dieses Wort gilt auch von dem gegenwärtigen Zustande. Jetzt zeigte es sich, was es bedeute, dass der Mittelstand und die Bevölkerung der Provinzen allzusehr der politischen Arbeit entfremdet waren. Willenlos fügte sich das Land der Hauptstadt und 1848 wie 1870 entschied der Zufall darüber, wer in der Hauptstadt herrschte. Es war ein Rausch, der nicht lange anhielt. Die Schwärmerei für Deputirte aus dem Arbeiterstande, das Entzücken über den Schlossergesellen Albert, der mit in der provisorischen Regierung sass, und dessen Blouse ausgestellt worden war, Abgeschmacktheiten wie Carnot's Erklärung, dass Besitz

und Bildung dem Abgeordneten nicht wohl anstehen — es war Alles momentane Aufwallung. Es stellte sich die unliebsame Wahrheit heraus, dass Niemand weniger demokratisch sei, als die Masse. Der Instinct der wirthschaftlichen Selbstregierung erwies sich stärker als die Drohungen der Parteien und der Beamten. Selbst die ärgsten Schwärmer mussten bald nüchtern werden. Aehnlich wie Rochefort heutzutage bereits Verhaftungen anordnete und die Personen bezeichnete, denen die Waffen abzunehmen seien, so dachte Lamartine 1848 sehr bald daran, eine gewaltige Truppenmasse in Paris zu concentriren. Heute wie damals verbrauchen sich die republikanischen Celebritäten ungeheuer rasch. Vernutzt, ignorirt trat Lamartine in den Hintergrund, ward Cavaignac zurückgedrängt. Aehnlich werden Jules Favre, Gambetta und Andere sich in kurzer Zeit verbraucht haben.

So wird der Boden geebnet für die Rückkehr der Monarchie. So wird eine Dictatur unentbehrlich. Alle Theorien von Verfassungsleben, von der vielgepriesenen Theilung der Gewalten, welche in keinem Staate der Welt verwirklicht ist, fielen zu Boden. Von der gesetzgebenden Gewalt war kein Heil zu erwarten. Treitscke macht auf das geringe Maass von politischer Bildung aufmerksam, welches in der Kammer von 1848 vertreten war. Es gab wenige politische Köpfe in dieser Versammlung. Die Meisten glänzten durch Mittelmässigkeit und Ignoranz. — Man muss fragen: wo werden die Capacitäten für die Kammer von 1870 herzunehmen sein? Das Regiment von 1851—1870 war in der That eine vielleicht noch schlechtere Schule für den Parlamentarismus, als die Zeit des Julikönigthums. Mit Doctrinen meinte man in Frankreich Alles machen zu können, eine souveräne Kammer war 1848 das Ideal. Nichts war vorgesehen, dieselbe vor Uebereilungen zu schützen. Jedes Gesetz tritt sogleich in Kraft. Man beachtet nicht, dass selbst die Demokratie in Amerika auf jenen Quell der gegenseitigen Ermässigung und Berichtigung, welcher in dem Zweikammersystem enthalten ist, nicht verzichtet hat. Man vergisst Mirabeaus Worte, er wolle lieber in Constantinopel leben als in Frankreich unter der Herrschaft eines solchen Parlamentes.

Aus diesen Verhältnissen erwuchs die Regierung Ludwig Napoleons. Es war eine Dictatur, welche alle Theilung der Gewalten ausschloss. Der Präsident musste der geborene Feind der Verfassung sein, weil sie seine Wiederwahl verbot, weil sie ihm das Recht nahm, die Kammer aufzulösen und an das Volk zu appelliren, weil

die Mitglieder des Staatsraths von der Kammer erwählt wurden, also oft gar nicht das Vertrauen des Präsidenten besassen. Dem Präsidenten, sagt der Verfasser, fehlte zur monarchischen Gewalt die Erblichkeit, aber man darf sagen, dass die Gewalt, welche Ludwig XVI., Napoleon I., Karl X., Ludwig Philipp besessen hätten, auch nicht erblich war. Ihm fehlte die Unverantwortlichkeit, aber wer wird behaupten, dass die Könige nicht verantwortlich gemacht worden wären? Im Hinblick auf die Ereignisse der letzten Wochen, im Hinblick auf die wiederholte Aeusserung des Gefangenen von Wilhelmshöhe, nicht er sei für den Krieg dieses Jahres verantwortlich zu machen, ist es interessant, daran zu erinnern, dass Ludwig Napoleon selbst die Unverantwortlichkeit des Monarchen abgelehnt hat. In seiner Proclamation vom 14. Januar 1852 sagte der Präsident: „*Ecrire en tête d'une charte que ce chef est irresponsable c'est mentir au sentiment public, c'est vouloir établir une fiction qui c'est trois fois évanouie au bruit des révolutions.*" Mit seinem Sturze hat Napoleon III. die Wahrheit dieses Wortes besiegelt. Treitschke sagte es vor dem Kriege, Napoleon habe damit eingestanden, dass er durch die vierte Revolution vertrieben werden könne. Diesen Fall haben wir nach dem Erscheinen von Treitschke's Buche eintreten sehen. Das Regiment des Kaisers hat sich als ein *va-banque* Spiel erwiesen. Das Charakteristische der französischen Zustände war der Mangel einer Verfassung. Die Regierung Ludwig Napoleons war eine persönliche Tyrannei. Sonst gehen politische Institutionen darauf aus, die Person des Monarchen dem Kampfe der Parteien zu entziehen und selbst unter einem unfähigen Fürsten den geregelten Gang des Gemeinwesens zu sichern. In Frankreich war das Umgekehrte der Fall. Daher hat sich die Katastrophe der Napoleoniden bei dem Kriegsunglück so leicht und sicher vollzogen.

Und von dem ersten Augenblicke der Präsidentschaft Ludwig Napoleons an bis zu dem Tage von Sedan ist die persönliche Regierung, die Initiative des Herrschers, die Negation der Berechtigung aller politischen Parteien, die Ablehnung des Parlamentarismus das Auszeichnende dieser Regierung gewesen. Sie wurde schliesslich ein verzweiflungsvoller Kampf ums Dasein. Um keiner Partei, auch derjenigen der Chauvinisten nicht, eine Initiative, auch nur den Schein einer Initiative zu überlassen, stürzte sich der Kaiser in diesen Krieg und handelte seinen besseren Ueberzeugungen entgegen. Mit Niemandem wollte er die Verantwortlichkeit theilen; unter der Last derselben musste er erliegen, sobald ein Nationalunglück eintrat.

Es war wie bei Waterloo: nur der Erfolg konnte das Kaiserreich retten. So stürzte es.

Man hat fort und fort den Staatsstreich vom 2. December verurtheilt. Man muss wenigstens billig genug sein, ihn begreiflich zu finden. Der Präsident sah sich, wenn er halbwegs ein Mann war, gezwungen zum Kampf gegen die Nationalversammlung. Sie konnte nicht regieren, er konnte es. Der monarchische Instinct des Volks verlangte eine Regierung. Die Franzosen verstanden es, wenn der Präsident ihnen vor dem Staatsstreiche zurief: die Verfassung ist zum grossen Theil gegen mich gemacht. Schon bei der Präsidentenwahl gab es Stimmzettel mit der Inschrift „*Napoléon empereur*"; sie wurden ungültig erklärt, aber es war die Meinung der Wähler, dass jede mögliche Form der Monarchie heilsamer sei für Frankreich als diese Republik. — Es galt eine leere Stelle auszufüllen; er füllte sie aus. Man denke sich ein Parlament wie dasjenige von 1848 als Regierungsgewalt, oder man denke sich einen aufrichtigeren Republikaner als Napoleon war, etwa Lamartine oder Victor Hugo an der Spitze des französischen Staates, und man wird Treitschke's Ansicht zustimmen, wenn er sagt: das zweite Kaiserreich bestehe so lange, weil die Nation nicht weiss, was sie an dessen Stelle setzen soll. Das Kaiserreich besteht gegenwärtig nicht mehr, aber auch heute noch darf man sagen: die Nation weiss nicht was sie an dessen Stelle setzen soll.

Wer wird die Unsittlichkeit der Haltung des Präsidenten beschönigen, als er den Staatsstreich vorbereitete, die Deportationen und Agitationen, Ränke und Gewaltthaten aller Art, die Rechtsverletzung und Eidesübertretung. Aber zweierlei muss man zugeben. In dem Chaos des republikanischen Treibens war der Präsident der Einzige, der ein erreichbares Ziel verfolgte. Und ferner: die Mehrheit der Nation billigte den Staatsstreich. Der Parlamentarismus verschwand plötzlich wie von der Erde verschluckt. Niemand hat die Nationalversammlung betrauert. In diesem büreaukratischen Staate hatte der Parlamentarismus eigentlich nie gelebt. Nun war es mit ihm auf lange zu Ende. Die selbstgefälligen Parlamentsredner hatten über den Präsidenten als über einen Narren gespottet, ihn einen Verrückten genannt; als politische Dilettanten erlagen sie seiner Kunst und Ueberlegenheit. Sie verschwanden um so vollständiger, als es in der Kammer nicht einmal eine bonapartistische Partei gab. Giebt es heute eine solche? Das Häuflein Anhänger der Dynastie kann nicht als eine solche gelten; für die ungeheure

Menge Derjenigen in Frankreich, welche diesen Augenblick aus dem Chaos der republikanischen und Kriegszustände sich hinwegsehnen und sich nach einer starken Regierung, welche frei von Leidenschaft und hohler Phrase wäre, umblicken, will der Name einer bonapartistischen Partei nicht passen. Es ist, wir wiederholen es, das Unglück Frankreichs, dass sich dort keine politischen Parteien in grossem Style haben bilden können. Was aus der *société en poussière* in einen Organismus verwandelt wurde, war büreaukratisch, dynastisch. Alles Uebrige blieb chaotisch, unorganisch. Nun, da die Regierungsmaschine gebrochen ist, wird es lange dauern, ehe sich wirklich politische Organismen bilden. Sociale Interessen machen noch keinen Staat aus, Gesellschaftsgruppen können keine politischen Parteien ersetzen, Klubbs und Doctrinäre sind nur Surrogate für eigentliche Regierungen, Militärdictaturen nur provisorische Heilmittel in acuten Krankheiten des Staats. Diese Surrogate und Toxica haben aber bei den romanischen Völkern die Tendenz, in permanente Uebung zu kommen. Wir sehen es an dem Schicksal Spaniens in den letzten drei Jahren. Ein allzulanges Provisorium wirkt zerstörend auf den politischen Sinn der Völker.

Doch kehren wir zu Treitschke's Buche zurück und zu seiner Schilderung des Kaiserreichs, von welchem man schon frühzeitig zu ahnen anfing, dass es ebenfalls ein Provisorium sein werde. Sehr treffend sagte der vor ein paar Jahren verstorbene Marquis von Boissy, das *enfant terrible* der Bonapartisten: „Wir lieben alle den Kaiser, denn Jeder sagt sich: in welchen Sumpf würden wir gerathen, wenn Napoleon III. stürbe." Der Sonderling erlebte es nicht, dass dieser entsetzliche Zustand noch bei Lebzeiten des Kaisers eintrat. Trotz des Krimkrieges gab es keine grossen Erfolge in der auswärtigen Politik. Aber freilich erst in dem letzten Jahrzehnt ging es abwärts. Mexico, Sadowa waren schwer zu verwinden. Die wiederholt von Europa abgelehnten Einladungen zum Congress konnten auch nicht geeignet sein, den Ruhm zu mehren. Aehnlich wie man seit dem Jahre 1840 die Empfindung hatte, dass das Königthum sinke, so war ein Niedergehen des kaiserlichen Staats seit 1860 wahrzunehmen. Der grosse Gang der deutschen Politik begann mit dem schleswig-holsteinischen Kriege. Während Deutschlands Einheitsstaat geschaffen wurde, verlor das Kaiserreich eine Stütze nach der andern. Imposante Illustrationen des Imperialismus; St. Arnaud, Magnan, Pietri, Mocquard, Fould, Pelissier, Walewsky, Morny, Billaul, waren weggestorben. Kurz vor der Katastrophe endete Niel.

Die gewaltigen Experimente, einen monarchischen Socialismus als Staats- und Gesellschaftsordnung herzustellen, wollten doch nur theilweise gelingen. Die Zufriedenheit der kleinen Leute war der leitende Gedanke des neuen Bonapartismus. Aber mit dem allgemeinen Stimmrecht waren keine bleibenden Institutionen zu schaffen. Die Möglichkeit, jeden Augenblick an die Massen zu appelliren, stellte sich als eine Waffe des Despotismus heraus, welche mit napoleonischer Sittlichkeit gebraucht wurde. Mit Plebisciten liess sich das Untergehen französischer Zustände nicht escamotiren. Das nach dem Abfassen von Treitschke's Buche stattgefundene letzte Plebiscit zeugte davon, wie dieses Unbehagen sich gesteigert habe. Dass der Kaiser es für nöthig hielt, gelegentlich der Nation die Rechtstitel seines Hauses vorzurechnen, war ein Ausdruck der Unsicherheit seiner Lage. Indem er sich als den Mann der Ordnung pries, gestand er im Grunde, dass er doch nur mehr ein Lückenbüsser war.

Es fehlte an leitenden Institutionen. Wohl sagte Napoleon III.: „Meine Regierung ist nicht stationär: sie schreitet fort, sie will fortschreiten." Das Maass dieses Fortschreitens meinte er allein bestimmen zu dürfen. Die executive Gewalt war die einzige lebendige Kraft seines Staatsrechts. Zwischen dem gesetzgebenden Körper und den Massen bestand keine Gemeinschaft und sollte keine Gemeinschaft bestehen. Mochte immerhin die Legislative Gesetze geben, aber die Ausführung der Gesetze hing vom Kaiser ab. Es ist Thatsache, dass alle grossen gesetzgeberischen Acte vom Kaiser ausgegangen sind: die Thronfolgeordnung, der geheime Rath, der Staatsrath, das Recht der Adressberathung, das Recht der Interpellation. Der Kaiser durfte jederzeit den Belagerungszustand verhängen und war nur verpflichtet, nachträglich die Genehmigung des Senats einzuholen. Man weiss, was der Senat bedeutete. In den Massen gab es kaum ein politisches Leben: das Petitionsrecht verkümmerte, weil man Petitionen nach Belieben unerörtert liess. Das Recht der politischen Versammlungen, „welches sich zur allgemeinen Abstimmung verhält wie das Schiff zum Anker", war nichtig. Dagegen waren Polizei, Censur und schwarzes Cabinet in Thätigkeit. Die Officiellen riethen die Presse zu knebeln. Granier de Cassagnac sagte: die Presse verbittert die Streitfragen ohne sie zu lösen, die Regierung löst sie ohne sie zu verbittern. Durch den Zeitungsstempel blieb die gebildete Presse den Massen verschlossen. Während Napoleon selbst in Ham Pressfreiheit genossen hatte, wurden die Schriften Aumale's u. A. verboten.

Die Communen gehorchten den Maires. Die Wahlcorruption stand in Blüthe; die Stellensucht — *fonctionnomanie* — wurde grossgezogen und der unbequemen Charaktere unter den Beamten entledigte man sich durch die neuerrichteten *cadres de non-activité*. Napoleonische Beamte im *corps législatif* konnten nicht unabhängig sein. Mit Recht mochte Carnot sagen: „Das *suffrage universel* ist ohne Volksbildung eine Gefahr, ohne Freiheit eine Lüge."

Die Kammer bedeutete wenig: die Presse durfte nur eine amtliche Inhaltsübersicht über den Verlauf der Sitzungen veröffentlichen; bei der Verworrenheit des Budgets mit dessen 59 Sectionen und den endlosen Supplementarcrediten konnte an keine parlamentarische Controle des riesenmässig anschwellenden Finanzwesens gedacht werden. Da die Minister nicht die Regierung bildeten, da es keine Solidarität zwischen den Ministern gab, da Tocqueville mit seinem Ausspruche, der Kaiser wolle keine Minister, sondern Creaturen, Recht hatte, so stand der Kaiser selbst gegenüber der Opposition stets in der Bresche. Jeder Vorwurf traf ihn und erschütterte das Ansehen der Krone — oder wurde von der Präsidentenglocke übertönt.

Mochte der Kaiser immerhin betheuern, er wolle *favoriser l'initiative individuelle:* niemand ausser ihm hatte die Initiative. Mochte er fortwährend von der *décentralisation* reden: die Departements blieben so farblos und schablonenmässig wie zuvor.

Treitschke ist der Ansicht, dass die Selbstverwaltung noch lange nicht gedeihen werde in Frankreich. Er macht darauf aufmerksam, dass zehn Revolutionen den Corporationsbesitz vernichtet haben, dass also die Organismen, welche sich selbst verwalten müssten, kein besonderes Vermögen haben. Er weist darauf hin, dass es dem Nationalcharakter der Franzosen entspreche, nach den Decorationen der Ehrenlegion und nach besoldeten Staatsämtern zu streben, vor dem Ehrendienst des Schwurgerichts, der Nationalgarde, der Gemeinden zu fliehen. Man ruft jeden Augenblick nach der Polizei, fordert das Grösste vom Staate und will nichts für ihn leisten. Nur der Staat, sagt der Verfasser, hat die socialen Umwälzungen der letzten Jahre vollzogen: in Zukunft wird keine Regierung den monarchischen Socialismus entbehren können.

Für die Massen ist denn doch viel geschehen: die Sparkassen, Bäder, Markthallen, Arbeitercafé's etc., die grossen Ausgaben für den Volksunterricht, die ungeheuren Bauten, welche an die Nationalwerkstätten Louis Blanc's erinnern — alles dieses zeugt von der büreaukratischen Afterweisheit, ist aber nicht im Stande, sehr

wesentlich zur Erhöhung des Volksreichthums beizutragen. Die Bevölkerung ist stationär geblieben, sogar in manchen Departements zurückgegangen, während in derselben Zeit in Deutschland die Einwohnerzahl wesentlich stieg; während die Fabrikstädte wuchsen, ist das platte Land gesunken. Obgleich der Kaiser sich einen Bauernkaiser nannte, ist der Landbau dennoch das Stiefkind des Kaiserreichs geblieben. Die berühmte Frage nach den Vicinalwegen bleibt offen, weil nur selbständige Gemeinden solche Wege schaffen. Die Capitalien fliessen in die Städte, der hohe Lohn schadet dem Ackerbau ebenfalls, der agricole Credit bleibt unfruchtbar. Nur der Fortschritt auf dem Gebiete des Freihandels kommt allem wirthschaftlichen Leben zu Gute. Der Handelsvertrag von 1860, eine wahrhaft glorreiche That, zeigt wiederum die Initiative des Kaisers; dabei wurde die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers umgangen.

Schwer lastet das Urtheil des deutschen Historikers auf der unsittlichen Haltung der Hofkreise und eines Theils der pariser Gesellschaft. Er macht auf die enorme Kostspieligkeit der Hofhaltung aufmerksam: sie sei doppelt so kostspielig als der Hof Ludwig Philipps; es gelte in diesen Kreisen noch die längst veraltete Ansicht, es sei vortheilhaft, wenn das Geld unter die Leute komme; der Hof sei voll Emporkömmlingen und Abenteurern: Morny, Walewsky, Prosper Merimée seien nicht eigentlich vornehme Männer zu nennen; es sei schwer zu sagen, wo der Kreis der Tuilerien aufhört und derjenige der Cora Pearl anfängt; die Heldin vom café chantant, Theresa, findet Einlass bei Hofe, die Fürstin Metternich ist ihre Schülerin. — Geflissentlich wird die Schaulust der Menge genährt; durch Spektakelstücke mit kriegerischen Aufzügen und Knalleffecten, wie der elektrischen Sonne von Austerlitz, durch frivole Possen und Vaudevilles wird der Geschmack verdorben. Die obscöne Gemeinheit macht sich breit auf der Bühne.

Dabei erkennt Treitschke die bescheidene Tüchtigkeit der französischen Wissenschaft an, den Vortheil der Zugänglichkeit der Archive für die Geschichtsforschung, den Ruhm grosser in der letzten Zeit herausgegebener Sammelwerke, das Streben Duruy's, die Bildung des Volks zu heben. Sehr beredt ist die statistische Notiz, dass die Zahl der in den halbdeutschen Provinzen gänzlich ohne Schulbildung Aufgewachsenen 2—6% beträgt, während sie in anderen Theilen Frankreichs bis auf 58—65% steigt. Sehr bedenklich findet Treitschke den Umstand, dass, weil Napoleon die Solidarität der conservativen Interessen vertrat, er mit der Kirche im Bündnisse stand, die Bildung

von neuen Orden gestattete und es zuliess, dass der Clerus sich durch Reichthum und Ansehen emporarbeitete.

Für die Ereignisse der Gegenwart sind diejenigen Abschnitte von lebhaftestem Interesse, welche von der Heeresorganisation und der auswärtigen Politik handeln. Die erstere ist auf den Angriffskrieg berechnet; im Zusammenhange damit wird in allen Schulen die Lehre von den natürlichen Grenzen eingeschärft. Das Heer hat einen demokratischen Charakter, insofern etwa das Kreuz der Ehrenlegion jedem Soldaten zugänglich ist. Es ist aber kein Volksheer. Die Soldaten, welche im Dienst bleiben, erhalten beträchtliche Pensionen. So gab es vor dem Kriege etwa 170,000 Berufssoldaten. Die Prätorianer kosten viel: der Sold der Generale beträgt 21 Millionen jährlich. Treitschke findet (vor dem letzten Kriege), dass Napoleon III. von dieser Angriffswaffe, die in seinen Händen ruhte, einen maassvollen Gebrauch gemacht habe. Er hat sich oft als den *pacificateur naturel de l'Europe* betrachtet, den Eindruck üben wollen, dass er, wie einst Heinrich IV., das Wohl des Welttheils im Auge habe; er hat den Satz aufgestellt, dass Völkerhass eine Empfindung sei, die nicht mehr in unsere Zeit passe. Dazwischen aber ist er wiederholt hervorgebrochen zum Angriffskriege. Lord Cowley sagte: Napoleon lügt immer und wenn er schweigt, so verschwört er sich. Der Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1859 hat in der That etwas von einer Verschwörung. Dass sie gelang oder wenigstens zum Theil gelang, hat Napoleon den Ruhm eingetragen, die Herstellung der Einheit Italiens mitbewirkt zu haben. Aber mit dem Frieden von Villafranka war die Führerrolle Napoleons ausgespielt; auch in Italien entstand Hass gegen ihn und Cavour hatte diesen Hass vorausgesehen. In den sechziger Jahren wollte die altnapoleonische Gewaltpolitik nicht gelingen; das Jahr 1870 brachte die Katastrophe. So ist die Politik des Bonapartismus jammervoll verlaufen. Schon 1869 soll Persigny gesagt haben: „Die kriegerische Rolle Frankreichs ist ausgespielt."

Graf Bismarck hat in der Unterredung zu Ferrières mit Jules Favre gesagt, die Franzosen hätten sich um Sadowa nicht zu kümmern gebraucht. Aber sie haben vier Jahre lang die Erinnerung an den Ruhm Preussens nicht verwinden können. So erfolgte der Bruch mit Deutschland. Treitschke hat ihn vorausgesehen und als „das schwerste Unglück für die moderne Cultur" bezeichnet.

Napoleon wollte in Deutschland die Triasidee verwirklicht sehen. Damit liess sich am leichtesten die Rheinbundspolitik wieder aufnehmen. Noch 1866 konnte man ein Bündniss zwischen

Süddeutschland (ausser Baden) und Frankreich für möglich halten. Welch ein Umschwung seitdem in den letzten Monaten!

Die Franzosen lehnen die Verantwortlichkeit für den Krieg von sich ab. Gleichwohl werden sie eine solche übernehmen müssen. Ueber das Maass der Verantwortlichkeit des Kaisers wird die Geschichtschreibung der Zukunft auf Grund reichlicheren Materials urtheilen als es jetzt vorliegt. Treitschke weist hin auf das Treiben der Chauvinisten, auf Thiers Declamationen zu Gunsten eines Krieges, darauf, dass für das Haus Bonaparte ein vom Rhein siegreich zurückkehrender Marschall kaum minder gefährlich sei, als ein dritter Einzug der Preussen in Paris. — Indem Treitschke schon im vergangenen Jahre die Gefahr für Deutschland kommen sah, täuschte er sich nicht über die Gefahr für Napoleon selbst. „Noch einen Schritt weiter", sagte er, „und der Name Napoleon kann bei der Nachwelt einem Rufe verfallen, den er nicht verdient." — Seit diesem Ausspruche ist der verhängnissvolle Schritt geschehen, der letzte Trumpf des Kaisers ausgespielt, das Spiel verloren; bei Sedan hat der Hazardspieler die Karten fortgeworfen. Nur mag man an die Wahrheit von Treitschke's Ansicht glauben, dass die Napoleoniden gefährlichere Prätendenten sein werden als die Orleans oder die Bourbons, obgleich er hinzufügt: „Es wäre ausserordentlich, wenn ein zu allen Paradestücken des Bonapartismus missbrauchter Knabe ein bedeutender Mann würde."

Und welches Prognostikon ist Frankreich zu stellen? Wir wiederholen heute, was Treitschke vor einem Jahre schrieb: Es giebt keinen Mann und keine Partei, die im Stande wären, den Kaiser zu ersetzen. Die alten Parteien sind vernutzt, neue nicht entstanden. Die Monarchie der Bourbons und der Orleans bildete Republikaner, die Republik von 1848 erzog ein Geschlecht von Reactionären. Unter dem Kaiserreich ist keine starke liberale Partei entstanden.

So Treitschkes Buch. Wie ein Arzt am Krankenbette die bedenklichen Symptome gewaltiger Störungen im Organismus beobachtet, den Gang des Siechthums verfolgt, den kommenden Verlauf verkündigt, so hat Treitschke über Frankreichs Staatsleben im neunzehnten Jahrhundert geschrieben. Es ist um so erschütternder, eine solche Diagnose zu vernehmen, als zwischen dem Erscheinen von Treitschke's Buche und dem Jetzt die Ereignisse der letzten Wochen liegen.

Pont . . . x.

Literärische Streiflichter.

Es ist naturgemäss, dass die Baltische Monatsschrift in erster Linie ihre Aufmerksamkeit Arbeiten inländischer Autoren oder solchen Schriften zuwendet, die sich in irgend einer Art auf unser Land beziehen. Aber es wird angemessen sein, den Blick zuweilen auch weiter hinaus zu richten, den frisch strömenden Quell unseres geistigen Lebens nicht aus den Augen zu verlieren. So ist es denn unsere Absicht, von Zeit zu Zeit, je nachdem Lust und Stoff es mit sich bringen, bedeutende literarische Erscheinungen Deutschlands, die ein allgemeines Interesse beanspruchen, einer bald kürzeren, bald längeren Besprechung zu unterziehen, zuweilen wohl auch auf dieses oder jenes Buch hinzuweisen, das vielleicht nicht allen unseren Lesern bekannt geworden ist.

Wir können unsere literärische Umschau nicht würdiger beginnen als mit dem Leben Schleiermacher's von Dilthey (Berlin 1870). Eine wahrhaft historische gründliche Lebensschilderung und Würdigung des grossen Reformators der deutschen und man kann wohl sagen der modernen Theologie überhaupt war längst ein dringendes, oft ausgesprochenes Bedürfniss. Es zu befriedigen, waren freilich die starren Vertreter lutherischen Kirchenthumes ebenso wenig geeignet wie die fanatischen Anhänger des Protestantenvereins. Bei Gelegenheit von Schleiermacher's hundertjährigem Geburtstag hat uns freilich Herr Daniel Schenkel, der allezeit Schreibfertige, mit einem dicken Buche über Schleiermacher beschenkt, worin er denselben als einen seiner Vorläufer, deren er bekanntlich sehr viele hat, nachzuweisen unternimmt. Diese rohe Compilation des grobkörnigen kirchlichen Agitators, der unter allen Menschen die denkbar geringste geistige Verwandtschaft mit Schleiermacher hat, machte den Mangel einer befriedigenden Arbeit erst recht fühlbar. Doch schon hatte sich der rechte Mann gefunden, der zur

Lösung der Aufgabe berufen war, wie kein anderer. Professor Dilthey in Kiel, längst durch tiefeindringende Studien mit Schleiermacher vertraut wie wenige, bekannt durch seine Herausgabe von Schleiermacher's Briefwechsel, hat uns in dem ersten Bande seiner lange vorbereiteten Biographie, der bis zum Jahre 1802 reicht, ein ganz vortreffliches Werk geliefert. Die hohen Forderungen, welche man an eine wissenschaftliche Biographie Schleiermacher's stellen muss, sind hier reichlich erfüllt. Der Verfasser, ebensosehr Theologe wie Philosoph, hat die umfassendsten Studien in der Literatur und Culturgeschichte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gemacht und gibt uns überraschende neue Resultate. Nicht nur Schleiermacher's Einzelpersönlichkeit wird uns geschildert, vielmehr der ganze Lebenskreis, in dem sie wurzelt, die ganze Geistesrichtung der Zeit, die reformatorischen Bewegungen auf dem Gebiete der Philosophie und Literatur werden uns vorgeführt und in feiner und sorgfältiger Ausführung wird entwickelt, wie das alles auf Schleiermacher gewirkt und von ihm innerlich verarbeitet worden. Auf Grund umfangreichen handschriftlichen Materiales traten zahlreiche Partieen seiner Entwickelung in ein ganz neues Licht. So wird hier zum ersten Male der grosse Einfluss Kant's auf Schleiermacher, ehe er noch Spinoza kennen lernte, deutlich nachgewiesen. Noch bedeutender sind die Abschnitte, in denen sein Verhältniss zu Friedr. Schlegel und den anderen Romantikern dargestellt wird. Da gibt der Verfasser einen der wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Romantik. Wie anders als in den gewöhnlichen Darstellungen erscheint hier das Bild Fr. Schlegel's, zu dem Schleiermacher so lange als zu seinem Meister aufgeschaut hat! Die grossen Fehler und starken Schattenseiten in Schlegel's Wesen werden unverhüllt dargelegt, aber zugleich auch die hohe Begabung und grosse Bedeutung des Mannes auseinandergesetzt. Unzweifelhaft gehört Fr. Schlegel zu den hervorragendsten Geistern jener Zeit und es ist wahrhaft erfreulich, nach so vielen gehässigen Schmähreden endlich eine Stimme gerechter Würdigung zu vernehmen. Für das geschichtliche Verständniss der Romantik ist Dilthey's Buch geradezu Epoche machend, so reiche Aufschlüsse über die Entstehung und Entwickelung bietet es. Es war damals in der That die revolutionärste Zeit des deutschen Geistes, jeder einzelne begabte Mensch unternahm es, das Leben nach seinen philosophischen und poetischen Anschauungen zu gestalten, alles Ueberkommene ohne Ausnahme galt nichts dem schrankenlosen Willen des freien Individuums gegenüber.

Und wie sehr man damit Ernst machte, das zeigt das Leben fast aller namhaften Männer dieser Zeit. Es war eine wunderbare Welt tiefer, oft seltsamer Ideen und widerspruchsvoller Verhältnisse, ungebundenen Individualismus und grossartiger Neugründungen, phantastischer Speculation und poetischen Schöpfungstriebes. Und bei allem gemeinsamen Streben wie verschieden und eigenartig sind doch alle diese Männer, die die neue Zeit heraufgeführt haben. Das ist es eben was der Betrachtung jener grossen geistigen Umwälzungsperiode immer neuen Reiz verleiht, dass wir es mit lebendigen, bestimmten, oft in Widerstreit gerathenden Individuen zu thun haben, nicht mit nebelhaften Schatten und verblassten Tagesfiguren. Und mitten in diesen Kreisen, die mit titanischem Uebermuth an allen menschlichen Ordnungen rüttelten, entfaltete sich die Kraft und der eigenthümliche Beruf des grossen Sittenlehrers und Wiederentdeckers der Religion. Aus den tiefsten und härtesten sittlichen Kämpfen hat er sich die tiefen und grossartigen Anschauungen über Ehe und Familie errungen, denen er später in seiner Sittenlehre wie in seinen Predigten so herrlichen Ausdruck gegeben. In den völlig religionslosen und in den jüdischen Kreisen des aufgeklärten Berlin sind ihm die Gedanken zu den Reden über die Religion aufgegangen. Ueber die Entstehung dieses bedeutendsten aller Werke Schleiermacher's in seiner ersten Periode weiss auch Dilthey's umsichtige Forschung nur wenig Aufklärung zu geben. Plötzlich ist es da, während wir sonst alle Hervorbringung Schleiermacher's von der ersten Conception bis zu ihrer Vollendung auf's Genaueste verfolgen können. Von den Reden gilt mit Recht was Schleiermacher selbst sagt: „die Geburt der Minerva ist eine schöne Allegorie auf die Art wie höhere Geisteswerke entstehen". Die zusammenfassende Uebersicht des Gedankengehalts und die geschichtliche Würdigung der Reden bei Dilthey sind ein wahres Meisterstück. Mit der grössten Klarheit wird das Wesentliche hervorgehoben und zum vollen Verständniss gebracht, lehrreich und anziehend auch für den, dem die Reden wohl bekannt sind. Wie sehr würde doch der Gegenwart wieder ein Vertiefen in die Gedanken Schleiermachers frommen, da abermals überall der von ihm so lebendig und überzeugend bekämpfte Intellectualismus in der Religion erhoben und verkündigt wird. Das Wahre und Unvergängliche in den Reden wird von vielen, die sich als seine Anhänger bekennen, ebenso übersehen wie von den kirchlichen Gegnern; an das Vergängliche, Unwesentliche halten sich beide. Was Schleiermacher's gesammter Theologie anhaftet, zeigt sich schon

hier in vollem Maasse: es ist der Mangel an historischem Bewusstsein, aus dem sich seine Geringschätzung des alten Testaments und der früheren kirchlichen Dogmatik erklärt. Diese wunderbare, dialektisch angelegte Natur construirte sich von innen heraus ihre Weltanschauung, zuerst ganz frei und rücksichtslos, dann in allmäliger fast unmerklicher innerer Umbildung sich dem historischen Christenthum immer inniger anschliessend. Darüber wird uns der zweite Band von Dilthey's Buche gewiss lehrreiche Aufschlüsse geben. Es ist eine der interessantesten aber auch schwierigsten Aufgaben, nachzuweisen wie dieser eigenthümliche Charakter nie mit irgend einer Phase seiner Vergangenheit bricht, sondern stets die Fäden, oft in den kunstvollsten Verschlingungen weiter führt, nie das verleugnet, was er einmal ausgesprochen, aber es stets umbildet, ausdeutet, erklärt. So versteht man ihn denn auch nur im Zusammenhange und als Glieder der ganzen Kette lösen sich meist die scheinbaren Zweideutigkeiten. Und in jenem Kreise gleichgesinnter und gleichstrebender, aber oft genug gegen einander verstimmter, eifersüchtiger und misstrauischer Genossen erscheint Schleiermacher als der einzige, an dem, wie Dilthey nach Vergleichung der zahlreichen Urkunden und Briefwechsel jener Tage sagt, nicht der leiseste Schatten zweideutiger Stellung haftet. Sehr befriedigend und scharfsinnig wird Schleiermacher's Eintreten für die Lucinde erklärt und motivirt. Von der edlen Frau Fr. Schlegel's, Dorothea, entwirft Dilthey ein anziehendes und schönes Bild. Hier wie überall erfreut man sich an der echt historischen und darum unparteiischen Darstellung des Verfassers. Wie selten muss doch ein freies und unparteiisches Urtheil in unserer gegenwärtigen Literatur sein, wenn ihm daraus ein Vorwurf gemacht werden könnte, dass er nicht in die hergebrachten geringschätzigen Urtheile über die Romantiker einstimmt. Wir begrüssen vielmehr in Dilthey's Buch den ersten Versuch einer objectiven Würdigung jener wunderbaren Erscheinung und leben der Ueberzeugung, dass eine wahre Geschichte der Romantik noch erst zu schreiben ist. Dazu wäre niemand so berufen wie Dilthey, der ja auch das Verständniss Novalis eigentlich erst erschlossen hat. Selbst der neueste umfangreiche Versuch über diesen Gegenstand, auf den wir ein anderes Mal zurückkommen werden, steht noch viel zu sehr im bewussten Gegensatz zu ihm, um ihm völlig gerecht werden zu können. Wie mächtig und bedeutend muss doch die Wirkung dieser Gestaltung deutschen Geisteslebens gewesen sein, dass selbst unsere Zeit, durch mehr als ein Menschenalter von ihr getrennt, und

ganz anderen Interessen hingegeben, noch immer kein unbefangenes Verhältniss zur Romantik einzunehmen vermag!

Noch eine Bemerkung möchten wir machen, die sich uns bei der Lectüre von Schleiermacher's Leben aufgedrängt hat. Dilthey sagt mit Recht, es sei falsch, sich den grossartigen Idealismus der Romantik auf Literatur, Kunst und Philosophie beschränkt zu denken, er habe ebenso Kirche und Staat in seinen Bereich gezogen. Dafür ist gerade Schleiermacher der beste Beweis, sowie auch die grosse Einwirkung, welche die französische Revolution auf jene Kreise ausübte. Aber von einem lebendigen Interesse für den Staat, in dem diese Männer leben, findet sich keine Spur in ihrem brieflichen Verkehr. Zwischen den idealen Theorien vom Staate nnd der Wirklichkeit lag eine Kluft, die unausfüllbar schien. Alle Elemente voller und ganzer Hingabe an den Staat, an das Vaterland waren vorhanden, es bedurfte aber noch der schweren Schule des Unglücks und der Noth, um sie praktisch sich aufs herrlichste bewähren zu lassen.

Sollen wir des Verfassers Unbefangenheit und Unparteilichkeit in der Beurtheilung seines Helden noch besonders hervorheben? Gewiss kann keine wahre und echte Biographie geschrieben werden ohne liebende Hingabe und Versenkung in den Gegenstand. So ist denn auch diese Biographie von pietätvoller Bewunderung durchzogen; aber ohne blinde Anbetung und mit voller Freiheit des Urtheils. Auch wo man Dilthey's Ansichten und Urtheilen nicht beipflichten kann -- und wie wäre das immer möglich auf einem so umstrittenen Gebiete als es das religiöse ist — wird man sie stets wohlbegründet finden. Die Darstellung muthet dem Leser freilich manches zu. Die in Betracht kommenden philosophischen Fragen werden nicht oberflächlich berührt, sondern eingehend behandelt. Ueberall zeigt sich das Bestreben des Verfassers „nicht blos zu erzählen, sondern zu überzeugen". Der Stil ist auf das sorgfältigste durchgearbeitet, klar und fein. So ist das Ganze ein Buch, das nicht flüchtig gelesen, sondern studirt sein will. Aber wer ein tieferes Interesse für den Umschwung im Geistesleben des deutschen Volkes am Ende des vorigen Jahrhunderts hat, wer gründliche Einsicht in das Wesen einer grossen Literaturepoche sich erwerben will, wer sich endlich Rechenschaft geben will über die Entstehung unserer modernen Denkweise, der darf das Buch nicht ungelesen lassen. Besonders aber möchten wir die Geistlichen unseres Landes darauf aufmerksam machen, und dann unsere jüngeren Theologen, die ja meist nur aus der kirchlichen Dogmatik ihre Kenntniss von dem

grossen Erzketzer schöpfen, und es so bald lernen, mit orthodoxer Geringschätzung auf seinen überwundenen pantheistischen Standpunkt mitleidig herabzuschauen. Sie können aus dem Buche lernen, dass es ohne Schleiermacher heute vielleicht keine kirchliche Theologie gäbe. Mit Spannung und lebhafter Erwartung sehen wir dem zweiten Bande des ausgezeichneten Werkes entgegen, der uns Schleiermacher, den grossen Patrioten, den Glaubenslehrer und den Vorkämpfer der Union schildern wird.

Wer sich aus dem unruhigen Drängen und Jagen der Gegenwart, ihrer Zerfahrenheit und ihren schroffen Parteigegensätzen, ihrer Tendenzdichtung und ihrem prosaischen Nützlichkeitsstreben heraus einen Augenblick in den Frieden eines ruhigen Stilllebens, eines frischen und reinen Jugenddaseins vergangener Tage hineinversetzen will, der nehme die Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Berlin 1870, zur Hand. Es ist ein frischer Naturlaut ursprünglicher Poesie, der hier in unser Herz dringt. Und für uns muss dieses Jugendleben von ganz besonderem Interesse sein, da der es aufgezeichnet, wenn auch nicht eigentlich uns angehört, so doch einen in unserem Lande bekannten Namen trägt. Wilhelm v. Kügelgen ist es, der in diesem schönen Bilderbuche ohne Bilder die Erinnerungen seiner Jugend uns geschenkt hat. Sein Vater, der einst so bekannte Gerhard v. K. stammte von den Ufern des Rheins, seine Mutter war eine Zöge von Manteuffel aus Estland. In frühester Kindheit schon kam der Verfasser mit seinen Aeltern nach Dresden. Um das Jahr 1806 ungefähr beginnt die zusammenhängende Schilderung und endet mit dem Jahre 1820, als der Vater so unerwartet durch schrecklichen Mord seiner Familie entrissen wurde. Auf dem Hintergrunde der bewegten grossartigen Zeit, wo Napoleon, Göthe, Blücher flüchtig an uns vorüberziehen, spielt sich in der anschaulichsten und lieblichsten Weise das Leben der Kindheit ab. Mit unbeschreiblicher Naivetät und feinstem Humor werden die alltäglichen Freuden und Leiden des Kindes und heranwachsenden Knaben geschildert. Es ist wie ein Blick in eine hell von der Sonne durchstrahlte friedliche Sommerlandschaft, durch die von Zeit zu Zeit der Klang ferner Glocken erschallt. Einen tiefen Einblick gewährt uns dies schöne Buch in die unvergleichliche Schönheit und Eigenartigkeit echtdeutschen Familienlebens, wie sonst kein Volk es kennt. Dazu lernen wir aus diesen anmuthigen Schilderungen unmittelbarer und treuer als aus bändereichen künstlich-construirten Culturgeschichten die religiösen, künstlerischen und politischen Anschauungen jener merkwürdigen

Zeit. Eine Fülle kräftiger originaler Menschen tritt uns überall entgegen, alle überragend der Pastor Roller und der Parabeldichter Krummacher. Das sind Gestalten, wie wir sie in Jean Paul's Romanen finden, unendliche Herzensgüte und tiefer sittlicher Ernst von Humor überströmend und in die wunderlichsten, oft barocken Formen gekleidet. So lernen wir Nachgeborenen, denen die Helden Jean Paul's wie willkürliche Phantasiegebilde erscheinen wollen, es historisch verstehen, warum die Zeitgenossen von ihnen entzückt waren: fanden sie doch sich selbst, ihre ganze sentimentale und idealistisch-phantastische Anschauung darin wieder, aber in poetischer Verklärung. Immer wieder drängen sich uns Jean Paul'sche Reminiscenzen auf beim Lesen von Kügelgen's Jugenderinnerungen; die Schilderung des Schullebens und der Jugendwanderungen kann es mit den schönsten Partien der Flegeljahre aufnehmen. Wenn doch ein Hauch jenes Geistes auch die matte und nüchterne Jugend unserer Zeit anwehte! Man legt das Buch mit Bedauern darüber aus der Hand, dass der Verfasser seine Lebenserinnerungen nicht weiter geführt.

In das politische und das literärisch-ästhetische Leben Deutschlands während der Reactionszeit nach den Befreiungskriegen versetzen uns zwei Werke: der erste Band von Springer's Leben Dahlmann's und Karl Immermann, sein Leben und seine Werke aus Tagebüchern und Briefen an seine Familie. 2 Bde, Berlin. Immermann hatte eben in den Memorabilien einen schönen Anfang zu seiner Selbstbiographie gemacht, da raffte ihn der Tod fort. Was uns jetzt geboten wird, ist kein Ersatz für das, was Immermann selbst leisten wollte, aber doch von grossem Werthe. Wir thun hier tiefe Blicke in sein inneres Leben und das ist bei einer so gehaltvollen Persönlichkeit immer lohnend. Immermann ist in der Literatur eine sehr eigenthümliche Erscheinung, der hervorragendste Repräsentant der von ihm selbst sogenannten Epigonenzeit. An ihm lässt sich am klarsten beobachten wie sehr jene ganze Zeit von 1820 bis 1840 unter dem directen Einflusse und den Nachwirkungen der vorhergegangenen grossen klassischen und romantischen Literaturepoche stand, wie völlig sie in literärischen Interessen aufging. Auch die selbständigsten Naturen konnten sich der allgemeinen Geistesrichtung nicht entziehen. Eine norddeutsche Natur, klar und fest, kräftig und entschlossen, auf das Reale gerichtet und allem Ueberschwänglichen abhold, hätte Immermann, wie man meinen sollte, sehr bald seine bestimmte Stellung und Aufgabe in der Literatur wie im Leben finden

müssen. Aber ganz anders ist seine Laufbahn. Viele Jahre hindurch schwankt er zwischen den verschiedensten Richtungen, alle seine früheren Werke bis in sein Mannesalter hinein sind prüfende und tastende Versuche eines über seinen eigentlichen Beruf unklaren Dichters. In der Lyrik, im Epos, im Drama, überall hat er sich versucht, lange glaubte er zum dramatischen Dichter angelegt zu sein und doch liegt darin gewiss nicht die Stärke seines Talentes. Allerdings sind einige seiner Dramen trotz aller Fehler im Einzelnen, trotz oft verkehrter Anlage, Dehnung in der Ausführung und vielfacher Willkürlichkeit und Sonderbarkeit, obgleich wir oft die Muster erkennen, die dem Dichter bei der Arbeit vorgeschwebt, bedeutende und echt dichterische Werke. So namentlich Andreas Hofer, der Alexis, der tiefsinnige Merlin und einzelne Scenen in Friedrich II. Aber in der Wahl der dramatischen Stoffe wie in ihrer Behandlung zeigt sich jenes unsichere Schwanken zwischen classischer und romantischer Auffassung, zwischen Göthe, Sheakespeare, Tieck. Ganz unglücklich war Immermann in der Lyrik, hier hat er es kaum zu einem erträglichen Gedichte gebracht, die allermeisten sind ungelenk, steif, unklar und trivial nach Inhalt und Form. Strauss in seinem scharfsinnigen und vieles Richtige enthaltenden Aufsatze über Immermann, wird den Dramen nicht ganz gerecht, urtheilt aber über die Gedichte nicht zu strenge. Mit der poetischen Form hat Immermann sein Leben lang zu ringen gehabt ohne ihrer ganz Herr zu werden, namentlich der Reim machte ihm immer viele Schwierigkeiten. So finden sich oft bei ihm schöne und tiefe Gedanken in mühseliger verschrobener Form. Seiner etwas schwerfälligen robusten Natur fehlte ganz die leichte Grazie und das feine Formgefühl, Eigenschaften, ohne die kein Lyriker gedacht werden kann. Derselbe Mann, der die Prosa meisterhaft handhabt, beginnt zu stammeln und nach dem Ausdruck zu ringen, wenn er in Versen zu uns spricht. Es fehlt ihm eben an dem rechten Sinn für Rhythmus, wie er denn in der Musik auch nur eine behagliche Ergötzung sah. Diese Formlosigkeit sowie die Willkürlichkeit und das Phantastische in der Composition seiner früheren Werke erregten begreiflicher Weise die Abneigung seines Zeitgenossen und Mitstrebenden Platen. Es lässt sich kein grösserer Gegensatz zu dessen Formenklarheit und Formenstrenge und überlegener Kunst denken als die unfertigen Produkte Immermanns, die doch auch wieder bedeutend genug waren, um Platen zu stören. So bedurfte es denn blos eines äusseren Anlasses, um den heftigsten Kampf zwischen beiden hervorzurufen,

der heute nur noch literärhistorische Bedeutung hat. Den Abschluss der ganzen langen ersten Entwicklungsperiode Immermanns bilden die Epigonen, ein Roman, der auch heute noch von grossem Interesse ist und viel mehr gelesen zu werden verdient als es gegenwärtig geschieht. Zwar erinnert dieses Werk in Composition und Ausführung vielfach an Wilhelm Meister, aber eine eigentliche Nachahmung ist es nicht. Wir athmen darin die ganze dumpfe Schwüle der Reactionszeit und werden zugleich in die ganze Zerfahrenheit und den rasch vor sich gehenden Zersetzungsprocess der geistigen Richtungen und Lebensanschauungen jener Tage aufs lebendigste versetzt. Der ganze Unfriede und die ziellose Unruhe, die Sehnsucht nach neuen Bildungen in Kunst und Leben, die Unsicherheit wie sie zu erlangen, treten uns sehr anschaulich entgegen. Bemerkenswerth ist es, wie auch hier das literärische Interesse alles Andere überwiegt. Die Naturwahrheit des Buches ist noch grösser als sein künstlerischer Werth. Aber mehr noch als alle seine Werke ist Immermanns eigenes Leben ein Spiegel der Zeit. Ein kenntnissreicher, scharfer, tüchtiger Jurist erlangte er bald eine angemessene Stellung im Staatsdienste, zeichnete sich als Criminalist aus und erfüllte seine amtlichen Pflichten aufs pünktlichste und gewissenhafteste. So lebte er lange in Münster und Düsseldorf in angenehmer Lage, von Collegen und Vorgesetzten geschätzt, scheinbar ruhig und glücklich. Und doch ist fast sein ganzes Leben ein Kampf und Ringen mit den Verhältnissen, leidet sein Dasein an Zerfahrenheit und Zerrissenheit. Er machte den Feldzug von 1815 mit und vertrat, auf die Universität zurückgekehrt, mit That und Wort fast ganz allein gegen die ganze hallische Burschenschaft seine Ueberzeugung; seine erste Druckschrift handelte über diese Streitigkeiten und wurde beim Wartburgfeste feierlich verbrannt. Als er eben anfing eine selbständige Stellung im Leben einzunehmen, machte er die für ihn so verhängnissvolle Bekanntschaft der Frau des Generals Adolf von Lützow, des berühmten Freischaarenführers, Elise v. Lützow, geb. Gräfin Ahlefeldt, welchen Namen sie später wieder führte. Sie war eine phantasievolle geistreiche reizende Frau ohne Charakterhalt und Willenskraft, bestrebt die Träume ihrer Phantasie in die Wirklichkeit zu übertragen. In der Ehe mit ihrem einfachen und schlichten, durchaus unpoetischen und geistigen Interessen wenig zugewandten Gatten fühlte sie sich nicht glücklich. Sie wurde Immermanns Freundin und bald seine Geliebte, trennte sich von ihrem Gemahl ohne sich doch von ihm scheiden zu lassen, und war 14 Jahre hindurch

Immermanns Lebensgefährtin. Umsonst drang dieser wiederholt in sie, ihr Verhältniss durch ein Ehebündniss zu befestigen, zu klären, sie weigerte sich stets dessen und zuletzt löste sich der Bund mit gegenseitiger Erkältung und bitterer Enttäuschung. Und in diesem unnatürlichen und unsittlichen Verhältniss hat ein rechtschaffener und moralisch streng denkender Mann wie Immermann einen guten Theil seines Lebens hingeschleppt! Gleicht diese Erscheinung nicht einem in die Prosa des Lebens übersetzten Stück Wahlverwandschaft oder Armenadvokaten Siebenkaes? Wie bitter empfand der Dichter oft die drückenden Fesseln, die dies Verhältniss ihm auflegte, wie stark wurde ihm die Zerrissenheit, die dadurch in sein Leben kam, bewusst! So legte er denn in den Epigonen ein Stück seines eigenen Lebens nieder. Ueber seine Beziehungen zur Gräfin hatte sich nach deren Tode mit der ihr eigenen Ungenirtheit Frl. Ludmilla Assing in Anklagen und Verunglimpfungen gegen den Dichter ausgelassen. Des lange Dahingegangenen Andenken zu vertheidigen ist eine Hauptaufgabe des eben erschienenen Buches. Als seine Stellung zur Gräfin, der er übrigens auch später noch dankbare Anerkennung bewahrte, schon sich zu lösen begann, mitten in dichterischen Arbeiten und gehäuften Amtsgeschäften kam ihm, veranlasst durch äussere Umstände, der Gedanke, ein nationales und der Kunst wahrhaft dienendes Theater zu gründen. Er führte den Gedanken mit der ihm eigenen Energie und Zähigkeit aus und widmete seine ganze Kraft fast 4 Jahre lang der Leitung des düsseldorfer Theaters. So sehr erfüllte ihn diese Aufgabe, durch deren Lösung er für sein Volk Grosses zu leisten glaubte, dass er zeitweilig sogar den Staatsdienst verliess, um ihr ganz genügen zu können. Und das that kein Phantast oder schwärmerischer Kunstenthusiast, sondern ein besonnener klarer Mann, der aber mit seinen Zeitgenossen die Ueberschätzung von Kunst und Literatur theilte. Und liess sich nicht das Bedeutendste von einem Unternehmen erwarten, an dessen Spitze Immermann und Felix Mendelssohn standen? Der Ausgang ist bekannt. Wie alle Versuche das Theater zu einer Bildungsanstalt des Geschmacks für Schauspieler und Publikum zu machen, scheiterte auch dieser, die Freunde trennten sich in herber Entzweiung und Immermann trat wieder in seine amtliche Stellung zurück. Nach allem was über das düsseldorfer Theater von Immermann selbst, von Uechtritz, Ed. Devrient geschrieben, bietet das vorligende Buch doch noch viel Lehrreiches aus Tagebüchern und Briefen. Nun erst waren Immermanns Lehrjahre zu Ende. Freilich das wirkliche

Leben in Staat und Vaterland hat er auch jetzt nicht recht zu würdigen gelernt. Instinctmässig war er monarchisch und conservativ und seine Abneigung gegen den süddeutschen flachen Liberalismus verleitete ihn zu herben und ungerechten Urtheilen selbst über einen so vortrefflichen Mann wie Paul Pfizer, aber im Ganzen finden sich in seinen Aufzeichnungen und Briefen nur sehr wenig politische Bemerkungen. Er sah in den politischen Bestrebungen eine bedenkliche Abwendung von den wahren Aufgaben des deutschen Volkes. So recht im Sinne der damals unter den bedeutendsten Männern verbreiteten Anschauung ist es, wenn er einmal schreibt: „Die politische sogenannte Begeisterung ist uns etwas Neues, wir werden nach unserer alten Weise in dieses Element toll und blind hineinspringen, an nichts anderes denken und uns vielleicht ein halbes Jahrhundert um ein Gut abmühen, was doch nicht unser werden kann, weil alle Bedingungen, die dasselbe in England hervorbrachten und in Frankreich vielleicht hervorbringen werden, bei uns fehlen. Darüber werden wir die eigentlichen Palladien des Landes: Philosophie, Poesie und deutsches Wissen verabsäumt haben, der schon so oft zerschnittene Faden deutscher Bildung wird so von Neuem unterbrochen werden". Später erweiterten sich wol seine Anschauungen und als Gutzkow ihm einmal höchst bezeichnend seine Ueberzeugung dahin aussprach, dass eine Umbildung oder Neubelebung der zartesten Nerven des socialen Organismus von grossen Dichterwerken ausgehen müsse, meinte er: die Literatur und Poesie erzeugt die Zustände nicht, sondern sie geht aus denselben hervor, aber zu einer vollen Würdigung des Staates hat es Immermann nicht gebracht. Und doch war er recht darauf angelegt, erst als vollbewusster Bürger eines grossen Staates seine ganze Persönlichkeit zur Entfaltung zu bringen. Doch wo war damals der deutsche Staat! Das Preussen jener Tage wurde ja im Innern von Menschen wie Kamptz und Rochow geleitet, seine Politik nach aussen von dem elenden Ancillon bestimmt. Unter der Herrschaft der Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande nahm an dem Staat nur Theil, wer dazu pflichtmässig berufen war, was ging den einzelnen Bürger der Staat an, der alle freie Geistesregung auf politischem Gebiete unterdrückte, der jede nationale, jede patriotische Gesinnung mit Ungunst ansah. Die besten Geister wandten sich mit Unmuth von dem mechanischen Staatswesen ab, sie vertieften sich wieder in die idealen Aufgaben des deutschen Geistes und liessen die Machthaber schalten wie sie wollten. Wie begründet war doch in jenen Tagen der zornige

Mahnruf an die Deutschen von Gervinus, endlich einmal das literarische Dasein zu lassen und die ganze Kraft wieder dem Staate zuzuwenden. Es bedurfte noch vieler Erschütterungen, vieler Erfahrungen, ehe die Gebildeten erkennen lernten, dass sie nur ein Theil der ganzen Nation seien, dass neben ihnen und von ihnen so lange nicht beachtet das eigentliche Volk steht, auf dessen Gesundheit und voller Kraft der ganze Staatsorganismus beruht, dass das Volk der frische Quell ist, aus dem sich das ganze Leben einer Nation stets erneut. Diesen Gedanken nun hat zuerst in der Literatur mit der unmittelbaren Intuition eines echten Dichters Immermann erfasst und in lebensvoller Gestaltung seinen Zeitgenossen vorgeführt. Das ist das hohe Verdienst des Münchhausen. Mit fester Hand griff der Dichter hinein ins volle reale Leben und fand einen reichen Schatz lauterer Poesie in dem schlichten Bauernhause der rothen Erde. Er gab damit der erschlafften und ermatteten Zeitpoesie, deren Virtuose Heine war, einen neuen lebenskräftigen Inhalt und die zahllosen Nachfolger in Prosa und Versen, die er gefunden, zeugen von dem Eindrucke des Werkes. In ihm steht Immermann auf der Höhe seiner dichterischen Laufbahn. Gestalten wie Lisbeth und der Schulze werden ewig leben, weil sie frei geschaffen, nicht gemacht sind. Und die romantische Neigung, wie reinen und schönen Ausdruck findet sie hier in dem Waldmärchen, das uns predigt, um wieviel höher frische Lebenskraft als greisenhafte Erkenntniss zu achten ist. Doch die Vorzüge dieses Buches, das nicht vergessen werden wird so lange es eine deutsche Literatur gibt, ausführlicher darzulegen ist hier nicht der Ort. Dagegen muss bemerkt werden, dass sich auch in diesem Werke Immermann nicht ganz von den Marotten und Grillen der Zeit hat lossagen können. Welch wunderlicher Einfall ist doch die Verbindung der Münchhausenerzählung mit der des Oberhofes, wie nachtheilig sticht jene künstlich ausgeklügelte Satire gegen die Unmittelbarkeit des eigentlichen Romans ab. Und dazu war niemand weniger als Immermann zum Satiriker geboren, das hatte schon sein gegen Platen gerichteter im Irrgarten der Metrik herumtummelnder Kavalier gezeigt, der mehr grob und rauh in der Form als witzig ist. Das zeigte auch der Münchhausen, der alle Thorheiten der Zeit verspotten sollte und schon jetzt vielfach unverständlich und grösstentheils ungeniessbar ist. Selbst die wahrhaft ergötzliche Gestalt Karl Buttervogels kann dies Urtheil nicht ändern. Das Ganze ist ein Nachklang jener Lehre von der romantischen Ironie, die in der Aufhebung der Illusion den Gipfel

der Poesie sah und die Wirklichkeit zum willkürlichen Spiel des Subjekts machte. Wer die ganze Schönheit der Dichtung kennen lernen und geniessen will, nehme den Oberhof allein mit den Vautierschen Illustrationen in die Hand und versuche erst später, wie viel Geschmack er den münchhausenschen Arabesken abgewinnen kann.

Als der Dichter den Münchhausen schrieb, fühlte er sich freier und ruhiger denn jemals vorher. Seine Verbindung mit der Gräfin war gelöst, er empfand volle Dichterkraft und sah frohen Muthes in die Zukunft. Und nun wurde ihm in der Fülle des Mannesalters zu Theil, wonach er sich längst gesehnt: die Wonne frischer Jugendminne. Die Briefe und Aufzeichnungen, in denen er dem geliebten Wesen Rechenschaft über sein vergangenes Leben, seine religiösen und sittlichen Ueberzeugungen giebt, sind vielleicht der schönste Theil der Lebensbeschreibung. Immermann war kein orthodoxer Christ, aber ihm war das Christenthum ein Lebenselement. Man freut sich beim Lesen dieser Reliquien immer wieder des wackeren, treuen, echt deutschen Mannes. Und als er sein Weib heimgeführt, da begann er das Lied vom alten Liebesglück und Liebesleid, von Tristan und Isolde und sang jene schönen Terzinen, den Ausdruck neuen Lebensmorgens. Und voll von Plänen war sein Geist, da riss ihn plötzlich der Tod hinweg aus der Mitte der Seinen. So gleicht dies Leben einem Harfenspiel, dessen Saiten bei den schönsten Akkorden schrill abrissen. Seine Werke und seine Persönlichkeit, deren Gedächtniss in dem vorliegenden Buche so pietätvoll und lebendig wieder erneuert worden ist, sind es werth fortzuleben in der Erinnerung späterer Geschlechter.

Es ist eine glückliche Fügung, dass die lang erwartete ausführliche Lebensschilderung Dahlmanns in einem Augenblicke ans Licht tritt, wo sich der deutsche Staat vollendet, wie er das Ziel aller Wünsche, und was mehr ist, der ganzen Lebensarbeit Dahlmanns gewesen ist. Fürwahr, eine der ersten Stellen unter den Vorkämpfern und Verkündern des neuen deutschen Reiches gebührt dem strengen und festen, tapfern und treuen Manne, dessen Leben einem Dienste geweiht war: dem Vaterlande. Jede grosse politische oder religiöse Bewegung hat ihre Vorläufer, die mit dem Tiefblicke des Sehers in die Zukunft schauen und von den Zeitgenossen mehr oder weniger verstanden, ihre volle Würdigung erst bei der Nachwelt finden, wenn das wirklich geworden, was sie verkündet. Der Gedanke der Einigung Deutschlands durch Preussen, so lange den einen unter den Deutschen ein Aergerniss, den anderen eine Thorheit, heute vor

unseren staunenden Augen Realität geworden, hat fast gleichzeitig im Süden und im Norden Deutschlands vor jetzt fast einem Menschenalter seine klare politische Formulirung gefunden. Seine Väter sind Paul Pfizer und Dahlmann. Schon gebrochenen Leibes hat der edle schwäbische Seher und Denker nach freudlosem Leben noch jubelnd den Morgenglanz von 1866 geschaut, in dunkler matter Zeit ist Dahlmann festen Glaubens an sein Volk ins Grab gesunken. Für die glücklichen Nachgeborenen, denen es vergönnt ist, die Luft dieser hohen Zeit zu athmen, ist es um so mehr Pflicht, sich in das Leben der Männer zu versenken, deren Gedanken heute Grundlage und Voraussetzung aller politischen Einsicht sind. Werfen wir daher einige Blicke in das Leben des felsenfesten Mannes, dessen Seele keine Menschenfurcht kannte, der ein Spiegelbild norddeutschen Wesens, eine echt sächsische Natur ist. Springer, der in den letzten Jahren Dahlmann am nächsten gestanden, führt in dem ersten Bande seine Schilderung bis zur göttinger Katastrophe. Schon in früher Jugendzeit bildete sich Dahlmanns Charakter heraus, verschlossen und ernst, die Pflicht über alles setzend. Eine eigentliche Jugend, eine Periode überschwellenden, in freudiger Ziellosigkeit sich bewegenden Lebens hat Dahlmann so wenig gehabt wie Niebuhr. Aber wie fern ab von den grossen Mittelpunkten geistiger Bewegung auch diese spröde Natur erwacht, — Dahlmann wurde 1785 in Mecklenburg geboren und erhielt einen Theil seiner Ausbildung in Kopenhagen, — auch sie hat sich dem alle edleren Geister der Zeit überwältigenden Einflüsse der Romantik nicht entziehen können, wie Springer im Einzelnen nachweist. Sein persönliches Zusammenleben mit Heinrich von Kleist, dem die Noth des Vaterlandes das Herz zerbrach, hat Dahlmann selbst schon früher in der ihm eigenthümlichen eindrucksvollen Weise geschildert. Ganz gefangen nahm ihn der grossartige Aufschwung der Alterthumsstudien in Deutschland durch Wolf, zu dessen Füssen er in Halle sass. Doch war sein Leben ziellos, er fand keinen rechten Mittelpunkt für sein Dasein, ganz wie E. M. Arndt, da ging ihm die Liebe zum Vaterlande, zu Deutschland auf, eben da es für immer vernichtet zu sein schien. „Wir trugen Deutschland um so tiefer im Herzen, je weniger es draussen zu finden war", sagt er darüber. Ueber seine Jugendentwickelung gibt er uns selbst Nachricht in dem schönen Fragment einer Autobiographie und Springer entwirft von dem Stilleben im älterlichen Hause ein anziehendes Bild. Dahlmann hatte sich gründliche Kenntnisse in der classischen Literatur erworben, er habilitirte sich mit einer Schrift

über die alte Komödie in Athen als Docent der alten Literatur an der Universität zu Kopenhagen. Bald aber ging er nach Kiel und wurde dort 1813 ausserordentlicher Professor der Geschichte, ohne eigentlich historische Vorbildung genossen zu haben. Jetzt hatte er den rechten Boden für sein Leben und Wirken gefunden, die Zeit der Vorbereitung war vorüber, es beginnt seine politische Thätigkeit, erst still und in engem Kreise, dann in immer wachsender Ausdehnung und Wirkung. Wie schmerzlich musste es seinem deutschen Herzen sein, dass der König von Dänemark und Herzog von Holstein auf der Seite des gehassten Unterdrückers stand, dass die grosse Befreiung nur in der Ferne an ihm vorüberzog. Um so freudiger erfüllte er die Aufgabe, den Sieg von Belle Alliance in einer Festrede der Universität zu feiern. Diese Rede, bei Springer abgedruckt, machte den tiefsten Eindruck und gehört zweifellos zu den bedeutendsten Zeugnissen jener grossen Zeit; ohne alle Ueberschwänglichkeit, aber begeistert und deutsch in jedem Worte, bewegt sie noch heute den Leser. Des Königs von Dänemark Wohlwollen verscherzte er freilich für immer durch die Bemerkung über die unzertrennliche Verbrüderung Schleswig-Holsteins. Die Ritterschaft aber wählte ihn zum Secretär der fortwährenden Deputation der schleswig-holsteinischen Prälaten und Ritterschaft. Seitdem ist sein Name unzertrennlich von dem Kampfe Schleswig-Holsteins für sein altes Recht gegen die dänische Willkürherrschaft. Hat er auch nicht, wie Dänen und Grossdeutsche oft gesagt haben, die schleswig-holsteinische Frage erst geschaffen, so hat er doch die Bedeutung des alten Landesrechts weiteren Kreisen in den Herzogthümern erst zum Bewusstsein gebracht und dem schon lange bestehenden Streite der Stände gegen die dänische Krone eine principielle Bedeutung gegeben und sich durch nichts in der festen und consequenten Vertretung der rechtsgiltigen Verfassung beirren lassen. Dieser sein Kampf gegen Dänemark als Secretär der ständischen Deputation von 1815—1827 ist bestimmend für seine ganze politische Ueberzeugung geworden und auch an und für sich sehr lehrreich, aber im Allgemeinen wenig bekannt. Daher wollen wir ihn an der Hand des Biographen etwas eingehender unsern Lesern vorführen.

In Schleswig-Holstein hatte sich länger als in andern Ländern die alte ständische Verfassung erhalten, freilich nicht ohne starke Verkümmerung und Einbusse. Seitdem Hamburg und Lübeck nicht mehr zum Landesverbande gehörten, waren die Städte auf dem Landtage ohne den starken Rückhalt, den jene ihnen bisher

geboten, zogen sich allmälig ganz von ihm zurück und überliessen die ständische Vertretung allein der Ritterschaft und den Prälaten. Viele Güter gingen in die Hände nicht ritterschaftlicher Besitzer über, was zur Folge hatte, dass die Ritterschaft sich immer starrer und enger abschloss. Alle Bewohner der Herzogthümer ausser den Prälaten und Rittern wurden immer gleichgiltiger gegen die Landes-Verfassung gestimmt, die ihnen keinen Schutz und Vortheil bot und nur gehässige Sonderrechte zu gewährleisten schien. Der letzte ordentliche Landtag der Herzogthümer, an dem noch die Städte Theil genommen, war 1675 abgehalten worden. Seitdem war auch durch die widerstreitenden und sich bekämpfenden Interessen der königlichen und herzoglichen Linien ein allgemeiner Landtag unmöglich. Und als seit 1775 wieder beide Herzogthümer unter der kgl. Linie vereinigt waren, lag es doch nicht im Interesse der dänischen Regierung, die Stände auf einem Landtage verbunden zu sehen. Seitdem vertrat vielmehr eine ständige Deputation von 7 Personen unter dem wechselnden Vorsitze einer der 4 Prälaten des Landes das Corps der Prälaten und Ritterschaft. Diese Deputation führte alle Correspondenz, an sie gingen alle Erlasse der Regierung, sie bereitete die Vorlagen für die allgemeinen Convente vor, die alljährlich im Januar zu Kiel stattfanden. Die Regierung schonte mit kluger Berechnung die ritterschaftlichen Privilegien, brach aber einen Stein nach dem andern aus dem Ganzen der Landesverfassung. Doch wer hätte sich in Schleswig-Holstein in der Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts um die Anerkennung oder Missachtung alter historisch begründeter Ordnungen viel gekümmert! Erst die Uebergriffe der dänischen Verwaltung in das den Ständen unzweifelhaft zustehende Recht der Steuerbewilligung führten einen Conflict mit der Ritterschaft herbei. Die Regierung erklärte 1802, das Besteuerungsrecht gehöre zu ihren ausschliesslichen Prärogativen und führte kurzweg neue Steuern ein. Dagegen erklärten sich nun die holsteinischen Ritter und Prälaten, doch brachten sie es zu keinem entschiedenen Proteste, da die schleswigsche Ritterschaft sich von ihnen trennte und die nicht recipirten Gutsbesitzer sich um die ganze Sache gar nicht kümmerten. Endlich sollte Beschwerde beim Reichskammergericht erhoben werden, — da löste sich das deutsche Reich auf. Seitdem schaltete nun die dänische Regierung ganz willkürlich in den Herzogthümern. Ihre Angelegenheiten wurden bisher in Kopenhagen von einer Behörde geleitet, welche den Namen deutsche Kanzlei führte; jetzt wurde diese in eine schleswig-holstei-

nische umbenannt. Es wurde den Ländern die Altonaer Bank genommen und eine Reichsbank 1813 in Kopenhagen gegründet, deren Wirthschaft beispiellos war. Schlechte Finanzspeculationen machten den Herzogthümern ihre Rechtlosigkeit fühlbar und immer neue Steuern brachten auch die ruhigsten Bürger in Aufregung. Daraus erklärt es sich, dass schon eine 1814 erschienene Flugschrift den Wunsch aussprach, Holstein möge doch von Preussen erobert werden, und damit wohl nur dem Gedanken vieler Bewohner Ausdruck gab. Unter diesen Verhältnissen trat Dahlmann sein Amt an. Die Ritterschaft war entschlossen, die Landesverfassung aufrecht zu erhalten und beim Könige Friedrich VI. um Aufhebung der gesetzwidrig auferlegten Steuern zu petitioniren. Dahlmann, weit entfernt von abstracten Theorien, nahm sofort den richtigen Standpunkt zur Sache. „Ihm bedeutete in diesem Falle die Vertheidigung partikulärer Privilegien die Rettung allgemeiner deutscher Volksrechte.“ Der König glaubte die Ritterschaft durch Anerkennung ihrer Sonderrechte von der Hauptsache abziehen zu können. Die Verbindung der schleswig-holsteinischen Ritterschaft, der sogen. *nexus socialis,* wurde von ihm bestätigt, ebenso die holsteinischen Privilegien ohne Aenderung; die schleswigschen dagegen mit der Clausel: „soweit solche Privilegien unserer souverainen alleinigen Regierung über mehrbesagtes Herzogthum nicht entgegen sind.“ Aber die Ritterschaft liess sich nicht gewinnen oder einschüchtern. Sie verlangte nach so langer Zeit wieder einen allgemeinen Landtag und bestritt der Regierung das Recht, irgend eine Abgabe, vollends eine allgemeine Steuer einzuführen ohne Einwilligung der Stände. Die erste Schrift Dahlmann's in dieser Angelegenheit erregte den grössten Unwillen in Kopenhagen: man habe es gewagt, von Rechten zu sprechen, statt des Königs Gnade anzuflehen; das könne dem Lande nur zum Schaden gereichen. Dahlmann's Oheim, der eine angesehene Stellung in der schleswig-holsteinischen Kanzlei einnahm, machte dem Neffen, der sich ihm vielfach verpflichtet fühlte, die bittersten Vorwürfe und brach zuletzt ganz mit ihm. Der König aber sagte seitdem, wenn ihm eine Beschwerdeschrift der schleswig-holsteinischen Stände zukam, jedes mal mit Hohn: da ist wieder etwas vom Kieler Professor! Im Lande selbst war Dahlmann bald das Haupt aller Anhänger der Landesverfassung. Es galt die Schwankenden zu stärken, die Schwachen zu ermuthigen, das allgemeine Interesse für die Sache wachzurufen und rege zu erhalten. Die Ritter und Prälaten waren bereit, auch den anderen Bewohnern der Herzogthümer Antheil an

der Landesvertretung zuzugestehen, nur galt es zuerst, die Landes-Verfassung selbst aufrecht zu erhalten. Die Regierung kehrte sich an alle Vorstellungen und Beschwerden gar nicht, die Deputation der Stände nach Kopenhagen wurde abgewiesen, auf dem bisherigen Wege willkürlicher Steuererhebung ruhig fortgegangen, ja sogar eine gesonderte Verfassung für Holstein allein in Kopenhagen vorbereitet. Da beschloss die Ritterschaft, getreu dem Grundsatz, den sie in einer Eingabe an den König-Herzog ausgesprochen: „Wir werden weichen vor der Gewalt der Macht, nicht von unserm Rechte", den letzten Weg zu betreten, der ihr blieb, Beschwerde zu führen beim Bundestage. Dass man sich dazu entschloss, war hauptsächlich Dahlmann's Verdienst. Das geschah im Jahre 1819. Er hat denn auch die Eingaben und Denkschriften beim Bundestage abgefasst. Die schleswig-holsteinische Sache war eine der ersten, in denen der Bundestag Gelegenheit hatte, sich in seiner ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen. Das Schicksal der Beschwerde konnte nicht zweifalhaft sein. Stand ja doch damals die schmachvollste Knechtung aller nationalen und verfassungsmässigen Bestrebungen in der höchsten Blüthe. Nachdem die Angelegenheit lange verschleppt worden, kam sie endlich in einer Bundestagssitzung zur Sprache und der dänische Gesandte gab seine Erklärung dagegen ab. Mit tiefer Geringschätzung sah er auf die veraltete Verfassung der Herzogthümer herab, die nur Vortheile für die Privilegirten kenne, für Bürger und Bauern nur Nachtheile enthalte, und liess damit die liberale, väterliche Weisheit der königlichen Regierung glänzend contrastiren. Die Sache wurde einem Ausschuss überwiesen, endlich 1823 wies der Bundestag die Beschwerde der schleswig-holsteinischen Stände in herbem Ton ab. Jetzt waren alle rechtlichen Mittel erschöpft, es wäre nur noch die Anrufung der Hülfe ausländischer Mächte übrig geblieben, doch davon wollte Dahlmanns deutscher Sinn nichts wissen. So mussten sich denn die Herzogthümer zeitweilig der Gewalt fügen.

Dahlmann wandte sich jetzt ganz den Studien zu. Langsam und allmälig hatte er als Docent einen Kreis von Schülern um sich versammelt. Für die grosse Masse hatten seine Vorträge nichts Anziehendes, sie erschienen wohl trocken und unbelebt; alles geistreiche Spiel mit Worten war ihm in Schriften wie auf dem Katheder verhasst. Auch seine Persönlichkeit hatte nichts Gewinnendes. „Ich bin karg an Worten und jeder äusseren Bezeigung", sagt er selbst. Dazu kam, dass er sich vielfach erst in die von ihm vorzutragenden Fächer hineinarbeiten musste. Er hat immer mit der Form zu ringen, wie

Niebuhr, dafür hat auch jedes Wort bei ihm seinen bestimmten Inhalt. Klarheit und Gründlichkeit stehen ihm am höchsten. Alles Anwinken und Andeuten, alles feine Combiniren und rasche Formuliren ist nicht seine Sache. Nicht leicht wechselt er seine Gedanken; in dem was er einmal erfasst hat, bleibt er fest. Fremd ist ihm alles Hinarbeiten auf den Effect, ob das, was er schreibt oder sagt, missfällt oder anerkannt wird, ist ihm gleichgiltig, wenn er von der Wahrheit der Sache überzeugt ist. So zeigt sich Dahlmann in seinen frühesten wie in seinen spätesten Schriften, so lehrte er auch vom Katheder. Es ist zu bedauern, dass der Biograph mehr äusserlich referirend seine Werke uns vorführt, statt auszuführen, wie sich überall in Dahlmanns Schriften seine starke subjective Persönlichkeit geltend macht und wie dies ein Hauptgrund des Reizes ist, den diese Bücher auf den Leser ausüben. Doch vielleicht geschieht das noch im zweiten Bande, der von seiner bedeutendsten geschichtlichen Leistung zu sprechen haben wird. Von grosser Bedeutung für Dahlmann war das freundschaftliche Verhältniss zu Niebuhr, über das wir hier zuerst genaue und eingehende Aufklärung erhalten, während in den Lebensnachrichten über Niebuhr nicht einmal Dahlmann's Name vorkommt, wofür hier der Grund angegeben wird. Aus dem Jahre 1814 datirt ihre persönliche Bekanntschaft, die bald zu lebhaftem Briefwechsel führte, und später einen längeren Besuch in Bonn zur Folge hatte. Niebuhrs Briefe sind eine wahre Zierde des Buches. In oft wechselnder Stimmung geschrieben, vielfach Zeugnisse der mit den Jahren steigernden Reizbarkeit des grossen Mannes, spiegeln sie doch alle Niebuhr's hohe Seele ab, keiner mehr als der gewaltige in fieberhafter Gluth geschriebene letzte vom 11. November 1830, der zugleich den ergreifendsten Commentar zu dem bekannten Vorwort der römischen Geschichte über die als Folge der Julirevolution hereinbrechende geistige und sittliche Barbarei bildet. Trotz aller krankhaften Verstimmung und der mit Mühe zurückgedrängten Gereiztheit gegen Dahlmann flammt darin die herrlichste Vaterlandsliebe seines edelen zum Tode betrübten grossen Herzens. Und ehe noch die Schatten, welche seine letzten Tage verdunkelten, sich lichten konnten, riss ihn der Tod fort. Die Zeitgenossen fühlten kaum, welche Verluste sein, Stein's und Gneisenau's rasch auf einander folgendes Scheiden für Deutschland waren, wie Dahlmann bitter in seinem schönen Nachrufe sagt: „nur an der gellenden Pfeife des Hohns haben wir abgenommen, dass Niebuhr seinen letzten Triumph feierte.“ Gar viele kleinliche Widersacher

und Neider haben noch in späterer Zeit an Niebuhr's Ruhmeskranz gezupft oder mit persönlicher Abneigung an ihm gemäkelt, wie F. v. Raumer. Und noch immer entbehrt die deutsche Literatur einer Darstellung seines Lebens und Wirkens!

Dahlmann's und Niebuhr's Freundschaft ist übrigens von dem Biographen in etwas zu hellen Farben geschildert. Hätte er Niebuhr's Briefe in Stein's Leben berücksichtigt, so würde er gefunden haben, dass auf Niebuhr's Seite wenigstens das Verhältniss oft etwas getrübt war.

Von Dahlmann's Familienleben und geselligem Verkehr in Kiel entwirft Springer sehr anziehende Bilder. Namentlich die Schilderung von dem leidenschaftlichen Liebeswerben um seine zweite Frau, sowie der von inniger Liebe durchhauchte Briefwechsel zwischen Braut und Bräutigam werden viele in Erstaunen versetzen, die gewohnt sind, sich Dahlmann nur starr und kalt vorzustellen. Dem Christenthum war Dahlmann herzlich zugethan, wenn er auch keinen ausgesprochenen kirchlichen Standpunkt einnahm; nur der gewöhnliche Rationalismus und die flache Aufklärung waren seiner klaren und bestimmten Natur zuwider. Er hegte grosse Hochachtung für den Erneuerer evangelischer Kirchenlehre in Holstein, den originellen, trefflichen Claus Hoems, und besuchte gern seine Predigten, obschon er vielfach mit ihm nicht übereinstimmte. Um dessen Abgang von Kiel zu verhindern, setzte er selbst eine Schrift im Namen zahlreicher Gemeindeglieder auf. Trotz aller angenehmen Verhältnisse fühlte er sich aber in Kiel nicht mehr wohl, von der Regierung hatte er nie eine Erhöhung seines Gehaltes oder eine Beförderung zum ordentlichen Professor zu erwarten, sein Verhältniss zur Ritterschaft löste sich allmälig auf, er schaute sich nach einer andern Universität um. So nahm er denn gern den Ruf nach Göttingen 1829 an. Göttingen stand damals auf der Höhe seines Ruhmes. Eine Fülle hervorragender Männer aller Wissenschaften war dort vereinigt, zu den weltberühmten alten Namen war eine Reihe jüngerer getreten, die jeder in seiner Wissenschaft zu den ersten gehörten. In diesen Kreis trat Dahlmann ein und fand hier einen ganz andern Spielraum für seine Wirksamkeit als in Kiel. Als Professor der Staatswissenschaften und der Politik war er von vornherein auch zu eingehender Beschäftigung mit politischen Fragen hingewiesen und so ging allmälig aus seinen Vorlesungen das Werk hervor, welches seinen Namen

zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte und auf die Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland den grössten Einfluss ausgeübt hat: seine Politik. Schon 20 Jahre früher hatte er in den Kieler Blättern von 1815 seine politischen Ansichten in dem Worte über Verfassungen ausgesprochen und mit diesem Aufsatze, der sich glänzend von der Masse der Tagesschriften abhob, grossen Beifall bei Männern wie Niebuhr und Thibaut gefunden. Sein streng geschichtlicher und wahrhaft conservativer Geist hatte sich immer mehr von dem vagen Liberalismus, „in dem die Badener schon viel zu viel thun," abgewendet. Auf die Bedeutung des Buches können wir hier nicht eingehen. Nach Mohl und Treitschke lässt ihm auch der Biograph eine eingehende Würdigung zu Theil werden. Wie durch Dahlmann erst die Aufmerksamkeit auf die englischen Verfassungsverhältnisse gelenkt und diese im Gegensatz zu den bis dahin vom Liberalismus ausschliesslich gepriesenen französischen Mustern jetzt das Ziel und Ideal der liberalen Parteien wurden, ist bekannt. Springer hebt übrigens ebenso wie Treitschke mehr die Verschiedenheiten der jetzigen politischen Zielpunkte von den damaligen hervor, als dass er Dahlmann's Buch im Verhältniss zu seinen Vorgängern charakterisirt. Gerade eine solche Zusammenstellung aber, sowie eine Vergleichung mit der damals herrschenden Rotteck - Welckerschen Richtung, würde die Stellung der „Politik" schärfer beleuchtet und auf die ganze Entwickelung des politischen Lebens in Deutschland ein helleres Licht geworfen haben. Höchst interessant ist ein von Springer mitgetheilter Brief H. Leo's, der dem überwältigenden Eindruck, welchen Dahlmann's Buch auf ihn gemacht, in den lebendigsten Worten Ausdruck giebt. Gewiss eines der glänzendsten Zeugnisse von der Wirkung desselben! Eben so viel als seine Vorlesungen hatte zur Abfassung der Politik wohl Dahlmann's praktische politische Thätigkeit mitgewirkt. War er doch bald nach seiner Uebersiedelung nach Göttingen eine angesehene Persönlichkeit in den Regierungskreisen von Hannover geworden. Bei Gelegenheit der tollen Göttinger Revolution von 1831 hatte Dahlmann durch seine feste Entschlossenheit und Ruhe, während alles den Kopf verlor, auf den Generalgouverneur von Hannover, den Herzog von Cambridge, einen so bedeutenden Eindruck gemacht, dass dieser ihm fortan seine ganze Gunst zuwandte und ihn bei den wichtigsten staatsrechtlichen Anordnungen zu Rathe zog. So hat Dahlmann grossen Antheil an dem Entwurf des Staatsgrundgesetzes für Hannover und an dem hannoverschen Hausgesetze. Ueber diese Dinge giebt das vorliegende

Buch viel neue Mittheilungen. Es war unter diesen Verhältnissen natürlich, dass die Universität Dahlmann zu ihrem Vertreter auf dem Landtage wählte. Da hat er, wie er jeder Zeit für das Recht des Volkes eintrat, wo es galt, ebenso ohne Rücksicht auf Gunst oder Beifall seine conservativen Ansichten dem flachen Tagesliberalismus entgegengeschleudert. So hat er gegenüber den um Volksgunst buhlenden Phrasenhelden, die mit vieler Sentimentalität den wahnsinnigen göttinger Aufstand entschuldigten, sein schärfstes Verdammungsurtheil über ein so frevles Beginnen ausgesprochen; er hat ferner starke Bedenken gegen die vollständige Judenemancipation geltend gemacht. Wo es wirklich Freiheit und Recht galt, hat er desto nachdrücklicher seine Stimme erhoben, so gegen die Bundesbeschlüsse von 1832. Alle diese Thätigkeit nahm ihn sehr in Anspruch und zog ihn von gelehrter Arbeit sehr ab, ohne doch volle Befriedigung zu gewähren. Und wie bald ist das Resultat aller dieser Mühen vernichtet worden. In der That, es ist kein erfreuliches Bild, den Mann, der mit aller Kraft das ganze Vaterland in seinem Geiste umfasste und auf den deutschen Staat seine ganze Hoffnung setzte, sich in den kleinen Verhältnissen eines deutschen Mittelstaates abmühen zu sehen. Es ist der alte Fluch der deutschen Kleinstaaterei, dass die besten und edelsten Kräfte sich unfruchtbar abnutzen, der sich uns auch hier wieder zeigt. Und der Staat, der berufen war, an der Spitze Deutschlands zu stehen, der Staat, an dem, wie Dahlmann sagt, nun einmal vorzugsweise die Hoffnungen aller Deutschen hangen, der war damals, Dank seinen unfähigen und mattherzigen Leitern, allem freien politischen Leben verschlossen.

Neben der landständischen ging eine lebhafte publicistische Thätigkeit her. Die Hannoversche Zeitung, herausgegeben von dem berühmten Geschichtsforscher Pertz, nahm damals in Norddeutschland eine sehr angesehene Stellung ein. Zu ihren Mitarbeitern gehörten die angesehensten Männer Hannovers und Göttingens. Auch Dahlmann betheiligte sich lebhaft. Sehr grossen Eindruck machte seine Rede eines Fürchtenden, in der er entschieden die Forderung von Reichsständen für Preussen aufstellte. Er sagte darin unter Anderem: „an dem Tage, da der König von Preussen in seinem Staate die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufathmen.“ So gross war das Aufsehen, das dieser Artikel in Berlin erregte, dass es zu einer diplomatischen Intervention in Hannover kam. Aber auch über andere als politische Gegenstände

sprach sich Dahlmann in der Zeitung aus. Einen vortrefflichen Aufsatz über Göthe schrieb er nach des grossen Dichters Tode, worin er sich sehr würdig über Göthe's politische Ansichten ausliess. Die schönen kräftigen Worte wird jeder mit Vergnügen lesen.

Ein Jahr nach der Annahme des königlichen Hausgesetzes durch die Stände starb König Wilhelm IV. Dahlmann meinte sogleich: Unsere Göttinger Zeit geht wohl zu Ende; aber wie rasch und durch welche Gewaltmassregeln das geschehen werde, ahnte auch er nicht. Man erwartete freilich nichts Gutes von dem neuen König, doch man glaubte ihn an die Verfassung gebunden und war beschäftigt mit der Jubelfeier der göttinger Universität. Ein unheimliches Gefühl lastete auf allen: „man schmauste über Gräbern." Die Katastrophe, welche bald eintrat, ist bekannt. Der neue König übertraf auch die schlimmsten Erwartungen. Das Staatsgrundgesetz wurde aufgehoben, die königlichen Diener zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Alles, vom Minister bis zum Subalternbeamten, schwieg und unterwarf sich. Sie waren entschlossen, „Alles zu lassen, was ihr Herz hochhielt, um nur mit den Ihren das bittere Brod der Kränkung essen zu dürfen." Einer von ihnen hat für diese stets bereite Unterwürfigkeit den für alle Zeiten classischen Ausdruck gefunden: „ich unterschreibe alles, Hunde sind wir ja doch." Da reichten die 7 Professoren am 17. Nov. 1837 ihren berühmten Protest gegen den ihnen zugemutheten Eidbruch ein. Unglaublich rasch war er im ganzen Lande verbreitet. Ueber die Art, wie diese schnelle Verbreitung ohne Wissen der Sieben möglich wurde, giebt Oppermann in dem Buche „Hundert Jahre", in romanhafter Form, dessen letzte Theile Erlebnisse des Verfassers schildern, interessante Mittheilungen. Charakteristisch ist die bei Bekanntwerden des Protestes allgemein aufgeworfene Frage: Hat Dahlmann wohl Vermögen? Natürlich, wer würde auch um seiner Ueberzeugung willen seine Stellung in die Schanze schlagen! Da ist es doch bequemer, einfach zu gehorchen. So dachten sehr viele damals, und wie viele denken nicht heute noch so! Es folgte die schmähliche Rotenkircher Deputation, bei der Prorector und Decane der Universität sich von ihren Collegen lossagten und sie in kläglicher Weise desavouirten. Dagegen erhoben sich doch noch 6 Glieder der Universität zu einem Proteste als einer vollständigen Ueberschreitung ihres Auftrages. Das Ende kennt jeder: Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus mussten binnen drei Tagen das Land verlassen.

Springer giebt über die ganze Katastrophe weniger Detail als man wünschen möchte. Dahlmann's und J. Grimm's Vertheidigungsschriften liest man noch heute mit Freuden und vollem Mitgefühl; sie werden zu aller Zeit kostbare Zeugnisse edlen Mannesmuthes und tapferer Gesinnung bleiben. Aber bei uns Nachgebornen wird über die Freude an der Ueberzeugungstreue der Sieben der schmerzliche Gedanke überwiegen, dass an der ersten Bildungsstätte Deutschlands unter so vielen hervorragenden Trägern deutscher Wissenschaft nur so wenige sich fanden, welche der Stimme ihres Gewissens folgten. Wen ergreift nicht Entrüstung, wenn er Theologen und Philosophen feige und voll Menschenfurcht schweigen sieht, wo es heilige Pflicht war zu reden. Wozu lehrten sie christliche Moral und philosophische Ethik, wenn sie die einfachste Forderung des Gewissens so missachteten? Man versteht, man empfindet ganz mit die zornigen schneidenden Worte von Gervinus in der Vorrede zum dritten Bande seiner Litaraturgeschichte, einem Meisterstücke unwilliger Beredsamkeit. Das mussten sich die Gieseler, Lücke, Herbart sagen lassen und schweigen. Das schiefe und verkehrte Verhältniss der Einzelnen zum Staate in damaliger Zeit zeigt sich hier besonders grell. Dieselben Männer, welche im bürgerlichen Leben gewissenhaft, pflichtgetreu und ehrenhaft waren, sahen keinen Widerspruch darin, im öffentlichen Leben des Staates kläglich sich zu beugen und wider ihre Ueberzeugung zu handeln. Der grosse Fortschritt unserer Zeit in dieser Beziehung ist nicht zu verkennen. In unseren Tagen wird sich persönliche Anständigkeit und politische Gesinnungslosigkeit nicht so selten mehr vereinigt finden. Damals war das Vorbild der Sieben ein nicht hoch genug zu schätzendes, wenn es auch in Hannover selbst nichts erreichte. Wehmuth ergreift uns aber auch, wenn wir heute der Sieben gedenken. Die hervorragendsten von ihnen sind hingegangen, ohne auch nur den Anbruch des neuen Tages zu schauen. Von einigen, die noch leben, wäre am besten gar nicht zu reden. Ist doch der eine in blinder Selbstvergötterung und Verschrobenheit zuletzt zum eifrigen Vorkämpfer des entthronten Welfen und zur komischen Person im deutschen Reichstage geworden und hat noch jüngst, vaterlandsverrätherisch würde man sagen, wenn er noch zurechnungsfähig wäre, gegen die Mittel zur Fortführung des deutschen Krieges gestimmt. Und der andere hat sich ein republikanisches Europa construirt und hadert mit der Welt und mit den Menschen, weil daraus nichts werden will. Gervinus als Lobpreiser der Kleinstaaten und Feind Preussens, Gervinus sich finster und

grollend abwendend von der grossen Gegenwart, weil man nicht auf seinen Wegen zu ihr gelangt ist, — welch ein trauriges Bild. Statt „mit dem Auge der Geschichte“ sieht der berühmte Historiker die Dinge durch die Brille seiner vorgefassten Theorien und ärgert sich, dass alles so gar anders gekommen als er gewollt. Und zur Stütze seiner vorgefassten Meinungen scheut er sich nicht, selbst die edeln Todten heraufzubeschwören, damit sie zu ihm gegen das Vaterland stehen sollen. Welch seltsames, unbegreifliches Beginnen, Dahlmann und J. Grimm aufzurufen gegen den blendenden Glanz des neu erstandenen Reiches, doppelt unbegreiflich bei einem berühmten, scharf urtheilenden Historiker. Zu beklagen bleibt es, dass Gervinus für das neue deutsche Leben nicht mehr existirt. Denn wen der Sommer von 1870 nicht aus seinen Täuschungen und Vorurtheilen erweckt hat, wer an den Siegesjubel dieser grossen Zeit nur zu mäkeln findet, der gehört nicht mehr zu Lebendigen, sondern zu den Todten.*)

Doch zurück zu Dahlmann's Leben. Der zweite Band wird uns wahrscheinlich ebensoviel Neues und Anziehendes bringen, als der vorliegende erste. Die Darstellung des Biographen ist schlicht, einfach, ruhig, nirgend gehoben oder in lebhafter Bewegung; man empfängt mehr Belehrung, als dass dem Leser anschauliche Bilder vorgeführt werden. Merkwürdig, dass ein Mann wie Springer, der die Erforschung der Kunst sich zur Lebensaufgabe gemacht, in seiner Darstellung so wenig künstlerische Gruppirung und so wenig Farbenwechsel anwendet. Kommt man von dem fast zu bewegten dramatischen Leben und der farbenfrischen, fast novellistischen Schilderung der Biographie Mathys zum vorliegenden Buche, so will es einem sehr nüchtern erscheinen. Man möchte hier gern etwas von der dort so verschwenderisch ausgegossenen Farbenpracht finden, wenn man auch zugeben kann, dass eine schmucklosere Erzählung Dahlmann's ernster und gemessener Persönlichkeit wohl entspricht. Auch nach Springer's ausgeführter Lebensschilderung wird man immer mit Genuss das scharfumrissene Charakterbild Dahlmann's lesen, wie es uns H. v. Treitschke in seiner energischen und herzbewegenden Weise gezeichnet hat.

Die neuen Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei von Karl Braun behandeln ein Lieblingsthema des redegewandten humoristischen Autors. Doch steht die neue Folge an Interesse hinter der ersten Sammlung zurück, auch ist der Inhalt nicht sehr streng gesichtet,

*) Inzwischen hat der am 6. (18.) März erfolgte Tod Gervinus' diesen äussern Widerspruch, in welchem er zur Gegenwart stand, gelöst. Anm. d. Red.

sondern ziemlich bunter Art. Es ist die kleinstaatliche Missregierung, die lächerliche bureaukratische Pedanterie, der Servilismus und die Rechtlosigkeit der Unterthanen gegenüber den Launen nicht bloss Serenissimi, sondern jedes Amtmanns oder Beamten, welche Braun nicht müde wird in seiner drastischen Weise bald ernst, bald mit behaglichem Spotte zu schildern und zu geisseln. Schade, dass er nicht auch das Bestreben der Kleinstaaten, eine europäische Rolle zu spielen, das schmähliche Liebäugeln der Höfe mit dem Auslande, die gravitätische Soldatenspielerei der Fürsten in den Kreis seiner Darstellungen zieht. Diese vaterlandslose antinationale Richtung der Mittel- und Kleinstaaten war einer der ärgsten Krebsschäden Deutschlands zur Zeit des alten Bundes. Allem diesem Treiben, dem ganzen kleinstaatlichen Wesen, hat das Jahr 1866 für immer ein Ende gemacht. Bald werden diese Dinge hoffentlich nur noch Erinnerungen einer Vergangenheit sein, über die das nächste Geschlecht lächelt und den Kopf schüttelt, wie wir schon längst es über das Gebahren der kleinen reichsunmittelbaren Herren und Städte in den letzten Zeiten des weiland heiligen römischen Reichs thun. Das anziehendste Stück des ganzen Buches ist das hübsche Märchen von dem Herrn Kaiser und der Frau Reich und deren erlauchten Söhnen, das damit endet, dass nach schwerem aber siegreichem Krieg der Sohn Preuss Frau Reich befreit und die Kaiserkrone erlangt und ruhmreich über alles Land herrscht als der rechte Sohn seines Vaters. Der Verfasser hat schwerlich geahnt, als er dieses Märchen schrieb, wie bald der Krieg kommen sollte, der sein Phantasiegebilde zur Wahrheit machte. Wer vermag es heute schon, die ganze gewaltige unermessliche Bedeutung und Grösse dieses einzigartigen Völkerkampfes sich nur einigermassen zum Bewusstsein zu bringen? Man möchte sagen, es war das Ideal eines Krieges. Uns haben in den bewegten Tagen des Augusts immer wieder die Worte vorgeschwebt, die Treitschke in seinem nicht genug zu beherzigenden Aufsatze über das constitutionelle Königthum in Deutschland dem Kriege widmet. Schöner und tiefer ist wohl nie über die sittliche Bedeutung des Krieges gesprochen worden.

In dieser Darstellung wird der so weit verbreiteten blinden und schlaffen Friedensseligkeit gegenüber nachgewiesen, wie der Krieg die edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur wachruft und, um hohe Ziele geführt, das ganze Volk erhebt und mit sittlichem Pathos erfüllt. Die höchste der menschlichen Tugenden, der freudige Opfermuth, die ernste männliche Frömmigkeit, die Vereinigung aller

Angehörigen eines Volkes in einem Gefühl, einem Willen, einem Gedanken — sie treten nie so klar und hehr ans Licht wie in einem gewaltigen Kriege. Ist das nicht alles wie eine vorausgenommene Schilderung des Kampfes, dessen Zeugen wir alle gewesen? Und was ist es denn, was in dieser Zeit so unwiderstehlich alle Herzen und alle Gemüther ergriffen und ihnen das Bewusstsein gegeben hat Unvergängliches zu erleben? Es ist die ganze Macht und Herrlichkeit des idealen Geistes, der aus den Nebeln und der dumpfen Stickluft materialistischen Daseins heraus plötzlich das ganze deutsche Volk erfasste nnd es sich selbst wiederfinden liess. An dem Krieg von 1870 kann man das Wesen und die Idee eines Volkskrieges, des wahren Krieges, um mit Fichte zu reden, bis ins Einzelnste hinein nachweisen und verfolgen. In seinem ganzen Verlauf das vollendetste Drama, das gedacht werden kann, hat dieser Krieg ein weltgeschichtliches Strafgericht von einer Evidenz und Grösse vollzogen, wie die Geschichte aller Zeiten und Völker nur wenige aufweist. Ja, die ewige Gerechtigkeit ist auf die Erde herabgestiegen und über die Welt in wunderbarer Majestät dahingeschritten, und staunend und geblendet hat die gesammte Menschheit ihrem Richterspruche gelauscht. Denn es war ein Kampf nicht nur um die höchsten politischen und nationalen Güter, nein, um die Grundlagen alles sittlichen Daseins. So ausserordentlich, so gewaltig musste der Krieg sein, der dem deutschen Volke das wiedergeben sollte, was ihm seit Jahrhunderten verloren gegangen war, das volle Bewusstsein seiner Einheit, seiner Stärke, seiner Grösse. So lange hatte es in dumpfem Schlummer dahingelebt; beraubt, verspottet, geschmäht seit zwei Menschenaltern, begann es sich immer stärker auf sich selbst zu besinnen, sich allmälig wiederzufinden; schon hatte es erwachend grosse Thaten vollbracht und die Welt mit seinem Ruhme erfüllt, da wagte es der kecke Nachbar, der schon so viel Schaden ihm zugefügt, so viel Glieder von seinem Leibe abgetrennt, noch einmal an sein Leben, an seine Ehre zu tasten. Zum letzten male. Mit furchtbarer Kraft fährt es auf wie der alte deutsche Volksheld, dessen Athem im Zorn zu Feuer wird, dem in seinem Grimme kein Sterblicher Stand zu halten vermag — und am Boden liegen seine Feinde. Verschwunden ist die traurige Zwietracht im Innern, ausgefüllt die Kluft zwischen Süd und Nord, getilgt die alte Schmach des Kampfes von Deutschen wider Deutsche, erstaunt und verwundert erblickt das deutsche Volk im Spiegel seiner Thaten wie gross es ist. Wer das deutsche Volk gesehen hat, wie es sich

in Demuth und schwerem Ernste und doch voll festen Vertrauens zum Kriege rüstete und dann wieder es in seiner Siegesfreude, frei von Ueberhebung und Ruhmredigkeit, geschaut, der wird dieses Schauspiels nimmer vergessen, wird die Erinnerung daran als ein kostbares Kleinod seines Lebens bewahren.

Eine so grosse geschichtliche Bewegung musste auch in der Literatur ihren Ausdruck finden. Seit dem Beginne des gewaltigen Kampfes ist es oft genug von den verschiedensten Seiten ausgeführt worden, wie dieser Krieg im engsten Zusammenhange mit den glorreichen Befreiungskriegen steht, wie er erst ihr wahrer und rechter Abschluss ist. Die patriotische Literatur hatte daher im Jahre 1870 eine ganz andere Aufgabe als vor zwei Menschenaltern. Es brauchte heute dem Einzelnen nicht erst überzeugend nachgewiesen zu werden, was auf dem Spiele stehe, vom ersten Augenblicke an war das ganze Volk sich dessen bewusst. Und nicht nach langer furchtbarer Knechtschaft erhob sich ein Theil der Nation zum Verzweiflungskampfe, sondern den wenn auch plötzlich hereinbrechenden, so doch lange erwarteten Krieg nahm ein einiges Volk, erfüllt von stolzem Nationalgefühl, auf. Welch ein erhebender Fortschritt gegen die Zeit der Erhebung von 1813, wo in einem grossen Theile von Deutschland vaterländische Gesinnung erst geweckt und entzündet werden musste. Damals bildete die politisch-nationale Literatur einen wesentlichen Factor der Erhebung; sie hat nicht weniger Herrliches vollbracht, als die Helden auf den Schlachtfeldern. Wie hoch stehen die Hervorbringungen jener Tage an Kraft und Wirkung über den allermeisten literärischen Erscheinungen des Jahres 1870. Nur Weniges, wie H. v. Treitschkes Aufsätze, lässt sich mit den tapfern und herzerhebenden Schriften von E. M. Arndt, den gewaltigen, in flammender Bildersprache ausgedrückten Mahnungen und Warnungen von Görres im Rheinischen Merkur, vollends mit den Vaterlandsliedern eines Schenkendorf oder Körner vergleichen! Aber die Aufgabe war auch heute eine andere. In unseren Tagen, wo der Einzelne getragen wurde und verschwand in der Gesinnung der Gesammtheit, da galt es nur beobachtend den in wunderbarer Schnelle sich vollziehenden Ereignissen im Geiste zu folgen und der allgemeinen Stimmung von Zeit zu Zeit lebhaften Ausdruck zu geben. So steht denn allerdings die politische Literatur von 1870 hinter den Kriegsthaten weit zurück. Doch für diesen Mangel, wenn es einer ist, findet sich sogleich überreicher Trost. Während das Resultat der grossen Kämpfe von

1813 und 1814 unendlich zurückblieb hinter den mässigsten Erwartungen, haben die Grossthaten des deutschen Heeres und der deutschen Staatskunst in den Jahren 1870 und 1871 alle Vorstellungen überflügelt, sind ihre Erfolge glänzender als die Träume der Dichter und Pläne der Schriftsteller gewesen. Wer sollte sich mit solch herrlichem Tausche nicht zufrieden geben!

Aus der Fülle literärischer Erscheinungen wollen wir ein paar hervorheben, die neben den allbekannten Schriften von Wagner und Treitschke Anspruch erheben können, das Interesse des Augenblicks zu überdauern. Der seit den ersten siegreichen Schlachten mit Zuversicht erwartete Wiedergewinn der alten deutschen Westmark hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Vergangenheit des Elsass und seine frühere Bedeutung für Deutschland gelenkt. Dem Bedürfnisse einer genaueren Belehrung darüber sind mehrere Bücher entgegengekommen. Unter diesen nimmt nach Form und Inhalt den ersten Rang ein und ist von bedeutendem wissenschaftlichen Werth die Geschichte des Elsasses von O. Lorenz u. W. Scherer, von der bis jetzt der erste Halbband vorliegt. Die Verfasser, der erste ein namhafter Historiker, der andere ein ausgezeichneter Germanist, sind Professoren der wiener Universität und, wenn wir nicht irren, geborene Oesterreicher. Ihr warmer Patriotismus, der das ganze Buch durchdringt, ist besonders erquicklich gegenüber dem wüsten und rohen Gebahren eines grossen Theiles der wiener Tagespresse. In einer Reihe mehr oder weniger eng verbundener Bilder führen die Verfasser das politische und das Geistesleben des Elsasses von der Urzeit bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts dem Leser vor. Auf dem Boden des Elsasses treten die Germanen zuerst in die Geschichte ein, und seitdem ist der Elsass mit seinen wechselnden Schicksalen stets ein Zeichen deutscher Machtstellung. Es ist das eigentliche Reichsland geworden, nirgend hat das Kaiserthum so festen Boden gehabt, nirgend ist das Gefühl der Reichsangehörigkeit so stark ausgebildet gewesen, als in diesem von dem zähen allemannischen Stamme für immer dem deutschen Volke gewonnenen Lande. Fürstliche Souveränetät hat hier nie festen Fuss fassen können, während ein starkes, freies, selbstbewusstes Bürgerthum in den Städten erblühte. Das lässt sich durch alle Jahrhunderte der Landesgeschichte verfolgen. Und die Krone der elsässischen Städte, das herrliche Strassburg, es ist in seiner Geschichte ein lebendiges Bild der Entwickelung des mittelalterlichen Städtewesens. Vortrefflich schildert uns Lorenz die verschiedenen Stufen

des Wachsthums der Stadt. Zuerst eine Bischofsstadt wird Strassburg unter den Hohenstaufen, die im Elsass die treuesten Anhänger hatten, reichsunmittelbar und vertheidigt seine Freiheit in glorreichen Kämpfen gegen die Bischöfe. Dann beginnen im XIV. Jahrhundert die Kämpfe der Handwerkerzünfte mit den Geschlechtern, in denen jenes mannhafte, freie, stolze Bürgerthum erwuchs, das für Jahrhunderte Träger des deutschen Wesens geworden ist. Und das Ergebniss der langen und heftigen Kämpfe war am Ende des XV. Jahrhunderts jene berühmte demokratische Stadtverfassung, deren Preis Erasmus und Bodin laut verkündeten. Aber schon im XV. Jahrhundert traten auch die französischen Gelüste nach dem linken Rheinufer hervor und die Unfähigkeit Friedrich's III. arbeitete ihnen in die Hände. Noch freilich erreichten sie ihr Ziel nicht, weil die Städte des Elsasses, allen voran Strassburg, wahrhaft deutsche Reichspolitik trieben. Deutscher, patriotischer als der Elsass, war von 1450 bis 1550 kein deutsches Land. Wenn freilich das Kaiserthum selbst hier nicht seine Aufgabe erfüllte, dann war diese Mark, weil sie aus einer Masse kleiner Herrschaften und einzelnen Städten bestand, gefährdeter als viele andere. Zwischen diese politischen Schilderungen treten denn die Bilder geistigen Lebens, die von W. Scherer mit der ihm eigenen Feinheit und Schärfe gezeichnet, ganz besonders gelungen und anziehend sind. Welchen reichen Antheil am Geistesleben des deutschen Volkes der Elsass hat, das überschaut man so recht mit Bewunderung in dieser frischen Darstellung. Da ziehen an uns vorüber der Vater der deutschen Literatur, Otfried, der bezaubernde Darsteller des weltmännischen Ideals im Mittelalter, der unübertreffliche Dichter leidenschaftlicher Liebe, Gottfried von Strassburg, da thun wir einen Blick in die kühne Speculation des grossen Meister Eckard und die wunderselige Gottestrunkenheit und stille Gelassenheit der Mystiker. Das ganze Mittelalter hindurch ist Strassburg Sitz der Geistesfreiheit, alle Ketzer sind dort heimisch. Dem schönen Münster, der wunderbaren Schöpfung Erwins von Steinbach, ist ein besonderer Abschnitt gewidmet und sein Vorrang vor allen anderen Kirchenbauten desselben Stiles nachgewiesen. Und jetzt steht er nicht mehr im fremden Land. „Freust du dich auch, du stolzes Riesenkind, dass dein Blick, so weit er reicht, jetzt wieder nur auf deutschen Boden fällt?“ Auch an ausgezeichneten Geschichtsschreibern ist Strassburg reich, hier zuerst sind treffliche, ausführliche Chroniken in hochdeutscher Sprache für den Laien geschrieben worden.

Es ist eine merkwürdige Fügung, dass diese unschätzbaren Werke Closeners und Königshofens, in ihrer echten Gestalt und mit reichen Erläuterungen ausgestattet, gerade in demselben Augenblicke von einem deutschen Historiker herausgegeben worden sind, wo der Brand der strassburger Bibliothek diese wie so viele andere kostbare Handschriften für immer vernichtet hat. Die französische Bibliothekverwaltung hatte natürlich Wichtigeres zu thun, als solche Schätze rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.

Die Schilderung der reformatorischen Volksstimmungen, der auf eine kirchliche und sittliche Lebenserneuerung hinleitenden Bewegungen im Elsass seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts sind ein wahrer Glanzpunkt des Buches. Die gewaltige Umwandelung in Literatur und Kunst gegen früher wird von Scherer meisterhaft aufgezeigt. Es ist ein durchaus handelnder Menschenschlag, der uns in dieser Zeit entgegentritt, und die Literatur trägt einen durchaus demokratischen, derb realistischen Charakter. In einem Zweige derselben kann sich kein Stamm mit dem Elsass vergleichen, kein anderes Land hat so viele und so grosse Satiriker hervorgebracht. Mit grosser Anschaulichkeit und Lebendigkeit wird uns der grösste deutsche Künstler des XV. Jahrhunderts, Martin Schongauer, gezeichnet, der grosse Prediger Geiler von Kaisersberg, der welterfahrene Satiriker und Staatsmann Sebastian Brant, endlich der warmherzige, wackere, patriotische Humanist Wimpheling — sie werden in Scherer's Darstellung lebendig vor unseren Augen und wir glauben sie mitten in ihrer Thätigkeit zu schauen. Namentlich Wimpheling's Charakterbild ist ein Meisterstück psychologischen Scharfblicks und veranschaulichender Kraft, während uns sonst zuweilen Scherer's Charakterschilderungen zu sehr zugespitzt erscheinen wollen. Aber auch wo man anderer Ansicht ist, folgt man gern seinen stets geistreichen Ausführungen. Auch der Sturmvogel der Reformation, der wilde, unstete Thomas Murner, wird nicht vergessen. Die überschwellende Lebenskraft im Volk, die ganze derb realistische Weise der damaligen Menschen, ihre Freude an frischem Sang und kräftigen Schwänken, ihr Spott über die herrschende Kirche und Geistlichkeit, werden dann zusammengefasst in der wundervollen novellistisch gehaltenen Schilderung der Abendzeche in einem Wirthshause des Elsasses.

Die Reformation konnte keinen vorbereiteteren Boden finden als Strassburg und den grössten Theil des Elsasses. Mit Begeisterung wurde hier das helle Licht des Evangeliums begrüsst. „Es war, als ob der Apostel Paulus und der heilige Augustinus zum

zweiten male über die Erde wandelten.“ An wenigen Orten ist die evangelische Kirche so friedlich begründet worden als in Strassburg, 1529 wurde die Messe durch Beschluss der Bürgerschaft feierlich anerkannt, nachdem schon lange vorher Mathias Zell, Butzer, Capito ungehindert und unter immer wachsendem Zudrang die neue Lehre verkündet. Besonders anziehend ist des diplomatischen Butzer's Persönlichkeit, des Meisters in der Kunst zu vermitteln. Welche Erfrischung und Erhebung die Reformation dem deutschen Leben, insbesondere dem deutschen Bürgerthum gewesen, das zeigt wieder einmal so recht die lebendige Erzählung von O. Lorenz. Auch das blutige Drama des Bauernkrieges, der in dem südwestlichen Deutschland seine Hauptkraft gesammelt, spielt zu einem grossen Theil im Elsass; hier derselbe Ausgang wie überall: furchtbare Niederwerfung des Aufstandes und grausame Rache. Den Schluss des Buches bilden der Religionskrieg von 1547 und seine traurigen Folgen. Schon wehen die bösen Ereignisse des kommenden Jahrhunderts ihre dunkeln Schatten voraus. Jene frevelhafte und verhängnissvolle Verbindung protestantischer Fürsten mit dem Erbfeinde des deutschen Volkes, vorgeblich zum Schutze des Glaubens, hat dem Reiche drei alte Städte und Bisthümer gekostet, den Protestanten nichts genutzt und zuerst der Franzosen gierigem Verlangen nach Strassburg und dem Elsass den Weg geöffnet. Noch zog das Ungewitter vorüber, Strassburg's grösster Bürger, der Stadtmeister Jacob Sturm, einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner des XVI. Jahrhanderts, wahrte durch Klugheit und Festigkeit die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Vaterstadt jetzt ebenso gegen die Franzosen, wie er früher Kaiser Karl's Zorn besänftigt hatte. Seit dem Augsburger Religionsfrieden hat auch hier der Protestantismus wieder freie Bewegung, noch droht dem deutschen Grenzlande keine ernstliche Gefahr, in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts steht Strassburg noch in stolzer Blüthe da. Damit schliesst der erste Theil.

Noch vor einem Jahr hätte kein Deutscher dies schöne Buch aus der Hand legen können ohne ein schmerzliches und bitteres Gefühl. Schien doch dies herrliche deutsche Land, so oft Träger deutscher Geistesentwickelung, durch eine vielhundertjährige Geschichte unzertrennlich mit Deutschland verbunden, der deutschen Nation nun doch für immer verloren. Heute wird es jeder in Deutschland mit freudig bewegtem Herzen und stolzer Genugthuung lesen: das deutsche Schwert hat in hartem Kampfe das verlorene Reichskleinod wieder errungen und der erste deutsche Kaiser bringt es als Unterpfand der

Zukunft, als Brautgabe der Hohenzollern dem neuen Reiche entgegen. Und auch Trost für die Gegenwart bietet das Buch: ein Stamm, der solchen Antheil gehabt an allen Richtungen deutschen Lebens in vergangener Zeit, der kann wohl für einige Zeit seinem wahren Wesen, seiner rechten Natur entfremdet werden, aber völlig losgelöst von dem grossen Volke, zu dem er gehört, völlig fremd kann er ihm nicht werden.

Wahrlich, dass die Elsässer sich nicht so rasch zu guten Deutschen umdenken können, als man wohl wünschen möchte, ist nicht das schlechteste Zeichen ihres echten Deutschthums. Die echten Franzosen verstehen das ganz anders; was sie heute angebetet, treten sie morgen in den Staub, und möglichst rasch Ueberzeugungen zu wechseln gehört zu ihrem Wesen. Der Geist ihrer Väter wird in den Elsässern wieder erwachen, sie werden stolz darauf sein, wieder die Vormauer des deutschen Reiches zu bilden und wie in ruhmvoller Vorzeit lebendigen Antheil nehmen an dem Aufschwung des deutschen Geistes. „Es wird einst wieder helle in dieser Brüder Sinn, sie kehren zu der Quelle in Lieb' und Reue hin." So ist nun erfüllt, was Rückert in seinem herrlichen Gedichte unter dem schmerzlichen Eindrucke des zweiten pariser Friedens ermahnend verkündet, nun kann die deutsche Tanne freudvoll krachen im Bau der Präfectur.

Wer den tiefen Zusammenhang zwischen den Thaten Friedrich's des Grossen, den Befreiungskriegen und dem Kriege von 1870 erkennen, wer einen Einblick in die wunderbar verschlungenen Wege der neueren deutschen Geschichte, die doch stets, wenn auch auf Umwegen, an's Ziel geführt, gewinnen will, der nehme H. Baumgarten's vortreffliche Schrift: Wie wir wieder ein Volk geworden sind, zur Hand. Es ist nicht das erste mal, dass der ausgezeichnete Geschichtsschreiber Spaniens, der ehemalige Freund und Bewunderer von Gervinus, mit einer politischen Broschüre in die Oeffentlichkeit tritt. In der sinnverwirrten Zeit kurz vor dem Ausbruche des Krieges von 1866, einer der traurigsten in der deutschen Geschichte, als der wüsteste Parteifanatismus in Preussen alles Vaterlandsgefühl zu ersticken drohte, erhob er seine Stimme und beschwor in bewegten, einem schwer gepressten patriotischen Herzen entquellenden Worten die Liberalen, das Vaterland höher zu stellen, als die Partei. Und als nun in dem wider den Willen des Volkes unternommenen Kriege der glänzendste Sieg errungen war, da übte er unter dem frischen Eindrucke des glorreichen Feldzuges strenge

Selbstkritik am deutschen Liberalismus, die leider noch immer nicht gründlich genug beherzigt worden ist. In den bewegten Tagen des August 1870 hat er dann die vorliegende Schrift verfasst. Man freut sich, auch hier die würdige und tiefe Ansicht von der hohen Bedeutung des Krieges im Völkerleben ausgesprochen zu finden.

Eine Schrift wie diese, durchhaucht von begeisterter echter Vaterlandsliebe, verträgt natürlich keinen Auszug. Nur hinweisen wollen wir auf die vorzüglichen Ausführungen über das seit der Reformation immer staatsfeindlicher gewordene Naturell der Deutschen, auf die Auseinandersetzungen, wie das deutsche Volk in ganz abnormer Weise zuerst seine literärische und dann seine politische Erhebung aus der tiefsten Erniedrigung vollzogen hat. Die Grösse sowie die Mängel der Blüthezeit deutscher Poesie und Philosophie werden sehr treffend charakterisirt. Vortrefflich ist ferner ausgeführt, wie Stein nicht nur der Wiederhersteller des preussischen Staates, sondern ein Reformator der deutschen Weltanschauung gewesen, wie er für Deutschland auf politischem Gebiete das geleistet, was Göthe und Schiller auf dem literärischen.

Der Gang der deutschen Dinge seit den Befreiungskriegen, wie wir ihn in Baumgarten's Schrift überschauen, muss jedem Deutschen die Ueberzeugung aufdrängen, dass Preussen seit zwei Menschenaltern zum Führer Deutschlands berufen ist; wenn es trotzdem oft seinen Beruf nicht erfüllt hat, so geschah das, weil seiner Regierung der starke Arm fehlte. Jetzt ist er da und die Welt blickt mit Erstaunen auf die Stärke und Macht Preussens. Immer wieder wendet sich daher der Blick zu dem gewaltigen hohen Manne, dessen eiserner Wille und wunderbares Genie in wenigen Jahren das höchste Ziel menschlicher Thatkraft erreicht, der seinem Volke halb wider dessen Willen das Grösste, was es für eine Nation auf Erden giebt, errungen: Einheit und siegstrahlende Macht.

Einen Wechsel und Umschlag in Urtheil und Gesinnung der Menschen hat er erfahren, wie kaum einer der grossen geschichtlichen Helden; mit der unvergleichlichen Kraft seines Willens hat er ihn erzwungen. Der einst in allen deutschen Landen gehassteste Name ist heute den Deutschen in der Fremde von den Ufern des Nil bis zum Mississipi das allgefeierte Symbol der neu erstandenen Herrlichkeit des Vaterlandes. Und noch steht er nicht am Ende seiner Bahn, der Begründer des deutschen Staates; schon harren neue grosse Aufgaben ihrer Lösung durch seinen erfindungsreichen, schöpferischen Geist. Eine neue Epoche deutscher Geschichte hat

jetzt begonnen; an ihrem Eingange steht die stolze hohe Gestalt des grossen Kanzlers wie an den Thoren des Mittelalters Karl der Grosse. Wie dieser hat er den nachfolgenden Geschlechtern den Weg gewiesen; alle Staatsmänner nach ihm werden seinen Spuren folgen. Seinen Namen wird keine Folgezeit verdunkeln, der Vergänglichkeit enthoben wird er im Laufe der Jahrhunderte nur immer heller strahlen. Die Mitwelt vermag noch nicht die ganze Grösse dieses Geistes zu erfassen; sie muss zufrieden sein, die Umrisse dieser unvergleichlichen Persönlichkeit festzuhalten und soll sie sich nicht vom Staube des Tages verwirren lassen. Um so erfreulicher ist jeder ernste Versuch, in die Tiefe von Bismarck's Wesen einzudringen. Einen solchen bietet die eben erschienene Abhandlung von C. Rössler: Graf Bismarck und die deutsche Nation. Diese geistreiche und scharfsinnige Schrift stellt manchen Zug an dem Restitutor Germaniae in helleres Licht, als bisher und verdient alle Beachtung.

Was ist das aber für ein Volk, aus dem er erstanden! In hundert Jahren hat es den grossen König, Stein und Bismarck, hat es Scharnhorst, Gneisenau und Moltke hervorgebracht! Wahrlich, es ist so, wie der alte Arndt sagt; die Jahrhunderte fliegen vorüber, aber das deutsche Volk bleibt jung. In diesen Tagen durchrauschen Deutschland Siegesjubel und Liederklang, auf seinen Bergen und in seinen Städten flammen die Freudenfeuer, wehen die Fahnen, jauchzendes Entzücken erfüllt aller Herzen. Das deutsche Volk feiert ja das Fest seiner Auferstehung im Glanze neu aufsteigender Herrlichkeit. Verschwunden sind die letzten Zeichen jahrhundertelangen Siechthums und traurigen Elends. Nach einer tausendjährigen Geschichte ohne Gleichen schreitet es jugendkräftig und jugendfrisch wie seine Väter in der Urzeit hinein in eine unabsehbare Zukunft voll Glanz und Macht.

H. Diederichs.

Die Recesse und andere Acten der Hansetage von 1256 bis 1430.

Band I. Leipzig, Duncker & Humblodt, 1870. XXXVIII. 559 Seiten 4°.

Es war ein Zeichen echt patriotischen Sinnes, als vor etwa zwölf Jahren der verstorbene König Maximilian II. von Bayern die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München ins Leben rief und mit wahrhaft fürstlicher Munificenz ihr die Mittel zur Verfügung stellte, nach einem grossartig entworfenen Plane an die wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Geschichte und ihrer Quellen Hand anzulegen. Für die Thätigkeit der historischen Commission zeugt bereits eine stattliche Reihe vorzüglicher Werke, an welche sich jetzt als neustes ebenbürtig der lang erwartete, endlich uns vorliegende erste Band der Hanserecesse sehliesst. Und gerade die baltischen Provinzen haben allen Grund, sich dieser Edition zu freuen, sind sie doch in die Vorgänge, für welche uns hier das reichste Material geboten wird, eng verflochten. Wir finden bereits in diesem ersten Bande zahlreiche Belege dafür, wie nah noch die Beziehungen zwischen der deutschen Colonie und der Heimat waren, dass noch im XIV. Jahrhundert das Bewusstsein der Zugehörigkeit zu Deutschland in Livland völlig wach war, dass man hier ebenso bereit war, weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus für das Wohl der westlichen Brüder mitzukämpfen und Opfer zu bringen, wie diese als Vertheidiger der zunächst livländischen Interessen in dem Schutz des einzelnen Gliedes doch für das Gedeihen des ganzen Bundes eintraten. Wurde Livland durch die Russen bedrängt, so unterbrachen die deutschen Städte auf Antrieb der livländischen ihre Handelsverbindungen mit Russland, litten die westlichen Communen durch ihre dänischen oder deutschen Nachbarn, so traten die unserer Lande ihnen zu Hülfe, oft mit Mannschaft, noch häufiger aber mit Geld, vom mächtigen Riga bis zum kleinen

Lemsal*) herab ist der Pfundzoll bei uns erhoben worden, um die grossen Kriege der Hanse glücklich zu Ende zu führen. Wie locker auch die Organisation derselben war, sie genügte doch einen weiteren als den blos heimatlichen Horizont zu übersehen, und so gab es auch noch bei uns einen anderen als nur einen specifisch livländischen Maassstab.

Das Werk wird eröffnet durch eine Vorrede von Waitz. Ueber der Edition hat ein eigenes Missgeschick gewaltet. Bereits auf der ersten Plenarsitzung der historischen Commission i. J. 1859 stellte Lappenberg den Antrag, eine Sammlung „hansischer Documente" zu ediren. Der mit Freuden angenommene Vorschlag war nach mehreren Jahren gerade bis zur Drucklegung gefördert, als rasch nach einander Junghans, der einen Theil der umfassenden Arbeiten übernommen hatte, und dann Lappenberg selbst mit Tode abgingen. Frensdorff, welcher nach einiger Zeit mit der Edition betraut wurde, sah sich leider im Mai 1868 durch andere Berufsgeschäfte zur Erklärung gezwungen, dass er die übernommene Arbeit nicht zu Ende führen könne. Da wurde endlich Koppmann gewonnen, und ihm danken wir es, dass nach so langer Verzögerung dieser erste Band an die Oeffentlichkeit tritt.

In der Einleitung, welche er dem Werke voraussendet, bespricht er zunächst „die Ausgabe der Hanserecesse." Wir erhalten damit Einblick in die Grösse der Aufgabe, deren Lösung hier so glücklich begonnen ist. Das sehr reiche Material lag weit zerstreut, von London bis in unsere Lande, von Scandinavien bis tief ins Innere Deutschlands hinein mussten die archivalischen Nachforschungen sich ausbreiten. Schon Lappenberg, dann besonders Junghans, welcher weite Reisen zu diesem Zweck unternahm, hatten den Stoff zusammengetragen, Koppmann hat dann selbst noch eine Reihe norddeutscher Archive besucht. Aber lange nicht Alles, was gefunden wurde und für die Geschichte der norddeutschen Städte und ihres Handels interessant war, konnte in einer Edition der Hanserecesse abgedruckt werden; die Weitschichtigkeit des Materials machte eine durchgreifende Sichtung desselben durchaus nothwendig. Die maassgebenden Gesichtspunkte, welche die Schranken nur nicht zu eng aber auch nicht zu weit setzten, mussten gefunden werden. Es handelte sich zunächst um Hanserecesse; was diese sind, sagt der Editor selbst: „Hanserecesse sind die Beschlüsse, welche von

*) cfr. pag. 440. Wolmar leiht 300 Mark cfr. Nr. 502.

den verschiedenen Vertretern der verbündeten Hansestädte im Namen dieser vereinbart sind", es sind die „Protokolle der hansischen Rathssendboten", ihre Sammlung muss „mit dem Augenblick beginnen, wo die erste Spur eines Zusammenwirkens der Hansestädte erkennbar ist". Aufgenommen wurden demnach alle erhaltenen Recesse und Nachrichten, welche sich auf verlorene bezogen, an anderen Acten als Beilagen und Anhänge fast nur solche Stücke, welche zur Erläuterung und Ergänzung jener Recesse dienten, wie Urkunden mancher Art, Instructionen, Vollmachten und Berichte der Gesandten, Abrechnungen der Versammlungen etc. Ausgeschieden wurde Alles, was vor jenen Zeitpunkt der Bildung eines Städtebundes fiel, so die „Beschlüsse des gemeinen deutschen Kaufmanns im Auslande", jenes Vorläufers der Hanse, und ebensowenig konnte, was wir namentlich für die livländisch-russische Geschichte lebhaft bedauern, „berücksichtigt werden, was sich auf die innere Organisation der Kontore und verwandte Dinge bezieht, z. B. die Nowgoroder Scraa in ihren verschiedenen Redactionen,*) die Urkunden der verschiedenen Kaufmannsgesellschaften in den einzelnen Städten u. s. w." Manche dieser letzterwähnten alten Ordnungen hat sich ja gerade in unseren livländischen Städten länger, theilweise bis heute erhalten und gewönne vielleicht über ihre sehr dunklen Anfänge aus analogen Verhältnissen des Westens Licht. Auch „die Gesandtschaften von Wisby und Lübeck nach Nowgorod kamen insofern und so lange nicht in Betracht, als der Nowgoroder Hof von der Städteverbindung unabhängig war". So wenig sich principiell gegen diese Beschränkung sagen lässt, so sehr müssen wir von unserem Standpunkt aus bedauern, dass sie nothwendig wurde.

Die Fülle der erhaltenen Archivalien ist natürlich für verschiedene Zeiträume sehr verschieden. Für das XIII. Jahrhundert fliesst der Quell sehr spärlich, nur einzelne Recesse sind auf uns gekommen; sie und die zu ihnen gehörigen Ergänzungen füllen nur 42 Seiten im Druck; als aber dann besonders seit 1361 die wendischen Städte sich enger an einander schliessen, die Versammlungen immer häufiger (im Jahre 1368 allein dreizehn), die Berichte ausführlicher werden, wächst das Material so sehr, dass seine Publication für das Decennium bis 1370 allein 350 Seiten in Anspruch nimmt, für die Ge-

*) Nur gelegentlich sind hierauf bezügliche werthvolle Angaben in den Noten gemacht, wie pag. 336 Anm. 1 die Nachricht über den interessanten stockholmer Pergamentcodex: Dyt is sunte Peters schra.

schichte dieser wendischen Städte Lübeck, Rostock, Wismar, Greifswald, Stralsund lässt sich hier die eingehendste Kenntniss gewinnen, aber auch für die anderen entfernteren, so für die unseren, werden schöne Beiträge geliefert. Die Reichhaltigkeit derselben hängt davon ab, wie nah die Beziehungen zum Bunde waren. So haben die „Städte Sachsens, Westfalens und Livlands theilweise eine mehr landschaftliche, oder doch mit der Hanse nicht so eng zusammenhängende Bedeutung, theilweise, und das gilt vornehmlich von den livländischen Städten, erfordern sie noch eingehendere archivalische Untersuchungen: eine umfassendere Berücksichtigung ihrer besonderen Bündnisse und Versammlungen wird daher in den folgenden Bänden nicht stattfinden können, sondern muss anderer Gelegenheit, anderen Kräften überlassen bleiben."

Wir wissen nicht, ob hier eine bestimmte andere Gelegenheit ins Auge gefasst ist und welcher Art diese sein soll; aufrichtig freuen würden wir uns, wenn Koppmann etwa alles neue ihm zugänglich gewesene Material, welches er als nicht in die Hanserecesse gehörig ausschied und das sich auf die livländisch-russischen Verhältnisse bezieht, noch besonders veröffentlichen wollte. Denn keineswegs gleichgiltig ist es, welch „andere Kräfte" sich einer solchen Aufgabe unterziehen, wie viel zu ihrer Lösung an Uebung und Ueberblick aus Kenntniss verwandter Verhältnisse gewonnen mitgebracht wird, wohl kaum jemand dürfte jetzt in gleicher Weise zu einer solchen Arbeit berufen sein wie der Herausgeber der Hanserecesse. Und was er nach dieser Richtung in den deutschen Archiven gefunden, ergänzte sich aus unseren einheimischen in grösster Fülle, das Material ist hier überreich, und für einzelne Zeiten, so für den grössten Theil des XV. Jahrhunderts, ist eine wissenschaftliche Bearbeitung oder Veröffentlichung fast noch gar nicht in Angriff genommen.*) Koppmann bedauert mit Recht, dass er sich nicht selbst an die Ausbeute habe machen können; er zählt die Archive auf, aus welchen ihm der urkundliche Stoff zugeflossen, und unter denen Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund am meisten boten, und sagt dann: „Ausserordentlich reich sind, entsprechend dem engen Verhältniss, das zwischen den wendischen und den livländischen

*) cfr. den inhaltsvollen Bericht Hildebrands über die Nachforschungen für die westrussische und littauische Geschichte, im Bulletin de l'Académie Impériale des sciences de St. Petersburg, Tome XIII., pag. 548. Die hier angeführten Materialien der rigaschen Archive berühren sich mit den Hanseangelegenheiten nur soweit als sie den Handel mit Nowgorod und Pskow betreffen.

Städten bestand, die Beiträge, welche den Archiven der letzteren verdankt werden. Leider sind wir gerade hier, wo. abgesehen von den Recesssammlungen der preussischen Städte, das archivalische Material am reichsten zu sein scheint, auf die Publication von Bunge angewiesen, welche sowohl in Bezug auf die Vollständigkeit seiner Sammlung — er hat sich fast ausschliesslich auf Reval gestützt — als auf die kritische Behandlung des Einzelnen nicht ausreichen kann". — Es bleibt im Interesse livländischer Geschichte höchst wünschenswerth und erscheint für die Hanserecesse durchaus als geboten, dass Koppmann selbst unsere Archive durchmustere, zumal die Fortsetzung des bungeschen Urkundenbuches abgemeldet ist. Sind wir recht unterrichtet, so hat sich die historische Commission, wohl von ähnlichen Erwägungen geleitet, in ihrer letzten Session bewogen gefühlt, Koppmann zu einer Reise in unsere Lande zu autorisiren, und dürfen wir seinem Besuch für den nächsten Sommer entgegensehen. Die folgenden Bände der Hanserecesse werden dann im Stande sein, noch reichere Beiträge für unsere Landesgeschichte zu liefern.

Was die Art der Bearbeitung des mitgetheilten Materials betrifft, so gehen wir hier nicht näher auf die „Grundsätze der Edition" ein, die ausführlich mitgetheilt worden sind. Es ist ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst dieser Ausgaben der historischen Commission, dass man nicht umhin konnte gründlich über die Regeln der Edition zu verhandeln und wir somit Hoffnung haben, dass die bei ihnen angewandten im Laufe der Zeit allgemein giltig werden. Wonach Weizsäcker im ersten Bande der Reichstagsacten sich richtete, hat auch bei den Hanserecessen als Norm gegolten, mit um so mehr Recht, als beide Editionen Materialien aus fast derselben Zeit liefern. Im Ganzen wird man nur durchaus beistimmen müssen, wenn auch über Einzelnes verschiedene Ansichten Platz greifen könnten.*) — Erwähnt sei, dass die Recesse dem Sinne gemäss in Paragraphen getheilt sind, wodurch die Uebersicht und das Citiren wesentlich erleichtert werden; die Urkunden haben Regesten erhalten, welche sich durch Cursivschrift deutlich vom Text abheben, nur „wo einerseits die Urkunde gut abgedruckt vorlag, andererseits für die Sammlung ein geringeres Interesse hatte", ersetzten Regesten die Urkunde

*) So ist noch hier die Verdoppelung der Consonanten aus den deutschen Manuscripten in den Druck herübergenommen. Die folgenden Bände werden das aufgeben müssen, da bereits seit dem Ausgang des XIV. Jahrhunderts diese Häufung der Consonanten unerträglich zu werden beginnt.

selbst; „die erläuternden Anmerkungen sind nach Lappenbergs Vorschlag möglichst kurz gehalten", gewiss eine nothwendige Oekonomie, so sehr wir auch manchesmal etwas ausführlichere Erläuterungen wünschten, besonders über Ortsnamen, *termini technici*, Geld etc.*) Die beste Erläuterung vermag da immer der Editor zu geben, vorzüglich wenn er sich bereits mit ähnlichen Stoffen, Rechnungen der Hansestädte u. dergl. beschäftigt hat. Nur der Vergleich mehrerer ähnlicher Acten giebt Licht, das einzelne Stück lässt oft den im Stich, der nicht systematisch das ganze grosse Material bearbeiten, sondern nur gelegentlich sich über Einzelnes Rath erholen will.

Was den Inhalt dieses ersten Bandes betrifft, so kann es uns nicht beikommen, auch nur annähernd den reichen hier gebotenen Stoff erschöpfen zu wollen; nur was sich auf die Ostseestädte und speciell Livland bezieht, wollen wir andeuten.

„Die Gemeinsamkeit des deutschen Rechts verband die Deutschen im Auslande zu der Gemeinschaft des deutschen Kaufmanns". Die ältesten Anfänge einer solchen Genossenschaft in der Fremde weisen nach England; etwa seit dem Jahre 1000 wird eine Reihe deutscher Städte, die alle an oder unweit der Ostsee gelegen waren, und unter denen Köln eine besonders hohe Stellung einnimmt, mit Vorrechten von englischen Königen begabt. Diese nahen Beziehungen zwischen England und den westdeutschen Städten spielen dann in der deutschen Geschichte eine grosse Rolle.

Was so für den Westhandel London wurde, das bedeutete in vielleicht noch höherem Grade für den Ostseehandel Wisby. Ungemein interessant und beachtenswerth ist es nun, wie der Grundsatz, dass das Recht des Landes nie den Fremden schütze, die deutschen Kaufleute, sobald sie sich in Gothland niederliessen, nothwendig zur Gründung einer besonderen Stadtgemeinde führte, die unter einem eigenen im XI. Jahrhundert noch vom deutschen Herzog eingesetzten Vogt und Richter neben und ausser der gothischen Gemeinde existirte. Von selbst ergaben sich von diesem Eilande aus weite Verbindungen: nach Westen führte der deutsche, nach Osten der russische Handel. Hier auf Gothland verkehrten deutsche und russische Kaufleute unmittelbar mit einander, anfänglich kamen die letzteren noch selbst

*) Viel hilft das dankenswerthe Ortsregister; ein Sachregister, für einen späteren Band in Aussicht gestellt, wird die Benutzung wesentlich erleichtern. Für die Berechnungen der Münzen ist pag. 212 Anm. 1 wichtig; cfr. auch pag. 219 Anm. 7.

herüber, bald aber drang der deutsche Kaufmann über Wisby in den Osten vor*) und fand den Weg nach Nowgorod, welchen schon vor ihm der gothische Händler betreten. Nowgorod war das blühende Emporium des ganzen nördlichen Russland, überstrahlte weit die schwächeren Genossen Pleskau, Smolensk, Polotzk; in Nowgorod selbst aber concentrirte sich der Handel in den fremden Höfen, St. Olav den Gothländern, St. Peter den Deutschen gehörig. Lange bevor die Hanse existirte, hat es diese Höfe gegeben, wenigstens seit den ersten Jahren des XIII. Jahrhunderts; erst viel später, als bereits die deutsche und die gothische Stadtgemeinde in Wisby factisch und rechtlich zu einer verschmolzen waren, beginnt die Zugehörigkeit des Hofes von Nowgorod zum deutschen Städtebund.

Eine hervorragende Rolle spielt in diesen Verhältnissen schon im Beginn des XIII. Jahrhunderts durch seine Lage Livland, im engen Bunde mit Wisby und Lübeck: ersteres hilft den Livländern in der Bekehrung des Landes und erhält dafür den päpstlichen Schutz urkundlich zugesichert, gothländisches Recht galt in Riga; dieselben Gesandten erwirken für Lübeck und Livland 1226 Privilegien des Kaisers, zu gleicher Zeit bekämpfen beide den dänischen König, „den Bürgern von Lübeck, sowie allen deutschen Kaufleuten in den Gegenden Livlands und in Gothland" empfiehlt 1233 König**) Heinrich (VII.) den Bischof Hermann von Dorpat.

Welch hohe Stellung aber Wisby im Osten einnahm, zeigt gerade die Abhängigkeit, in der sich der Mittelpunkt des russischen Handels befand: wie in Riga wisbysches Recht galt, so auch auf dem Hofe zu Nowgorod; nach Wisby hatten sich die Parteien zu wenden, die in Nowgorod keine Einigung fanden; in Wisby endlich wurden die Ueberschüsse des Hofes von Nowgorod aufbewahrt".

Zu diesen beiden Vororten Köln und Wisby strebt seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts Lübeck als ebenbürtiger dritter hinzuzutreten. „Die Ausbildung der Vorortschaft Lübecks ist einer der wichtigsten und anziehendsten Punkte in der hansischen Geschichte. Kölns sowol wie auch Wisbys Bedeutung beruhte auf der Vereinigung der deutschen Kaufleute im Auslande, Lübeck dagegen vertritt die Verbindung der deutschen Städte, das andere wichtige Moment bei der

*) pag. XXIX: „von Wisby aus muss der Hafen Livlands angesegelt sein." Unsere ältesten livländischen Quellen geben bekanntlich andere Nachrichten, die zu positiv sind, als dass der blossen Wahrscheinlichkeit wegen ihre Richtigkeit angestritten werden müsste.

**) „Kaiser Heinrich" ist auf pag. XXIX ein Versehen.

Bildung des hansischen Städtebundes". Lübecks Thätigkeit bewirkt eine Umwandlung in der bisherigen Organisation der deutschen Kaufmannswelt, sie erst macht aus der Gesellschaft des gemeinen deutschen Kaufmanns den Städtebund der Hanse, um sich schliesslich zum Haupt derselben aufzuschwingen. Freilich ist es ihr nicht leicht geworden, eine solche Stellung sich zu gewinnen. In England suchen „Köln und die ihm verbundenen Nordseestädte Lübeck darniederzuhalten, aber Lübeck ficht siegreich und weiss sich neben Köln einen Platz zu erringen". Seit 1266 erlangen Hamburg und Lübeck das Recht zur Bildung eigener Hansen in England. „Der Gegensatz der Städte der Westsee zu der Ostseestadt Lübeck und dem mit dieser in enger Verbindung stehenden Hamburg tritt hier in ganzer Schroffheit hervor".

Schwieriger, in seinen Erfolgen langsamer, aber in seinem Resultat bedeutsamer wurde dann die Nebenbuhlerschaft, in welche Lübeck zu Wisby trat. Zunächst erhob es sich nur für die im Wendenlande gegründeten deutschen Städte zum Vororte. Nicht wie landläufig seit „den vielbesprochenen Beschlüssen Lübecks und Hamburgs" datirt Koppmann den Beginn des hansischen Städtevereins, sondern „seine Anfänge können nur in der Verbindung Lübecks mit den anderen wendischen Städten, wie sie sich erst seit dem Jahre 1256 nachweisen lässt, gefunden werden". Diese Vereinigung Lübecks mit Rostock und Wismar, der bald auch Greifswald und Stralsund beitraten, ist dann der Ausgangspunkt, von welchem die Edition der Hanserecesse anhebt. Anfänglich sind es freilich noch sehr lückenhafte Nachrichten, allmälig aber werden sie ausführlicher und zeigen einen immer weiteren Kreis von Bundesgliedern. Als Lübeck und die deutsche Gemeinde Wisby sich 1280 zum Schutz der ganzen Ostsee von Travemünde bis Nowgorod an einander schlossen, trat am 3. September 1282 auch Riga ihnen bei. Sehen wir hier also auch noch jene beiden Vororte Hand in Hand mit einander gehen, so blieb dieses Verhältniss doch kein dauerndes, die beiderseitigen Interessen schnitten sich fast ebenso leicht, als sie sich gegenseitig förderten. Wenn, wie bemerkt, die Gemeinsamkeit des deutschen Rechtes die Deutschen in der Fremde mit einander verband, so löste doch andererseits die Zähigkeit, mit welcher man im Mittelalter an dem Einzelrecht der engeren Heimat festhielt, leicht das Zusammengefügte, und so hat „der Unterschied zwischen dem lübischen Recht und dem Recht der Stadt Wisby wesentlich dazu beigetragen, Lübeck auf Wisbys Kosten zum Vorort der Ostseestädte zu machen".

Während „die deutschen Colonien an der Ostsee mit wisbyschem Recht begabt waren, vereinte die deutschen Ostseestädte das gemeinsame lübische Recht". Letztere wollten es bald auch nicht mehr dulden, dass ihre Bürger in Nowgorod wisbyschem Recht unterliegen sollten. Und in diesem Streit hat Lübeck endlich den Sieg davongetragen, seit dem Ausgang des XIII. Jahrhunderts strebt es danach, alle die Ostsee befahrenden Kaufleute Deutschlands zu vertreten und Wisby vermochte die Nebenbuhlerin nicht mehr niederzuhalten: so tritt in unseren Landen 1248 im dänischen Reval lübisches Recht in Kraft; nicht sehr lange nachher entlehnt Riga, welches bei seiner Gründung wisbysches Recht empfangen, sein Recht dem Lübeck eng verbundenen Hamburg, und von Riga aus geht dieses Recht auf alle anderen livländischen Städte über, wie die meisten estländischen das ihrige Reval entnehmen; 1293 wird von den wendischen Städten der Beschluss gefasst und trotz des heftigsten Widerstrebens von Seiten Wisbys durch vierundzwanzig Städte, zu denen Reval und bald darauf auch Riga gehörten, anerkannt, dass der Instanzenzug vom Hof von Nowgorod nur noch nach Lübeck gehen solle, nicht mehr nach Wisby.*)

Ein gegen Norwegen geführter Krieg, in welchen auch Riga eintrat und daher an den Bussgeldern, die König Erich erlegen muss, gleichfalls Theil nimmt,**) wird in demselben Jahre 1293 glücklich beendet, einigt den wendischen Bund, hebt aber besonders seinen Vorort Lübeck, welcher jetzt einerseits Vertreter der westphälischen Städte bei sich empfängt und diesen näher tritt, andererseits auch einen Boten aus Riga in seinen Mauern sieht und auch dorthin engere Beziehungen anknüpft: die wendischen Städte vermitteln 1297 den Streit, welcher zwischen Riga und dem Orden in Livland ausgebrochen war.

Wir erkennen, welch ferne Landschaften bereits zu einander in Berührung traten, es lag nur im Geiste der Zeit und im deutschen Wesen begründet, dass dieselben sich zu engeren Kreisen an einander schlossen; mannigfache gemeinsame Interessen begünstigten den

*) cfr. die sehr interessante Auseinandersetzung über die Versammlung zu Rostock 1293 October 14. auf pag. 30 ff. und Nr. 68, 24; 71; 72. Freilich erst nach langwierigen Zwistigkeiten ist diese strittige Angelegenheit des Oberhofes für Nowgorod endgiltig geregelt worden, als Wisbys Widerstand bereits durch Dänemark gebrochen war und die Verhältnisse des Ostens neu geregelt werden mussten; cfr. Nr. 80 und 296 § 15.

**) cfr. Nr. 37, ff. besonders 51, 58.

raschen Vollzug dieses Prozesses. Und so fällt denn in diese Zeit seit dem Ausgang des XIII. bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts jene merkwürdige Scheidung der norddeutschen Handelsstädte in drei Drittel: an Lübeck hatte sich früh Hamburg geschlossen, mit Hamburg aber waren Bremen, Stade, Lüneburg und eine Menge anderer tiefer im Binnenlande gelegener Städte im Bund; daraus ergab sich die Vereinigung der wendischen mit den sächsischen Städten. Wenn hier alte Beziehungen und locale Zusammengehörigkeit die Annäherung der einzelnen Gemeinden erklären, so bleibt die Verbindung der westphälischen und preussischen Städte zu einem zweiten Drittel um so auffallender; seit 1347 *) ist seine Existenz gleich der des wendisch-sächsischen Drittels urkundlich gesichert, aber während der Keim zum letzteren schon vor länger als einem Jahrhundert gesenkt war, vermögen wir ein Zusammenwirken der westphälischen mit den preussischen Städten erst seit 1340 durch die gemeinsame Erwerbung holländischer Privilegien nachzuweisen. Die Gleichartigkeit der Entstehung als deutsche Colonien in östlichen nichtdeutschen Ländern begründet dann die Zusammengehörigkeit der gothischen und livländischen Städte zu dem dritten Drittel.

Diese Verbindung der Communen hatte unzweifelhaft den grossen Vorzug, dass erst hiedurch die Möglichkeit gegeben ward, die Interessen der einzelnen Kreise nachdrücklich zu vertreten. Allein der Grundsatz, an welchem diese deutsche Kaufmannswelt noch bis ins XVI. Jahrhundert festzuhalten strebte, die Scheidung der Ostsee von der Westsee wurde gerade durch die Eintheilung der Drittel durchbrochen: bei den wendisch-sächsischen Städten strebten jene zur Ostsee, diese zur Westsee, und analog war das Verhältniss im Bunde der preussisch-westphälischen Gemeinden. Die Folge dieses Gegensatzes der Interessen sind dann zahlreiche Streitigkeiten innerhalb der Drittel selbst. Im gothisch-livländischen wurde der Antagonismus der Theile genährt als sich die livländischen Städte immer mehr von Wisby emancipirten, und die Gemeinsamkeit schwand dann besonders als letzteres seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts unter fremde Herrschaft gerieth, die livländischen Städte sich dagegen zu einer fast selbständigen Stellung emporschwangen. Die anderen Bundesglieder suchten dann die unter einander zerfallenen auszusöhnen, aber nicht immer gelang es.**)

*) Verhandlung zu Brügge Nr. 143 § 1.

**) So dringen die in Köln versammelten Rathssendboten darauf, dass die

Wir gehen nicht weiter darauf ein, wie diese einzelnen Kreise sich ausdehnten und dadurch der ganze Städteverein weiter wuchs, welchen Einfluss in dieser Beziehung seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts die Landfriedensbündnisse auf die Geschichte der Hanse geübt haben. Unter den drei Dritteln gewinnt im Laufe der Zeit das wendische den entschiedenen Vorrang. Es war das die natürliche Entwicklung, aus dem Ostseehandel und seiner Wichtigkeit für die deutsche Kaufmannswelt erklärlich. Indem „sich so die Geschichte des wendischen Städtebundes zur hansischen Geschichte entwickelt", gewann zugleich „in der Herrschaft über die Ostsee Lübeck auch die Vorortschaft über die Hanse".

Aber nicht nur der Neid und die Eifersucht Wisbys wurden durch diese unleugbaren Erfolge der Travestadt angefacht, auch noch andere und mächtigere Gegner stellten sich ihr in den Weg. Das Ziel, welches der Städtebund verfolgte und welches er festhalten wollte, das *dominium maris baltici,* wurde in nicht geringerem Grade von dem Staate erstrebt, welcher schon in den Tagen des siegreichen Waldemar II. klar und bewusst danach getrachtet hatte und dem es die deutschen Städte, ohne die Lebensfähigkeit ihrer selbst oder ihres Bundes in Frage zu stellen, nicht einräumen durften. Dieses Ringen der Hanse und Dänemarks mit einander hat lange gewährt und mannigfache Phasen der Entwicklung und des Wechsels lassen sich erkennen, bevor es endlich zu Gunsten der deutschen Communen ausschlug. Seine Bedeutung liegt aber nicht nur im Resultat, welches endlich nach Aussen erreicht ward, sondern reichlich ebenso sehr in dem Einfluss, welchen es auf die innere Entwicklung des Bundes geübt hat, darin, dass es die einzelnen Glieder fest an einander schloss. Unter dem Druck des Gegners und durch denselben erkannte man erst die Höhe der Gefahr, dass der einzelne Kreis sie abzuwenden nicht im Stande sei, sondern nur die Gemeinsamkeit aller vorhandenen Kräfte und die höchste Anspannung derselben einen siegreichen Widerstand erhoffen liesse.

Es braucht nicht betont zu werden, von welch grossem Interesse ein Kampf dieser Art an sich ist und wie fesselnd das reiche Material, das Vorgänge von solch welthistorischer Bedeutung verfolgen lässt; wohl aber verdient es hier hervorgehoben zu werden,

unter einander uneins gewordenen Städte des gothländisch-livländischen Drittels in eine Büchse zusammenschiessen sollen. cfr. Nr. 416 vom 22. November 1367. Hier zum ersten mal kommt als offizieller Titel vor: Consules nuncii civitatum de hanza Theotonica.

wie wichtig dieses Ringen und sein Ausgang für die Geschichte unserer baltischen Lande war. Wie einst im Beginn der deutschen Colonisation Livlands Waldemar II. den Plan verfolgt hatte und einen Moment sein Ziel fast erreicht zu haben schien, die Selbständigkeit der deutschen Gründung zu erdrücken, so wäre, wenn seine Nachfolger Herren der Ostsee geworden wären, Livland wieder in die schwierigste Lage gekommen. Anfänglich freilich hat man die Bedeutung dieser dänischen Versuche bei uns noch nicht erkannt, weil sie eben Livland nicht direct trafen, sie abzuwehren daher auch denen überlassen, gegen die sie zunächst gerichtet waren. Als im Beginn des XIV. Jahrhunderts „Dänemark unter Erich Menved den alten Versuch erneuerte, die Herrschaft über die Ostsee an sich zu reissen, erwies es sich, dass der wendische Städtebund noch derjenigen Festigkeit entbehre, welche ihn zum Widerstand gegen den kräftigen Dänenkönig und die ihm verbündeten deutschen Landesherren hätte befähigen können. Der wendische Städteverein erlag,*) aber im Lauf der Zeit fand er sich wieder zusammen". Als dann ein halbes Jahrhundert später Waldemar III. Atterdag seinen gewaltthätigen Handstreich gegen Wisby ausführte, durch welchen er sich am 28. Juli 1361 zum Herrn der reichen Handelsstadt machte, da fuhr der ganze Norden erschreckt zusammen und suchte rasch in den lebhaften Verhandlungen des Jahres 1361 seine Gegenmaassregeln zu treffen: sofort am 1. August wurde aller Verkehr mit Dänemark abgebrochen und am 7. September schlossen die wendisch-preussischen Städte und die Könige Magnus und Hakon von Norwegen und Schweden die Conföderation zu Greifswald mit der Spitze gegen Dänemark.**) Man wird es wesentlich der Kürze der Zeit zuschreiben, dass die livländischen Städte hier noch keinen Antheil am Bunde nahmen,***) doch theilte in einem noch erhaltenen Schreiben Lübeck das Ergebniss der Berathungen sofort nach Reval mit.†) In Livland

*) cfr. die Verhandlungen der Jahre 1308—1312 auf pag. 49—57.

**) cfr. Nr. 258—263.

***) pag. X heisst es, dass zu Greifswalde dem König Waldemar „die gesammten Städte der Ostsee, die wendischen, livländischen und preussischen Städte gegenüberstanden". Allein der Recess Nr. 259 nennt vertreten als De stede by der zee die wendischen mit Anklam, Stettin, Kolberg; mit den anderen steden by der zee Culm und Danzig im Namen der stede van Prutzen. Von den livländischen ist nicht die Rede.

†) cfr. Nr. 264. Zu beachten die dankenswerthen zahlreichen Berichtigungen zum bungeschen Druck, welche Hildebrand pag. 550 nach dem revalschen Original liefert.

gerade musste man in Folge der alten und engen Beziehungen zu Gothland, der Gemeinschaft als Mitglieder desselben Drittels die Schwere des Geschehenen besonders fühlen. Als durch die Misserfolge des Feldzuges von 1362 die greifswalder Conföderation zusammenbrach, entwickelten die wendischen Städte die grösste Energie, ihren Bund nach aussen zu erweitern, nach innen zu kräftigen.

Jetzt zögerten, da sich die Dinge zu einem neuen Waffengange mit dem Dänenkönig hinzuneigen schienen, auch die livländischen Städte nicht länger; zu der wichtigen Versammlung zu Lübeck am 24. Juni 1363 entsandten auch Riga, Dorpat, Reval ihre Rathsboten. In das Erbe ihres früheren Oberhauptes Wisby traten sie in hervorragender Weise, um sie zu fesseln verstand man sich zu wichtigen Concessionen: § 14 des Recesses räumt Riga ein Drittel des Hofes von Nowgorod ein, und von nun an steigert sich der Einfluss der livländischen Städte auf den russischen Handel in demselben Grade, als der Wisbys dahinsiechte. Dieses erholte sich von dem Schlage, welchen der gewaltthätige Dänenherrscher geführt, nie mehr völlig; es war vergebens, dass Waldemar die alten Privilegien der Gemeinde bestätigte, sie fürchtete*), und nicht mit Unrecht, dass der Grund, auf welchem ihr Glanz geruht hatte, ihre engen Beziehungen zur Hanse, sich lockern würde, die Schwierigkeit ihrer Stellung zwischen dem neuen Herrn und den alten Bundesgenossen erdrückte die freie Enfaltung ihrer Kräfte — sie sank von nun an fort und fort.

Während auf der einen Seite die livländischen Städte die treuen Bundes- und bald auch Kampfgenossen**) der wendischen wurden, scheinen auf der anderen die preussischen Städte, deren „Verbindung mit den westphälischen sich lockerte, mit den süderseeischen Städten enger verwachsen zu sein. Da sich dann ein neuer Kampf gegen Waldemar als unvermeidlich erweist, vereinbaren die preussisch-süderseeischen Städte jenen Tag zu Köln, dem auch die wendisch-livländischen Städte sich anschliessen; in der kölner Conföderation ist die Vereinigung der deutschen Städte an Ostsee, Westsee und Südersee vollzogen, hat die Umwandlung der Hanse ihren Abschluss

*) cfr. Nr. 290.

**) cfr. besonders Nr. 296 § 21. Im § 18 werden 1363 von den Livländern 6 Schiffe und 600 Gewappnete verlangt, sie wollen lieber Geld erlegen, und es werden 2000 Mark gefordert. Zum Bunde gehören wenige Jahre später in dem Entscheidungskrieg gegen Waldemar auch Wenden, Wolmar, Pernau, Fellin, Lemsal cfr. Nr. 340—344, 502, pag. 430. — Vor Helsingborg liegen Juli 1369 unter Bernhard Hoppener auch Rigenser Nr. 497. Die Geldhülfe aus Livland zeihen eine Reihe Documente dieser Zeit.

erreicht. In dem darauf folgenden Kriege gegen die Könige von Norwegen und Dänemark hat der neue Bund seine Probe bestanden, und der stralsunder Friede von 1370 hat ihn glorreich besiegelt".

Mit diesem Frieden zu Stralsund schliesst der erste Band der Recesse. Es war ein glänzender Triumph, welchen die Hanse erfochten, dessen sich alle Theilnehmer freuen durften, nicht in letzter Stelle unsere Städte:*) der Dänenherrscher war völlig niedergeworfen und musste schwer für die frivole That büssen, durch welche er den Krieg hervorgerufen. Es liegt schon ausser den hier gestellten Grenzen, zu verfolgen, welch andere Wege die dänische Politik dann einschlug ihr Ziel zu erreichen: auf den deutschen Städtebund erfolgte als scandinavische Antwort — die nordische Union. Die Aufgabe der folgenden Bände wird es sein, das zu belegen.

Wier schliessen hiemit die Besprechung eines Werkes, bei welchem der Reichthum des gebotenen Materials ebenso freudig überrascht wie die treffliche Form der Bearbeitung mit voller Befriedigung erfüllt, und dessen hohe Bedeutung für unsere vaterländische Geschichte wir in den wenigen skizzirten Zügen keineswegs erschöpfen, sondern nur andeuten wollten. Noch über eine ganze Reihe livländischer Verhältnisse gewinnt man beim Lesen Belehrung: wie oft die Hanse die mit dem Meister hadernden Städte Livlands hat versöhnen müssen, wie häufig der Meister in seiner Politik gegen den östlichen Erbfeind die Unterstützung des Bundes erbat und erhielt. Auf den Reichthum und die Grösse unserer Gemeinden fallen mannigfache Streiflichter. Wir sehen den folgenden Bänden der Hanserecesse mit gesteigertem Interesse entgegen, da sie uns voraussichtlich entsprechend der wachsenden Bedeutung unserer Landesstädte noch mehr Materialien für die Landesgeschichte bringen werden als dieser erste, und wünschen dem Werke, für dessen glänzende äussere Ausstattung die auch in unseren Provinzen so wolbekannte Verlagshandlung bestens gesorgt hat, auch bei uns die weiteste Verbreitung.

Richard Hausmann.

---

*) Der Freibrief, welchen der hansische Bundesgenosse Albrecht, König von Schweden und durch die Erfolge der Waffen Herr von Dänemark, am 25. Juli 1368 zu Falsterbo ausstellt, erstreckt sich auch auf Riga, Reval, Dorpat, Pernau, unde alle den, de under deme mestere van Lüflande beseten sün. cfr. Nr. 453. — Ueber den Frieden Hakons von Norwegen Nr. 506 und in Bezug auf Livland Nr. 507. — Einfluss Livlands auf das Contor zu Bergen Nr. 511. Das alte nahe Verhältniss Livlands zu Brügge, wie solches Nr. 144, 169—171 zeigen, leuchtet auch aus 518 hervor. Schliesslich die Acten des Friedens selbst vom 30. Nov. 1369 und 25. Februar 1370.

Livländische Correspondenz.

—

Riga, im März 1871.

Im Anschluss an die im Mai- und Juni-Hefte des Jahres 1870 enthaltene Correspondenz der Baltischen Monatsschrift über die letzten Landtage der livländischen Ritter- und Landschaft theile ich Ihnen mit, dass der später im Juni desselben Jahres abgehaltene livländische Landtag sich nur mit Wahlen beschäftigt hat.

Wenngleich den Versammlungen des livländischen Adelsconvents bei der Erledigung von Landesangelegenheiten dem Landtage gegenüber nur eine sehr beschränkte Competenz zusteht, so dürfte dem letzten, im October und November v. J. abgehaltenen Adels-Convent eine gewisse Bedeutung dennoch nicht abzusprechen sein. Schon der Umstand, dass dieser Convent über 61 verschiedene Berathungsvorlagen zu verhandeln hatte und beinahe 4 Wochen lang getagt hat, räumt ihm unter jenen in jedem Jahre wenigstens zwei mal wiederkehrenden Versammlungen eine hervorragende Stellung ein. — Noch mehr ist dieses durch die Bedeutung eines Theiles jener Vorlagen der Fall, welche namentlich mit mehr oder weniger eingreifenden Reformen der Landesjustiz, des Volksschulwesens, der Art der Ableistung der von Stadt und Land gemeinsam zu entrichtenden Prästanden, sowie des gesammten ländlichen Steuerwesens zusammenhängen.

Was die Justiz-Vorlage betrifft, so handelte es sich bei derselben nicht um die Begutachtung eines Reformprojects, sondern nur um die Beschickung einer Commission, welche dem Herrn Generalgouverneur der Ostseeprovinzen bei der beabsichtigten Einführung des Friedensrichter-Instituts in den baltischen Provinzen berathend zur Seite stehen soll.

Die in der Correspondenz Ihres letzten Mai- und Juni-Heftes erwähnten, eine Vertretung der Landgemeinden auf den Kirchspiels-Conventen bezweckenden Landtagsschlüsse haben

durch ein im Octbr. v. J. publicirtes Patent der livländ. Gouvernements-Verwaltung unterdessen die obrigkeitliche Bestätigung erhalten. Dem Adelsconvent fiel die Aufgabe zu, durch Anordnung der Neuwahlen die thatsächliche Umgestaltung der Kirchspielsconvente in Angriff zu nehmen. Dieses ist durch eine an die zwei Ober-Kirchenvorsteherämter gerichtete Instruction geschehen, laut welcher die bezüglichen Wahlversammlungen bis zum 15. December v. J. im ganzen Lande abzuhalten waren. — Dem Vernehmen nach ist die neue Einrichtung nunmehr überall ins Leben getreten.

In der erwähnten Correspondenz war ferner einer Schenkung der Ritterschaft im Betrage von 10,000 Rbl. zu Bildungszwecken des Landvolkes gedacht worden. — Die Zinsen dieses Capitals hat der Adelsconvent zu der jährlichen Summe von 1000 Rbl. zugeschlagen, welche der Januar-Landtag des Jahres 1870 für die Einrichtung von Seminarklassen zur Bildung von Gemeinde-Schullehrern ausgesetzt hatte. Zwei Projecte zur Errichtung von Bildungs-Anstalten sowohl im lettischen, als auch im estnischen Districte Livlands haben die Genehmigung des Adelsconvents erhalten und sehen nunmehr ihrer Ausführung entgegen. Die eine soll als selbständige Anstalt in der Stadt Walk, die andere im Anschluss an eine bereits bestehende zu diesem Zweck zu designirende Parochial-Schule im estnischen Districte Livlands eingerichtet werden. Einen Antrag der livländischen Oberlandschuhlbehörde wegen Errichtung einer Uebungs-Schule in dem ritterschaftlichen Schullehrer-Seminar in Walk hat der Adelsconvent dem nächsten Landtage zur Erledigung vorbehalten. Endlich sind die Kreislandschulbehörden ersucht worden, bei genauer Prüfung und Constatirung der dem Volksschulwesen in den verschiedenen Kreisen Livlands anhaftenden Mängel, für den nächsten Landtag umfassende Vorschläge zur Hebung dieses Schulwesens auszuarbeiten.

Die sogenannten Landesprästanden in Livland zerfallen ihrem Wesen nach in zwei Kategorien. Die eine dieser Kategorien, die der wirklichen Landesprästanden, umfasst Abgaben und Leistungen zum besten derjenigen öffentlichen Institutionen, welche von der Ritterschafts- resp. Landesrepräsentation selbst verwaltet werden. Zum Unterhalte dieser Institutionen wird nur der landische Steuerkörper herangezogen. — Die andere Kategorie trägt irrthümlich den Namen von Landesprästanden; denn sie umfasst Leistungen und Abgaben zum Besten von Reichsinstitutionen, welche — wie z. B. alle mit der Militär-Einquartierung zusammenhängenden Lasten — von

Land und Stadt gemeinsam getragen werden. Die Vertheilung dieser Lasten, welche ihrem Wesen nach Reichsprästanden sind, zwischen Land und Stadt ist weniger gesetzlich als durch einzelne Verordnungen, namentlich aber durch ein Herkommen geregelt, das für neu hinzutretende Abgaben nicht immer geltend gemacht werden kann. — Der Adelsconvent, welcher seine Aufmerksamkeit diesem schon früher in Anregung gebrachten Umstande wiederum zuzuwenden veranlasst worden war, hat Anordnung getroffen, um dem nächsten Landtage über eine systematischere Regelung jener Angelegenheit Vorlage zu machen.

Auch die Begutachtung des Kopfsteuer-Ablösungsprojects für das ganze Reich, welches einen Berathungsgegenstand sämmtlicher Gouvernements-Versammlungen Russlands gebildet hat, ist dem letzten Adelsconvent zugefallen. Da diese Angelegenheit durch die „Nordische Presse" von Gesichtspunkten aus beleuchtet worden ist, welche dem Standpunkte verwandt sind, den der Adelsconvent in dieser Frage eingenommen hat, so dürfte ein Eingehen auf diesen weittragenden Gegenstand hier entbehrlich sein.

Wie alle livländischen provinziellen Institutionen auf der noch vor wenigen Decennien zutreffenden Voraussetzung beruhen, dass der Adel des Landes den gesammten Grundbesitz allein repräsentirt, so trägt auch die örtliche Steuergesetzgebung insofern noch einen Stempel aristokratischer Autonomie, als die Ritterschaft in der Agrar-Gesetzgebung der Jahre 1849 und 1860 die Kategorien des sogenannten schatzfreien Hofes- und des steuerpflichtigen Gehorchslandes nominell beibehalten hat. Diese Beziehungen entsprechen den thatsächlichen Verhältnissen bekanntlich so wenig, dass neben weitergehenden politischen Gesichtspunkten gerade die unverhältnissmässig zunehmende Ueberlastung des sogenannten schatzfreien Hofeslandes den Landtag schon im Jahre 1864 bewog, eine gleichmässige Steuervertheilung für das ganze Land in's Auge zu fassen. — Es liegt in der Natur der Sache, dass eine Frage von dieser Tragweite ihrer endgültigen Lösung nur langsam entgegenreift. Mehrere Projecte, welche zwischen den Extremen äusserst genauer und daher kostspieliger neuer Steuer-Katastrirung einerseits und der vollständigen Beibehaltung des bestehenden Katasters andererseits schwanken, sind nach einander berathen und als Material für neue Entwürfe bei Seite gelegt worden. — Dem letztabgehaltenen Adelsconvent war es insofern vorbehalten, auch in dieser Angelegenheit eine Entwickelungsphase zu repräsentiren, als auf demselben die Idee aufgetaucht ist, den bestehenden

Steuerkataster durch eine Berücksichtigung der localen Pachtsätze zu corrigiren und — bei Vermeidung der Unkosten einer vollständig neuen Katastrirung — auf diesem Wege eine Steuerbasis herzustellen, welche der modernen Einkommensteuer nahe kommt. Ein auf der angedeuteten Grundlage auszuarbeitendes Grundsteuerproject wird dem nächsten Landtage vorgelegt werden.

Um das Capitel der Steuervorlagen zu erschöpfen, bleibt noch anzuführen, dass durch die zur Kenntniss der Ritterschafts-Repräsentation gebrachte Vertheilung des Hofeslandes von 16 Krongütern an die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit, sowie an Knechte griechisch-orthodoxer Confession die Ableistung der auf diesen Hofesländereien ruhenden öffentlichen Abgaben und Lasten vollkommen desorganisirt und ins Stocken gerathen ist. Weniger dieser Umstand, als die Bestimmung, die Angehörigen der griechisch-orthodoxen Kirche den Leistungen an die lutherische Kirche zu entziehen, ist die Ursache gewesen, dass auf Anordnung des Ministeriums der Reichsdomänen und durch die Vermittelung der baltischen Civil-Oberverwaltung vorläufige Berechnungen in Geld der auf den Hofesländereien jener Güter ruhenden Reallasten zum Besten der lutherischen Landeskirche stattgefunden haben. Die Resultate dieser Berechnungen haben dem Adelsconvent vorgelegen und zu einer nothgedrungenen provisorischen Ablösung der bezeichneten kirchlichen Reallasten durch die Krone geführt. — Eine definitive Regelung jener Angelegenheit steht gleichzeitig mit der endgültigen Erledigung der gesammten kirchlichen Reallasten-Frage für ganz Livland in Aussicht. — Dagegen haben die Bemühungen der livländischen Gouvernements-Verwaltung, die anderen öffentlichen, nicht kirchlichen Abgaben und Leistungen jener parzellirten und in communaler Beziehung desorganisirten Krongüter in ähnlicher Weise sicher zu stellen, zu keinem Resultate geführt.

Ferner war die Ermöglichung des Verkaufes von Bauergesinden der livländischen Majorat- und Fideicommissgüter Gegenstand eines im Auftrage des Landtages vorbereiteten und von dem letztversammelten Adelsconvent acceptirten Gesetzesprojects. — Da zu der Regelung dieses Verkaufs die Mitwirkung der livländischen adeligen Güter-Credit-Societät erforderlich ist, muss die zur Realisirung des Projects erforderliche Zusage jener Mitwirkung noch erfolgen, vordem dasselbe den höheren legislativen Instanzen zur Bestätigung vorgestellt werden kann.

Von dem livländischen Herrn Civilgouverneur zu einer gutachtlichen Mittheilung über wünschenswerthe Vervollständigungen des

livländischen Telegraphen-Netzes aufgefordert, hat der Adelsconvent die Einsammlung eines möglichst umfassenden Materials zu diesem Behufe durch die Vermittelung der Ordnungsgerichte eingeleitet und sich gleichzeitig zu den Magistraten der kleinen Städte Livlands in Beziehung gesetzt. Die Sichtung und Begutachtung dieses Materials ist dem nächsten Adelsconvent vorbehalten.

Nach der bestehenden Einrichtung für die Prüfung und Constituirung der livländischen Landmesser werden dieselben in der Gouvernements-Zeichenkammer von dem Gouvernements-Landmesser examinirt und erhalten auf Grundlage des betreffenden Examinations-Zeugnisses von dem livländischen Landrathscollegium ihr Constitutorium als Ritterschafts-Revisore. — Da die theoretische Vorbildung dieser Ritterschafts-Revisore sich mangelhaft erwiesen hat, ist der Adelsconvent von der livländischen Gouvernements-Verwaltung zu einer Aeusserung darüber aufgefordert worden, in wie weit es zweckmässig erscheine, die Examinations-Instanz für die Ritterschafts-Revisore in die polytechnische Schule zu Riga zu verlegen und dadurch eine gründlichere theoretische Vorbildung derselben in dieser Anstalt anzubahnen. Mit diesem Vorschlage hat der Adelsconvent sich einverstanden erklärt.

Noch bleibt zu erwähnen, dass das Auftreten der Rinderpest in Riga so wie in der Umgebung dieser Stadt im Herbste des verflossenen Jahres die Ursache gewesen ist, dass der Adelsconvent sich nicht nur an den zur Unterdrückung der Seuche obrigkeitlich angeordneten Massregeln energisch betheiligt, sondern auch die Ausarbeitung vervollständigter Regeln zur Verhütung und Bekämpfung dieser Landplage eingeleitet hat.

An Geldbewilligungen ist ein Beitrag von 1000 Rbl. zur Errichtung einer lutherischen Kirche für das neu creirte Gutmannsbach-Tackerorthsche Kirchspiel anzuführen.

Zum Schluss sei noch bemerkt, dass der in der mehrfach genannten Correspondenz Ihrer Zeitschrift erwähnte Beschluss des letzten Landtages in Betreff der erweiterten politischen Berechtigung der sogenannten Landsassen neuerdings seine Erledigung gefunden hat. Durch Verfügung des Ostseecomités ist nachstehender auf jenen Beschluss gegründeter Vorschlag des derzeitigen Herrn General-Gouverneurs genehmigt und Seiner Majestät dem Kaiser zur Bestätigung vorgelegt worden: 1) Zu allen Aemtern, welche von der livländischen Ritterschaft besetzt werden, können Personen jeden Standes, sobald sie die übrigen vom Gesetz geforderten Eigenschaften

besitzen, gewählt werden, mit Ausnahme Derjenigen, welche im folgenden Punkte genannt werden. 2) Hiervon werden ausgenommen die im Art. 395 unter I., Punkt 1—4, 7 und 8 aufgezählten Aemter, nämlich der Landräthe, des Landmarschalls, der Kreisdeputirten, der Cassadeputirten, des Ritterschaftssecretärs und des Ritterschaftsnotars. Zu diesen Aemtern können auch in Zukunft nur immatriculirte livländische Edelleute gewählt werden. 3) Zur Theilnahme am livländischen Landtage werden in Zukunft auch alle Personen zugelassen, welche nicht Edelleute oder Bürger sind, welche aber Eigenthümer von livländischen Rittergütern sind. Solche Personen, sowie auch nicht immatriculirte Edelleute oder Bürger (Prov.-Cod. Th. II., § 100, und Anm.) haben das Recht, bei Beschlüssen über Geldbewilligungen (ebend. § 100) mitzustimmen. Dieser Beschluss des Ostseecomités soll zeitweilig eingeführt werden, bis sowohl die Frage von der Abänderung des § 32, Th. II., des Prov.-Cod. als auch der anderer Provinzialgesetze definitiv erledigt ist. — Seine Majestät der Kaiser hat am 26. Februar zu befehlen geruht, dass die obige Verfügung des Ostseecomités in Kraft treten soll.

Durch eine fernere Allerhöchst bestätigte Verfügung des Ostseecomités ist das in den Ostseeprovinzen bisher an den Rittergütern ausschliesslich haftende Vorrecht Mühlen zu bauen und zu halten aufgehoben und das Recht des Mühlenbetriebes freigegeben worden.

Notizen.

Obzwar der vor einem Jahre in der Baltischen Monatsschrift begonnene Streit über die Moralstatistik des Professors Dr. von Oettingen der Mehrzahl unserer Leser bereits aus dem Gedächtniss geschwunden sein dürfte, glauben wir doch nachstehender von dem Verfasser der ersten Besprechung uns zugegangener Replik die Aufnahme nicht versagen zu dürfen. Wenn der Verfasser dabei des gegen uns bei Gelegenheit jener Besprechung in den „Mittheilungen und Nachrichten f. d. evang. Kirche in Russland" (Maiheft 1870) erschienenen Angriffs erwähnt, welchen wir mit Stillschweigen übergehen zu können meinten, so sehen wir uns dadurch zu einer kurzen Bemerkung in dieser Hinsicht veranlasst.

Wir gestehen unserem Gegner von damals, dass die in jenem Angriff sich kund thuende Reizbarkeit, welche einen Theil unseres Kirchenthums bei jedem Geräusch einen nahenden Feind wittern lässt, und jene Hirtentugend, welche ihren vornehmsten Beruf darin sieht, die stille Heerde auf der breiten Landstrasse vor sich herzutreiben, an uns allerdings keine sonderlichen Verehrer finden werden. Wir werden uns den angeborenen Trieb nicht verkümmern lassen, gelegentlich in die freie Natur einen erfrischenden Gang zu machen, auch wenn wir dort auf Pfade gerathen sollten, die ängstlichen Gemüthern wild und gefährlich erscheinen. Dabei wünschen wir aber keineswegs, dass die guten Kräfte unseres Kirchenthums zu dem Versuch verwandt werden, ob nicht vielleicht in unsern Landen gerade der glückliche Fleck Erde sich finden liesse, auf welchem der Kampf, der nun schon seit 1000 und mehr Jahren in der Christenheit gekämpft wird, zu einem gesegneten Ende geführt werden könnte. Die Redaction der Balt. Mtsschr. meint weder unser baltisches Kirchenthum, noch unser Theologenthum in Bausch und Bogen am liebsten nach Asien verweisen zu müssen, sie hofft die „Theologen der dorpater Schule" vielmehr überall als Bundesgenossen begrüssen zu

können, wo es sich darum handelt, für „die sittlich-religiöse geistige Hebung unseres Volks und unserer Gemeinden“ zu arbeiten, und das um so mehr, als sie an Herrn v. Oettingen eben ein Beispiel dafür erhalten hat, dass die Verständigung mit unserer Theologie auch auf den abstracteren Gebieten der Ethik bis zu einem nicht weiter zu erörternden Maasse wohl möglich ist.

Die Zuschrift lautet:

Ich glaube es der Baltischen Monatsschrift schuldig zu sein, noch ein Wort über meine Anzeige der „Moralstatistik etc.“ des Professor A. v. Oettingen folgen zu lassen, da ein Herr .....en aus Riga wegen Aufnahme eben jener Anzeige der genannten Monatsschrift den Krieg erklärt hat (Mittheilungen etc. l. c.) „Die Baltische Monatsschrift“ — heisst es — „tritt gleich in ihrem ersten Hefte mit offenem Visir uns Theologen der Dorpater Schule entgegen, verweist uns ins himmlische Reich der Mitte — und der Zöpfe. Wir wissen nun, woran wir sind: besser ein offener Feind, als ein falscher Freund.“

Es sollte mir leid sein, wenn diese ob meiner Anzeige verkündete Kriegserklärung dem neuen literärischen Unternehmen auch nur Einen Abonnenten abwendig machen könnte. Aber wer mag's wissen?

Unterdess tröstet mich in Bezug auf befürchtete Abnahme der Abonnenten das Erscheinen im Julihefte 1870 der Baltischen Monatsschrift eines Aufsatzes von Professor A. v. Oettingen selber: „Ueber das Verhältniss von Natur- und Geisteswissenschaft.“ Schon um dieses Aufsatzes willen dürfte Einer oder der Andere von der Partei der dorpater theologischen Schule sich für die neue Zeitschrift bleibend interessiren. Die verehrliche Redaction verdankt ja meiner Anzeige einen rüstigen Mitarbeiter aus deren eigenem Lager. Die angeregte Frage wird nun in unseren Provinzen wenigstens nicht zu Tode geschwiegen werden. Daher vorläufig zur Abwehr!

Es ist ein schon von Cicero häufig gebrauchter Kunstgriff, auf den Gegner einige falsche Lichter und graue Schatten zu werfen, um die Augen der Jury zu veranlassen, den ganzen Mann sich in einer strafwürdigen Färbung vorzustellen. Ich will glauben, Prof. A. v. Oettingen habe das in jenem Aufsatze gegen mich unbewusst geübt, namentlich unbewusst dessen, dass diese seelische Operation ein Analogon leiblichen Vorgangs ist. Sie ist die weitere Entwickelung des organischen Vorganges, zufolge dessen zwei und mehrere

Sinnesempfindungen zu einer einheitlichen, untrennbaren Anschauung verschmelzen. Bietet man z. B. im Stereoskope dem rechten Auge ein mässiges weisses Licht dar, während gleichzeitig das linke Auge einen kleinen rothen Fleck im Gesichtsfelde hat, so sieht das rechte Auge die ganze vor ihm ausgebreitete weisse Fläche — grün. Es giebt noch viele andere psycho-physische Experimente, durch welche die Thatsache festgestellt worden ist, dass ein gewisses Verschieben des Wahrnehmungsobjectes, z. B. des Bildes auf der Netzhaut des Auges, hinreicht, das richtige Urtheil des Beobachters im Voraus zu verführen.

Alle auf dem Gebiete seelischer Wahrnehmung vorkommenden seelischen Operationen sind denen auf dem Gebiete der sinnlichen Empfindung nachgeahmt; sie werden gleichsam höhere Octaven, in welchen, trotz der mehrfach zahlreicheren Schwingungen, die Verhältnisse zwischen den Tönen die gleichen bleiben. So werden denn Vorstellungs- und Sinnesorgane beide in ähnlicher Weise inducirt. Von solchen in's seelische Gesichtsfeld der Leser gespritzten rothen Flecken will ich einige aus jenem Aufsatze des Prof. A. v. Oettingen anführen.

Auf Seite 356 der Baltischen Monatsschrift wird gesagt: „Ich sei mit niedergeschlagenem Visir in's Feld gerückt."

Das ist ein bis zum Ueberdruss in Tagesblättern und anderen Schriften sich wiederholendes Bemäkeln der Anonymität, um den Verdacht zu erwecken, es sei der Ungenannte ein Unberechtigter zum Turniren, oder die Sache, für welche er eintritt, sei eine faule. Bei wissenschaftlichen Discussionen sollte es gleichgültig sein, ob Hinz oder Kunz mit einander streiten: der Ungenannte steht dem Genannten ohnehin in schlechterem Lichte gegenüber, ohne Helm und Wappenschild; wozu das noch hervorheben, wenn's nicht geschieht, um des *Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!* Uebrigens kennt die verehrliche Redaction der Baltischen Monatsschrift meinen Namen und hat keinen Auftrag, ihn den Neugierigen zu verhehlen.

Ein anderes Beispiel (pg. 357, 358 l. c.): Ich hätte durch Auslassung eines „Wenn" dem Leser ein X für ein U gemacht — ich hätte das Geschäft eines Denunzianten übernommen — schlechte Praktiken das — folglich etc. etc.

Die bezügliche Stelle in der „Moralstatistik" lautet pag. 2: „Ich könnte ohne einleitendes und rechtfertigendes Wort bei der grossen Menge der wissenschaftlich Gebildeten auf Zustimmung rechnen, wenn ich ihnen nicht ethische Speculationen, nicht theologische

Dialektik brächte, sondern eine Menge geschichtlicher Daten, nach strenger Methode in ein Gesammtbild zusammen gruppirt, wenn ich, gleichsam müde geworden von fruchtloser moralischer Denkarbeit, als ein erlöster und bekehrter Sisyphus mich auf die nüchterne Wirklichkeit besänne, und nach exacter Methode — ihnen die „Gesetze" der sittlichen Bewegung in mathematischer Unwiderleglichkeit entwickelte."

„Allein so einfach liegt die Sache nicht. Es ist nicht blos deutsche Weitschweifigkeit und persönliche Unfähigkeit, *in medias res* einzutreten, wenn ich dem Leserkreise, den ich mir denke und wünsche, die Geduldprobe einer ausführlichen Einleitung nicht glaube ersparen zu können. Theils in der Unklarheit der Begriffe: Realität etc., — theils in der Fraglichkeit der Anwendung dieser Methode auf Theologie und theologische Ethik liegt der Grund etc."

Worauf bezieht sich das gewaltige „Wenn" in diesem Satze?

Doch offenbar nur darauf, dass Professor A. v. Oettingen glaubt, er hätte durch „blosse Gruppirung historischer Daten, durch blosse Besinnung auf nüchterne Wirklichkeit, durch blosse exact entwickelte Gesetze ethischer Bewegung" auf die Beistimmung „der grossen Menge wissenschaftlich Gebildeter" rechnen können — und ich glaub's auch — und „Probstein der Narr" (eine Autorität, welche Professor A. v. Oettingen citirt) würde das „Wenn" auch nur darauf beziehen, zumal da im selben Satze als Parallelarbeiten angeführt werden: „ethische Speculationen, theologische Dialektik, fruchtlose Denkarbeit", welche, allein geliefert, eine andere Gruppe von Lesern, „die Professor A. v. Oettingen sich denkt und wünscht", hätte befriedigen können.

„Allein so einfach liegt die Sache nicht." Es muss also noch ein zweiter Grund dagewesen sein? Der steht denn auch im folgenden Absatze, nämlich: „zur Orientirung über unklare Begriffe und über die Fraglichkeit der Anwendung einer exacten mathematischen Methode auf Theologie und theologische Ethik ist's, dass ich dem Leserkreise, den ich mir denke und wünsche, die Geduldprobe einer Einleitung nicht ersparen mag."

Was hat die Auslassung jenes „Wenn" im ersten Absatze auf Verdrehung der Ansichten des Verfassers der Moralstatistik für einen Einfluss ausüben können? Welchen Bezug kann das hervorgehobene „so einfach liegt die Sache nicht" zur Lossagung von dem Scheine, auch einmal nüchterne Wirklichkeit in theologische Dialektik gebracht zu haben, beanspruchen? Heisst Jenes dem Leser über die

Ansichten des Prof. A. v. Oettingen ein X für ein U machen, — wird durch Dieses die Parallelisirung von Sisyphus Arbeit zu Gruppirung historischer Daten als falscher Vergleich beseitigt?

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die von mir und andern Naturforschern ausgesprochene Befriedigung über den objectiv realen Theil seines Werkes ihm so unangenehm sein, ihn fürchten machen würde, im Lager der Theologen als Renegat zu erscheinen, nachdem ich an mehreren Stellen von ihm selber ausdrücklich angeführt gefunden: durch jene Methode wolle er Zucht und Schule in die Kämpfer des theologischen Lagers bringen, der Materialismus habe die Männer der Geisteswissenschaft *nolens volens* realistisch denken gelehrt. Bin ich deshalb Denunziant gewesen? Denunzianten stehen bekanntlich im Solde derjenigen Behörde, vor deren Gerichtsstuhl sie die angeschuldeten Personen schleppen, — ich erwarte von der dorpater Theologen-Partei keine Belohnung, trachte auch nicht nach ihrer Gunst. Ich sprach meine wohlüberlegte Ansicht aus, wenn ich anerkannte, dass Prof. A. v. Oettingen von dem derben geistigen Nahrungsstoffe der Naturforschung einen guten Gebrauch zu machen verstanden hat, dass er — trotz der Verwöhnung seiner geistigen Verdauung durch die feinen Speisen ethischer Speculationen sich nicht scheut, auch die groben der nüchternen Wirklichkeit dem Leserkreise, den er sich denkt und wünscht, aufzutischen und anzuempfehlen. Obgleich er diese Voraussetzung (die theologischen Fachgenossen zu schulen und zu züchten?) in seiner Abwehr desavouirt, so schmeichle ich mir doch mit der Hoffnung, dass seine moralstatistischen Studien dennoch für die Theologen der dorpater Universität eine — ich brauche einen Ausdruck der theologischen Teleologie — providentielle historische Mission haben. Das *„cui bono"* wird die Zeit lehren.

Ein drittes Beispiel vom rothen Fleck s. Balt. Monatsschr. pg. 359: Ich bewege mich in vielen Selbstwidersprüchen, da ich an einer Stelle sage: das Werk sei nach einem grossartigen Plane angelegt und zu Ende meiner ersten Notiz bemerke, dass das Material anders gruppirt sei, als im ätiologischen Schema.

Darauf erwidere ich: Plan des Werkes — und ätiologisches Schema sind zwei verschiedene Dinge. Das Schema ist 1868 gedruckt zu Ende der ersten Hälfte des ersten Theils der „Moralstatistik", — der Plan kam, ein Jahr später zu Anfange der zweiten Hälfte gedruckt, in meine Hände. Was liegt darin für ein Selbst-

widerspruch, zu sagen: ätiologisches Schema gruppirt die Einflüsse so und so — das Material des Ganzen ist anders gruppirt?

Noch ein rother Fleck, Balt. Monatsschr. pag. 361: Ich hätte dem Verfasser unter anderen Auslassungen den Gedanken an Vererbungskraft abgesprochen, der fast aus jedem Blatte des Buches zu lesen sei.

Dagegen muss ich mich durch Bezeichnung desselben Umstandes wehren, dass meiner Anzeige im ersten Hefte der Balt. Monatsschr. nur das ätiologische Schema vorlag, in welchem wirklich nirgends „der zwingenden Vererbungskraft" gedacht wird. Die nachträglichen Citate von „Vererbung" stammen aus der zweiten Hälfte des ein Jahr später vollendeten Theiles der Schrift, widerlegen aber nicht meine Bemerkung, denn „Vererbung" und „Vererbungskraft" sind zwei ganz verschiedene Dinge — letztere ist Ursache, erstere die Folge. Seit Jahrtausenden sind Vererbungserscheinungen bekannt — erst Darvin hat von der Erkenntniss des Grundes den Schleier zu lüften begonnen. Des Tiberius Urtheil über Curtius Rufus: *Ex se ille mihi natus esse videtur*, war von der äussersten Oberfläche des Vererbungsphänomens entnommen, und die von Prof. A. v. Oettingen pag. 361—363 der Baltischen Monatsschrift beigebrachten Citate lassen auch vermuthen, dass er nicht tiefer in die Sache eingedrungen sei, als Tiberius. Die in der Kategorie der geistig sittlichen Einflüsse ethischen Verhaltens sind ausdrücklich „als Motive wirkende Ursachen" genannt, — Motive haben mit Vererbungskraft nichts zu thun. Jetzt, nachträglich, schreibt Professor A. v. Oettingen: „es versteht sich von selbst, dass Nationalität, Rasse, Abstammung, physische Anlage, Temperament, Geschlecht auf Vererbungskraft zurückgeführt sein wollen." Allein so einfach liegt die Sache nicht! Millionen und abermillionen Menschen sprechen: es versteht sich von selbst, dass ein Apfel vom Baume zur Erde und nicht in die Sterne fällt — von Newton's Erkenntniss des zureichenden Grundes, von der Gravitation wissen sie nichts, ahnen auch nichts von den Consequenzen ihres Vonselbstsichverstehens, welche aus der Weltenbewegung den lenkenden Finger verbannten und La Place zu dem Ausdrucke drängten: *Sire, je n'ai pas besoin de cette hypothèse.* Die sich von selbst verstehende Vererbungskraft macht ebenso die Hypothese von Erschaffung eines ersten Menschen etc. etc. etc. unnütz. „In der Mathematik versteht sich alles von selbst," sagt der Verfasser pag. 257 seiner Moralstatistik, — ich bin auch davon überzeugt; halte das Sich-

vonselbstverstehen in der Mathematik für die immanente Logik, welche aber keine vorausdenkende Person ist, sondern der Inbegriff aller aus den Prämissen von selbst fliessenden unvorausgedachten mathematischen Erscheinungen, in welchen wir erst die Folgen aus dem Causalgesetze als mathematische Gesetze herauslesen. Ich betone es — gegen Prof. A. v. Oettingen's Anschuldigung, ich verführe unlogisch (Balt. Mtsschr. pag. 379) — dass die natürlichen wie mathematischen Vorgänge lediglich durch sich geworden sind, was sie sind, und vindicire der „sich vonselbstverstehenden Vererbungskraft" dieselbe Tragweite, welche die Gravitation in der Sphärenwelt, die Logik in der Mathesis hat, — für die organische Welt. Urgedanke, Urwille sind zur Erklärung der Entwickelung der organischen Welt auf unserer Erde unnütze Hypothesen! „Wo finde ich beide?" fragt Prof. A. v. Oettingen. „Das ist eine gar nicht aufzuwerfende Frage!" sagt, glaube ich, Falstaff.

Noch ein rother Fleck, Balt. Monatsschrift pag. 363: Ein klaffender Widerspruch liege darin, dass ich an einer Stelle von Erbschaften geistiger Ersparnisse rede, und an einer anderen Stelle sage: die Naturforscher denken nicht nach Andern, sondern selbst. Ich documentire dadurch, dass ich keine Ahnung von der Macht geistiger Vererbung auf dem Wege geschichtlicher Tradition habe.

Sollte Professor A. v. Oettingen wirklich glauben, ich hätte durch das „sie denken selbst" etwas Anderes andeuten wollen, als den Gegensatz zwischen Selbstdenken und *in verba magistri* schwören? Ich bezweifle es! Er scheint mir nur durch seine vorangegangenen Bemühungen (den Verdacht der Nichtanerkennung einer Vererbungskraft durch Citate aus seiner Moralstatistik von sich abzuwälzen) dermassen in die Vererbungswitterung gerathen zu sein, dass er geschichtliche Tradition und organische Tradition in eine und dieselbe Kategorie brachte, — beide für Vererbungsvorgänge derselben Art nahm, dabei aber ausser Acht liess, dass die Mitgift „natürlichen Wissens an Lebewesen" etwas ganz Anderes ist, als geschichtliche Tradition durch mündliche und schriftliche Ueberlieferung. Jene ist wirklich Vererbung, nämlich von Organismus in Organismus — diese kann nur metaphorisch Vererbung, etwa juridische, conventionelle auf Erz oder Papier, genannt werden. In jener herrscht die strengste Wahrhaftigkeit und Gesetzmässigkeit — in dieser Irrthum, Täuschung, Lüge, Willkür und Unzuverlass. Von meinem Standpunkte aus muss ich vor ersterer alle Hochachtung an den Tag legen, vor letzterer bedeckten Hauptes vorüber gehen, was Professor

A. v. Oettingen freilich exorbitante Verkennung der Bedeutung geschichtlicher Tradition zu benennen beliebt. So bin ich — ich kann nicht anders! Mein Standpunkt mag ein anderer sein, als der seinige — ein harmlos klaffender Selbstwiderspruch liegt aber nicht darin, organische Vererbung und geschichtliche Tradition für zwei verschiedene Dinge zu halten.

Die angehängte Lucubration wider Selbstdenker und Autodidakten — eine *oratio pro infallibilitate papali!* — scheint mir in gar keinem Zusammenhange mit der Vererbungsfrage zu stehen; es sei denn, dass als Knalleffect den Selbstdenkern nnd Autodidakten das „Zeugniss der Un--bildung", und wegen der „Ein—bildung von Selbsterwerb geistig sittlicher Originalität" das *epitheton ornans* „Narren auf eigene Hand" (pag. 366) beigegeben werden sollte, — wodurch selbstverständlich diejenigen, welche nach Andern denken, „Narren auf fremde Hand" zu benamsen sind. *De gustibus non est disputandum.*

Ich könnte noch mehrere solche gegen mich gebrachte Bezüchtigungen von Unklarheit, Begriffschaos, Unverstand und ähnlichen Freundlichkeiten aus Professor A. v. Oettingen's Abwehr und Verständigung anführen und in Retourkutschen zurückweisen, allein es mag dabei sein Bewenden haben, weil meine Abwehr schliesslich auf die alte Erfahrung hindeuten würde:

Wer den Dichter will verstehn,
Muss in Dichters Lande geh'n.

In den später nachfolgenden Betrachtungen „über die Selbstentwickelung der organischen Welt aus der unorganischen" spreche ich zu Denen, welche mich verstehen wollen und können, und zwar ohne Phrasenmacherei! — cz.

Von der Censur erlaubt. Biga, den 22. März 1871

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Die hansisch-livländische Gesandtschaft des Jahres 1494 nach Moskau und die Schliessung des deutschen Hofs zu Nowgorod.

Unsere Tage, die so Vieles, was bereits in dem politischen Reliquienschreine Deutschlands eine Stelle gefunden zu haben schien, zu neuem kräftigen Leben erweckten, haben auch manch' aussichtsloses Verlangen nach Weiterabliegendem erstehen lassen. Dem Erwerb von Colonialbesitz, der Aufnahme des Colonialhandels ist unter Anderm, freilich nicht ohne auch lebhaften Widerspruch hervorzurufen, mit Wärme das Wort geredet worden. Da ist's vielleicht an der Zeit, uns zu erinnern, dass die Deutschen Jahrhunderte lang die Vortheile eines solchen Handels genossen und die Rückschläge desselben erfahren haben, uns das Bild ihres mittelalterlichen Coloniallebens an einem seiner Hauptpunkte in einigen Zügen vorzuführen und der seinen Ausgang begleitenden Umstände zu gedenken.

Von all' den Handelsfactoreien, welche die Hanse im Norden, Osten und Westen begründet, ist keine schon von den Zeitgenossen so hoch gehalten worden, hat sich keine in Folge dessen so ununterbrochener, eifrigster Fürsorge des Bundes erfreut, als das Kontor im russischen Nowgorod. Hier galt es das weit ausgedehnte Gebiet der Republik und den grössten Theil des mittleren Russlands mit den Erzeugnissen westeuropäischer Natur und Industrie zu versehen. Der Bojar und russische Kaufherr kleideten sich in das flandrische und englische Tuch, das hier feilgeboten ward, der Fisch vom schonischen Strande bildete ein Hauptnahrungsmittel des ganzen Volks, das Allen gleich unentbehrliche Salz gelangte beinahe ausschliesslich über die Ostsee dorthin. Dem Lande fehlte es nicht an Erzeugnissen, welche den von ihm begehrten an Werth gleichkamen. Die Regionen bis zum Eismeer zeigten sich unerschöpflich an den kostbarsten Pelzthieren, das Wachs, dessen Bedeutung als Handelsartikel mit dem katholischen Cultus geschwunden, ward hier in einer Menge geboten, genügend den ganzen Westen zu versehen.

Alles hat denn auch der hansische Kaufmann daran gesetzt, diesem Markt seine Bedeutung zu erhalten: die Russen am selbständigen Activhandel zu hindern, andern Nationen durch wahrhaft phönikische Eifersucht die Reise zu verleiden, ist ihm Jahrhunderte lang geglückt. Freilich fehlt es für das ganze 14. und 15. Jahrhundert nicht an Zeugnissen, dass die Russen immer wieder den Versuch machten, auf eigenem Schiffe den finnischen Meerbusen zu befahren oder nach Wisby und weiter in den Westen zu gelangen, meist aber haben sie das Wagstück mit ihrem Gute, oft auch mit dem Leben bezahlt. Mit grosser Regelmässigkeit kehrt in der Correspondenz des revalschen Raths mit den Städten Wiborg und Abo die Mittheilung wieder, dass russische Kauffahrer genommen, die Mannschaft „über Bord gehauen sei".*) Zwar fand in einem solchen Falle der danziger Rath das Verfahren *„sere unbillich unde unmynschlick",***)* doch könnte man zweifeln, ob diese humanere Ansicht von allen Hansen getheilt wurde. Zur Zeit der Blüthe des nowgoroder Kontors sind, abgesehen von ihren Beziehungen zu den livländischen Städten, die Russen zu keinem irgend wie erheblichen Activhandel durchgedrungen.

Der aus dem Bunde geschiedene Holländer, der betriebsame Flamländer, der im Wechselgeschäft erfahrene Lombarde durfte sich in Nowgorod nicht blicken lassen. Die höchsten Strafen bedrohten das Mitglied der Hanse, welches sich mit ihnen in Compagniegeschäfte einzulassen oder ihnen als Commissionär zu dienen unterfing. Hat sich dennoch einmal ein Holländer mit einer Ladung Hering dorthin durchgeschlagen, so hält er sich wohlweisslich unter den Russen in gemessener Entfernung von dem Hofe der Deutschen. Die letzteren verhehlen es nicht, wie gerne sie sich an ihn machten, und wenn dieses misslingt, so richten sie mindestens an die livländischen Städte die wohlwollende Aufforderung, jenen auf dem Heimwege aufzugreifen und ihm eine derbe Lection zu ertheilen.***)

*) Der Rath von Abo an Reval am 4. September 1441: Alzo gy uns thoschriven, dat IX hoveknechte scholen lodigen ghenomen hebben unde Russen over bort dot gheslaghen etc. Aehnlich schreibt am 15. August 1435 der Hauptmann von Wiborg an Reval. — Wo ich, wie im Folgenden meist, mich auf ungedrucktes Material des revalschen Rathsarchivs stütze, führe ich meine Quelle an.

**) Der Rath von Danzig an Reval am 16. Juni 1494.

***) Der deutsche Kaufmann zu Nowgorod an Reval am 30. Juli 1432: ... bidden wi ir, dat gi en (die Holländer) vorholden alse se utvaren, se to hinderen, wor iw dat is beqweme. — Ebenso der Hofesknecht an Dorpat am 10. Aug. 1432: de coepman were gerne by en unde by eren guderen, mochte men mit jenigen lympe darankomen.

Dieser Egoismus — die nothwendige Folge der auf Ausbeutung eines ungebildeteren Volkes und auf Ausschliessung anderer concurrenzfähiger Nationen gegründeten Colonialpolitik —, heutzutage beinahe als eine national-englische Untugend aufgefasst, war seiner Zeit echt hansisch.

Die Vortheile dieses in deutscher Hand monopolisirten Handels standen indess nur auf gleicher Höhe mit den Schwierigkeiten und Gefahren, die dem Kaufmann hier täglich drohten. Eine ungewöhnliche Kühnheit und niedersächsische Zähigkeit waren erforderlich, ihnen trotzend jenen vorgeschobenen Posten durch die Jahrhunderte zu behaupten. Auch der flandrische Volkshass hat Opfer, selbst blutige, gefordert — mit den hier gebrachten halten sie nur entfernt den Vergleich aus.

Zwar hatte sich der deutsche Gast mit seiner Habe auf dem Hofe von Sanct Peter hinter starken Palissaden und festem Thore verschanzt, durch stets erneuerte und mit dem Kreuzeskuss besiegelte Verträge seine Sicherheit zu erhöhen gesucht. Doch jene Umwallung bildete keine genügende Schutzwehr gegenüber der entfesselten Volksleidenschaft, jene Kreuzbriefe, die stets die alten Freiheiten wiederholen, sind zugleich Beweise, wie häufig das Versprochene nicht gehalten worden. Die höchsten Würdenträger des Staats und die eigentlichen Vertreter seiner Politik, der Bischof, der Possadnik (in den hansischen Urkunden Burggraf genannt), der Tysjätschkoi (Herzog), zeigen sich zwar den Deutschen meist wohlgesinnt, doch der grosse Haufe des gemeinen Volkes stand ihnen in feindseliger Abneigung gegen den erwerblustigen Eindringling meist gegenüber. In den gewaltigen inneren Bewegungen, von denen die Geschichte der Republik durchzogen ist, musste gar häufig der unbetheiligte Fremdling der erregten Volkswuth und der Raubsucht des Pöbels als Ableiter dienen.

Sieht man auf den Wortlaut der Verträge — sie scheinen jeder dauernden Verwicklung zwischen beiden Nationalitäten vorgebeugt zu haben. Selbst die schwersten Vergehen des einen Theils gegen den andern sollten durch Geldbussen gesühnt werden. Die Ermordung eines freien Mannes zog nur die Strafe von zehn Griwen nach sich, priesterliche Würde und der Rang eines Boten erheischten doppelte Zahlung. Fast immer aber haben sich die geschriebenen Satzungen der Erregtheit des Augenblicks gegenüber als ohnmächtig erwiesen, die Achtung vor dem beschworenen Frieden hat meist gefehlt.

Um hier ein Beispiel für viele anzuführen, so geschah es am Martinsabend des Jahres 1331, dass einige Meistermänner mit ihren Knappen sich von dem, wie es scheint, schon damals in deutscher Verwaltung befindlichen Gothenhofe auf den von Sanct Peter begaben, „um ein Bier zu kochen." Heimkehrend wurden sie von einigen Russen überfallen und mit Schlägen übel tractirt. Auf ihren Hilferuf „liefen die Deutschen von dem Hofe mit Knütteln und Schwertern hinzu. Da wurden Deutsche und Russen gewundet und ein Russe blieb da todt." Mit aufgerichteten Bannern strömte das Volk am andern Morgen auf den Königshof zur Versammlung herbei. Die Leiche des Erschlagenen ward unter ihnen niedergesetzt, stürmisch die Auslieferung des Mörders verlangt. Die Deutschen beriefen sich auf den Kreuzbrief. Da trat ein Russe, Tirentey mit Namen, zu ihnen heran und sprach: die Zeit ist gekommen, da ihr allzumal sterben sollt. Im Augenblicke sind Planken und Thor niedergehauen, doch mehr nach dem Gute als dem Blute scheint es die Meisten zunächst zu gelüsten. Während die Deutschen in die Kirche flüchten, werden die Kleten erbrochen und ausgeraubt, bis ein fürstlicher Beamter erscheint und den Haufen vertreibt. Neue Verhandlungen beginnen, doch immer noch steifen sich die Deutschen auf die durch den Kreuzbrief vorgeschriebene Sühne. Spät erst sehen sie ein, dass hiervon kein Heil zu hoffen und liefern den Schuldigen aus, auf den das blutige Schwert und der von Mehreren vernommene Ausruf „wäre Gott ein gerechter Gott, dann hätte er dem Russen genug gegeben, dass er kein Brot mehr essen sollte," hinwies. Doch hieran wollte sich das Volk nicht mehr genügen lassen, fünfzig Männer sollten seiner Rache überliefert werden. Darüber wird es Nacht. Während derselben wissen die Bedrängten durch ein ansehnliches Geldgeschenk den Burggrafen zu ihren Gunsten zu stimmen und unter seiner Vermittlung die Angehörigen des Erschlagenen zur Annahme einer Abfindungssumme von achtzig Stück Silber zu bewegen. Doch das Volk zeigt sich über jenen Vertrag, bei dem es leer ausgegangen, höchst ungehalten. Da ist es wieder der Burggraf, der gegen zwanzig Stück Silber und zwei Scharlachkleider für sich, sowie einige weitere Gaben an andere Personen, die Sache beizulegen verspricht. Nach langem Feilschen um die Höhe des Sühnegeldes wird endlich das Kreuz geküsst, der Todtschläger freigegeben, alle bei der „Slachtinge" Betheiligte aber zu einer Geldbusse von hundert und achtzig Stück Silber verurtheilt.

Namentlich die Vorsteher und ihre Vertreter sind durch die Verpflichtung, die allgemeinen Interessen des Hofs den Russen gegenüber wahrzunehmen, häufiger Lebensgefahr ausgesetzt. Als z. B. im Jahre 1439 der Hofesknecht die Umzäunung des Gothenhofes erneuern lässt und dabei genöthigt ist, die Pfosten des Thores einen halben Schuh breit vorwärts zu rücken, versammeln sich alsbald die russischen Aelterleute aus der Michaelisstrasse und ein loser Haufe vor demselben und fordern das Erscheinen des Schuldigen, „welcher auf schmähliche Weise ihnen ihre Erde abgestohlen." Man will ihm sofort das Recht sprechen und hat bereits einen Span aus dem Pfosten gehauen, um ihn daran aufzuknüpfen. Wochenlang darf der Verhasste ohne starke Begleitung den Hof nicht verlassen.*)

So sehr die Hanse durch strenge Ueberwachung der Fabrikation aller eingeführten Waaren, durch Bestellung eidlich beglaubigter Wraker, welche die Güte jedes Gegenstandes zu beprüfen hatten, durch eine Bevormundung des Einzelnen, welche die heutige Zeit unerträglich finden würde, es sich angelegen sein liess, betrügerischem Treiben vorzubeugen, so wenig liess es sich doch vermeiden, dass ein Gewissenloser die Vorschriften umgehend unredlichen Gewinn suchte und dadurch die ganze Niederlassung langwierigen Streitigkeiten aussetzte. Auch hier sollte freilich nach den Verträgen *„hofftsake sick mit hovetsaken beweten"*, der Benachtheiligte einzig von dem Schuldigen Ersatz verlangen, doch Theorie und Praxis gingen weit auseinander. Bald ist es ein flandrischer Tuchballen, an dem einige Ellen mangeln, bald eine zu kleine Heringstonne, bald das zu leicht befundene Salzgewicht, welches die ganze Stadt in Aufregung, den Hof der Deutschen aber in Gefahr bringt. Dann wieder sind es die Russen, welche dem Wachse Fett und Sand beisetzen, das Pelzwerk in der Farbe oder durch das Auszupfen der Haare verfälschen, ungerechten Wägelohn beanspruchen, die Waaren während des Transports auf den Loddjen entwenden, — kurz des Zwistes scheint kein Ende.

Ist die Stimmung endlich dermaassen verbittert, dass eine friedliche Einigung zunächst sich nicht erwarten lässt, so schliessen die Deutschen Vorrathshäuser und Thor, übergeben dem Bischofe und dem Abte von Sanct Jürgen die Schlüssel und ziehen aus dem Lande. Dies äusserste Mittel verfehlt auf die Dauer nie seine Wirkung. Bei dem Mangel aller Zufuhr zeigt die Republik bald eine versöhnlichere

*) Der deutsche Kaufmann zu Nowgorod an Dorpat am 28. December 1439.

Stimmung, das Kreuz wird von Neuem geküsst, der Verkehr und mit ihm der Streit heben von Neuem an.

Von diesen im Handel selbst liegenden Schwierigkeiten abgesehen, war es vor Allem die Verbindung der Hanse mit Livland, die dem Kontor eine Quelle nie endender Verwicklungen wurde.

Wie die livländischen Städte von altersher im eigenen Lande einen lebhaften Verkehr mit den Russen unterhalten, daneben Factoreien am obern Dnepr, der Düna und der Welikaja gegründet hatten, so war vermöge der nachbarlichen Lage auch ihre Betheiligung am nowgoroder Handel die allerregeste. Die hansischen Flotten, welche im Frühling und Herbst der Newamündung zusteuerten, haben sich auf ihrer Reise mit einer stattlichen Anzahl rigischer und revalscher Schiffe verbunden; die Handelsherren, welche mit ihren Waarenzügen zu Lande die Stadt am Ilmensee zu gewinnen suchten, waren fast ausschliesslich Livländer. Früh schon hatten diese begonnen, in glücklichem Kampfe gegen die Eifersucht Lübecks und Wisbys, welche die Leitung des Hofes von Sanct Peter in die Hand genommen, sich dort entsprechenden Einfluss zu verschaffen, früh schon finden wir rigische Abgesandte bei Friedensschlüssen im Namen der Hanse betheiligt, bereits im Jahre 1363 bestand auf dem Hofe neben dem westfälisch-preussischen, dem sächsisch-wendischen und dem gotländischen ein livländisches Quartier.

Der Städtebund, der sonst eine so kühne, völlig selbständige äussere Politik trieb, sah sich Russland gegenüber genöthigt, die Bahnen einer rein livländischen einzuschlagen, sich ganz an dessen Communen und den alt-befreundeten Ordensstaat anzulehnen. Im Gegensatz zu letzterem vermochte er hier weder bei friedlicher noch kriegerischer Lage der Dinge etwas Erspriessliches auszurichten. Das letzte Machtwort der Hanse, die Verhängung der Handelssperre, verhallte wirkungslos ohne die Zustimmung Livlands, das im Besitze aller Landwege, auch die Wasserstrasse zum Theil beherrschte; war der Kaufmann auf dem nowgoroder Hofe eingeschlossen, nur Livland konnte ihn retten durch Anwendung des gleichen Mittels gegen die Russen in Riga, Dorpat und Reval; in Zeiten heftiger Spannung vermochte allein der krieggerüstete Orden dem Verkehr den erforderlichen Rückhalt zu bieten.

Von der vertragsmässig zugesicherten friedlichen Fortsetzung des Handels zur Zeit livländisch-russischer Kämpfe war daher in Wahrheit nicht wohl die Rede. Der dann und wann von einzelnen

Bundesgliedern schüchtern gemachte Versuch, dabei eine wohlwollende Neutralität zu beobachten, zeigte sich unausführbar.

Das 15. Jahrhundert sah den Einfluss der livländischen Städte noch im Wachsen begriffen. Häufiger ergeht an sie die Weisung der Hansetage, den Bund den Russen gegenüber zu vertreten, Unterhandlungen wegen dieser oder jener Angelegenheit zu eröffnen.*) Oft haben sie denn auch, wenn diese Vollmacht fehlte, und sehr zum eigenen Vortheil Vereinbarungen mit jenen getroffen, eigenmächtig den Handel freigegeben und geschlossen. Auf dem nowgoroder Hof zeigen sie sich beinahe als unumschränkte Herren. Thürmten sich hier unerwartete Gewitter auf, war Gefahr im Verzuge, — das Rathserholen bei dem entfernten Lübeck wäre fruchtlos gewesen, die livländische Grenze war in wenigen Tagen zu erreichen. Mit Rücksicht hierauf richtete denn Lübeck im Jahre 1442 an den Hof den ausdrücklichen Befehl, den Anordnungen der drei livländischen Städte unbedingt Folge zu leisten, in dringlichen Lagen aber stets die Weisungen des Rathes von Dorpat einzuholen.**) Die bei Weitem meisten Verfügungen für das Kontor traf nun der letztere von sich aus nach vorhergehender Mittheilung an Riga und Reval. In den wichtigsten Fällen gelangten die Fragen vor das Forum des allgemeinen livländischen Städtetages. Dem grossen Hansetage wird wohl Bericht erstattet, es werden neue Instructionen von ihm erbeten, doch direct hat er nur selten in die Nowgoroder Angelegenheiten eingegriffen. So erklärt sich's denn, dass, als einstmals der lübische Rath im Namen des Bundes ein Schreiben an die Häupter der Republik am Wolchow zu richten hatte, ihm die jenen zukommenden Titulaturen und Formen völlig fremd geworden waren***) und der Brief in Riga von Neuem aufgesetzt werden musste.

---

*) Vergl. z. B. die lübischen Schreiben vom 13. Juli 1449 und vom 25. Juli 1464 an die livländischen Städte im revalschen Rathsarchiv.

**) Lübeck an den Kaufmann zu Nowgorod am 22. Juni 1442: Hirumme do wy juwer leve to wetende unde is unsse wille, dat gy juw richten unde holden na der cera unde anrichtinghe der reden der Lifflandesschen stede. Sunderghes wanner juw anlicghende notzake bykomen, dat gy dat den ersamen unssen vrunden, dem rade to Darpte, vorscriven, den wy ok de hove mit juw, so van olden tiden dat wontlik is gewesen, hebben bevalen tovorstande unde to holdende in erem wesende etc.

***) Lübeck an die drei livländischen Städte am 7. September 1435: unde (sendet) jo de superscripcien mede, wante wy oren titulum nicht en weten. — Später trat das Gleiche in der Correspondenz mit den Zaren ein. Am

Rechte, die von jeher für die wichtigsten Prärogative Lübecks und Wisbys gegolten, sind jetzt wiederholentlich von Dorpat ausgeübt worden, z. B. die Ernennung des Priesters für den Hof. Zwar werden diese Uebergriffe scharf gerügt, doch ohne sonderlichen Erfolg. Namentlich das aller Bedeutung beraubte, doch an alten Vorrechten hartnäckig festhaltende Wisby ist es, dessen Schreiben durch den stets gereizten Ton einen auffälligen Contrast gegenüber der sonst in diesen Correspondenzen üblichen Glätte bilden. Fort und fort versichert es, dass es sich durch die Livländer von seinem Rechte nicht würde abdrängen lassen,*) beschränkt sich aber im Uebrigen darauf, von Zeit zu Zeit den rückständigen Zins für die Benutzung des Gothenhofes beim Rath von Reval einzumahnen.

Bei solch inniger Verbindung hansischer und livländischer Politik mussten beide Theile in den Augen der Russen wohl schliesslich ganz zusammenfallen. Die Deutschen auf dem nowgoroder Hof haben von den Folgen dieser Auffassung zu erzählen gewusst. Ein leiser Windstoss, der die Russen in Livland unsanft berührte, fuhr nie wirkungslos über ihre Häupter dahin, der sich gegen jene erhebende Sturm erschütterte regelmässig ihre ganze Existenz. Glaubt sich ein Russe in Dorpat benachtheiligt, so hält er sich am Kaufmann in Nowgorod schadlos; fürchten jene die Arrestirung der Ihrigen in Livland, so durften die Deutschen den Hof nicht mehr verlassen; ist einer ihrer Brüder dort ums Leben gekommen, so werden diese mit dem Tode bedroht.

Auf den kläglichen Bericht des Russen Boklan, dass ihm in Narva ein Genosse unter das Eis gesteckt und Genugthuung geweigert sei, ermächtigen ihn die nowgoroder Richter, sich mit einer Schaar handfester Leute in der Nähe des Hofes aufzustellen und an dem Knechte oder dem ersten besten Deutschen seine Rache zu kühlen.**)

---

23. Januar 1495 schreibt Lübeck an Riga und Reval, es wüsste den Titel des Grossfürsten „to latine" nicht, bittet ein beifolgendes Schreiben zu adressiren, fügt indess hinzu: doch buten bescheden, dat men den grotfursten in sodaner superscripcien vor nenen keyser, alsze he sick schrivet, tituleret unde schrivet, wante wy nicht dan van eneme keyser weten.

*) Wisby an Reval am 6. Juni 1437: men uns dunket wol, gy hebben willen, uns van unser oelden vryheit unde rechticheit to drengende, dar wy mit Godes hulpe vorwessen willen, dat gy des nine macht solen hebben. — Aehnlich am 12. Mai 1442 an die drei livländischen Städte.

**) Der Hofesknecht Hans Munstede an Dorpat am 14. Febr. 1442: . . . unde Boklan meent my to doden alse vor den Russen, de tor Narwe under dat is gesteken waert. Derselbe an einen dorpater Rathmann am 3. März 1442: ic ga

Andere beschweren sich, wie ihnen in Reval im Handel übel mitgespielt worden. Kaufleute, an die sie ihre Waaren abgesetzt, führten sie dort auf die Landungsbrücke, wiesen ihnen ein Schiff und sprächen: Seht, meine Lieben, da liegt unser Gut, von dem wir Bezahlung leisten werden. Doch letztere erfolge oft erst nach zehn bis zwölf Wochen, nachdem die Güter im Auslande verkauft worden. Die Republik zweifelte in solchen Fällen nicht, dass der Hofesknecht Ersatz zu leisten habe.*)

Ja, als es sich einstmals darum handelt, zur Entwässerung des Hofes eine Röhrenleitung über den daneben gelegenen freien Platz zu machen, müssen sich die Deutschen die Antwort gefallen lassen: der Rath von Reval habe die dortigen Russen auf die Bitte, ihre Kirche mit einer auf die Strasse führenden Thür versehen zu dürfen, mit der Begründung, das sei von altersher nicht gewesen, abschlägig beschieden. Auch die Leitung sei von altersher nicht gewesen. Doch falls man dort zu Concessionen bereit sei, wollten auch sie sich hier nachgiebig beweisen und eine Trumme legen, die für die Ewigkeit Bestand haben solle.**)

So mannigfachen im Innern vorhandenen und von aussen hinzutretenden Verwicklungen entsprechend, haben die Schreiben „des gemeinen deutschen Kaufmanns", wie sie sich in reicher Zahl im revalschen Archiv vorfinden, vorwiegend die stets neuen Leiden und Bedrückungen zum Gegenstand, strömen von den wehmüthigsten Klagen über. Dazu wiederholt sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die trübselige Bemerkung, dass es mit dem Handel nicht mehr in alter Weise gehe, der Besuch des Hofes fort und fort abnehme

---

up myn liff nacht und dach ... Aldus so laten se my vorwachten nacht und dach; offt jc my wor ut dem hove geve, so were ic en wech, all hedde ic tein live. Dar sin boven hundert up besoldet, de stilken up my wachten. — Ferner der deutsche Kaufmann in Nowgorod an Reval am 13. April 1442: ... so hebbe wi hir Ortymen Bocklane alle dage vor unsem hove myt synen pusulnycken, der eme de richters van Nouwerden vororlovet hebben up uns; unde drouwet, uns den hovesknecht, ofte we eme likest licht, aftoslande to wrake synes sukladenicke etc.

*) Vgl. das Schreiben des deutschen Kaufmanns an Reval vom 25. Apr. 1440. In einem weiteren vom 26. März 1494 heisst es ausdrücklich: vorder so hebben se (die Russen) uns to vorkennen geven, ofte imant van den unssen myt den Russen kopslagede, et wer to Ryge, ofte to Dorppte, ofte to Revel, ofte to der Narve, unde de Russen in schaden qwemen, dat solde he vorhalen an den havesknecht unde den underknecht.

**) Die Vorsteher des deutschen Hofs an Reval am 17. April 1437: ... men weret sake .... dat se mochten krygen ene döre to ere kerken tor straten wort, sus wolde se uns wedder gunnen ene trummen to leggende over de wort, de ewich solde güd wesen to deme hove.

und in Folge dessen die Kasse von Sanct Peter nicht im Stande sei, die nothwendigsten Ausgaben, z. B. den vollen Gehalt des Priesters, zu bestreiten, weit weniger die Begehrlichkeit der russischen Beamten zu befriedigen, die fortwährend neu aufgeworfen und gestürzt, alle „mit Giften und Gaben" reichlich bedacht sein wollten.

Freilich dürfen wir nicht übersehen, dass der Kaufmann sich regelmässig nur in kritischen Lagen an die befreundeten Rathsversammlungen wendet, dass bei ruhigem Verlauf der Dinge der Grund zum Schreiben wegfiel, dass Schweigen meist Wohlbefinden bedeutet. Und an diesen Ruhepausen fehlt es denn nicht ganz, wenn sie sich allerdings auch selten über mehrere Jahre ununterbrochen erstrecken.

Doch hat der muthige Hanse immer wieder die gefahrvolle Reise gewagt, die Wolchowrepublik dem unliebsamen Gaste stets auf's Neue ihre Thore geöffnet. Jener Handel war für beide Theile eben Lebensbedingung. Weder konnte der Städtebund für die ihm hier zuströmenden Mittel auf einem andern Gebiete Ersatz finden, noch die Republik dieses Verkehrs, auf den sich ihr ganzer Wohlstand und ihre Selbständigkeit gründete, entrathen.

Mit der Vernichtung des Freistaats durch die beiden Feldzüge Iwan III. vom Jahre 1471 und 1478 ward die Lage eine völlig veränderte. Nicht allein, dass die angesehensten und reichsten, am Verkehr vorwiegend betheiligten Einwohner weggeführt, und die Stadt, wie Russow sich ausdrückt, *„mit andern schnöden völckern wedderumme besettet"* ward, denen jedes Verständniss für die alten Formen abging, überhaupt bildeten die Interessen der untergegangenen Republik und die des neuen Herrschers in der hansischen Politik einen völligen Gegensatz. War jene mit allen Mitteln bestrebt gewesen, jene Beziehungen zu pflegen, so war es Aufgabe dieses, sie zu vernichten. Nur mit der Erschütterung des Wohlstandes liessen die freiheitlichen Regungen sich ersticken.

So klar der Zar von vornherein des hier einzuschlagenden Weges sich bewusst gewesen, so hat er doch seiner durchgehenden Abneigung gegen sofortiges entschiedenes Handeln zunächst nachgegeben. Zwar schloss sich an den zweiten Feldzug gegen Nowgorod ein langwieriger Krieg gegen Livland, dem auch die Hanse nicht unbetheiligt zuschaute: drohend erhoben sich gegenüber der Grenzwacht an der Narva die Thürme von Iwangorod; bedrückten Herzens spürte wohl auch der Kaufmann zu Nowgorod den Unterschied zwischen dem Gebahren der Vertreter der Republik und dem der neuen zarischen Statthalter. Unerschöpflich zeigen sich diese in

Anordnung lästiger Beschränkungen, welche heimlich aber wirksam — unter Androhung schwerer Geldstrafe und der Stäupung — dem russischen Händler mitgetheilt, dem Deutschen gegenüber zunächst abgeleugnet werden, doch in den empfindlichsten Verkehrsstockungen sofort zu Tage traten. Die wahren Absichten ihres Gegners hat die Hanse vor dessen letztem entscheidenden Schritte nicht erkannt. Man hielt, der Leiden gewohnt, auch diese für vorübergehend, eine Erneuerung der Rechte des Kontors auf viele Jahre hinaus flösste neues Vertrauen ein. Dass Iwan darauf in seinem Vertrage von 1493 dem König Hans von Dänemark die Vernichtung der deutschen Niederlassung zugesichert, blieb vorläufig unbekannt.

Diesem heranziehenden Wetter etwa gleichzeitig tauchten andere, jedem Auge bereits sichtbare Wolken am Horizonte auf. Nicht allein im Städtebunde herrschte in Folge der berührten Hemmnisse eine unzufriedene Stimmung, zu grösserem Unwillen glaubte der Zar Veranlassung gefunden zu haben. Seine Untergebenen sollten in Livland misshandelt und getödtet, seine aus dem Westen heimkehrende Gesandtschaft in Reval unbillig behandelt sein. Einer seiner Unterthanen, Wassili Scharaye, war in letzterer Stadt wegen des schwunghaften Vertriebs falscher Münze nach lübischem Rechte gesotten, ein anderer in Folge eines Verbrechens wider die Natur, „um Gottes Rache zu vermeiden", zum Feuertode verurtheilt worden.*) Des Zaren Verlangen, ihm die Richter auszuliefern, soll höhnisch abgewiesen worden sein.**)

Ohne über die weiteren von Moskau deshalb zu erwartenden Maassregeln im Klaren zu sein, ohne solche, wie es scheint, überhaupt zu befürchten, beschloss die Hanse zur Beseitigung jener ihr am meisten am Herzen liegenden Verkehrsstörungen eine Gesandtschaft, bestehend aus je einem Mitgliede des ehrbaren Raths von Dorpat und von Reval, an den Zaren abzufertigen.

Der Botschaften, die jenen östlichen Weg einschlugen, giebt es gar viele, doch dürfen wir für die Schicksale der unsrigen wegen der Verbindung, in die sie mit den Ereignissen auf dem nowgoroder Hofe treten, vielleicht erhöhtes Interesse beanspruchen. Es mag

---

*) Die Klagepunkte des Zaren gegen Reval entnehme ich einer undatirten, doch jedenfalls gleichzeitigen Vertheidigungsschrift der Stadt. Bisher war man hierin auf die viel ungenauere Darstellung Russows angewiesen.

**) Wenigstens finde ich, dass derselbe dies Ansinnen im Jahre 1495 stellte. Vergl. ein Schreiben des Herrn Meisters an Reval vom 5. August 1495.

auch erwähnt werden, dass dieselben trotz dieses Umstands bisher völlig unbekannt geblieben sind.

Der Bericht, welchen der dörptsche Gesandte heimkehrend seinem Rathe erstattete, und die Rechnungen über die Reisekosten, welche dem Rathe von Reval eingeliefert wurden, um aus dem im dortigen Hafen angesetzten Pfundzoll — einer Procentabgabe vom Werthe der einlaufenden Schiffe und Waaren — gedeckt zu werden, bilden das Material, auf das wir bei unserer Darstellung angewiesen sind.*)

So bietet sich uns über die ökonomischen Verhältnisse, die ja auch ihr Anziehendes haben, ausserordentlich viel, während wir in anderen Beziehungen oft besser belehrt zu werden wünschten. Weder in dem officiellen, vornämlich Thatsächliches referirenden Berichte, noch in den Rechnungsablagen werden wir wie bei privater Aufzeichnung viel Aufschluss über persönliche Auffassung, eigenes Empfinden, erwarten dürfen. Freilich ist das dörptsche Memoire in sehr bestimmter Tonart verfasst. Das einzige Motto, das ihm vorangestellt werden könnte, wäre das *Infandum, regina, jubes renovare dolorem.*

Bereits am 16. Juli 1494 war in Dorpat der Rathscumpan Thomas Schrove, in Reval Herr Gotschalk Remmelingrode zur Ausrichtung der Botschaft ausersehen. Eine stattliche Begleitung sollte jedem beigegeben werden. Der dörptsche Gesandte ritt mit acht Pferden aus, das revalsche Personal scheint noch zahlreicher gewesen zu sein. Sehr im Widerspruch mit dem Herkommen und den Satzungen der Hanse suchte nämlich Herr Gotschalk die Mission nicht allein für sich kaufmännisch auszubeuten, sondern nahm auch derselben völlig fernstehende Personen in seinen Schutz auf. Unter seinen Begleitern wird uns ausser Mathias Hinkelmann und Tilemann Hersevelt auch der Kaufgeselle Peter Byes von Frankfurt genannt.

Mehrere Wochen nahm die Ausrüstung zu der langwierigen Reise in Anspruch. Der ganze Handwerkerstand wird in Thätigkeit gesetzt, für Kleidung, Wagen, Pferde, Zäume, Sättel, Sporen und Anderes sind ansehnliche Summen verausgabt. Um seinem äusseren Menschen den nöthigen Glanz zu verleihen, hat der dörptsche Bote allein für das braune englische Tuch zu seiner Kleidung etwa achtzig Thaler nach heutiger Rechnung verausgabt. Das Getränk war

*) Alle drei Actenstücke — Bericht und Rechnung des dörptschen und die Rechnung des revalschen Gesandten — abschriftlich im revalschen Rathsarchiv.

nicht vergessen: ausser dem Wein führte man vierzehn Tonnen Bier aus Narva mit sich.

An letzterem Orte trafen die Gesandten zusammen, am 6. August überschritten sie die livländische Grenze. Der Eintritt in die Machtsphäre des Zaren ist von einer charakteristischen Bemerkung begleitet: „als Herr Gotschalk über den Bach kam, da schatzte ihm Iwan Gunder (wohl der Befehlshaber auf Iwangorod) sechs rheinische Goldgulden ab.“ Diese Abschatzungen, welche in Rücksicht auf die sich dabei bethätigende Opferfreudigkeit des einen Theils so ziemlich die Mitte zwischen Schenken und Beraubtwerden halten, bilden einen durchgehenden Posten in der ganzen Rechnung.

Von der Grenze ab übernahmen russische Beamte, Pristave genannt, mit starker Bedeckung theils den Schutz, theils die Ueberwachung der Reisenden. Auf den grösseren Haltepunkten wechseln dieselben, und je nach der Länge des zurückgelegten Weges lohnt man ihnen die Freundlichkeit mit acht bis sechszehn Thalern. Selbst während des Aufenthalts in Moskau sind diese treuen Begleiter keinen Augenblick von der Seite der unbeschirmten Fremdlinge gewichen. Vier werden uns genannt, denen man sich dort dafür erkenntlich zu beweisen hatte.

Am 11. August langte man nach fünftägiger Fahrt in Nowgorod an und quartierte sich auf dem deutschen Hofe ein. Der Hofesknecht, der die Verpflegung übernahm, ist mit dreissig Thalern entschädigt worden. Reiche Geschenke an Wein, Confect und Feigen waren bestimmt, die beiden Statthalter, von denen der Geleitsbrief erbeten werden musste, milde zu stimmen. Leider scheint diese Absicht nur sehr unvollkommen erreicht zu sein. Nicht allein alle ihre Papiere, namentlich die ausführlichen Instructionen, sind ihnen abgenommen worden, auch das Geleite haben sie drei Wochen lang vergebens erwartet. Der lange Aufenthalt versetzte sie in die Nothwendigkeit, sich neun weitere Tonnen Bier aus Dorpat nachsenden zu lassen. Endlich, am 3. September, konnte die Reise fortgesetzt, in vierzehn Tagen die Zarenstadt erreicht werden.

Die Wochen, welche bis zur Bewilligung der ersten Audienz verstrichen, dienten wenigstens dazu, mit einigen Würdenträgern, deren Gunst von Nutzen werden konnte, anzuknüpfen. Die Art der Annäherung ist die bereits bekannte: den Fürsten Iwan Jurjewitsch und Dimitri Wladimirowitsch wurde kostbares Scharlachtuch und Feigen im Werthe von vierzehn Thalern verehrt; der wohlbekannte diplomatische Agent des Zaren, Feodor Kuritzyn, dessen Name uns

noch mehrfach begegnen wird, erhielt zwei Goldstücke und vier Pfund Confect; fünf Bojaren, wohl untergeordneteren Ranges, mussten sich mit je einem Pfunde begnügen. Zusammen mit ihnen hat man im Interesse der guten Sache für siebzehn Thaler Rothwein vertrunken.

Am 2. October erschienen die Gesandten zum ersten mal vor dem Zaren. Der Gruss, mit welchem sie sich nach dortiger Etikette ihm zu nähern hatten, lautet: „Durchlauchtiger, hochgeborener Grossfürst Iwan Wassiljewitsch, ein weisser Kaiser und Herr über alle Russen. Unsere Aeltesten, die Bürgermeister und Rathmannen der dreiundsiebenzig Städte jenseits der See und auf dieser Seite der See, lassen dich sehr grüssen und begehren deine Gesundheit zu vernehmen."

Die erste Bitte galt der Freilassung ihres Dolmetschers, der ihnen bereits „abgefangen" war. Um absichtsloser wie böswilliger Entstellung ihrer Anliegen vorzubeugen, suchten sie mündlich mit dem Zaren zu verhandeln, indem in Gegenwart beider Theile durch ihren Dolmetscher ihm Alles in's Russische übertragen werden sollte. Mit des Zaren ungnädiger Antwort, er habe selbst Dolmetscher, ward diese Hoffnung vereitelt und sie genöthigt, ihre Klagepunkte schriftlich zu überreichen. Dieselben, achtzehn an Zahl, beziehen sich auf die den Verträgen zuwiderlaufenden Neuerungen und Beschränkungen im Salz-, Honig-, Wachs-, und Pelzhandel, die ungerechtfertigte Inanspruchnahme des Hofesknechts bei allen Gelegenheiten, wo Russen sich geschädigt glaubten, die gesetzwidrige Einkerkerung und Beschatzung von Deutschen durch die Statthalter, die Unterschlagung von Briefen an den Zaren durch die letzteren, die Beraubung gestrandeter Schiffe in der Narva durch russische Bauern, und noch vielerlei Unbill, welche theils einzelne Deutsche, theils die Gesandten selbst auf ihrer Reise erfahren.

Diesem Anbringen folgte die Uebergabe der Geschenke, die als immerhin charakteristisch hier genannt werden mögen. Die Städte hatten drei Ballen englischen Tuches übersandt; Herr Gotschalk fügte in seinem Namen zwei silber-vergoldete Becher von schöner Arbeit, ein Ohm Wein und eine grosse Lade Zuckerwerk hinzu, nach dem angegebenen Preise wohl vierzig Pfund an Gewicht; Mathias überreichte englisches Tuch, einen Spiegel und zehn Körbe Feigen; der dörptsche Gesandte endlich Scharlachtuch, ein Ohm Wein und fünf Liespfund Datteln.

Die Gegengeschenke des Zaren sind weniger glänzend als praktisch. Auf die Gabe der Städte sandte er ihnen ein Rind, zwei Schafe, zwanzig Hühner, zwei Tonnen Med, trockenen Lachs und Stör, vier Fuder Heu und eine Quantität Hafer. Als Gegengabe für sein persönliches Geschenk erhielt jeder über viertausend Stück von den Schonewerk genannten Fellen, im Werth von mindestens dreihundert und vierzig Thalern. Doch wir wollen die zarische Grossmuth nicht früher preisen, als wir vernommen, dass unsere Freunde mit ihren Schätzen die Grenze glücklich überschritten.

Dieser Tag brachte ihnen schliesslich die Ehre, zur fürstlichen Tafel geladen zu werden, wie der Bericht treulichst verzeichnet.

Für die schnelle Erledigung der Anliegen schien man viel Eifer beweisen zu wollen. Nach zwei Tagen erschien Feodor Kuritzyn nebst einem Bojaren und einem Schreiber im Auftrage des fürstlichen Rathes bei den Boten und legte ihnen ihre übergebenen Artikel vor. Nachdem die Formulirung derselben richtig befunden, begann er mit einer mehrere Stunden beanspruchenden Verlesung der Klagepunkte des Grossfürsten wider die Städte. Von Beschatzung seiner Gesandten, von Ermordung seiner Leute und Anderem war da die Rede. Die Boten konnten nur erwidern, dass sie zur Erledigung dieser Fragen keine Vollmacht hätten, eine Besendung der Städte jedoch ohne Zweifel den gewünschten Erfolg haben würde.

Bereits am folgenden Tage, dem 5. October, sollten sie zum letzten mal vom Zaren empfangen werden, um seine Entschliessungen zu vernehmen. Nachdem sie zuvor die Klagen einer pleskauschen Gesandtschaft mit dem Hinweis darauf abgefertigt, dass die Pleskauer den Kreuzbrief selbst nicht hielten und in Livland weit grösserer Freiheiten als im eigenen Lande sich erfreuten, wurden sie zum Zaren hineingerufen. Er dankte nochmals für die Geschenke und fügte hinzu, dass er von ihren Anliegen Kenntniss genommen, dieselben aber nach Nowgorod an seine Statthalter senden wolle. Die würden ihnen die Antwort und Recht nach dem Kreuzbrief geben, wie er dies gleichfalls von den Städten erwarte. Mit dem Versprechen, ihnen den Geleitsmann zu senden, verabschiedete er sie.

Der Zweck ihrer Botschaft war damit so gut wie gescheitert! Der Zar hatte sich zu jener, nachmals so oft wieder aufgenommenen Politik bekannt, welche es unter ihrer Würde achtete, mit dem Bunde und dem kleinen Livland direct Verhandlungen zu pflegen. Die selbst so schwer angeklagten Statthalter sollten ihnen das Recht

zumessen. Wie jetzt die Sachen zum Austrag kommen würden, konnten sich die Boten nicht verhehlen, ohne freilich die ganze Wucht des sich gegen ihre Sache und sie selbst vorbereitenden Schlages zu ahnen.

Das versprochene Geleite sehnlichst und immer wieder vergebens erwartend, wurden sie eines Tages zu Kuritzyn beschieden. Dort fanden sie die ganze Gesellschaft der Griechen vor, die vor einigen Jahren als zarische Gesandte im Auslande gewesen und auf dem Heimwege auch Reval berührt hatten. Mit der Behauptung, dort thätlich misshandelt und um die Summe von dreihundert und sechszig Goldgulden gebracht zu sein, welche er als Vertreter jener Stadt ihnen sofort ersetzen sollte, traten sie Herrn Gotschalk entgegen. Dem ward die Drohung hinzugefügt, dass man andern Falls mit ihm „als einem Moskowiter fahren würde." Und damit wir nicht in Zweifel bleiben, was es hiess, als Landeskind behandelt zu werden, fügt der Bericht hinzu, „d. h. geschlagen, gebunden und gefangen gesetzt werden." Wie es um die Wahrheit jener Behauptungen der Griechen stand, ist schwer zu entscheiden, doch spricht die warme Empfehlung, welche seiner Zeit Lübeck unter dem ausdrücklichen Hinzufügen, dass der Zar jede Förderung seiner Boten den Städten Dank wissen werde, an Reval gerichtet hatte,*) wenigstens nicht zu deren Gunsten. Herrn Gotschalks Lage schien eine verzweifelte gegenüber der Alternative, jenes Geld zu bezahlen über das er augenblicklich nicht verfügte, oder in's Gefängniss zu wandern. Kaum erlangte er auf Verwendung und Bürgschaft einiger in Moskau ansässigen Deutschen, des Meisters Albrecht und Stephan Hillebeke's, einen Aufschub von wenigen Tagen. Seine Bitte, die Summe erst in Nowgorod zu entrichten, schlug der Zar nicht allein rund ab, sondern erhöhte dieselbe aus unbekanntem, wenn auch nicht schwer zu erkennendem Grunde, noch um neunundsechszig Goldgulden. Doch die braven Landsleute schafften Rath. Zum festgesetzten Tage konnten sie Herrn Gotschalk das Geld vorstrecken, und zwar mit keiner anderen Bedingung thaten sie es, als dass er es ihnen von Nowgorod aus zurücksenden sollte. Des Zaren Fürsorge für die Sicherstellung der moskauer Deutschen liess sich damit nicht genügen: er befahl Meister Albrecht, von jenem ein Pfand zu verlangen. Man übergab demselben zwei dem Peter Byes gehörige

*) Das Empfehlungsschreiben für die Griechen Demetrius und Emanuel und ihr Gefolge ist vom 15. September 1489 datirt.

Stücke Goldbrokat, die auf achthundert und fünfzehn Goldgulden geschätzt wurden. Obgleich die entlehnte Summe damit beinahe um das Doppelte gedeckt war, bezeugte sich der Zar noch nicht zufriedengestellt. So gab denn Herr Gotschalk noch das Pelzwerk hin, welches er der russischen Freigebigkeit verdankte.

Da der Anschlag, den revaler Boten festzuhalten, wider Erwarten fehlgeschlagen war, blieb nur die offene Gewalt übrig.

Ueber sechs Wochen hatte bereits der dortige Aufenthalt gewährt, der letzte October war darüber herangekommen, als die Boten — doch nicht ohne eine Beschatzung von zehn Goldstücken — ihren Geleitsbrief erlangten. Der andere Morgen fand sie bereits unterwegs. In dreizehn Tagen erreichten sie das noch fünf Meilen jenseits Nowgorod gelegene Bronnitza. Dort fanden sie eine Schaar von zweihundert Nowgorodern vor, woran sie ein „*grot misduncken hadden*“ — und nicht mit Unrecht. Der Führer der Russen trat alsbald an sie heran, und indem er die revalschen Boten, Gotschalk und Mathias, mit sich nahm, hiess er die dörptschen ihrem Pristav folgen. Kaum waren die letzteren in einen Hof getreten, als er abermals erschien und von Herrn Thomas die Lade mit dem Gelde und dem Geschmeide verlangte, zu der er den Schlüssel bereits Gotschalk abgenommen. Sein Eigenthum sollte ihm wieder werden, wolle er aber fremdes vertheidigen, so würde er fahren wie jener. Leider führte Herr Gotschalk mehrere wohl für den Verkauf bestimmte Kostbarkeiten mit sich. Die Lade enthielt unter Anderem, wie die Rechnungen lehren, einen kostbaren Siegelring von etwa fünfzig Thalern Werth, einen Türkis, der auf sechszig Thaler geschätzt wurde, und einen Rubin, der im Einkauf in Flandern siebzig Goldgulden gekostet.

Herr Thomas giebt seinem Schmerz über die Gefahr, in der sein Genosse offenbar schwebte, den so einfachen und doch so verständlichen Ausdruck: „*wes wy do ethenn, druncken offte de nacht rouweden, weeth Gadt van hemmell, nicht wetende, offte he levende edder doet was myt alle den sinen.*“ Nicht allein der Gefährte war betroffen. Ein gleich unerwartetes hartes Schicksal hatte einige Tage zuvor alle Deutschen auf dem nowgoroder Hofe ereilt!

Einsam musste Herr Thomas am andern Morgen den Weg bis zur Stadt fortsetzen. Dort wurde er von seinem Pristav auf den Hof der Gothen gebracht, während die Revalschen, wie ihm einige Russen heimlich mittheilten, zunächst den der Deutschen, dann das Gefängniss bezogen. Wie aber hatte sich inzwischen das Aussehn

der deutschen Niederlassung verändert! Todtenstille herrschte an den Orten sonst so geschäftigen und geräuschvollen Treibens. Statt der Kaufherren und ihrer Gehülfen hatten daselbst nur einige Russen, denen der Zutritt sonst streng untersagt war, ihr Wesen. Jene in der Geschichte als Schliessung des Hofes wohlbekannte Katastrophe war eingetreten. Kaum dass der Zar den Gesandten von dem Rechte gesprochen, das den Ihrigen nach den Kreuzbriefen werden sollte, so hatte er auch schon den Befehl erlassen, die auf den Höfen vorhandenen Kaufleute — es sollen neun und vierzig gewesen sein — in's Gefängniss zu werfen und ihnen schwere Fussfesseln anzulegen, die Waarenvorräthe nebst Sanct Peters Kirchengut einzuziehen und das Thor zu schliessen.

Um den 5. November 1494, etwa neun Tage vor dem Eintreffen unserer Gesandten daselbst, war die schnöde Gewaltthat vollführt.*)

In der Kirche des Hofes hatte man die Beute untergebracht. Aus derselben warf man Herrn Thomas die auch ihm Tags zuvor geraubten Sachen wieder zu, doch, wie er unzufrieden bemerkt, keineswegs alle. Seine darauf bezügliche Beschwerde ward mit der Antwort abgewiesen: „man könne nicht immer in des grossmächtigen Herrn Schatzkammer gehen.“ Die Rechnungen weisen aus, dass man unter Anderem sein Reisegeräth und mehrere Sättel, daneben auch Mäntel, Hosen, Hemden und Kissen seiner Diener zurückbehalten hatte. Man zeigte sich des gemachten grossen Raubes werth, indem man auch das Kleine ehrte.

Am 17. November ward ihm im Namen des Zaren aus dem Munde der Statthalter der endliche Bescheid ertheilt: die deutschen Kaufleute seien deshalb gefangen, weil die des Fürsten zu Reval und in ganz Livland beschätzt, geschlagen, beraubt und ertränkt würden; von dem in der Kirche lagernden Gute denke man ihnen den Schaden zu ersetzen. Herr Gotschalk aber theile das Schicksal der Andern, weil die Revalschen einen Russen wider alles Recht verbrannt hätten.

*) Dass die bisherigen Annahmen, die Festsetzung sei am 10. Aug. (Riesenkampff, Der deutsche Hof zu Nowgorod, pag. 93), oder am 17. Septbr. (Gadebusch, Livländische Jahrbücher I., 2, pag. 246) erfolgt, irrig sind, beweist schon die nach dem dörptschen Bericht gegebene Darstellung. — Auf die Zeit um den 5. November werden wir durch ein Schreiben der Gefangenen an Dorpat gewiesen, welches vom 24. Juni 1495 datirend, die Dauer der Haft auf 33 Wochen angiebt. Hiermit stimmt die Angabe, welche der Herrmeister am 25. Novbr. 1494 aus Burtneck an Reval macht, dass ihm *eben* die erste Kunde von jenem Ereigniss zugehe.

Dies der vom Zaren mit Berücksichtigung der Verträge in Aussicht gestellte Rechtsspruch. Derselbe überhob ihn natürlich der Noth, auf die speciellen Beschwerden der Gesandtschaft weiter einzugehen. Es handelte sich nur noch um Leben und Gut der Gesammtheit, nicht mehr um diese oder jene Beeinträchtigung.

Im Gegensatz zu den bisherigen Darlegungen der Sache ist hervorzuheben, dass jenes vom revaler Rathe gefällte Todesurtheil vom Zaren nur als Grund für die Einkerkerung des revalschen Gesandten angeführt ward, während für die des Kaufmanns allgemeinere Beschwerden als Vorwand dienten — Beschwerden, um deren Erledigung, wie wir sahen, die Livländer niemals angegangen sind.

Vergebens bat Herr Thomas, für die der Freiheit Beraubten bis zum Erscheinen neuer livländischer Boten Bürgschaft anzunehmen. Selbst eine Unterredung mit denselben ward ihm abgeschlagen. Der letzte Ausweg schien die Fürsprache des Herrn Gotschalk persönlich zugethanen Bischofs. Die nowgoroder Kirchenfürsten zeigen sich überhaupt als die Vertreter jener humaneren Richtung, der fanatischer Fremdenhass noch fern war. Mehrere derselben werden in hansischen Briefen als Gönner und Förderer der Deutschen erwähnt;*) oft schon hatte ihr milder Zuspruch die erbitterten Gegner wieder zusammengeführt. Leider war auch dieser Helfer jetzt rathlos. Indem der Bischof an die Freundschaft erinnerte, die ihn mit Gotschalk verbände, erklärte er sich gern bereit, diesem, so wie den anderen Gefangenen alle ihm mögliche Erleichterung ihrer Bedrängniss zu schaffen; ihnen zur Freiheit zu verhelfen, läge ausserhalb seiner Macht.

So musste sich denn Herr Thomas mit dem bedrückenden Bewusstsein, dass alle von ihm persönlich erduldeten Leiden, alle gebrachten Opfer dem Lande nicht zum Heil gereicht, zur Heimreise rüsten. Auf des Zaren ausdrückliches Geheiss ward der Geleitsbrief nur gegen Entrichtung von neun Goldstücken ausgefertigt; der denselben überbringende Pristav wich ohne ein Geschenk von sechszehn Thalern nicht von der Stelle, und da der Gesandte sich eben an der Grenze von seinen freundlichen Begleitern trennen wollte, schatzten sie ihm zu guter letzt noch vier Thaler ab. So schied er am Abende des 25. November „*van den schelken*“ und langte nach neun Tagen „*myt leve*“ daheim in Dorpat an.

*) In einem dörptschen Schreiben an Reval vom 8. Januar 1430 heisst es z. B. von dem jüngst verstorbenen Bischof: de een gud vorheger unde beschermer des Dudesschen coepmannes is gewesen.

Kurz vor der Heimkehr Thomas Schrove's war die Schreckensnachricht in's Land gedrungen. Städte und Prälaten, vor Allem aber der Meister Wolther, dem es die Gefangenen in den rührendsten Ausdrücken Dank wussten, haben von Stund' an Alles aufgeboten, denselben die Freiheit zu erwirken. Nicht allein die umfangreichen Briefschaften im revaler Archiv sprechen für ihren Eifer. Viele Zusammenkünfte und Tage sind kurz nach einander deswegen gehalten, nicht weniger als sechs Gesandtschaften nach Russland abgefertigt worden. Zunächst ist nur eine Erleichterung der Haft erreicht, indem die Gefangenen aus den Verliessen auf den deutschen Hof gebracht und ihnen Einiges von ihrem Eigenthum zum Unterhalt bewilligt wurde; dann erfolgte die Freigebung der elf „*sprakelerer*", und erst im Jahre 1497,*) nach etwa zwei und ein halbjährigen Leiden, sind sie bis auf vier, welche nebst den Gütern vom Zaren bis zu einer definitiven Ausgleichung zurückbehalten wurden, aus Nowgorod zurückgekehrt.**)

Mit ihnen kam auch Gotschalk Remmelingrode heim. Durch die lange Haft ist seine Reiserechnung um ein Bedeutendes gewachsen. Abgesehen von grösseren Summen, die er von Verschiedenen aufgenommen, sind für Rheinwein, revalsches Bier, dörptsche Hechte und andere Lebensmittel, die jedoch auch den anderen Gefangenen zu Gute gekommen sein sollen, dreihundert und fünfzehn Thaler verzeichnet; auch das Confect und die „*borstkrude jeghen den damp*" (Brustbonbons gegen asthmatische Beschwerden) ist nicht vergessen worden. Die Hauptrechnung, die nach seinem bald nach der Befreiung erfolgten Tode von der Wittwe dem Rathe vorgelegt wurde, weist im Ganzen 3220 Thlr. auf, die Nebenrechnung des dörptschen Gesandten 591 Thlr.; der Rückstand des Peter Byes für den versetzten Goldbrokat betrug, wie früher erwähnt, 815 Goldgulden.

Ein starkes Vertrauen bei dem bezahlenden Theil wird namentlich in Gotschalks Rechnung vorausgesetzt. Grössere Summen wer-

*) Ueber den Termin der Befreiung variiren die Ansichten ebenfalls. Dieselbe muss übrigens zwischen Anfang März und Ende Mai 1497 erfolgt sein. (Am 8. März 1497 melden die Rathssendeboten der livl. Städte Lübeck, dass der Kaufmann noch gefangen; die erste Nachricht der Befreiung finden wir in einem Briefe derselben an Lübeck vom 26. Mai 1497.)

**) Dass die Gefangenen in Nowgorod in Haft gehalten wurden, ergiebt der Brief derselben an Dorpat vom 24. Juni 1495 und ein weiterer an den Meister vom 8. Juli 1496, welche beide von dort datiren. Dass auch die Güter daselbst zunächst aufbewahrt wurden, zeigt das Schreiben der livländischen Rathssendeboten an Lübeck vom 8. März 1497, wo es heisst: is ock noch des ge-

den in ihr mit dem einfachen Hinzufügen, dass sie von diesem oder jenem entlehnt, und ohne dass ihre Verwendung angegeben wäre, aufgeführt; andere, angeblich für Kleinigkeiten *(pluserye)* verausgabte, fallen durch ihre Höhe auf; vor Allem sind manche Ausgaben irrthümlich doppelt notirt worden. Das den einzelnen Bojaren verehrte Confect z. B. ist in zahlreichen kleinen Posten verzeichnet und kehrt nochmals in einem Hauptposten wieder. Selbst die grosse Lade, die der Zar nach dem dörptschen Bericht als ein Geschenk Herrn Gotschalks empfing, ist so zweimal in Anrechnung gebracht. Gleichwohl scheint der Rath daran keinen Anstoss genommen zu haben: Frau Gertrud Remmelingrodesche hat ihm den Empfang des vollen Betrages dankend bescheinigt.

Jahre lang ist übrigens der Rath billiger und unbilliger Ansprache und mancher Verdriesslichkeit in dieser Sache ausgesetzt gewesen. Nicht allein dass der dörptsche Gesandte und Peter Byes auf Kostenersatz drangen, dass mehrere Personen, die Herrn Gotschalk Geld vorgestreckt, Wiedererstattung verlangten, trotzdem Frau Gertrud für sie bereits Alles in Empfang genommen — auch der Sohn Gotschalks glaubte sich mit Berufung auf die durch seines Vaters Gefangenschaft an seinem Vermögen erlittene Einbusse noch zu weiteren Ansprüchen berechtigt. Dazu fand das Nowgorodfahrer-Collegium in Lübeck als Vertreter des gemeinen Kaufmanns, welcher durch Entrichtung des Pfundzolls ja schliesslich die Kosten zu tragen hatte, die von Reval über die Verwendung der Zollgelder abgestattete Rechenschaft keineswegs in wünschenswerther Ordnung. Man behauptete, auch hier denselben Posten mehrfach zu begegnen, andere, die der Stadt Reval zur Last fallen sollten, dem Kaufmann aufgebürdet zu finden.

Durch die Befreiung der Gefangenen war zwar der nächste Zweck Livlands erreicht, der Begründung eines dauerhaften Friedens stellte der Zar immer neue Schwierigkeiten entgegen. Doch die Zeit war noch nicht gekommen, da das Land bei seinen Feinden sich Frieden zu erbetteln hatte, noch konnte es ihn mit dem Schwerte erkämpfen. Bald hat der hochwürdige Herr Meister alle

---

fangen kopmans gud under arreste in der kerken vorslaten. — Die bisherige Ansicht, die Gefangenen und die Güter seien sofort nach Moskau transportirt, beruht auf einer Verwechslung mit späteren Vorgängen. Am 26. Juni 1498 berichtet nämlich Hartleff Pepersack, der Dolmetscher des Meisters, aus Narva an den letzteren, dass morgen vor acht Tagen die vier vom Zaren noch zurückgehaltenen Deutschen und das Gut nach Moskau geführt seien.

den Seinen zugefügte Unbill an den Frevlern blutig gerächt. Der Hanse freilich und ihren Bestrebungen sind seine Siege nicht zu Gute gekommen. Auch neu abgeschlossene Verträge konnten den Strom des Verkehrs, der inzwischen neue Bahnen eingeschlagen, nicht in sein altes Bette zurückleiten. Mit der Schliessung des Kontors im Jahre 1494 war hansischer Glanz in jenen Gegenden auf immer untergegangen.

Hermann Hildebrand.

Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft.

(Sprachstämme. Variirung. Divergenz. Convergenz. Aussterben der Mittelstufen. Allgemeine Classification. Ursprung der Sprache. Naturwissenschaften und historische Wissenschaften.)

Darwin's Theorie von der Entstehung der specifischen Verschiedenheit der Organismen, die sich heute in der Wissenschaft einer fast ungetheilten Anerkennung erfreut, hat wegen ihrer das Gemüth mit seinen Forderungen tief berührenden Consequenzen auch über die engeren wissenschaftlichen Kreise hinaus ein so ausserordentliches Interesse für sich erweckt, dass ich die Bekanntschaft mit dem Inhalt derselben wohl bei der überwiegenden Mehrzahl der Leser dieser Zeitschrift voraussetzen darf. Wie sich die Bedürfnisse des Gemüthes mit den unabweisbaren Resultaten eines wissenschaftlichen Denkens in diesem Falle auseinanderzusetzen haben, will ich jedem selber überlassen und nur darauf hinweisen, wie sehr zu allen Zeiten das menschliche Gemüth die trostreiche Fähigkeit besessen hat, sich jeden neuen Gedankeninhalt, dessen thatsächliche Richtigkeit sich seinem Verstande mit unbezwinglicher Macht aufdrängte, auch ethisch und ästhetisch zu assimiliren.

Auf die überraschende Analogie zwischen der Entstehung verschiedener organischer Arten aus einer gemeinsamen Stammart und der Entstehung verschiedener Sprachen aus einer gemeinsamen Ursprache hat der kürzlich verstorbene berühmte Sprachforscher August Schleicher schon bald nach Bekanntwerden der Darwinschen Theorie in einer besonderen Broschüre aufmerksam gemacht. Die Analogie ist nicht zu bestreiten. Sie ist so auffallend, dass sie immer wieder zu erneuter Betrachtung auffordert. Das Hauptinteresse einer solchen Betrachtung scheint mir aber weniger darin zu liegen, das Thatsächliche dieser Analogie anzuerkennen, als vielmehr ihre Grenzen fest zu bestimmen, zu zeigen, wo diese Analogie aufhört und warum sie da aufhören muss.

Die Entstehung der verschiedenen Sprachen durch Abstammung von einer gemeinsamen Ursprache ist niemals als allgemeine Theorie aufgestellt worden. Sie ist nur anerkannt, soweit sie sich der Forschung als unmittelbare Nothwendigkeit aufgedrängt hat; daher nur in gewissen Gruppen von Sprachen, die einander nahe verwandt erscheinen, und die man als Sprachstämme bezeichnet. Es ist noch kein Sprachforscher darauf ausgegangen, alle Sprachen der Erde auf eine gemeinsame Ursprache zurückzuführen, sie in eine allumfassende genealogische Stammtafel zu bringen. Auf dem Wege etymologischer Wortvergleichung wird man darüber auch wohl nie einen Aufschluss erhalten können, da die entferntesten Glieder in diesem Stück so weit auseinander gehen, dass jede Basis für die Vergleichung fehlt. Will man zu einer allgemeinen Theorie gelangen, die über das hinausgeht, was sich einem, abgesehen von aller Theorie, von selbst aufdrängt, so wird man von den Erfahrungen ausgehen müssen, die man aus der Untersuchung der einzelnen Sprachstämme gewonnen hat.

In der unendlichen Mannigfaltigkeit der Sprachen zeigen sich sehr verschiedene Grade der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit. Einzelne scheinen einander näher verwandt als andere. Die nahe Verwandtschaft des Hochdeutschen und Plattdeutschen ist unmittelbar in die Augen springend; man bezeichnet beide nach gewöhnlichem Sprachgebrauch nicht als besondere Sprachen, sondern als verschiedene Dialekte einer Sprache, während deutsch, französisch, russisch für verschiedene Sprachen gelten. Worin liegt nun aber das sichere Merkmal, wonach wir das eine mal Sprachverschiedenheit, das andere mal Dialektverschiedenheit annehmen? Das Merkmal, wonach sich das Urtheil im Gewöhnlichen meist unbewusst zu richten pflegt, liegt darin, ob der eine die Rede des anderen unmittelbar, wenn auch nicht ohne einige Mühe, so doch ohne sie erst erlernen zu müssen, verstehen kann. Das ist jedenfalls ein sehr schwankendes Merkmal. Denn wo lässt sich die Grenze der Schwierigkeit des Verständnisses fixiren? Dazu kommt noch, dass die einzelnen Individuen darin sehr verschieden beanlagt sind; dem einen fällt es leichter, dem anderen schwerer, sich in einem abweichenden Idiom zurecht zu finden. Liefert somit dieses Untersuchungsmerkmal keinen wissenschaftlich strengen Maassstab, so ist es doch im grossen Ganzen ausreichend, um den Usus zu rechtfertigen, wonach wir Sprache und Dialekt unterscheiden. Gehen wir von dieser gewöhnlichen, jedermann geläufigen Unterscheidung aus, so zeigen sich auch

innerhalb der blossen Dialekte wieder mannigfache Abstufungen der Unähnlichkeit. Zwischen dem Dialekt des Livländers und etwa dem des Tirolers erreicht sie einen so hohen Grad, dass das gegenseitige Verständniss beinahe aufhört. Zwischen dem des Livländers und Estländers ist sie so gering, dass ein aus entfernteren Gegenden Deutschlands Hinzukommender den Unterschied, der den hier Ansässigen deutlich genug erscheint, gar nicht mehr aufzufassen vermag. Die gemeinsamen Besonderheiten beider im Gegensatz zu seinem Heimatsdialekt werden ihm so auffallend erscheinen, dass ihm darüber die kleinen Verschiedenheiten gar nicht zum Bewusstsein kommen. Ebenso wird es dem Livländer schwer, die Unterschiede in der Mundart eines Mainzers und eines Darmstädters, eines Dresdeners und eines Leipzigers zu erfassen. Der eingeborene Rheinländer oder Sachse unterscheidet sie mit Sicherheit. Zwischen diesen kleinsten und jenen grössten Dialektverschiedenheiten giebt es nun alle möglichen Mittelstufen und Uebergänge. Die Sprache des Westpreussen steht der unsrigen näher, als die des Elsässers, ferner als die des Kurländers u. s. w. Wie die Dialekte ein und derselben Sprache nicht in gleichem Grade mit einander verwandt, so sind auch die verschiedenen Sprachen in ungleichem Maasse von einander verschieden. Die holländische Sprache ist der deutschen ähnlicher als der französischen, diese der italienischen ähnlicher als der russischen, diese der böhmischen ähnlicher als der deutschen. Das alles beruht auf Vergleichspunkten, die sich jedem bloss praktischen Kenner dieser Sprachen ohne besondere wissenschaftliche Untersuchungen von selbst ergeben. Eine wissenschaftlich sorgfältige Untersuchung und Vergleichung des Wortschatzes und des grammatischen Systems vermag dieses Verhältniss der Zusammengehörigkeit viel weiter zu verfolgen. Sie entdeckt in dem grössten Theil aller europäischen und einem Theil der asiatischen Sprachen im Gegensatz zu allen übrigen Sprachen der Erde eine gewisse Gemeinsamkeit, die sich dem Blicke des sorgloseren Beobachters entzieht. Diese Gruppe, die man die indo-germanische nennt, umfasst von den heute lebenden europäischen Sprache alle mit Ausnahme des Baskischen, Türkischen, Ungarischen, Estnischen, Finnischen, Lappländischen und einer Reihe von Sprachen, die sich durch das nördliche Russland hinziehen, von den asiatischen das Armenische, Persische und die Dialecte Vorderindiens. Innerhalb dieser Gruppe lassen sich wieder verschiedene Abtheilungen und Unterabtheilungen nach dem Grade der Aehnlichkeit wahrnehmen. Die Hauptabtheilungen sind die griechische,

romanische, keltische, germanische, littauische, slawische, iranische und indische, von denen fast jede mehrere Sprachen umfasst, die dann wieder in Dialekte und Unterdialekte zerfallen.

Der Gedanke, die verschiedenen einander unter- und übergeordneten Grade der Aehnlichkeit so zu erklären, dass eine gemeinsame Ursprache im Laufe der Zeit locale Verschiedenheiten eintreten liess, die sich in der Folge zu besonderen Sprachen ausbildeten, dass sich dann in jeder der so entstandenen Sprachen derselbe Process wiederholte, lag nahe genug. Die heute verschiedenen Sprachen erscheinen dann als blosse Dialekte einer früher vorhandenen Sprache, die heutigen Dialekte als Keime und Ansätze künftig verschiedener Sprachen. Unterstützt wurde diese Ansicht durch historische Beobachtungen: die Entstehung der spanischen, portugiesischen, französischen, provençalischen, italienischen und walachischen aus der lateinischen Vulgärsprache bot ein wirkliches Beispiel für einen solchen Hergang, wie er hier theoretisch angenommen werden musste. Ferner lehrte die Beobachtung, dass jede Sprache, die man durch einen längeren historischen Zeitraum verfolgen könne, sich allmälig umwandele. Dabei stellte sich heraus, dass je weiter wir zwei verwandte Sprachen rückwärts verfolgen, die heute beträchtlich von einander verschieden sind, um so mehr ihre Aehnlichkeit hervortrete. So vermittelt das älteste uns bekannte Deutsch, der Dialekt der Westgothen des vierten Jahrhunderts nach Christi, uns in einer überraschenden Weise die Verwandtschaft des Deutschen mit dem Griechischen und Lateinischen, eine Verwandtschaft, die das heutige Deutsch von sich aus nur schwach erkennen lassen würde. Durch die Kenntniss des Sanskrit, der altindischen Sprache des zweiten Jahrtausends vor Chr. wurden alle Verwandtschaftsverhältnisse in das hellste Licht gerückt. Die Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Altgriechischen, Altlateinischen, Altgermanischen war eine ganz nahe, und so konnten denn auch die heutigen Dialekte Vorderindiens mit den europäischen Sprachen in Zusammenhang gebracht werden.

Eine Vergleichung der einander verwandten Sprachen musste dazu auffordern, aus ihren übereinstimmenden Elementen die Gestalt ihres unmittelbaren gemeinsamen Urtypus hypothetisch zu reconstruiren. Die Differenzpunkte mussten dann auf einen möglichst bestimmten und einfachen Ausdruck gebracht werden: wo diese Sprache diesen Laut aufweist, hat jene Sprache regelmässig jenen Laut, unter den und den besonderen Umständen aber jenen, unter noch anderen bestimmt zu bezeichnenden Umständen aber wieder einen anderen

ebenfalls bestimmt zu bezeichnenden Laut; ferner wo diese Sprache diesen Laut, die verwandte Sprache jenen aufweist, da hat der gemeinsame Urtypus den und den bestimmt zu bezeichnenden Laut gehabt. Auf welche Weise das zu ermitteln möglich gewesen sei, ist nicht ganz leicht zu erläutern. Ich kann nur einige wesentliche Punkte der Methode kennzeichnen, nach welcher man hierbei verfährt. Am besten lässt sich das anschaulich machen, wenn man das Verhältniss zweier auf das engste verwandten Sprachen in das Auge fasst: etwa Hochdeutsch und Niederdeutsch. Hochdeutsch *zu* heisst im Niederdeutschen *to, Zeit — Tid, Zeichen — Teken, dass — dat, Wasser — Water, essen — eten;* eine umfassende Vergleichung des betreffenden Materials lehrt zunächst, dass dem niederdeutschen *t* am Anfang des Wortes hochdeutsch *z* entspreche, in der Mitte und am Ende *ss*. Nun ist die Frage, wie sich in diesem Stück der gemeinsame Urtypus beider, das Urgermanische, verhielt. Bei der Entscheidung dieser Frage befolgt man verschiedene Kriterien. Eines der wichtigsten ist, die übrigen Sprachen, die gleichfalls dem germanischen Zweige angehören, zur Vergleichung heranzuziehen. Das Holländische, Dänische, Schwedische, Englische stimmen in diesem Falle alle mit dem Niederdeutschen, und wir werden daher sagen, urgermanisches *t* sei im Hochdeutschen zu *z* geworden, wenn es am Anfang des Wortes, zu *ss* wenn es in der Mitte oder am Ende des Wortes stand. Dieser Grundsatz beruht auf einer sehr einfachen Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ein anderes ebenso wichtiges Kriterium steht diesem zur Seite: die physiologische Beschaffenheit der betreffenden Laute. Weichen zwei verwandte Sprachen regelmässig in Bezug auf einen Laut von einander ab, so wird es sich darum handeln, ob dieser Laut leichter aus jenem oder jener leichter aus diesem entstehen konnte. Man lässt sich dabei von dem Erfahrungssatze leiten, dass die historische Umbildung der Sprachen in der Regel immer von den für die Sprachorgane schwierigeren und unbequemeren Lautgebilden zu den leichteren bequemer sprechbaren hinführe. So wird man die Endung *us* im lat. *domus* gegenüber dem ος im griech. δομος für eine Abschwächung erklären, dieses ος aber wieder für eine Trübung aus ας, wenn man es mit sanskr. *damas* vergleicht. In *metrum* verglichen mit μετρον erscheint dagegen das Lateinische dem Urtypus treuer geblieben, insofern *n* nur durch Abschwächung aus *m* entstehen konnte, aber nicht umgekehrt. Wenn nun aber keiner der beiden zu vergleichenden Laute an sich ursprünglicher als der andere, sondern beide nur in verschiedener

Weise aus einem dritten modificirt erscheinen, so muss ein Laut gemuthmaasst werden, der beiden möglichst ähnlich ist, zu dem sich aber jeder der beiden als eine Abschwächung verhält. Bei diesem Verfahren ist es durchaus nothwendig, sich auf die natürliche Classification der Sprachlaute zu stützen, die sich aus der Physiologie der Sprachorgane ergiebt, einer Disciplin, die erst in jüngster Zeit von den vereinigten Kräften der Anatomen, Physiologen und Sprachforscher wissenschaftlich ausgebaut worden ist. Diese beiden Kriterien sind die wichtigsten, sie charakterisiren im Wesentlichen die Methode, nach welcher man bei der Reconstruction eines Urtypus aus mehreren gegebenen nahe verwandten Sprachen verfährt. Natürlich greifen im einzelnen Falle die in Betracht zu ziehenden Umstände auf so complicirte Weise in einander, dass jedesmal eine Menge anderweitiger Erfahrungssätze zu Hülfe genommen werden muss, um eine Entscheidung zu treffen, die den höchstmöglichen Grad von Wahrscheinlichkeit bietet. So lässt sich endlich bei gehöriger Durchforschung und Vergleichung zweier nahe verwandter Sprachen ihr Verhältniss zu einander und zu ihrem gemeinsamen Urtypus in eine Summe von einfachen Regeln der Lautvertretung bringen. Hat man auf diese Weise aus den altgriechischen und altitalischen Dialekten die graeco-italische Ursprache, aus allen keltischen Sprachen die keltische Ursprache, aus allen germanischen die germanische Ursprache, aus dem Lettischen, Littauischen und Altpreussischen die littauische Ursprache, aus dem Slavischen die slavische Ursprache, aus dem Armenischen, der Zendsprache und dem Sanskrit die ostarische Ursprache reconstruirt, so kann man aus diesen einander verwandten Ursprachen wieder die gemeinsame indogermanische Ursprache erschliessen. Zur Prüfung der Richtigkeit der so gewonnenen Resultate dient nun der Umstand, dass die theoretisch construirte Urform mit dem zeitlich ältesten der uns thatsächlich noch vorliegenden Dialekte näher übereinstimmt, als mit irgend einem anderen. Das ist z. B. der Fall bei den germanischen Sprachen. Hier liegt uns der westgothische Dialekt aus einer weit früheren Zeit vor, als alle übrigen. Reconstruiren wir nun aus den übrigen jüngeren germanischen Dialekten deren gemeinsamen Urtypus nach den methodischen Grundsätzen der Sprachvergleichung, so fällt derselbe mit jenem westgot. Dialekt sehr nahe zusammen. Ebenso steht die theoretisch erschlossene slaw. Ursprache dem altbulgarischen Dialekt, die indogerm. Ursprache dem Sanskrit nahe. Wenn die Möglichkeit der Durchführung einer wissenschaftlichen Hypothese

bis in alle Consequenzen und ihre Uebereinstimmung mit allen zu ihr in Beziehung stehenden Thatsachen die Wahrscheinlichkeit der Hypothese selbst auf den höchsten Grad erhebt, so musste die Hypothese, dass alle Sprachen, die wir zu den indogermanischen rechnen, aus einer gemeinsamen Ursprache durch allmälige Differenziirung im Laufe der Zeit entstanden seien, wohl allgemeine Anerkennung finden.

Nach dem Vorbilde der Resultate, die man aus der Erforschung der indogermanischen gewann, konnte man denn auch eine Reihe anderer Sprachen: das Arabische, Hebräische, Samaritanische, Phönicische, Chaldäische, Syrische in einen Sprachstamm, den semitischen zusammenfassen und sie als Descendenten einer gemeinsamen Ursprache darstellen. Einen dritten solchen Sprachstamm sieht man in den altai-uralischen Sprachen. Dahin gehören das Lappländische, Finnische, Estnische, Ungarische, Türkische und alle die nichtslaw. Sprachen, die sich in einer mehrfach unterbrochenen Kette durch das nördliche Russland bis an den Ural hinziehen; endlich die ganze compacte Masse der eingeborenen Sprachen Sibiriens bis nach Kamtschatka. Bei dieser Zusammenfassung hört jedoch schon die Sicherheit auf, mit der man die indogermanischen und semitischen Sprachen als die Descendenten je einer Ursprache hinstellen kann. Ganz abgesehen davon, dass diese Sprachen weniger genau durchforscht sind als jene, so fehlt hier auch das Hauptmittel, aus welchem sich dort die Aehnlichkeit als Folge einer gemeinsamen Abstammung erkennen liess, die Sprachdenkmäler aus älterer Zeit. Ferner scheint die zu muthmaassende Ursprache dieser Gruppe in dem ganzen Princip ihrer Sprachbildung so sehr viel niedriger stehend, in ihrem grammatischen System so viel weniger fest ausgebildet, dass in der weiteren Descendenz die Uebereinstimmung um so schwankender und unsicherer erscheinen muss. Fasst man alles Gemeinsame dieser Sprachen zusammen, so ist das sehr wenig und sehr unbestimmt im Vergleich zu dem, was die indogerm. oder semitischen Sprachen mit einander gemein haben. Der Gesichtspunkt, nach welchem man diese Sprachen in eine Gruppe zusammenfasst, bezieht sich weniger auf die lautliche Uebereinstimmung der einzelnen Worte, als auf das allgemeine grammatische Princip. Jenes ist aber ein sichereres Zeichen der gemeinsamen Abstammung als dieses, nach dem Grundsatz, dass Uebereinstimmung in unwesentlichen äusseren Dingen weit weniger auf Zufall beruhen könne, als Uebereinstimmung im Grundprincip. Man wird daher wohl noch zweifeln müssen, ob dieser

ungeheure Sprachencomplex wirklich in demselben Sinne ein einziger Sprachstamm zu nennen sei, wie der indogerm. oder semitische, ob er nicht eine viel weitere Gemeinschaft darstelle, deren Unterabtheilungen, der tungusische, mongolische, samojedische, türkische und finnische Zweig, schon in demselben Sinne je einen Sprachstamm bilden wie jene. Noch weniger sicher ist es gelungen, die ganze Masse der übrigen Sprachen, die sich über den bewohnten Erdkreis hinziehen, in solch eng geschlossene Gruppen zu vertheilen, deren jede sich als die Descendenz je einer gemeinsamen Ursprache darstellte, so dass sich die Modificationen, die jeder Descendent erlitten, in feste Regeln fassen liessen.

Wenn die grammatische und historische Analyse aller Sprachen noch nicht einmal weit genug gediehen ist, um mit Sicherheit zu dem Schluss zu führen, dass immer je eine grössere Gruppe durch allmälige Differenzirung aus einer einzigen Ursprache entstanden sei, so ist es noch viel weniger dargethan, dass die Gesammtheit aller grösseren Sprachgruppen aus einer einzigen allgemeinen Ursprache entstanden sei. Wir sind daher, um die Mehrheit und Mannigfaltigkeit der Sprachen zu begreifen, vorläufig nur darauf angewiesen, eine plausible Theorie hinzustellen, welche die vorliegenden Thatsachen als das nothwendige Resultat solcher Hergänge erscheinen lässt, wie wir sie in der historischen Entwickelung der Sprachen auch sonst beobachten können. Die uns in ihrem historischen Verlauf genügend bekannten Sprachen müssen für die zu erwartenden allgemeinen Entwickelungsprincipien, für die treibenden, wirkenden Kräfte und Ursachen die Analogien liefern, und so können wir aus allgemeinen Gründen wohl für wahrscheinlich halten, dass sämmtliche Sprachen in derselben Weise, die sich an den indogermanischen so unmittelbar als die einzig mögliche aufdrängte, entstanden seien.

Die Analogie zwischen diesem Hergange und Darwins Ansicht über die Entstehung der Verschiedenheit der Organismen scheint in der That auffallend und überraschend, um so mehr, als beide Theorien durchaus unabhängig von einander blos aus der Erwägung der Natur ihrer Objecte entstanden sind. Diese Objecte sind aber durchaus heterogene. Dort handelt es sich um eigentliche Gegenstände, um materielle Körper, um lebendige Individuen, hier um eine abstracte Thätigkeit, denn die Sprache selbst ist ja ein blosser Process, eine Reihe zeitlich auseinander liegender Hergänge, die wir, einer bequemen Abbreviatur des Gedankens uns bedienend, in einen

Begriff zusammengefasst haben. Alle Analogien aber haben nur so weit einen Werth für das wissenschaftliche Denken, als sie den Schluss auf die Identität der wirkenden Ursachen gestatten. Wo das nicht der Fall ist, da ist das Aufsuchen von Analogien eine leere Spielerei, die wie alle zufälligen Ideenassociationen wohl unserem Witz behagen mag, aber dem wissenschaftlichen Denken keinen neuen Gewinn zuführt. Soll also die Wahrnehmung dieser Analogie in der Entwickelung der Sprachen und der Organismen irgend wissenschaftlich fruchtbar gemacht werden, so ist vor allem darzulegen, welches die wirkenden Ursachen, die treibenden Kräfte in der Entwickelung der Sprachen sind, und worin sie den dort wirkenden Ursachen gleich sind. Dass sie nicht schlechtweg identisch sein können, liegt auf der Hand, da die beiden Objecte, um die es sich hier handelt, fast in keinem Stück einander überhaupt vergleichbar sind. Die letzte reale Ursache für die Variabilität der Organismen liegt in gewissen nicht näher bekannten physiologischen Eigenschaften der Reproductivorgane; alles Weitere, der Kampf um das Dasein, die dadurch bewirkte natürliche Zuchtwahl, sind nur begleitende Umstände, die der Entwickelung ihre bestimmte Richtung geben. Von dieser eigentlichsten realen Ursache alles Weiteren kann aber auf unserem Gebiet gar nicht die Rede sein. Sprachen werden nicht durch Sprachen gezeugt und geboren; zwischen den Sprachen besteht nicht dasselbe Verhältniss, wie zwischen den Individuen einer organischen Art. Sprache ist eine blosse Thätigkeit, kein Gegenstand; erst zwischen den realen Subjecten, die diese Thätigkeit ausüben, besteht dasselbe Verhältniss. Aber gerade diese Thätigkeit wird nicht, wie so viele andere, in der Zeugung vererbt, sondern muss von jedem Individuum neu erlernt werden. Einem Kinde französischer Eltern, das von seiner Geburt an unter lauter Deutschen aufwächst, ist nicht die französische Sprache angeboren; es erlernt diejenige Sprache, die allein zu erlernen es Gelegenheit gehabt. Ein Kind, das von Geburt an jedem menschlichen Verkehr entrückt wird, bleibt sprachlos, weil es von niemandem eine Sprache erlernen konnte. Die Sprache der Aeltern vererbt sich gerade so wenig, wie etwa ihre Kenntnisse im Generalbass oder der doppelten italienischen Buchführung auf die Kinder; sie muss ebenso wie diese Dinge von den Nachkommen neu erworben werden.

Das unsterbliche Verdienst Darwins liegt darin, gezeigt zu haben, dass die vorhistorische Entwickelung der organischen Welt, die unserer unmittelbaren Beobachtung zeitlich entrückt ist, sich als

das Product von lauter solchen Hergängen, wie wir sie täglich noch beobachten können, begreifen lasse. Ich will es im Folgenden versuchen, die alltäglichen Hergänge ganz anderer Art, auf denen der historische Entwickelungsprocess der Sprachen beruht, anschaulich darzulegen und darauf hinzuweisen, wie durch eine lange fortgesetzte Wirksamkeit derselben die grosse Verschiedenheit der heute vorliegenden Sprachen hervorgehen konnte.

Jedes Individuum bildet sich seine Sprache nach dem Vorbilde der socialen Gemeinschaft, der es angehört, der Familie, des Stammes, der Nation u. s. w., so dass innerhalb einer durch den Verkehr des Lebens irgendwie verbundenen Gruppe von Menschen jede folgende Generation ihre Sprache von der älteren Generation erlernt hat. So entsteht über die Dauer der Individuen hinaus eine Continuität, die den Wirkungen der organischen Vererbung ähnlich ist. Innerhalb dieser Continuität ist aber eine ganz allmälig und stetig wirkende Variirung zu bemerken, die von Generation zu Generation zunimmt. Die Variirung ist zu jeder Zeit wirksam, wenn auch ihr Resultat erst nach langen Zeiträumen deutlich wird. Die Unterschiede zwischen unserem Deutsch und dem unserer Grossältern sind kaum wahrnehmbar; das Deutsch des achten Jahrhunderts ist von unserem so verschieden, dass wir es wie eine völlig fremde Sprache erst erlernen müssen und auf den ersten Blick kaum eine entfernte Aehnlichkeit entdecken. Nun sind wir aber in der Lage, die Entwickelung von da an bis auf unsere Tage in den noch erhaltenen Schriftwerken Schritt für Schritt verfolgen zu können. Von Generation zu Generation sind die Differenzen so verschwindend gering, dass sie kaum wahrnehmbar erscheinen. Das Endresultat ist die völligste Verschiedenheit. Sehen wir uns beispielsweise einige deutsche Worte aus dem achten Jahrhundert an. Sie machen bis in das sechszehnte Jahrhundert, wo unsere Sprache im Wesentlichsten diejenige Gestalt erreicht hatte, die sie noch heute zeigt, folgende Wandelungen durch: *farleosamês, farliosamês, farliosam, farliosan, farliosen, far-, for-, verliesen, verlieren* (erste plur.); oder *hrôrjantero, hruorjantero, ruorjantero, ruorantero, ruorentero, ruorentere, rüerentere, rüerenter, rüerender, rührender* (genet. plur.); oder *scônistemo, scônisteme, scônistem, schônistem, schoenistem, schoenestem, schönstem* (dat. masc.); oder *gatrûêtôs, gatrûêtos, gitrûêtos, gitrûêtes, getrûetes, getrûetest, getrauetest* (2. Pers. sing. praet.). Die Mittelstufen sind nicht etwa nach Wahrscheinlichkeit gemuthmaasst, sondern es ist jede derselben urkundlich nachweisbar. Aber die Uebergänge sind in Wirklichkeit

noch viel unmerklicher und allmäliger, als nach dieser Stufenleiter erscheint. Denn die Worte sind uns aus älterer Zeit nur so bekannt, wie sie geschrieben, nicht wie sie gesprochen wurden, und die Schreibweise kann darin mit der lebendigen Sprache nie vollkommen gleichen Schritt halten. Ist eine gewisse Schreibweise einmal in allgemeinem Gebrauch, so muss die Aussprache erst durch eine ganze Reihe unmerklicher Uebergänge zu einer auffallenden Veränderung gelangt sein, ehe man sich entschliesst, die gewohnte Schreibweise abzuändern und sie wieder mit der eben herrschenden Aussprache in Uebereinstimmung zu bringen. So schreiben wir z. B. noch heute: Spiess, Bier, schier, fliessen etc., obgleich wir: *Spîss, Bîr, schîr, flîssen* etc. sprechen. Als unsere Schreibweise zuerst in Gebrauch kam, sprach man wirklich noch Spi-ess etc. mit zwei getrennten Vocalen. Welche Reihe unmerklicher Modificationen, oder vielmehr welches lange dauernde leise Schwanken zwischen der früher üblichen Aussprache und der sich geltend machenden Neuerung liegt dazwischen, bis sich diese endlich zu so allgemeinem Gebrauch durchsetzen konnte!

Aber die beständige, gleichmässig fortschreitende Variirung macht sich nicht nur in der Aussprache der einzelnen Laute geltend, sie erfasst auch die grammatischen Verhältnisse. So conjugirte man ursprünglich eine gewisse Classe von Verben im Praeteritum: ich fand, Plur.: wir funden; ich sang, wir sungen; ich band, wir bunden. Erst später kommt daneben: wir fanden, wir sangen etc. in Anwendung. Nachdem der Sprachgebrauch eine Zeit lang zwischen beiden Formen geschwankt, entscheidet er sich für die letztere. Im Präsens einer anderen Classe von Verben conjugirte man ursprünglich: ich briche, wir brechen; ich isse, wir essen; ich triffe, wir treffen; ich fichte, wir fechten etc. Ferner declinirte man eine grosse Anzahl von Femininen abweichend von den übrigen: die Kraft, Genitiv Sing.: der Kräfte; die Burg, der Bürge; die Hand, der Hände; die Noth, der Nöthe. Einige Masculina hatten ursprünglich kein s im Genitiv: der Vater, des Vater; der Bruder, des Bruder; der Mann, des Mann. Durch eine ganz allmälige Aufhäufung solcher zu verschiedenen Zeiten eingetretenen einzelnen Veränderungen hat sich die Grammatik der deutschen Sprache endlich im Grossen und Ganzen bedeutend umgestaltet.

Nächst den Veränderungen der Aussprache einzelner Laute und den Veränderungen der grammatischen Regeln ist es vor Allem die Veränderung der Bedeutung einzelner Worte, worin sich die stetige

Variirung der Sprache geltend macht. Auch hierin geht die Veränderung ganz allmälig vor sich. So hat z. B. unser Wort „krank“ ursprünglich niemals diesen Sinn; dafür hatte man das Wort „siech;“ krank bedeutete nichts anderes als: schlank, dünn, schmächtig. Man sagte z. B.: ein krankes Rohr, d. h. ein dünnes schwaches Rohr. Allmälig nahm es auch die Bedeutung von: gering, wenig an, so dass man z. B. sagen konnte: grosse Liebe und krankes Leid; das bedeutet aber: viel Freude und wenig Leid. Ebenso: er zeigte kranke Furcht, d. h. er zeigte wenig Furcht, er fürchtete sich nicht. Daneben erhielt das Wort die Bedeutung: werthlos, elend, jämmerlich. Wollte man es in der heutigen Bedeutung brauchen, so konnte das nur in übertragenem Sinne sein, und man musste dabei sagen: am Leibe krank, oder: an der Gesundheit krank. Erst spät kam es in Gebrauch, alle erläuternden Zusätze fortzulassen und krank schlechtweg im Sinne von siech zu gebrauchen. Ein anderes recht instructives Beispiel ist das Adverbium: sehr. Es bedeutet ursprünglich: verwundet, verletzt; man sagte z. B.: jemanden sehr machen, d. h. ihn verwunden. Dann nimmt es die Bedeutung von schmerzlich oder betrübt an, anfangs aber nur mit einem erklärenden Zusatz, z. B.: ich bin am Herzen sehr, d. h. eigentlich ich bin am Herzen verwundet. Später lässt man den Zusatz fort und sagt einfach: mir ist sehr, d. h. mir ist wehe. Verband man dieses Adverbium mit einem Adjectivum oder Verbum, so konnte es nur ein solches sein, welches dem Sinne nach zu dieser ursprünglichen Bedeutung passte. Man konnte also wohl sagen: sehr unangenehm, aber niemals: sehr angenehm; ebensowenig: sich sehr freuen, wohl aber: sehr weinen; denn der eigentliche Sinn ist: schmerzlich unangenehm, schmerzlich weinen. Allmälig fängt man an, das Wort mit solchen Adjectiven und Verben zu verbinden, die an sich keinen Bezug auf das Angenehme oder Unangenehme der Empfindung haben: sehr hoch, sehr weich, sich sehr wundern, so dass das Wort den objectiveren Sinn von gewaltig, heftig annahm. Zuerst musste man sich dabei aber immer einer halb scherzhaften Uebertreibung bewusst sein, ähnlich wie wenn wir heute sagen: fabelhaft gross, sich ungeheuer wundern. Endlich bezeichnet denn das Wort nur noch ganz abstract einen hohen Grad irgend einer beliebigen Eigenschaft. Nun konnte man auch sagen: sehr gut, sehr lieb, wobei jedoch auch das Uebertriebene der Ausdrucksweise anfangs sehr wohl gefühlt wurde, so als ob wir sagten: schrecklich schön, gewaltig klein. Wie man sieht, geht auch hierin die Varriirung der

Sprache einen langsamen und stetigen Schritt, aber schliesslich ist der zurückgelegte Weg ein sehr weiter.

Zu den drei bisher besprochenen Arten der allmäligen Umgestaltung der Sprache in Bezug auf die einzelnen Laute, die Regeln der Grammatik und die Bedeutung der Worte, kommt nun noch der Zuwachs an neu gebildeten Worten. Auch dieser tritt ganz allmälig ein und schliesst sich immer auf das engste an die Analogie der bereits vorhandenen Worte an. So kommen z. B. die Worte: der Ansatz und der Absatz in allen ihren Bedeutungen erst seit dem sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert auf. Aber die Verba ansetzen und absetzen waren schon lange vorher in Gebrauch, und das Verhältniss von hängen, der Hang, schwanken, der Schwank, drängen, der Drang, das bereits vorlag, schien ein ganz analoges. So ist ferner: die Annahme ein verhältnissmässig sehr neues Wort, das uns erst seit dem vorigen Jahrhundert begegnet. Es verhielt sich aber zu annehmen genau wie die Gabe zu geben, die Sprache zu sprechen. Die beiden Worte: die Absicht und die Aufsicht sind ebenfalls nicht lange in Gebrauch, ersteres seit dem vorigen Jahrhundert, letzteres seit dem vorvorigen. Aber die Verba absehen und aufsehen waren schon lange vorhanden, und andere gleichfalls schon früher vorhandene Substantiva waren ganz analog gebildet: mitgeben, die Mitgift, pflegen, die Pflicht, schreiben, die Schrift, treiben, die Trift. Das Adjectiv schwierig ist kein altes Wort, wohl aber das Adjectiv schwer und das Verbum beschweren; die Analogie lag in ergeben, ergiebig, begehren, begierig, währen, langwierig bereits vor. Derartige Neubildungen entstehen jederzeit und der Redende ist sich oft gar nicht bewusst, ob das Wort, das er eben anwendet, schon früher vorhanden war, oder ob er es nur nach Analogie anderer Worte gebildet habe. Niemals ist eine neue Wortbildung aufgekommen, die sich nicht an die Analogie der bereits vorhandenen anschlösse. Man sieht das schon an kleinen Kindern, die den herkömmlichen Wortschatz ihrer Muttersprache noch sehr unvollständig beherrschen; sie wissen sich, wenn sie wegen eines Wortes in Verlegenheit gerathen, leicht zu helfen, indem sie nach dem Vorbilde der ihnen bereits bekannten Worte rasch ein neues bilden, wenn dabei auch oft komische Missverständnisse mit unterlaufen.

Die hier geschilderten Vorgänge, die allmälige leise Veränderung der Aussprache, der grammatischen Regeln und der Bedeutung der Worte, ferner die Bildung einzelner neuer Worte nach Analogie

der vorhandenen, sind die wesentlichsten und wichtigsten Mittel zur endlichen Umgestaltung einer ganzen Sprache. Aus so geringen Ursachen ist nach einer tausendjährigen Wirksamkeit derselben die vollständigste Umwandelung der deutschen Sprache hervorgegangen, so dass wir in unseren ältesten Schriftwerken eine gänzlich fremde Sprache vor uns zu haben glauben. Dieselbe allmälig und stetig wirkende Variirung, wie sie die deutsche Sprache seit tausend Jahren wahrnehmen lässt, zeigt sich in jeder Sprache der Welt bald rascher, bald langsamer wirksam, und die wesentlichsten Mittel, durch die sie wirkt, sind überall dieselben.

Fragen wir nun, welche Antriebe im Menschen sind die Ursache dieser beständigen Varriirung? namentlich der veränderten Aussprache der einzelnen Laute und der Veränderung der grammatischen Regeln, denn das ist es, was am allermeisten dazu beiträgt, die Sprache gründlich umzuwandeln. Zunächst sollte doch aus dem Zwecke, den man beim Sprechen überhaupt verfolgt, nämlich sich mit seinen Mitmenschen zu verständigen, die Absicht hervorgehen, immer gerade so zu sprechen, wie es nun einmal herkömmlich ist. Die bewusste Absicht, die Sprache zu verbessern und zu corrigiren, ist bei diesen Veränderungen nachweislich im allergeringsten Masse betheiligt. Jeder schlicht verständige Mensch spricht so, wie es allgemein üblich ist, wie er es von anderen gehört hat. Es kommt ihm nie in den Sinn, plötzlich ein Wort mit Absicht zu verändern. Nur die gelehrte Tyrannei der Sprachmeister und Schulpedanten hat es zu Zeiten unternommen, der Sprache neue Gesetze nach eigner unmaassgeblicher Einsicht aufzudrängen; aber sie hat zu allen Zeiten wenig Erfolg gehabt. Das schlichte gesunde Gefühl der Maasse hat sich durch solche beabsichtigte Neuerungen sehr selten beirren lassen, und man kann diesen Bemühungen nur einen sehr geringen Einfluss auf die allmälige Variirung der Sprache zuschreiben. Es lässt sich im Gegentheil wahrnehmen, dass die deutsche Sprache in ihrer älteren Zeit, als sich noch niemand schulmässig mit ihr befasste, viel stärkeren Veränderungen ausgesetzt gewesen ist, als in den letzten drei Jahrhunderten, wo sich die gelehrte Gesetzmacherei aufgethan hat. Die Variirung der Sprache muss schon wegen ihres ganz unmerklich leisen Fortschreitens eine nicht aus der Absicht und dem Bewusstsein der Individuen entsprungene Thatsache sein. Man könnte daher wohl auf die Vermuthung kommen, dass eine in der Folge der Generationen eingetretene Veränderung des anatomischen Baus unserer Sprachorgane die Ursache entsprechender Veränderungen

der Aussprache sei. Die Unhaltbarkeit einer solchen Vermuthung lässt sich aber leicht darlegen. Es ist nämlich keineswegs der Fall, dass immer ein bestimmter Laut gänzlich aus der Sprache verschwindet, sondern die Laute wechseln häufig nur ihre Stelle. So ist beispielsweise im achten und neunten Jahrhundert in allen oberdeutschen Dialecten das frühere *d* in *t* umgebildet worden; die physische Unmöglichkeit, den Laut *d* hervorzubringen, konnte jedoch nicht die Ursache sein, denn gleichzeitig gingen alle früheren *th* in *d* über. Aber auch da, wo ein bestimmter Laut völlig aus einer Sprache verschwunden ist, konnten die Ursachen nicht im anatomischen Bau der Sprachorgane liegen, denn wir können denselben Laut, den wir in unserer eigenen Sprache aufgegeben haben, ganz wohl hervorbringen, wo wir uns einer fremden Sprache bedienen. Wenn nun aber doch alle Veränderungen der Sprache vom einzelnen ungewusst und ungewollt sich vollziehen, so werden wir die Antriebe zu diesem unbewussten Thun in den allereinfachsten, ursprünglichsten, mit Naturnothwendigkeit wirkenden Gesetzen unseres psychologischen Mechanismus suchen müssen. Zunächst ist das unwillkürlich sich geltend machende Bedürfniss nach Erleichterung der Aussprache in Betracht zu ziehen. Sehen wir uns die Veränderungen, welche mit den einzelnen Lauten einer Sprache im Laufe der Geschichte vor sich gehen, näher an, so weisen sie immer auf derartige Ursachen hin. Unbequeme Lautcomplexe werden auf die mannigfachste Weise durch Abschwächung, Ausstossung, Umstellung, Assimilation, Dissimilation u. dgl. bequemer gemacht. In den minder betonten Silben eines Wortes werden die Vocale immer klangloser, bis sie endlich ganz verschwinden; das Bedürfniss, von anderen verstanden zu werden, hält diesem Triebe das Gegengewicht; daher die Veränderungen nur langsam vor sich gehen. Denkt man sich aber diese Einflüsse eine längere Zeit hindurch wirksam, so müsste natürlich der logische Bau der Sprache in Verwirrung gerathen. Denn das Grundprincip aller menschlichen Rede, wodurch sie überhaupt befähigt wird, ein Mittel des Gedankenausdrucks zu sein, liegt darin, dass immer analoge Vorstellungsweisen durch analoge Lautgebilde bezeichnet werden. Der gleiche sachliche Inhalt der Vorstellung wird in unseren indogermanischen Sprachen immer durch eine gleiche Stammsilbe, die gleiche Form der Vorstellungen durch gleiche Endungen bezeichnet. Dieser Parallelismus zwischen den Vorstellungsweisen und den Lautgebilden wird nun durch die Wirkungen jenes Triebes nach Erleichterung der Aussprache fortwährend gestört und unterbrochen, indem

jetzt mancherlei Verschiedenheiten da eintreten, wo die analoge Vorstellungsweise auch analoge Wortbildung erfordern würde. Derselbe psychische Trieb aber, der jenen Parallelismus ursprünglich schuf, bemächtigt sich nun auch der so entstandenen bedeutungslosen Klangverschiedenheiten und benutzt sie so viel als möglich zum Ausdruck neu gebildeter Vorstellungskategorien. So bilden sich aus den zufälligen Producten jenes Lautzersetzungsprocesses immer wieder neue bedeutungsvolle Formen, denn was zuerst nur eine zufällige äussere Verschiedenheit ist, wird alsbald den Zwecken des Gedankens dienstbar gemacht. Die Annahme dieser beiden Triebfedern, des physischen Bedürfnisses nach Erleichterung der Aussprache und des psychischen Triebes, zwischen den Lautformen und den Vorstellungsformen eine Analogie zu suchen, genügt auch im Wesentlichen vollkommen, um aus ihrem Zusammenwirken die ganze historische Entwickelung der Sprache, sofern dabei eine Veränderung der überlieferten Wortform stattfindet, zu begreifen.

Ebenso wie in den Veränderungen, welche die überlieferte Wortform betreffen, zeigt sich auch in der Umwandelung der Bedeutung der Worte und in der Bildung neuer Ableitungen sehr wenig Absicht und Ueberlegung wirksam. Der Einzelne überlässt sich dabei in der Regel ganz dem willenlosen Getriebe seines psychischen Mechanismus, indem er unwillkürlichen Ideenassociationen folgt. Nur aus diesem Vorherrschen unbewusster Triebe erklärt sich das unmerklich leise, niemals sprunghafte und plötzliche Fortschreiten in dem ganzen Entwickelungsprocess der Sprache. Wenn aber auch Absicht und Ueberlegung hierbei wenig wirksam sind, so geht doch schliesslich jede Aenderung immer von den einzelnen Individuen aus. Dass trotzdem die Uebereinstimmung im ganzen Sprachgebiet immer noch gewahrt bleibt, dass nicht endlich bei fortgesetzter Wirksamkeit dieser psychischen Triebe jedes Individuum seine besondere Sprache redet, ist eine Folge theils des fortwährenden Verkehrs und gegenseitigen Austausches, theils der gleichartigen psychologischen Grundanlage aller Individuen, und wir haben es nicht nöthig, den lebendig wirkenden Sprachgeist der Nation personificirt in Scene zu setzen.

Von dem hier entwickelten Gesetz des stetigen Variirens der Sprache im Laufe der Zeit müssen wir ausgehen, um zu verstehen, wie endlich aus einer Sprache mehrere Sprachen hervorgehen konnten. Die Gemeinsamkeit der Sprache irgend einer kleineren oder grösseren Menschengruppe beruht nicht auf der gemeinsamen Abstammung der Individuen, da die Sprache sich nicht vererbt, son-

dern ausschliesslich auf dem socialen Verkehr. Die physische Abstammung kann nur sofern sie den Verkehr fördert oder hindert zu einer indirecten Ursache der Sprachgemeinschaft oder Sprachverschiedenheit werden. Gemeinsame Abstammung fördert den Verkehr und erhält somit die Sprachgemeinschaft. Zunächst ist jedes Kind hauptsächlich auf den Verkehr mit seiner Familie angewiesen. Aber diese Wirkung reicht auch über den Kreis der Familie hinaus. Bei uncivilisirten Völkern wirkt gerade das Band der gemeinsamen Abstammung und in Folge dessen der gleichen physischen Constitution sehr bestimmend auf den socialen Verkehr. Physiologisch stark differenzirte Rassen zeigen gegen einander immer eine natürliche Abneigung, die den Verkehr hindert, und die erst durch die fortschreitende Cultur langsam überwunden wird. So ist ein Rückschluss von der Sprachgemeinschaft auf die gemeinsame Abstammung bis zu einem gewissen Grade immerhin zulässig. Ueberall liegt jedoch die directe Ursache der Sprachgemeinschaft nur in dem socialen Verkehr. Daher kann sich die Sprachgemeinschaft niemals weiter ausdehnen als der Verkehr, sei es nun in Rede oder in Schrift, reicht. Versetzen wir uns aber in Zeiten und Zustände zurück, wo in Folge primitiverer Culturverhältnisse der sociale Verkehr in sehr enge räumliche Grenzen eingeschlossen war, so geht daraus hervor, dass auch das Verbreitungsgebiet jeder Sprache ein viel enger begrenztes sein musste, als heute. Breiteten sich nun die Angehörigen einer solchen Sprachgemeinschaft im Laufe der Zeit entweder durch Wanderzüge oder durch das blosse Anwachsen der Bevölkerung und langsames Vorschieben der Grenzen über ein weiteres Gebiet aus, als sie früher inne hatten, so war für die am weitesten auseinander gerückten Theile derselben die Möglichkeit eines ferneren Verkehrs endlich aufgehoben. Da aber der Variirungsprocess der Sprache überall und zu jeder Zeit wirksam ist, so setzt er sich auch in den nun getrennten Theilen fort. Jeder der beiden Theile ändert seine Sprache von Generation zu Generation, aber jeder auf seine Weise unabhängig vom andern. So entfernen sich beide Theile in gleichem Maasse von einander, als sie sich von der früheren Sprachform entfernen, die für beide Theile dieselbe war. Hierin liegt das Princip der Divergenz der Sprachen. Die nothwendige Bedingung ist eine Unterbrechung des früheren socialen Verkehrs. Was man auch von den Einwirkungen des Klimas und dgl. auf die Sprachverschiedenheit reden mag, sind eitel Phantastereien. Aus den hier entwickelten Ursachen der Divergenz der Sprachen erklärt es sich,

warum im Laufe der neueren Geschichte keine neuen wesentlichen Sprachverschiedenheiten in Europa hervorgetreten sind. Mit der jederzeit vorhandenen Tendenz zur Differenzirung der Sprachen ging die Erweiterung der socialen Verkehrsmittel, die ihr conträr entgegenwirkt, gleichen Schritt. So mussten sich die Wirkungen aufheben. Wie die fortschreitende Variirung der Sprache, bei einer Unterbrechung des Verkehrs, die Ursache zu einer Divergenz der getrennten Glieder wird, dafür bietet die Geschichte der romanischen Sprachen ein recht instructives Beispiel. Die hochentwickelten socialen Verhältnisse im alten Römerreich machten es möglich, das ganze ausgedehnte Reichsgebiet zu einer ziemlich geschlossenen Spracheinheit zusammen zu fassen. Die lateinische Vulgärsprache war wenigstens gegen Ende der Kaiserzeit nicht nur in Italien, sondern auch in Gallien und Hispanien die herrschende Volkssprache geworden. Als nun in den auf den Sturz des Römerreichs folgenden Jahrhunderten die Cultur von ihrer früheren Höhe herabsank, und an die Stelle der früheren Reichseinheit in Italien, Gallien und Spanien getrennte Reiche entstanden, die keinen so lebhaften Verkehr mehr untereinander hatten, so ging die weitere Entwickelung der lateinischen Volkssprache in jedem der drei Länder ihren eigenen Weg. Die Verschiedenheit musste von Jahrhundert zu Jahrhundert zunehmen, und so entstanden die verschiedenen romanischen Sprachen. Solcher Beispiele lassen sich eine Menge anführen. Die Sprache der auswandernden Angelsachsen war ein blosser Dialekt des nördlichen Deutschlands. Von ihren neuen Wohnsitzen aus konnte der beständige Verkehr mit ihren früheren Sprachgenossen nicht mehr unterhalten werden; beide Theile bilden ihre Sprache weiter; so entsteht hier das Plattdeutsche, dort das Englische. Im neunten Jahrhundert wurde Island von Norwegen colonisirt. In den ersten Jahrhunderten, die der Colonisation folgten, war der Verkehr mit dem Mutterlande ein sehr lebhafter und in Folge dessen blieb die Sprache dieselbe wie dort. Als später der Verkehr bedeutend abnahm, trat alsbald eine Divergenz der Sprachen ein, und heute hat Island seinen von den übrigen scandinavischen Sprachen stark abweichenden Dialekt. Die Divergenz der Sprachen beruht immer auf räumlicher Trennung. Nie können sich auf gleichem Terrain gleichzeitig zwei neue Sprachen bilden, da das Untereinanderwohnen immer einen gegenseitigen Verkehr zur Folge hat. Wo daher zwei verschiedene Sprachen auf einem Gebiet durcheinander gemengt sind, da muss nothwendig Einwanderung stattgefunden haben.

Wie durch mangelnde Verkehrsmittel die Divergenz der Sprachen, so kann durch spätere Erweiterung der Verkehrsmittel wieder eine Convergenz der Sprachen bewirkt werden. Darauf beruht der Untergang der Volksdialekte und das Entstehen einer allgemeinen Schrift- und Umgangssprache bei den höchstcivilisirten Nationen der Neuzeit. Laien pflegen die gebildete Umgangssprache gleichsam als die Ursprache anzusehen, aus der die Dialekte entstanden sind, während sie doch gerade umgekehrt durch Convergenz aus den Dialekten entstanden ist. Eine Convergenz kann aber nur zwischen solchen Sprachen eintreten, die vordem noch nicht allzuweit differenzirt waren. Die nothwendige Voraussetzung ist, dass sich die Angehörigen der betreffenden Sprachgemeinschaften gegenseitig in Rede oder Schrift noch verstehen können, dass also nur Dialektverschiedenheit, nicht eigentliche Sprachverschiedenheit eingetreten ist. Sehr nahe verwandte Sprachen vermögen sich auf die Dauer nicht neben einander zu erhalten; die Aehnlichkeit der Sprache erleichtert den Verkehr und befördert somit die Convergenz der Sprachen. Daher gehen die verschiedenen deutschen, französischen, italienischen Dialekte allmälig in eine allgemeine deutsche, französische, italienische Umgangssprache auf. Aber das Französische, Italienische, Spanische zeigen trotz alles internationalen Verkehrs keine gegenseitige Annäherung. Ebensowenig das Deutsche und Holländische. Die sociale Gemeinschaft ist hier zu lange und zu gründlich unterbrochen gewesen. Hat die Divergenz der Sprachen erst einmal über blosse Dialektverschiedenheit hinausgeführt, so ist eine spätere Einigung nicht mehr durch gegenseitige Annäherung, sondern nur durch den völligen Untergang einer der beiden Sprachen möglich. Dieser Fall tritt bei Unterjochung der einen Nation durch die andere häufig ein, wo denn zwei Sprachen in einem Gebiet durcheinander gemengt, zum Verkehr mit einander gezwungen sind. Immer ist dann die Sprache des mindercivilisirten Bestandtheils die unterliegende, sei sie nun die des unterjochten Theils, wie bei den alten Preussen gegenüber den Deutschen, oder die des Eroberers, wie bei den alten Franken gegenüber der romanischen Bevölkerung Galliens.

Wenden wir die hier gewonnenen Erfahrungssätze auf die vorliegenden Sprachverschiedenheiten des indogermanischen Stammes an, so werden wir uns immer je eine Gruppe von näher verwandten Sprachen durch Divergenz aus einer früheren Sprachgemeinschaft hervorgegangen denken. Diese ursprüngliche Gemeinschaft kann

aber räumlich nicht so weit ausgedehnt gewesen sein, wie das Gebiet, das heute ihre gesammte Descendenz inne hat. Sie kann an Zahl der Individuen und an geographischer Ausbreitung kaum grösser gewesen sein, als jeder einzelne der aus ihr entstandenen heute vorliegenden Dialekte, da die Spracheinheit sich bei mangelnden Verkehrsmitteln nicht sehr weit erstrecken konnte. Dann kämen wir aber dahin, uns ganz Europa in einer sehr frühen Zeit von nur fünf ganz kleinen Urstämmen, den Graecoitalikern, Kelten, Germanen, Littauern und Slawen besetzt zu denken. Sollen wir uns diese geographisch isolirt, durch weite leere Zwischenräume von einander getrennt denken? Das ist sehr unwahrscheinlich. In einer noch früheren Zeit hätte es dann in ganz Europa nur einen einzigen kleinen Stamm gegeben, die West-Arier. Soll das ganze übrige Gebiet unbewohnt gewesen sein? Das ist noch unwahrscheinlicher. Diese Schwierigkeiten führen uns nothwendig auf die Annahme, dass fortwährend von den durch Divergenz entstandenen Sprachen wieder mehrere untergegangen seien. Eine andere Betrachtung führt zu derselben Annahme. Wäre der Differenzirungsprocess in so vollständiger Regelmässigkeit vor sich gegangen, dass immer aus einer Ursprache mehrere Töchtersprachen, aus jeder von diesen wieder neue entstanden wären und so fort, so wäre vermuthlich nicht nur die Zahl der europäischen Sprachen weit grösser als sie wirklich ist, sondern es müssten auch alle einzelnen kleinsten Dialekte in ganz Europa gleich weit von einander abstehen, so dass sie eine ununterbrochene Kette bildeten. Nun ist aber offenbar die Lücke zwischen einem beliebigen französischen Dialekt und irgend einem italienischen weit grösser, als die Lücken zwischen den einzelnen Dialekten Frankreichs oder denen Italiens. Ebenso ist die Differenz zwischen den gesammten germanischen Sprachen und den alten graeco-italischen weit grösser, als die Differenz zwischen dem Griechischen und Lateinischen, oder dem ältesten Hochdeutschen und dem Westgothischen. In solchem Falle werden wir annehmen müssen, dass eine oder mehrere Mittelstufen ausgestorben sind. Ja, wir müssen annehmen, dass zur Zeit als die heute weit ausgedehnten germanischen Sprachen nur kleine Dialekte der urgermanischen Sprache bildeten, es solcher urgermanischer Dialekte weit mehr gegeben habe, als wir aus ihrer lebenden Descendenz, dem Deutschen, Holländischen, Dänischen, Schwedischen und Englischen allein erschliessen würden. Ebenso müssen zu der Zeit, als die graeco-italische, keltische, germanische, littauische und slawische

Stammsprache, jede nur einen kleinen Dialekt der west-arischen Ursprache bildeten, weit mehr solcher west-arischer Dialekte vorhanden gewesen seien, als die fünf, aus denen die heutigen europäischen Sprachgruppen entstanden sind. Endlich muss es auch zu der Zeit, als das West-Arische und das Ost-Arische nur Dialekte der indogermanischen Ursprache waren, noch eine Menge anderer indogermanischer Dialekte gegeben haben. Nur diese zwei haben eine Descendenz geliefert, aus welcher alle indogermanischen Sprachen Asiens und Europas hervorgegangen sind. Die übrigen sind verschollen. In je früherer Zeit eine Mittelstufe ausgestorben ist, um so grösser ist die Lücke, die dadurch im heutigen System der Sprachen entsteht. Das Aussterben eines urgermanischen Dialekts hat nur den Ausfall einer Sprache bewirkt, das Aussterben eines west-arischen Dialekts den Ausfall einer ganzen Sprachengruppe, das Aussterben eines indogermanischen Dialekts den Ausfall eines Sprachzweiges. Aus dem Untergange so vieler früherer Sprachen erklärt sich das Vorhandensein isolirter Sprachen, d. i. solcher, die keinem uns bekannten Sprachstamm angehören. So ist das Baskische völlig verschieden von allen indogermanischen Sprachen und steht mitten unter ihnen ganz isolirt da. Es muss für den Ueberrest eines ausgestorbenen Sprachstammes gelten, der sich in einem abgelegenen Gebirgswinkel conservirt hat. Ebenso die Sprache der alten Etrusker. Zur Zeit des griechisch-römischen Alterthums wird es solcher isolirter Sprachen wohl noch mehr in Europa gegeben haben. Auf welchen Ursachen der Untergang einzelner Sprachen beruhe, ist vorhin erörtert worden, als von der Convergenz der Sprachen die Rede war. Es ist daher nur ein bildlicher Ausdruck, wenn wir von Aussterben sprechen; es ist nicht nothwendig, dass der betreffende Volksstamm im eigentlichen Sinne ausgestorben sei, wenn er nur seine eigenthümliche Sprache aufgegeben hat.

Was hier die Theorie erfordert, lässt sich in häufigen Beispielen als wirklich historisch nachweisen. An der Geschichte der germanischen Sprachen stellt sich dieses Absterben einzelner Glieder, die Zunahme und reiche Differenzirung der Ueberlebenden sehr klar dar. Die Vergleichung der ältesten germanischen Dialekte führt uns auf zwei Hauptgruppen: die ostgermanischen und die westgermanischen Dialekte. Ein kleiner Theil der Ostgermanen setzte, wie man annehmen muss, über die Ostsee, colonisirt die scandinavischen Länder, entwickelt sich zu

einem zahlreichen Volksstamm, dessen Sprache sich im Laufe der Geschichte wieder in mehrere Dialekte spaltet. Die ganze übrige Menge der ostgermanischen Dialekte ist nach ein paar Jahrhunderten im Gewirre der Völkerwanderung spurlos untergegangen. Die Descendenz jenes kleinen ausgewanderten Bruchtheils repräsentirt heute den ganzen ostgermanischen Stamm.

Wir haben oben gesehen, dass die etymologische Vergleichung nicht weiter führt, als zur Ableitung aller Glieder je eines Sprachstammes aus einer gemeinsamen Ursprache. Da man nun aber doch nicht wohl annehmen kann, dass der Unterschied der Sprachstämme ein uranfänglicher, von jeher existirender sei, so wird man seine Entstehung nicht anders begreifen können, als durch die oben geschilderten Hergänge der fortdauernden Variirung, der Divergenz und des Erlöschens der Mittelglieder. Um die Möglichkeit der Durchführung dieser Annahme zu prüfen, wird man von der allgemeinen Classification der Sprachen ausgehen müssen, die sich auf gewisse Hauptmerkmale des grammatischen Baus stützt und zusehen, ob sie einige Anhaltspunkte giebt, um die Hauptgruppen als Glieder einer gemeinsamen Descendenz darzustellen. Man ist dabei nicht in der günstigen Lage, in der sich die vergleichenden Anatomen und Physiologen befinden, die sich auf eine von der früheren descriptiven Zoologie und Botanik bereits gelieferte vollständige systematische Classification aller Organismen stützen können. Die blos descriptive nicht vergleichende Kenntniss aller Sprachen ist bisher noch sehr unvollständig; doch ist die Zahl der hinlänglich bekannten Sprachen immer schon eine so grosse, dass gewisse Hauptunterschiede hervortreten und der Versuch einer Classification wohl gewagt werden durfte.

Die verbreitetste und gewöhnlichste Eintheilung der Sprachen ist die in isolirende, agglutinirende und flectirende. Sie stützt sich auf die verschiedenen Methoden der Wortbildung. Eine neuere, allen wissenschaftlichen Zwecken besser genügende Classification ist die Steinthalsche. Sie theilt die Sprachen zunächst in Formsprachen und in formlose. Diese Eintheilung gründet sich auf die Fähigkeit der Sprachen, nicht nur den materiellen Inhalt der verschiedenen Vorstellungen, sondern auch die logische Beziehung, in der die Vorstellungen zu einander gedacht werden sollen, durch die Lautform deutlich und consequent zu bezeichnen. Diese Fähigkeit ist nun natürlich in den mannigfachsten Abstufungen vorhanden, und es musste daher zur genaueren Classification ein besonderes hierauf bezügliches

Merkmal herausgegriffen werden. Steinthal wählt zum entscheidenden Merkmal den Grad der Sicherheit und Consequenz, mit dem das Verhältniss von Subject und Prädicat bezeichnet wird. Es ist dieses unter allen grammatischen Verhältnissen das wichtigste und wesentlichste, auf welchem vor allem die Tauglichkeit einer Sprache zum scharfen Gedankenausdruck beruht. Eine Sprache, die dieses Verhältniss ganz unbezeichnet lässt, ist nicht einmal im Stande, das einfachste empirische Urtheil deutlich auszudrücken. Sie kann nur Vorstellungen einfach neben einander hinstellen, aber nicht sie zu einem Urtheil verknüpfen, denn die besondere Art der Beziehung beider Vorstellungen zu einander ist in keiner Weise bezeichnet. Zu den Formsprachen rechnet nun Steinthal diejenigen, welche für das Verhältniss von Subject und Prädicat eine ganz feststehende consequente Art der Bezeichnung haben und es niemals unbezeichnet lassen. Alle übrigen Sprachen, die das Subject und Prädicat entweder niemals oder doch nicht consequent bezeichnen, zählt er zu den formlosen. Formsprachen sind demnach nur die indogermanischen, die semitischen, das Altägyptische und Chinesische. Alle übrigen uns bekannten Sprachen der Welt gehören zu den formlosen. Der grosse Werth dieses Eintheilungsprincips für unseren Zweck liegt hauptsächlich darin, dass in ihm zugleich ein fortschreitendes Entwickelungsprincip ausgedrückt ist. Die weitere Eintheilung der formlosen Sprachen gründet sich nun erstens darauf, ob jedes einzelne Wort ein einsilbiger unveränderlicher Lautcomplex ist, oder ob gewisse bewegliche veränderliche Theile hinzutreten, durch welche der Inhalt der Vorstellung in verschiedener Weise charakterisirt wird, die aber ausserdem auch als selbständige Worte verwendet werden. Danach zerfallen die formlosen Sprachen in nebensetzende und abwandelnde. Zu ersteren gehören z. B. die Sprachen Hinterindiens, zu letzteren die meisten übrigen formlosen Sprachen. Die Art der Abwandelung geschieht nun aber auf verschiedene Weisen: die besonderen Inhaltsbestimmungen werden dem Worte entweder hinten angehängt, wie in den altai-uralischen Sprachen, oder vorn, wie in den polynesischen, oder mitten in das Wort einverleibt, wie in den amerikanischen Sprachen. Dieselbe Eintheilung in nebensetzende und abwandelnde findet bei den Formsprachen statt. Zu den ersteren gehört nur das Chinesische; alle Worte sind einsilbig und unveränderlich; die grammatischen Beziehungen werden durch die Wortstellung und durch den Accent ausgedrückt. Die übrigen Formsprachen sind abwandelnde, und zwar geschieht die Abwandelung

auf folgende verschiedene Weisen: durch innere Umwandelung der Vocale des Wortes in den semitischen Sprachen, durch lose Anfügung besonderer grammatischer Elemente im Aegyptischen, durch veränderliche Schlusssilben in den indogermanischen Sprachen.

Versuchen wir es nun, die verschiedenen Sprachclassen wenigstens bei den einander physiologisch nahe verwandten Rassen Asiens und Europas als die Glieder einer gemeinsamen Descendenz aufzufassen, so bietet uns diese Classification dafür allerdings einige Anhaltspunkte. Zunächst ist wohl so viel sicher, dass die formlosen Sprachen den primitiveren Typus darbieten, dass alle Formsprachen früher einmal formlose waren. Unter den formlosen wird man sich aber die abwandelnden aus nebensetzenden einsilbigen entstanden denken müssen. Die Art ihrer allmäligen Entstehung aus ursprünglich einsilbigen Sprachen ist in ihrem Bau noch jetzt ziemlich erkennbar, und der unentwickeltste Zweig der altai-uralischen Sprachen, der tungusische, soll den einsilbigen Sprachen näher stehen, als die übrigen. Demnach müssten sowohl die altai-uralischen als polynesischen Sprachen in ihrer ursprünglichsten Gestalt einen ganz ähnlichen Bau gezeigt haben, wie die heutigen hinterindischen Sprachen. Unter den Formsprachen wäre dann das Chinesische direct aus einer formlosen nebensetzenden Sprache entstanden, eben wie sie sich bei ihren Nachbaren und Stammverwandten, den Siamesen und Birmanen, noch erhalten hat. Das Indogermanische aber muss aus einer formlosen abwandelnden Sprache entstanden sein. Die Analyse der einzelnen Worte und Wortformen führt direct darauf hin. Was später als blosse Endung erscheint, war ursprünglich ein angehängtes selbständiges Wort, das erst allmälig mit dem Wortganzen so verschmolzen ist, dass es als blosse formbildende Schlusssilbe erscheint. Die Abwandelung geschah also durch hinten angehängte bewegliche Theile, wie noch heute in den altai-uralischen Sprachen. Die formlose Sprache, aus der die indo-germanische Sprache hervorging, wird demnach diesem Typus angehört haben, wie ja auch die Annahme, dass die kaukasische Rasse eine günstig entwickelte Varietät der mongolischen sei, durch die physiologischen Charaktere unterstützt wird. Doch dürfen wir uns darunter nicht etwa eine Sprache denken, in der das den heutigen altai-uralischen Sprachen eigene Princip der Wortbildung bereits in seiner ganzen Eigenthümlichkeit ausgeprägt war. Diese Besonderheit muss noch sehr unausgebildet, die Sprache den einsilbigen noch nahe stehend, und daher für eine so ganz anders geartete Fortentwickelung auch

bildsamer gewesen sein, als die heutigen altai-uralischen. Auch muss diese Sprache in einer Hinsicht vor den übrigen formlosen abwandelndeu sich bereits früh vortheilhaft ausgezeichnet haben. Die vortheilhafte Eigenthümlichkeit, durch die es der indogermanischen Ursprache möglich ward, sich zu einer wirklichen Formsprache zu erheben, lag aber wesentlich darin, dass hier eine ganz bestimmte Classe von Wurzeln ein für allemal dazu ausersehen war, den Hauptwurzeln als nähere Bestimmung hinten angefügt zu werden und später nicht mehr als selbständige Worte verwendet werden konnte. Welchem Typus formloser Sprachen diejenige Sprache angehörte, aus der sich die semitische Formsprache entwickelte, vermögen wir nicht zu sagen. Die erhaltenen und bekannten Typen der formlosen Sprachen liefern dafür kein directes Vorbild.

Der Versuch, die verschiedenen Sprachclassen Asiens und Europas durch allmälige Divergenz aus einem gemeinsamen Urtypus entstanden zu denken, muss vorläufig bei einer blos theoretischen Wahrscheinlichkeit stehen bleiben. Die Verwandtschaftsgrade näher zu bestimmen, setzt eine viel genauere Durchforschung aller einzelnen Sprachen voraus, als sie bisher erreicht ist. Der blossen Möglichkeit aber, dass sich eine formlose Sprache zu einer Formsprache weiter entwickele, stehen keine inneren Gründe entgegen. Man hat an verschiedenen mongolischen Sprachen einen neuerdings eingetretenen historischen Fortschritt in der grammatischen Formenbildung beobachtet. Am weitesten sind darin der türkische und der tschudische Zweig der altai-uralischen Sprachen vorgeschritten, obgleich auch sie es nicht zu einer consequenten Bezeichnung des Verhältnisses von Subject und Prädicat gebracht haben. Dieses Verhältniss ist aber, wenn auch das wichtigste, so doch nicht das einzige, an welchem der Fortschritt der inneren Sprachform gemessen werden kann. In der äusseren Bezeichnung aller übrigen grammatischen Beziehungen der Begriffe zeigt sich derselbe Fortschritt von den nebensetzenden formlosen zu den abwandelnden formlosen, und von den formlosen überhaupt zu den Formsprachen. Wie bei niedrig organisirten Thieren ein und dasselbe Organ sehr verschiedene Functionen zu erfüllen hat, die bei den höher organisirten Thieren gesonderten Organen zugewiesen sind und daher auch vollkommener verrichtet werden, so hat in den unentwickelteren Sprachen eine und dieselbe Wortform ganz verschiedene logische Functionen, die in den höchstentwickelten Sprachen gesonderten Formen zukommen. So wird im Siamesischen und Birmanischen nur der materielle In-

halt der Vorstellungen unterschieden; eine und dieselbe Form gilt für alle verschiedenen grammatischen Verhältnisse, Nomen oder Verbum, Plural oder Singular, Nominativ oder Accusativ. In der Differenzirung der Wortformen für die verschiedenen grammatischen Verhältnisse liegt das Entwickelungsprincip der Sprachen.

Wir sind bei der hier angenommenen Entwickelung von der Voraussetzung ausgegangen, dass immer die vollkommeneren Erscheinungen aus den unvollkommeneren entstanden seien. Man könnte fragen, mit welchem Recht? Zeigt wirklich die Entwickelung der Sprachen, soweit sie unserem historischen Wissen zugänglich ist, ein Princip der beständigen Vervollkommnung? Diese Frage wird von den meisten Sprachforschern geradezu verneint. Alle Sprachen, deren Entwickelung wir durch einen längeren Zeitraum urkundlich verfolgen können, also vornehmlich die neueren europäischen Sprachen, zeigen einen fortwährenden Verfall ihrer grammatischen Formen, gleichsam eine Verwitterung ihrer Gebilde. Bis zum Ueberdruss ist in Folge dessen die Behauptung wiederholt worden, dass die Entwickelung der Sprachen in historischer Zeit ein fortwährendes Herabsinken von einer ursprünglich hohen Stufe der Vollendung wahrnehmen lasse, während man doch für die vorhistorische Entwickelung eine fortschreitende Vervollkommnung einräumen musste. Darin liegt nun jedenfalls ein tiefes Missverständniss über das, worauf es bei dieser Frage eigentlich ankommt. Denn was soll sich hier eigentlich entwickeln und vervollkommnen? Doch nur das, was wir als das eigentliche Wesen der Sprache ansehen dürfen. Das ist aber nichts anderes, als die Fähigkeit zu denken, indem wir uns allgemeine Vorstellungen und deren Verknüpfung zu Urtheilen mittels der Sprachlaute vergegenwärtigen. Man wird von dem Begriff der Sprache überhaupt keine andere zutreffende Definition geben können als diese. Bekundet nun aber der Verfall der grammatischen Formen nothwendig einen Rückschritt im Wesen der Sprache? Wird irgend jemand im Ernste behaupten wollen, dass in Folge dessen die modernen europäischen Sprachen zu einem verfeinerten Gedankenausdruck untauglicher geworden seien? Und darauf allein kommt es denn doch bei dieser Frage an. So werden wir also in diesem Verfall der Wortformen nichts anderes sehen, als das Aufgeben eines blossen Mittels zum Zweck, nachdem man dieses Mittels nicht mehr in gleichem Maasse zu bedürfen glaubte. Und gerade darin liegt ein gewaltiger innerer Fortschritt: es zeigt sich, dass das Denken sich von der Gebundenheit an die Lautform

des Wortes immer mehr und mehr zu befreien sucht. Bis zu welchem Punkte diese Entwickelung dereinst noch führen könne, vermögen wir natürlich nicht zu bestimmen, aber die Richtung, in der sie sich fortbewegt, ist unverkennbar. Diese bekundet aber einen entschiedenen Fortschritt in der Denkfähigkeit, und so ist das Entwickelungsprincip, das wir für vorhistorische Perioden anzunehmen gezwungen sind, kein anderes, als welches wir auch in historischer Zeit wirksam sehen.

Wenn, wie wir im Vorhergehenden fortwährend betonen mussten, die Sprache den Individuen nicht durch Vererbung angeboren ist, sondern von jedem Einzelnen erst erlernt werden muss, und nur durch Erlernung erworben werden kann, so ist die Frage ganz natürlich, woher denn der erste Quell dieser nothwendigen Belehrung geflossen sei. Eine Thätigkeit, die dem einzelnen Individuum nicht angeboren ist, die sich auch in seiner späteren organischen Entwickelung nicht von selbst einstellt, wenn sie nicht erlernt worden ist, kann niemals für ein wesentliches ursprüngliches Merkmal der Gattung gelten, sondern nur einen historischen Ursprung haben. Bis zu diesem ersten Anfangspunkt können natürlich keine historischen Ueberlieferungen zurück reichen. Dennoch ist es kein müssiges und vergebliches Unternehmen, nach dem Ursprung der Sprache zu forschen. Auch die Naturwissenschaft forscht nach dem Ursprung gewisser Erscheinungen, die für unsere Erfahrung zu jeder Zeit vorhanden sind, deren erster Ursprung jedoch als ein einmaliger Hergang unserer unmittelbaren Beobachtung nicht zugänglich war, wie z. B. die Entstehung unseres Weltsystems. Die Beantwortung einer solchen Frage liegt in nichts Anderem, als in dem Nachweis der Möglichkeit einer ersten Entstehung dieser Erscheinungen aus allgemeinen Gesetzen, deren Beobachtung uns noch heute zugänglich ist. Das Haupterforderniss ist aber, dass man bei der Entstehung nicht solche Erscheinungen mitwirken lasse, die selber erst eine Folge jener sind. Fragen wir also nach dem Ursprung der Sprache, so heisst das nichts anderes, als die Möglichkeit ihrer Entstehung aus der physiologischen und psychologischen Natur des Menschen beweisen, ohne sich jedoch auf solche innere Hergänge zu stützen, die selber erst in Folge der Sprache möglich sind. Die einzige bisher aufgestellte Theorie, welche in diesem Sinne auf streng wissenschaftlichen Werth Anspruch machen darf, ist die Lazarussche. Ich will den wesentlichen Gedankengang derselben kurz darlegen.

Die Theorie geht von der Beobachtung aus, dass alle einigermaassen lebhaften Eindrücke, Wahrnehmungen, Empfindungen, die dem Gehirn durch die sensitiven Nerven zugeführt werden, auf die motorischen Nerven zurückwirken und sich in sogenannten Reflexbewegungen äussern. Wie auf alle übrigen motorischen Nerven, so wirken diese Eindrücke auch auf die motorischen Nerven der Sprachorgane, deren Bewegung denn natürlich einen akustischen Effect zuwege bringt. Mehr als bei dem erwachsenen gebildeten Manne, äussert sich bei Kindern, bei Ungebildeten, bei Wilden jede innere Wahrnehmung in Ausrufen, die als blosse Reflexbewegungen aufzufassen sind. Dasselbe also können wir bei dem Urmenschen voraussetzen. Doch kann man diesen Hergang natürlich nicht als Sprache bezeichnen, denn dasselbe ist auch bei den höher organisirten Thieren der Fall, denen wir keine Sprache zuschreiben. Das Unterscheidende jeder, auch der niedrigst entwickelten, menschlichen Sprache liegt eben darin, dass das Wort nicht der einzelnen concreten Wahrnehmung entspricht, die einen gerade im Augenblick erregt, sondern der allgemeinen Vorstellung aller ähnlichen Wahrnehmungen. Das Wort „Stuhl" bezeichnet z. B. nicht jenen Stuhl, den ich da eben vor mir sehe, sondern jeden Stuhl. Das Thier bildet sich gar keine solchen allgemeinen Vorstellungen, und auch der Mensch konnte sie unmöglich bilden, bevor er Sprache hatte, denn eine allgemeine Vorstellung kann gar nicht ohne ein entsprechendes Wort gedacht werden. Vor Entstehung der Sprache konnten daher alle Leistungen des Intellects nur darin bestehen, Sinnesempfindungen wahrzunehmen und sie zu concreten Anschauungen zusammenzufassen. Die früher stattgefundenen Empfindungen und Anschauungen konnten zwar auch bei anderer Gelegenheit innerlich reproducirt werden, aber schwerlich spontan durch den Willen, sondern nur auf äussern Anstoss durch andere Empfindungen und Anschauungen, die sich mit jenen einmal fest associirt hatten. Wie konnte nun der Mensch, mit diesen Vorbedingungen ausgerüstet, dahin gelangen, allgemeine Vorstellungen zu bilden? Gehen wir auf die Reflexbewegung der Sprachorgane zurück. Diese Reflexbewegung wird natürlich selbst zu einer neuen Wahrnehmung: zu der Wahrnehmung einer Gehörsempfindung, eines Lautes. Durch ihr öfteres Zusammentreffen mit derjenigen Wahrnehmung, durch die sie erregt ward, associirt sie sich mit derselben derart, dass die eine durch die andere jedesmal mit erregt wird. Die gleiche Wahrnehmung erregt hinfort immer die gleiche Reflexbewegung der Sprachorgane, und umgekehrt erwacht

bei der gleichen Bewegung der Sprachorgane immer die gleiche innere Anschauung. Aber nicht nur bei der gleichen Bewegung der eigenen Sprachorgane, sondern auch bei der Wahrnehmung des gleichen akustischen Effects, wenn er von den Sprachorganen eines anderen Individuums ausgeht, reproducirt sich diese Anschauung. Wenn sich nun dieser Process häufig genug wiederholt hat, so bildet sich durch Verschmelzung aus einer ganzen Reihe von nahezu identischen Anschauungen die allgemeine Vorstellung. Beispielsweise äusserte sich die Wahrnehmung des Blitzes als Reflexbewegung der Sprachorgane in einem eigenthümlichen Laute. Die concrete Wahrnehmung des Blitzes war bei jedesmaligem Eintritt eine durch mannigfache begleitende Umstände modificirte. Bei dem Hören des betreffenden Lautes mussten alle früher stattgehabten einzelnen und besonderen Wahrnehmungen des Blitzes wieder erwachen, nach den Gesetzen unseres psychologischen Mechanismus mit einander verschmelzen, und der betreffende Laut erregt hinfort nicht mehr die innere Anschauung eines besonderen Blitzes, den man unter gewissen Umständen, zu einer bestimmten Zeit nicht einmal wahrgenommen, sondern die allgemeine Vorstellung des Blitzes überhaupt. Ist der psychologische Process erst so weit gediehen, dann nennen wir diesen Hergang: Sprache. Die Sprachlaute, die anfangs nur unwillkürlich als Reflexbewegungen durch äussere Eindrücke hervorgerufen wurden, lernt man nun durch Uebung und Erfahrung auch willkürlich hervorbringen, und sie, die ursprünglich die reale Ursache und Veranlassung der Gedankenproduction waren, sinken allmälig zu einem blossen Mittel des Gedankenausdrucks herab. In dieser allmälig zunehmenden Selbständigkeit des Vorstellens, in seiner geringer werdenden Abhängigkeit von der Gestalt jener Gehörsempfindungen, auf deren Veranlassung anfangs allein allgemeine Vorstellungen producirt werden konnten, liegt das Grundprincip des Fortschritts in aller sprachlichen Entwickelung. Diese stellt sich als ein beständiger Vergeistigungsprocess, ein allmäliges Herauswachsen menschlicher Freiheit aus anfänglich physischer Gebundenheit dar. Welche Factoren bei dieser weiteren historischen Entwickelung der Sprache vornehmlich wirksam sind, habe ich schon oben erörtert.

Bei der hier dargestellten Theorie vom Ursprung der Sprache wird sich aber die Frage aufdrängen, was denn eigentlich die höher organisirten Thiere hinderte, ebenfalls zu einer eigentlichen Sprache zu gelangen, wenn diese Entwickelung wirklich nur die natürliche und nothwendige Folge einer fortgesetzten Wirksamkeit der aller-

einfachsten und primitivsten psychischen Hergänge war, solcher Hergänge, die sich bei den geistig am höchsten entwickelten Thieren, wenn auch nicht ganz in demselben Grade, so doch durchaus in derselben Weise vorfinden, wie beim Menschen. Allerdings werden wir gewisse Analoga für den ersten Keim des entstehenden Sprachvermögens auch in der Thierwelt anerkennen müssen. Man wird nicht bezweifeln können, dass auch bei dem Hunde sich innere Wahrnehmungen in Reflexbewegungen der Sprachorgane äussern, dass dann die Wahrnehmung des dadurch hervorgebrachten Lautes sich mit jener ersten Wahrnehmung derart associire, dass die eine durch die andere hinfort immer mit erregt werde. Aber die durch Reflexbewegung hervorgebrachten Töne sind wegen der äusserst unvortheilhaften Organisation der Sprachwerkzeuge gerade bei denjenigen Thieren, deren Intellect am reichsten ausgebildet ist, zu vage, zu schwankend, zu wenig fixirt und charakterisirt, als dass sich eine Menge verschiedener sehr bestimmter innerer Wahrnehmungen mit ihnen verknüpfen könnte. Bei anderen Thierarten, deren Sprachwerkzeuge günstiger construirt sind, scheint wieder die Leistungsfähigkeit des Gehirns eine zu geringe zu sein; die inneren Anschauungen sind nicht deutlich und bestimmt genug, um sich mit einem ganz bestimmt charakterisirten Laut associiren zu können. So sind alle Thierarten durch ihre in verschiedener Hinsicht ungünstige Organisation gehindert, die in ihnen vorhandenen ersten Ansätze zur Entwickelung der Sprache bis auf den Punkt fortzubilden, den wir vorhin als den Anfang einer eigentlichen Sprache bezeichnen konnten.

Die Frage, ob ein einmaliger oder mehrmaliger Ursprung der Sprache anzunehmen sei, will ich noch kurz berühren. Man wird aus der oben vorgetragenen Theorie von der Entstehung aller Sprachverschiedenheiten durch fortwährende Variirung, Divergenz und Aussterben der Mittelstufen, leicht geneigt sein, ersteres anzunehmen. Doch wäre das ein sehr voreiliger Schluss. Auch aus dem Umstande, dass wir nirgends Menschenrassen ohne Sprache antreffen, ist noch nicht zu schliessen, dass die Sprache bereits ein Besitzthum des Urälternpaars oder der Stammrasse aller Menschen war. Im Gegentheil, diese Annahme wäre im höchsten Grade unwahrscheinlich. Dass ein so gewaltiger Schritt in der Entwickelung, wie die Sprachschöpfung ist, gleich damals schon gethan worden wäre, als sich eben erst der homo primigenius aus einer vortheilhaft organisirten Varietät der nächstverwandten Art zu einer besonderen Species heranzubilden begann, ist nicht anzunehmen. Es wird dazwischen

eine lange Reihe von Generationen liegen müssen, die Species wird bereits sehr zahlreich und weitverbreitet gewesen sein, wahrscheinlich wohl schon zu einer ganzen Gattung mit beginnenden und bereits ausgeprägten Arten gediehen sein, ehe ihre Organisation vortheilhaft genug ausgebildet war, dass sich die Sprache bilden konnte. Nun ist sehr wohl möglich, dass die Sprachbildung zuerst bei einer einzigen besonders günstig entwickelten Menschenspecies eingetreten sei, dass dann die sprachlosen Rassen im Kampfe um das Dasein gegen diese eine bevorzugte untergegangen seien, und dass somit alle uns bekannten Menschenrassen mit ihren Sprachen von dieser einen Species abstammen. Ebenso möglich ist es aber auch, dass mehrere von einander weit getrennte Rassen gleichzeitig und unabhängig von einander den Anfang der Sprachbildung machten, da ja die allgemeinen physiologischen Vorbedingungen bei der ganzen Gattung vorhanden sein mussten. Bleibt man aber auch bei obiger Annahme, so kann doch jene eine Ursprache unmöglich schon in dem ausgeprägtesten Sinne des Wortes eine wirkliche Sprache gewesen sein. Zwischen lebhaft thätigen, leicht erregbaren, und in ihren akustischen Producten ziemlich reich ausgeprägten Reflexbewegungen der Sprachorgane und dem was wir unter Sprache verstehen, liegt noch eine lange Reihe Entwickelung mit vielen allmäligen Uebergängen. Nur eine solche Mittelstufe könnte von jenem Urstamm erreicht worden sein. Erst seine weiterverbreiteten Descendenten werden zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten es zu einer wirklichen Sprache gebracht haben. So sind denn der Ursprachen, aus denen alle weiteren durch Variirung und Divergenz entstanden sind, jedenfalls mehrere anzunehmen, und die Zurückführung aller bekannten Sprachen auf eine Ursprache wäre nicht bloss wegen der Lückenhaftigkeit des Materials, das uns zur Vergleichung vorliegt, unmöglich, sondern weil eine solche einzige Ursprache in der That niemals vorhanden war.

Blicken wir jetzt noch einmal auf alle die hier erörterten Hergänge zurück, so ist denn doch die Analogie zwischen der Entstehung der Sprachverschiedenheiten und der der organischen Arten eine sehr oberflächliche und äusserliche. Nicht nur, dass die Sprachen und die Organismen an sich durchaus heterogene unvergleichbare Objecte sind, auch die allgemeinen Ursachen, durch welche hier und dort die fortschreitende Veränderung und die Spaltung in gesonderte Arten bewirkt wird, sind gänzlich verschiedene. Wie dort alles auf der physischen Abstammung beruht, so hier alles

auf dem socialen Verkehr und geistigen Austausch. Das reale Band, welches verwandte Sprachen mit einander verknüpft, liegt nicht in dem physiologischen Begriff der Vererbung, sondern in dem historischen Begriff der Ueberlieferung, einem Begriff, der überhaupt nur auf geistigem Gebiet Anwendung finden kann. Wenn also Schleicher und noch ein anderer, nicht minder berühmter Sprachforscher, Max Müller, der Ansicht sind, dass die Sprachwissenschaft, gänzlich verschieden von allen historischen Wissenschaften, den Naturwissenschaften beigezählt werden müsse, so können wir dem unmöglich beistimmen. Man darf sich durch solche bildliche Ausdrücke wie Abstammung, Verwandtschaft, Descendenz, Wachsthum, Altern und Aussterben der Sprachen nicht irre leiten lassen; die realen Hergänge, die damit bezeichnet werden, haben mit den betreffenden physiologischen Hergängen schlechterdings gar nichts gemein, als den Namen. Es ist ein Irrthum, zu glauben, dass die Entwickelung der Sprache auf wesentlich anderen Grundlagen beruhe, als die Entwickelung jedes anderen Culturzweiges. Die mythologischen Vorstellungen, die Rechtsideen und die ästhetischen Geschmacksrichtungen der Völker entwickeln sich gerade ebenso stetig und allmälig, im Grossen und Ganzen viel weniger durch bewusste Neuerungen, als durch unwillkürlich wirkende Triebe weiter gefördert. Es ist nur ein relativer Unterschied, wenn der grosse Entwickelungsprocess der Sprache noch mehr als jede andere Culturentwickelung sich unbewusst vollzieht. Je weiter die Culturentwickelung fortschreitet, um so mehr machen sich überall Absicht und Bewusstsein geltend; so ist es auf sprachlichem Gebiet der Fall, und so auch auf jedem anderen Culturgebiet. Den psychologischen Factoren, die dabei wirksam sind, nachzuspüren, das ist die Aufgabe aller historischen Wissenschaften. Es ist eine übel angebrachte Bescheidenheit gegen unser wissenschaftliches Nachbargebiet, wenn wir unsere eigene Berechtigung nicht anders zu documentiren wissen, als indem wir unsere Disciplinen für naturwissenschaftliche ausgeben. Eine streng begriffliche Trennung wird die Berechtigung beider nebeneinander viel besser begründen, als eine unklare Vermischung. Die historisch-theoretischen Disciplinen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Religionswissenschaft, Kunstwissenschaft, Rechts- und Staatswissenschaft sind durchaus verschieden von den philosophischen Disciplinen der Logik, Aesthetik und Ethik. Sie sind reine Erfahrungswissenschaften, ihre Methode ist ausschliesslich die inductive, ihre Betrachtungsweise nirgends eine teleologische, sondern überall

nur auf den Causalzusammenhang der Erscheinungen gerichtet. Es ist nicht ihre Aufgabe und Absicht, praktische Anleitungen zur möglichst vollendeten Ausübung der Sprachen, der Staatsverwaltung, der schönen Künste, des moralischen Handelns, der religiösen Gefühle oder des wissenschaftlichen Denkens zu geben, sondern ganz objectiv nur die Natur und das Wesen dieser Erscheinungen, ihren Ursprung und die Gesetze ihrer Entwickelung zu ergründen. Sie wollen nicht vorschreiben, was sein soll, sondern blos ermitteln, was wirklich ist. Die Abgrenzung der historischen Wissenschaften gegen die Naturwissenschaften liegt in dem Stoff, den sie behandeln. Beide haben es nur mit den Erscheinungen der realen Welt zu thun; diese mit den Naturerscheinungen, jene mit den Culturerscheinungen. Zu letzteren rechnen wir aber alle diejenigen Erscheinungen, in denen ausser den allgemeinen physikalischen auch specifisch psychologische Factoren wirksam sind. So lange wir nicht im Stande sind, alle, auch die complicirtesten psychologischen Hergänge auf einfache physikalische Gesetze zurück zu führen, werden wir diese Theilung des gesammten Gebietes unserer Erfahrung in Naturwissenschaften und historische Wissenschaften aufrecht erhalten müssen. Dass dieser Dualismus in unserem Denken endlich einmal versöhnt werde, das ist ja das Ziel aller Bemühungen auf beiden Gebieten, aber es ist nichts damit gewonnen, sich vorzureden, dass die Schranke bereits gefallen sei, die uns noch überall im Wege steht.

Dr. Arthur Amelung.

Kaiser und Reich.

Ein am 20. Februar (4. März) gehaltener populärer Vortrag.

Das Volk der Denker ist zum Volk der That geworden. Grossen Philosophen sind grosse Strategen gefolgt. Die Zeit der Lyrik ist vorüber, die Zeit der Epopöen hat begonnen, das Volk der Gemüthlichkeit ist zum kriegerischsten geworden. Es hat die sieggewohnten Heere geschlagen, Heere des Kaiserthums, Heere der Republik, es hat die unbezwingbaren, jungfräulichen Festungen bezwungen. Deutschlands Volk in Waffen hat den Einen Furcht, den Anderen Bewunderung abgerungen, siegend hat es sich selbst überwunden: ein gesittetes Kriegsheer ist es dahingezogen.

Bewährt und aufgerichtet hat sich endlich das deutsche als das einige mächtige Volk. Daheim wird es ungestört wohnen, draussen, im Rathe der Völker, seine gewichtige Stimme vernehmen lassen, Gerechten zum Schutz und Trutz, Uebermüthigen und Verwegenen zur Warnung und Zucht.

Das politische Gleichgewicht hat seinen festen unverrückbaren Mittelpunkt gefunden. Das starke Volk im Reich der Mitte ist dem Weltfrieden zum Hüter und Wächter bestellt. Das in Trümmern gegangene Empire war trotz des Kaisers Wort nicht der Friede, das Kaiserreich wird es wegen des kaiserlichen Wortes sein. „Nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung“ hat der neue deutsche Kaiser verhiessen Mehrer des Reichs zu sein. Das deutsche Volk ist ein friedliches, sein Kaiser vermag kein Friedensbrecher zu sein. Das eigene Volk wird er schützen, fremde nicht anfallen.

„Die Tage der Befreiungskriege sie kehren zurück,“ so hallte es wieder von Mark zu Mark, von Gau zu Gau, von Land zu Land in der Stunde hochgehender Begeisterung. Dass aber die Tage nach dem Kampfe, die Tage des Friedens dieses mal andere werden, das ist des Volks zuversichtliche Hoffnung. Nicht sollen abermals

den Tagen äusserer Befreiung Jahre innerer Unfreiheit folgen. Dem Volk, welches vor Jahrzehnten, nach abgeworfener Fremdherrschaft, nach Einheit und Freiheit verlangte, ward — der Bundestag. Eine büreaukratische Körperschaft, dynastischem Particularismus zum Schutz, nationalem Universalismus zur Abwehr, eine Obervormundschaftsbehörde des beschränkten Unterthanenverstandes, ein jeglichem Freiheitsdrange wehrendes Polizeiinstitut. Aber die dem Volk verhiessenen Verfassungen, sie verliessen Jahrzehnte hindurch nicht den Bereich der frommen Wünsche. Nur wenige Fürsten gedachten nach wieder erlangter Selbstherrlichkeit und Befreiung des vaterländischen Bodens durch des Volks Blut Dessen, was sie diesem Volk beim Aufruf zum Kriegeszug gegen den Unterdrücker Deutschlands in der Stunde der Gefahr gelobt.

Doch heute ist es anders geworden. Schon vom Kriegsschauplatz her ist ein einiges Deutschland geschaffen, sind Kaiser und Reich verkündet, sind des deutschen Volkes Vertreter zum Reichstag berufen. Zur Abwehr des Feindes ist das Volk in Waffen ausgezogen, erkämpft aber hat es des Vaterlandes Einheit und Macht. Was Jahrzehnte politischen Ringens in den Marken des Landes nicht vermocht, das haben wenige Monde kriegerischen Kampfs auf fremdem Boden vollbracht. Was 1849 in Frankfurt, der alten Kaiserstadt, den Vertretern des Volks nicht gelang: Preussens König zu Deutschlands Kaiser zu erheben, weil damals die mächtigeren unter den Mitfürsten ihre Zustimmung geweigert, das ist jetzt vom Nachfolger eines der versagenden Mitfürsten beantragt, in Versailles, der Königsstadt des feindlichsten politischen Widersachers Deutschlands, zum Vollzug gekommen. Die Saat des Jahres 1866 ist aufgegangen. Das wesentlich undeutsche, mehr slavische Oesterreich war aus Deutschland gewiesen, das deutsche Preussen hatte die Leitung Deutschlands erkämpft. Die norddeutschen Staaten verknüpfte im norddeutschen Bunde ein engeres politisches Band, mit den Süddeutschen waren sie verbunden zu Schutz und Trutz, die Volksvertreter Nord- und Süddeutschlands tagten, wenn auch zunächst nur im Zollparlament. Nicht blos äussere Gegner wie Frankreich und Oesterreich, auch innere: die süddeutschen Grossdeutschen, Patrioten und Demokraten wehrten engeren Verband. Die Feinde deutscher Einheit haben sie vollbringen helfen. In der gemeinsamen Erhebung zur Abwehr des Anfalls von Deutschlands Marken haben Nord und Süd des Haders vergessen und sind die süddeutschen Widersacher vom lauten Ruf des einheitskräftigen Volks übertönt. Einsam trauern

die Jörg's, die Kolb's u. A. Dennoch wird ihnen: Süddeutschlands Grossdeutschen, Patrioten und Demokraten Deutschlands Einheit allezeit verbunden bleiben, denn sie trieben die süddeutschen Fürsten in den Bund hinein. Ihr Sturmlaufen gegen die Allianzverträge, selbst gegen die angenommenen, ihre extravaganten Angriffe gegen die bestehende Militärorganisation, ihr unausgesetztes Drängen auf Einführung des Milizheeres, der künftigen republikanischen Armee, die maasslosen Ausschreitungen ihrer Presse und eine jede Staatsordnung gefährdende Bearbeitung der Volksmassen, ihre Verbindungen mit den socialistischen Elementen und dem europäischen Flüchtlings-Radicalismus, ihre ganze antinationale Hinneigung zu Frankreich, mussten auch die begeistertsten Particularisten belehren, dass die Südstaaten einer Katastrophe entgegen trieben, welche Wohlstand und Existenz in Frage stellte. Die jesuitisch-ultramontanen Fäden, welche zwischen dem napoleonischen Frankreich und dem infalliblen Papstthum in Rom hin und her liefen, spannen ein immer engeres Netz um Süddeutschland durch die bayerischen Patrioten und die Leiter der würtembergisch-badischen Grossdeutschen, ohne dass es die mit ihnen verbundenen Radicalen merkten oder merken wollten. Allen diesen nicht zu unterschätzenden Gefahren, dem Schicksale Hannovers und Kurhessens von der einen Seite oder der Unterwerfung unter ein französisch-römisches, möglicherweise französisch-republikanisches Protektorat auf der anderen Seite waren die Südstaaten unmittelbar vor Ausbruch des Krieges ausgesetzt und sie würden einen sie in unabsehbare Verwickelungen führenden Fehltritt begangen haben, wenn sie, nachdem diese Gefahren durch ihre vertragstreue Haltung als Schutz- und Trutzverbündete des norddeutschen Bundes und durch die Siege auf dem Schlachtfelde glücklich beseitigt waren, nicht den einzigen Schritt, der sie für die Zukunft hiegegen schützen konnte, gethan hätten, den Schritt in den neuen deutschen Bund. Unter einander einen Sonderbund zu schliessen, war den süddeutschen Staaten trotz aller Verhandlungen und freundnachbarlichen Ermunterungen der beiden grössten Gegner der deutschen Einheit, Frankreichs und Oesterreichs, nicht gelungen. Baden hatte schon früher Eintritt in den norddeutschen Bund verlangt, aber wegen des Ausbleibens der anderen süddeutschen Staaten nicht bewilligt erhalten. Oesterreichs Protektorat war politisch wirkungslos geworden. Was die Königreiche auf eigene Hand für die Gesammtstaatsverfassung im Widerstreite gegen und zur Abwehr der preussischen Hegemonie 1850 in München, was sie in Verbindung

mit den Herzogthümern 1859 in Würzburg erstrebt unter der Aegide wenig volksthümlicher Männer, wie des bayerischen Ministerpräsidenten v. d. Pfordten, des damaligen königl. sächsischen Ministers, späteren österreichischen Reichskanzlers v. Beust, und des unsterblichen und unverbesserlichen hessen-darmstädtischen Ministers v. Dalwigk, — das alles war kaum beachtet an den Grossstaaten und dem deutschen Volk vorübergegangen, und so blieb denn den süddeutschen Staaten und Hessen, im Innern bedroht und zu eigener politischer Verbindung unter einander erwiesenermaassen unfähig, kein anderer Ausweg, als durch ihren Hinzutritt den norddeutschen Bund in einen deutschen zu wandeln, aus der Noth eine Tugend machend und zum Schutz des Particularismus sich in den Universalismus flüchtend.

Nicht aber bloss durch die deutschen Volksmänner der frankfurter Nationalversammlung von 1848, auch durch die Wiederbelebung der Traditionen der deutschen Kaiserzeit, vor Allem durch begeisterte Geschichtsschreiber wie Giesebrecht, erschien die Neubegründung des Kaiserthums als die die Einheit des Volkes rettende, als die dessen Macht nach Aussen auf den Höhepunkt erhebende That. Einem deutschen Kaiser wollte Süddeutschland sich fügen, preussischem Particularismus sich unterzuordnen, war es nicht gewillt. Was aber das alte Kaiserthum wider die nationale Einheit gefehlt, das wurde im wissenschaftlichen Streit zwischen Sybel, Ficker und Wydenbrugk ausgetragen und sollte dem neuen zur Warnung und Besserung dienen. Und so sind denn auch in unseren Tagen Kaiser und Reich anderer Gestalt und anderer Tendenz. Keine Wahlumtriebe sollten mehr bei der Besetzung des erledigten Kaiserstuhles den Frieden des Reichs trüben, die Gegenkaiser für immer zur Unmöglichkeit werden. Daher ward dem preussischen Königthum für ewige Zeiten die deutsche Kaiserwürde angefügt. Das deutsche Reich sollte nicht mehr zugleich auch ein heiliges und römisches, sondern nur ein Reich deutscher Nation sein. Der Reichstag sollte nicht mehr blos die Sonderinteressen der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte in drei getrennten Collegien, sondern die Gesammtinteressen des Volks in einer Versammlung vertreten.

Das alte Reich nannte sich heiliges. Päpste und fremde Fürsten erkannten es als solches an. Ja der Kaiser ward mitunter in seinem Verhältniss zu Christo als seinem Machtgeber, vicarius Christi genannt. Hand in Hand mit der Kirche hatte er die Welt zu christianisiren. Noch der letzte gelobte in seiner Wahlcapitulation (1792) „dass er in Zeit solcher seiner Würde, Amt und Regierung die

Christenheit, den Stuhl zu Rom, päpstliche Heiligkeit und christliche Kirche als derselben Advocat in gutem, treulichen Schutz und Schirm halten solle und wolle." — Der Kaiser hielt sich selbst für den Herrscher der Christenheit. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) ward in Carl V. Namen dem päpstlichen Nuntius erklärt: „Wohl wisse der unüberwindlichste Kaiser, dass er der Christenheit zum höchsten Gubernator auf Erden von Gott gesetzt und gegeben sei." Die alte Kaiserkrone wird vor der Stirn von einem goldenen Kreuz überragt. Eine der Platten der Krone zeigt das Bild des auf einem Stuhl zwischen zwei Cherubim sitzenden Herrn, mit der Rechten segnend, in der Linken ein Buch, darüber die Worte „per me reges regnant, durch mich regieren die Könige." Auch das Kaiserschwert trägt zwischen Griff und Klinge das Kreuz mit den Worten „Christus siegt, Christus regiert als König, Christus herrscht als Imperator." *)

Der neue deutsche Kaiser spricht weder die Prätensionen noch die Symbole des alten an, nicht ein mal die Kaiserkrönung steht in sicherer Aussicht, wenngleich Aachen als der ältere Krönungsort sich die Bevorzugung erbeten, während der jüngere aber letzte, Frankfurt, über den Verlust seiner Souveränität noch immer trauernd und grollend sich in Schweigen hüllt. — Ein christlich Reich wird auch das neue sein, aber sich nicht für christlicher, zur Ausbreitung und zum Schutz des Christenthums für befähigter halten als andere. Dem Kaiser wird es aber als König von Preussen unvergessen bleiben, dass der Papst Clemens XI. (1701) auf das stärkste gegen die neue preussische Königswürde protestirt, dass er sie als ein unerhörtes und für den apostolischen Stuhl injuriöses Factum bezeichnet hat. Denn es laufe zuwider den heiligen Satzungen der Kirche, welche verordneten, dass ein ketzerischer Fürst nicht sowohl zu neuen Ehren erhöht werde, als vielmehr alter Ehren verlustig gehe." Und jetzt sucht der Papst als Bittflehender Schutz beim ketzerischen Kaiser und König. Der neue Kaiser bedarf aber des Papstes ebensowenig als der König seiner bedurfte, er wird ihn nicht schirmen gegen seinen ungerathenen, zum zweiten mal excommunicirten und doch so übermüthig um den Segen des heiligen Vaters flehenden Sohn Victor Emanuel. Nicht folgt der Machthaber Deutschlands ferner dem Hülfe rufenden Papst, die Zeit der Römerzüge ist vorüber. Nur deutsche Künstler und Gelehrte wird noch ferner die Sehnsucht nach

*) Lancizolle, die Bedeutung der römisch-deutschen Kaiserwürde, Berlin, 1856.

der ewigen Roma treiben. Der Kaiser wird dem Papst nichts weiter als ein diplomatischer Freund sein. Einem Könige Preussens, das den Geschichtsschreiber der Päpste zu einem seiner berühmtesten Gelehrten zählt, kann die Politik der Päpste und vor Allem der Wärmegrad ihrer Freundschaft für ketzerische Fürsten nicht unbekannt sein. — In freudiger Anerkennung, dass sich in dem beendeten Kriege ein herrliches Zusammenwirken der höchsten göttlichen und menschlichen Factoren offenbart, hat eine lutherische Stimme dem Verlangen nach einer deutschen Volkskirche Ausdruck gegeben, in welcher Nationales und Christliches, das bisher aus einander und zum Theil wider einander gewesen, zu einer heiligen Geistesmacht sich durchdringen und zu der Alles, was noch im deutschen Volk gesund ist, helfen soll. Katholische Stimmen haben in den letzten Tagen die Stiftung eines katholischen Weltreichs gefordert. Beide Pläne haben etwas Gemeinsames: sie wollen Getrenntes einen. Aber wie sollen Millionen deutscher Protestanten und Katholiken zu einer Volkskirche sich einen ohne Preisgeben ihrer Confessionen — oder soll etwa einer deutsch-protestantischen gegenüber eine deutsch-katholische Volkskirche sich aufrichten als zwei kirchliche Staaten in dem einen politischen Staat zu ewigem Hader und Zwist unter und wider einander? Und wie soll ein katholisches Weltreich anders als durch Feuer und Schwert gegründet werden? Denn welche Staaten werden wohl ihre Territorien mit überwiegender katholischer Bevölkerung bereitwilligst und freundlichst zur Begründung eines katholischen Weltreichs abtreten, in der sicheren Aussicht, in dem katholischen Staat einen Widersacher gegen den protestantischen und überhaupt einen Unterdrücker alles Protestantischen sich zu schaffen? Und hat etwa der Staat auf kirchlicher Basis, hat der Kirchenstaat, haben die zahlreichen geistlichen Fürstenthümer Deutschlands sich bewährt? Die letzteren sind alle untergegangen und dem ersteren hat ein berliner Gelehrter eine Gedächtnissrede zu halten sich angeschickt; ob zu früh, wird die Zukunft lehren. — Das neue deutsche Reich aber hat weder den Beruf, der religiösen Einheit die Wege zu bahnen, denn das ist die Sache der Kirche, noch die katholisch-politische Einheit herzustellen, noch die Zeiten des 30-jährigen Krieges wieder für Deutschland heraufzubeschwören.

Das alte Reich war ein römisches. Die Kaiser nennen sich selbst Regierungsnachfolger der römischen. Noch im 16. Jahrhundert wird vom Kaiser Maximilian der Kaiser Justinian „unser Vorfahr am Reich löblicher Gedächtniss“ genannt. Gefällige Historiker

knüpfen an das Verzeichniss der römischen Kaiser unmittelbar das der deutschen an. Die Rückseite der deutsch-kaiserlichen Bullen trug eine bildliche Darstellung der Stadt Rom —: Mauern und Thürme, mit der Umschrift „Roma, das Haupt der Welt, sie hält die Zügel des Erdreichs." Der goldene, nach einem Dichter des 12. Jahrhunderts mit Erde aus den 4 Himmelsgegenden gefüllte Reichsapfel versinnlicht die Weltherrschaft des Kaisers. Indess ist lange Zeit vor dem Erlöschen des Kaiserthums von einer darin liegenden christlichen Weltmonarchie nicht mehr die Rede gewesen. – Kaiser Wilhelm aber genügt, dass er ein Hohenzoller, dass er König von Preussen ist, er bedarf keiner anderen fremden Stammbäume. Selbst nach der Kaiserkrone hat er nicht die Hand ausgestreckt, nur dem einstimmigen Wunsch deutscher Fürsten und Freistädte leistete er Folge und seinen Entschluss zur Annahme des Gebotenen zeitigten und begrüssten Abgeordnete des deutschen Volkes, zahllose Adressen aus der Mitte desselben und Glückwünsche auswärtiger Mächte. Nur die Socialdemokraten und die Unverbesserlichen aus den bayerischen Patrioten versagten mit Selbstgefühl ihre Zustimmung, in der richtigen Einsicht, dass nun ihrem Treiben wider die monarchische und deutsche Einheit ein Ende gesetzt sei, dass des deutschen Reiches Anfang ihren Untergang, seine Kraft ihre Ohnmacht bedeute.

Ist nun das neue Reich weder ein heiliges noch ein römisches, so bleibt ihm nur übrig, ein Reich deutscher Nation zu sein. Die Tendenz der Weltherrschaft des alten liegt ihm fern. Den Italienern, welche Preussens Uebermacht für den nun eingetretenen Fall neuer Annexionen befürchten, ruft der berühmte Geschichtsschreiber Roms, Theodor Mommsen, zu: „Als Deutsche, Liberale und Protestanten verwerfen wir jenen nicht preussischen, sondern österreichischen Traum eines 70 Millionen-Reichs, das nicht mehr deutsch sein würde, sondern ein Mischmasch von unzähligen Nationalitäten, das kein anderes Regiment als die Autokratie zuliesse, dessen Mehrheit nicht mehr protestantisch, sondern katholisch wäre." Italien, welches durch Preussen selbst mit aufgerichtet worden, mag ruhig sein, das neue Reich will auch ein nationales sein, es theilt nicht die Sehnsucht der alten Kaiser nach dem Besitz des Ausgangspunktes der römischen Weltherrschaft. — Ist aber das deutsche Reich ein nationales, wenn es schon bei seinem Entstehen französische Territorien annectirt? Nicht nur sind Elsass und Lothringen Deutschland einst durch Ränke und List verloren gegangen, nicht nur hat

man in der Annexion früherer Territorien Maass gehalten, denn auch die Bisthümer Toul und Verdun gehörten zum Reich und von Lothringen ist nur der deutsche Theil annectirt, sondern es ist auch der Bevölkerung überlassen, nach Art des Vorganges bei der Lostrennung Belgiens von Holland, Deutschlands oder Frankreichs Staatsbürger zu sein. Denjenigen aber, welche der Meinung sind, dass durch Gebietsabtretungen die französische Ehre verletzt werde, hat schon 1815 der Vertreter der Niederlande, Hans v. Gagern, zugerufen: „Die französische Ehre ist nichts anderes als die der übrigen Völker. Landverlust gehört zu den Folgen des Besiegtseins." Mit richtigem Blick in die Zukunft fährt v. Gagern fort: „Der Besitz des Elsass ist für die Franzosen nur eine Nahrung des Stolzes, nur eine Versuchung und ein Antrieb mehr, die ganze Rheingrenze zu nehmen. Aehnliche Gelüste werden nicht ausbleiben." Die Gelüste sind nicht ausgeblieben. Deutschland war damals nicht politisch vollkräftig genug, auch trotz des Widerspruchs eifersüchtiger und zu seiner politischen Bevormundung geneigter und gewohnter Mächte, v. Gagern's Rath zu befolgen: „Besser also den Franzosen jeden Vorwand nehmen, jede Berührung mit den Ufern des Rheins, die seit tausenden von Jahren unser altes Erbe sind." Dem heutigen geeinten Deutschland, welches die einem grossen Staat schlecht anstehende politische Schüchternheit abgestreift und zu politischem Selbstgefühl, zum Bewusstsein seiner Macht und Aufgaben gelangte, ist es gelungen, Gagern's Wunsch zu erfüllen.

In einem Blatt deutscher Zunge, wenn auch nicht deutscher Gesinnung, in dem gelben „historisch-politischen": dem Organ der ultramontan-grossdeutschen Politik, finden wir eine das übrige Europa warnende Prophezeiung. Herrn Dr. Jörg hat von einem germanischen Weltreich geträumt. Er sieht die Zertrümmerung Oesterreichs mit dem deutsch-französischen Friedensschluss besiegelt. Er sieht Holland, weil es im Bereich der natürlichen Entwickelung der neuen Weltmacht liegt, — einen Theil von Belgien, welcher schon wegen der Abrundung nicht ausser Spiel bleiben könne, — und Dänemark, weil es sich dann zwischen der Nord- und Ostsee nicht wieder eindrängen dürfe, dem germanischen Weltreich verfallen. Wer aber aus dem Reich der Träume auf den Boden der Wirklichkeit zurückkehren will, wer Deutschlands territoriale Genügsamkeit kennen zu lernen geneigt ist, der nehme Wolfgang Menzel's Buch: „Unsere Grenzen" zur Hand, und er wird den historischen Beweis erbracht finden, dass Deutschland fast überall von Ländern umgeben

ist, welche ihm einst gehört, so dass Heinrich v. Treitschke mit Recht ausrufen kann: „Alle unsere Nachbarn sind meist auf Deutschlands Kosten gewachsen."

Das neue Reich will nur ein deutsches sein, aber dieses „nur" ist übergenug. Wenn die Begeisterung verflogen, welche die Kämpfer verschiedener Stämme geeint, welche auch die politischen Gegner ihres Widerstreites hat vergessen lassen, dann werden auch in den Tagen des Friedens bei ernster politischer Arbeit, beim Auf- und Ausbau des neuen Reichs noch die Geister sich tragen lassen müssen von der Begeisterung für politische Einheit. Dann werden sie sich dessen bewusst bleiben müssen, dass sie endlich erreicht, wonach sie seit den Befreiungskriegen vergeblich gerungen. Dann werden die Erinnerungen an die Sturm- und Drangperiode des Jahres 1848 und das Misslingen der zahlreichen Projecte von Regierungen und Männern des Volks in 20 langen Jahren, die blutigen Bruderkämpfe des Jahres 1866, die Emancipationskämpfe des deutschen Volks von französischem, Nord- und Süddeutschland trennenden Uebermuth, — dann werden alle diese wichtigen Momente der deutschen Einheitsbestrebungen und Kämpfe eben so viele Warnungen und Mahnungen sein, festzuhalten an dem Errungenen und stammesbrüderlich bei einander zu wohnen im neuen Reich

Unwillkürlich richten sich die Blicke nach der Hauptstadt des neuen Reichs, welche nicht allein von dem dem rückkehrenden siegreichen Heere entgegenbrausenden Jubel wiederhallt, sondern auch dem gerechten Schmerz um die gefallenen Söhne sich hingiebt. Deutschlands Siegerstolz ist nicht der Art, dass es über den Prunk des Siegesruhms den Verlust derer vergisst, welche ihr Bestes, ihr Leben dem Vaterland geopfert und den Schmerz derer, die um die Gefallenen als ihre Väter, Gatten, Söhne, Brüder oder Freunde trauern.

Wenn aber die Freude über die Wiederkehrenden, die Trauer um die Nichtheimgekehrten die Gemüther erregt und bewegt, dann wird die politische Arbeit des ersten vollen deutschen Reichstages am gleichen Ort beginnen. Wie werden da die mannigfachen politischen Parteien: die Conservativen, Liberalen und die Fortschrittspartei in Nord und Süd, die Freiconservativen, die Altliberalen und die Nationalliberalen des Nordens, die Grossdeutschen, Patrioten, Ultramontanen und Demokraten des Südens sich verbinden oder scheiden und überhaupt mit einander verständigen? Und welche nicht zu messende Arbeit harrt der leitenden Männer, die, wenn auch

siegreich, so doch kriegsmüde zur Heimat wiederkehren? — Wer den deutschen Individualisirungstrieb erkannt, wer es weiss, dass die deutsche Natur eine zäh particularistische ist und bleibt, weder aus Neigung noch Wahl, sondern aus unüberwindlicher, angeborener Anlage; wer es weiss, dass die Lenker und Fürsten des Reichs diese deutsche Natur nicht zu unificiren, sondern die Stammesunterschiede zu bewahren trachten, nicht blos weil sie die berechtigten Eigenthümlichkeiten zu achten gelobt, sondern weil Deutschland dieser Gliederung die bewundernswerthe gleichmässige Verbreitung der Bildung und des Wohlstandes über sein grosses Gebiet von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen verdankt, — der wird ermessen, dass allen Mitwirkenden, dass Kaiser und Reich eine neue ungleich schwierigere Aufgabe gesetzt ist als die eben gelöste.

Vermessen wäre es daher, wenn schon jetzt, statt des Ausbaues des eben erlangten Bundesstaates, der Einheitsstaat oder auch nur wesentliche Veränderungen der mit Mühe abgeschlossenen und abgewonnenen Verträge versucht werden sollten. Gegen den Einheitsstaat als die Auflösung aller politischen Verschiedenheiten in die politische Einförmigkeit, sprechen an sich die in der Natur der Deutschen liegenden, bereits angedeuteten Bedenken. Der „Genius des deutschen Volks," so lässt sich ein politisch gemässigter Süddeutscher in der ersten über den neuen Bund erschienenen Schrift vernehmen,*) „widerstrebt dem Einheitsstaat. Dieser Genius will eine stark-provinzielle, corporative und selbst individualisirende Gliederung. Er will der Centralgewalt geben was ihr Recht ist; aber er will nicht in allen seinen öffentlichen Angelegenheiten von einem Mittelpunkt aus regiert und reglementirt sein. Wie schon innerhalb der Einzelstaaten die Gemeinde und das in dem Gemeindeleben enthaltene Selbstverwaltungsrecht sich gegenüber einer schablonenmässigen Bureaukratie unter mannigfachen Kämpfen, namentlich in Süddeutschland zu behaupten vermocht hat, so konnte der mächtige Gedanke der Einheit des deutschen Volkes das Selbständigkeitsgefühl der in den Einzelstaaten zusammengelebten Stämme niemals überwinden. Es ist dies der gesunde Particularismus, welcher die Vortheile einer organischen Gliederung innerhalb eines mit der nöthigen Kraft der Centralregierung ausgestatteten Bundesstaates klar erkennt." — Die Forderung sofortiger Veränderungen aber der eben

*) Der neue deutsche Bund. Ein Beitrag zum Verständniss und zur Geschichte seiner Verfassung. Von einem Süddeutschen. Stuttgart, 1870.

geschlossenen Verträge würde nicht nur die kaum geknüpften politischen Beziehungen in Frage stellen, sondern wäre überhaupt auch nur dann gerechtfertigt, wenn irgend eine Bestimmung der Centralgewalt das Regieren des Ganzen unmöglich machen würde. Was in den Verträgen solche Hindernisse bereitet, wird aber von selbst weichen müssen und weichen.

Der Kampf, der die neue Ordnung der Dinge in Deutschland, der die deutsche Einheit, Kraft und Macht, der Kaiser und Reich begründet, ist ausgekämpft, der Friede besiegelt. Friede ist wieder in Europa. Mit Interesse, aber auch mit Grauen sind alle wahrhaft Humanen der Entwickelung des Kampfes gefolgt. Wenn aber die Herrschaft der Sittlichkeit neu befestigt aus diesem Kampfe hervorgeht, wenn die Völker im edlen Wettkampf für Sitte und Recht sich ihrer civilisatorischen Aufgabe jetzt um so mehr bewusst werden, wenn in Zukunft im Frieden errungen wird, wofür die Vergangenheit mit roher Gewalt gekämpft, dann ist der Riesenkampf zweier der vornehmsten Völker kein blos zu beklagender, dann ist er der schönste aller Befreiungskriege gewesen: die Befreiung vom Kriege.

Die Kriegslieder verstummen, Jubelhymnen erschallen dem wiedergekehrten Frieden. Das deutsche Volk ist wieder das gemüthliche geworden, freudig legt es die Rüstung ab und richtet sich ein am heimischen Heerd. Es hat eine schwere Arbeit gethan, aber wozu es auszog, das hat es vollbracht — ein festes Bollwerk hat es gegen den wälschen, zu immer neuen Anfällen bereiten Nachbar errichtet, es hat dem Vaterlande den Frieden erkämpft. Wenn aber wieder feindlicher Uebermuth Deutschlands Grenzen bedroht, dann wird sie schützen „Kaiser und Reich."

A. Bulmerincq.

Zur Schulfrage in Russland.

Russland's Schulverhältnisse haben sich in den letzten Jahren in vielfacher Hinsicht verbessert. Die Regierung ist mit grossem Eifer darauf bedacht, Universitäten und Gymnasien besser auszustatten als bisher, neue Anstalten dieser Art ins Leben zu rufen, für die untern Volksclassen durch Gründung von Elementarschulen zu sorgen. Auch in dieser Beziehung hat man grosse Hoffnungen auf die Organe der Selbstverwaltung gesetzt, welche allerdings an einzelnen Punkten des Reiches die Frage vom Schulzwang in Betrachtung gezogen und hier und da sogar neue Volksschulen gegründet haben. Die Curatoren der Lehrbezirke und deren Gehülfen sind in voller Thätigkeit. Es erscheinen fortwährend neue Entwürfe; man experimentirt nach verschiedenen Richtungen hin. Die Frage, ob den Naturwissenschaften und den praktischen Fächern oder den klassischen Sprachen der Vorzug zu geben sei, wird mit einem kolossalen Aufwande von Redefluss und Wortschwall sowohl in den Sitzungen der betreffenden Behörden als namentlich in der Presse besprochen und — bleibt offen. Man bleibt in dieser hochwichtigen Controverse stecken. Bald legt man, wie dieses namentlich von Seiten der „jungen Generation" geschieht, zu viel Gewicht auf die Naturwissenschaften, bald ereifert man sich allzusehr, wie Herr Katkow in Moskau und das Ministerium in der letzten Zeit, zu Gunsten der alten Sprachen. Vor nicht langer Zeit noch lagen zwei der bedeutendsten publicistischen Organe Russlands in Betreff der Schulfrage einander in den Haaren. Die „Moskauer Zeitung" und der „Europäische Bote." In den maassgebenden Kreisen nimmt man jetzt bekanntlich für die classischen Gymnasien Partei. Von oben her erfolgte vor nicht langer Zeit die Gründung des philosophischen Instituts in Petersburg, welches

Russland mit tüchtigen Lehrern der alten Sprachen versorgen soll; in Moskau erstand ebenfalls vor nicht sehr langer Zeit ein besonders bevorzugtes klassisches Gymnasium, welches sogar mit den Universitäten zu concurriren beabsichtigt, unter den Auspicien der Herausgeber der „Moskauer Zeitung." Bei den dürftigen Mitteln, über welche die Landschaftsversammlungen verfügen, giebt es von nichtofficieller Seite kein genügendes Gegengewicht, um einem solchen Fanatismus für die klassische Bildung entgegenzutreten.

Vor einigen Wochen nun erschien eine kleine Broschüre unter dem Titel: „Pädagogische Paradoxa meines Freundes." (Педагогическіе парадоксы моего пріятеля. Odessa, 1870. 34 Seiten.) Der Verfasser hat sich nicht genannt. Offenbar gehört er den Kreisen der Gesellschaft an, welchen ein tiefer Einblick in die Schulfrage gestattet ist. Wir haben es hier mit einem Fachgelehrten und Schulmanne zu thun, der mit ausgezeichneter Bildung und scharfem Urtheil eine ungewöhnliche Nüchternheit und Objectivität vereinigt. Mit eminentem Scharfsinne, hier und da mit glänzendem Witze, wird die Schulfrage in der Form eines gelegentlichen Gesprächs zweier Freunde erörtert. Wir gestehen, dass wir selten einen so meisterhaft geschriebenen Dialog gelesen haben wie diesen. Die leichte spielende Form, in welcher die wichtigsten Probleme der Bildungspolizei in Bezug auf Russland zur Sprache gebracht werden, übt einen grossen Reiz. Irren wir nicht, so ist diese Form auch deshalb gewählt, um das Incognito des Verfassers wirksamer zu wahren; die Absicht des letzteren, indem er sein geistvolles publicistisches Impromptu gewissermaassen als fliegendes Blatt erscheinen liess, war — die Frage von Realschulen und classischen Gymnasien, von technischen Specialschulen und Universitäten ganz objectiv zu behandeln, sie präciser zu stellen, als dieses bisher der Fall war, den maassgebenden officiellen Kreisen nützliche Winke zu geben. Das Ministerium kann aus diesen flüchtigen Aufzeichnungen, die vielmehr den Charakter von Aperçus als einer systematischen Auseinandersetzung haben, sehr viel herausnehmen.

Wir erwähnen in dem Folgenden die Hauptpunkte des Inhalts der kleinen Broschüre.

Den Ausgangspunkt des Gesprächs bildet die vor Kurzem verfügte Einführung des Unterrichts in der griechischen Sprache in allen Gymnasien, auch in solchen, wo bisher nur das Lateinische getrieben worden war. Hier wird nun zunächst darauf aufmerksam gemacht, dass es ja an Lehrkräften zur Besetzung solcher Lehrer-

stellen fehle; auf dem Papier nehme sich eine solche Maassregel recht gut aus, in der Wirklichkeit aber sei sie schwer auszuführen; man möge nicht, wenn man einen Bau aufführen wolle, mit dem Dache anfangen, statt ein Fundament zu legen.

Die Gymnasien, heisst es, sollen die Zöglinge auf das Universitätsstudium vorbereiten; dieses letztere aber erfordert selbstverständlich die Kenntniss der alten Sprachen. Folglich muss schon in den Gymnasien auf die classische Bildung viel Gewicht gelegt werden. So lautet das in den Instructionen der Regierung enthaltene Urtheil. Die Thatsachen aber widersprechen diesem Räsonnement ganz diametral. Das Publikum lehnt die Ansicht, dass die Gymnasien die Vorbereitung auf das Universitätsstudium bieten sollen, einfach dadurch ab, dass eine verschwindend kleine Minorität aller Gymnasiasten die Universität bezieht. Wenn in der That die Zöglinge der Gymnasien es in den alten Sprachen so weit brächten, als ein Universitätsstudium erfordert, wenn die Zöglinge der Gymnasien in denselben bis zum Austritt aus der höchsten Classe verweilten, um sodann die Universität zu beziehen, so hätten die Gymnasien ihren Zweck vollständig erreicht. Von alledem geschieht aber nichts oder sehr wenig. Man vergleiche die Zahl der Zöglinge in den unteren Gymnasialclassen mit der Zahl der Zöglinge in den oberen, und man wird finden, dass die letztere Zahl sehr klein ist. Von den aus den höchsten Classen der Gymnasien Austretenden beziehen auch bei Weitem nicht alle die Universität. Der Annahme des Verfassers der vorliegenden Broschüre zufolge beziehen 10 pCt. aller Gymnasiasten die Universität. Eine sehr grosse Majorität aller Lernenden also betrachtet das Gymnasium gar nicht als eine Vorstufe der Hochschule, begnügt sich mit dem Unterricht in den unteren Classen und bezweckt gar nicht eine speciell gelehrte Bildung. Abgesehen von dem Mangel an geistiger Fähigkeit, der sehr Viele vom Studium abhält, ist es der Mangel an materiellen Mitteln, der die jungen Leute veranlasst, baldmöglichst die Schule zu verlassen und sich einem Brodfache zu widmen.

Halten wir diese Angaben des Verfassers mit wohlbegründeten statistischen Daten zusammen, so ergiebt sich eine vollständige Bestätigung der Ansicht, dass die Gymnasien in Russland nicht wesentlich als eine Vorstufe der Universität betrachtet werden können.

In dem von C. Woldemar nach officiellen Quellen ausgearbeiteten Werke: „Zur Geschichte und Statistik der Gelehrten- und

Schulanstalten des kaiserlich russischen Ministeriums der Volksaufklärung," (St. Petersburg, 1865) werden S. 96—111 sehr genaue Tabellen über die Zahl der Lernenden in den Gymnasien nach Classen u. s. f. mitgetheilt. Daraus ist zu ersehen, dass die Zahl der Lernenden von Classe zu Classe abnimmt. In 95 Gymnasien gab es im Jahre 1863/64 28,202 Lernende. Von diesen kommen auf die erste bis sechste Classe je mehrere Tausende, in der siebenten Classe blieben 1479 übrig. Somit macht nur ein kleiner Theil aller Gymnasiasten den ganzen Gymnasialcursus durch. Diejenigen, welche die Gymnasien vor Beendigung des Cursus verlassen, zählen nach Tausenden, die anderen, welche den Cursus beenden, nach Hunderten. Auch von diesen letzteren treten weitaus nicht alle in die Universitäten und andere höhere Lehranstalten ein, sondern nur ein wenig mehr als die Hälfte. Somit sind von allen Gymnasiasten nur sehr wenige im Stande, sich einer höheren Ausbildung zu widmen. Die übrigen alle haben geringere Ansprüche. — Es bedarf keines weiteren Beweises, dass die Gymnasien ihrem Wesen nach nicht als Vorstufe zur Universität betrachtet werden können, wenn auch der Theorie nach ihre Bestimmung eine derartige sein mag. Die Intentionen der Regierung, wofern sie die Gymnasien als Vorbereitungsanstalt ansieht, werden von den Intentionen des Publikums durchkreuzt.

Mit Recht bemerkt der Verfasser, dass das Studium der classischen Sprachen nur dann wahrhaft fruchtbringend sei, wenn es weiter fortgesetzt werde als bis zur dritten Declination inclusive. Wenn also drei Viertel aller Zöglinge der classischen Gymnasien entlassen werden müssen, nachdem sie höchstens die Schwierigkeiten dieser dritten Declination überwältigt haben, d. h. wenn sie einiges Material erworben haben, dessen weitere Bearbeitung erst wirkliche Früchte trägt, ohne dessen weitere Bearbeitung aber dieses Material todt und unfruchtbar bleibt, so ist wohl einzusehen, dass die classischen Gymnasien als solche den Bedürfnissen der Majorität des Publikums nicht entsprechen.

Die von den classischen Gymnasien gebotene Ausbildung, sagt der Verfasser, ist einem Gebäude zu vergleichen, dessen Entwurf prachtvoll und dessen Grundlage solide und zweckmässig ist; nur bleibt zu bedauern, dass der Bau bei dem ersten Stockwerk unterbrochen wird, so dass später statt eines wohnlichen Hauses ein palastähnlicher Trümmerhaufen daraus entsteht.

Man sage nicht, dass das Publikum die Schuld an einem solchen Uebelstande trage, indem es auf die Vollendung des Gymnasialcursus verzichte. Das Publikum hat eben andere Bedürfnisse. „Es bittet um Brod; man giebt ihm Kuchen.“ Vielleicht wird man einwenden, dass das Publikum besonders in neuerer Zeit, seit dem Bestehen der Organe der Selbstverwaltung seine pädagogischen Bedürfnisse unabhängig von der Regierung befriedigen, also z. B. Realschulen gründen könne, so viele es bedürfe. Die Municipalverwaltungen, die „Semstwo,“ meint man, könnten ja die Lösung dieser Frage in die Hand nehmen.

Hierauf lässt sich erwidern, dass die Selbstverwaltung in Russland noch viel zu jungen Datums ist, um in solchen Fragen entscheidend, reformatorisch wirken zu können. Wenn auch nicht in Abrede gestellt werden soll, dass später oder früher die Landschaftsversammlungen eine grössere Reife erlangen und über Capacitäten verfügen werden, so ist doch gegenwärtig noch nicht an irgendwie glänzende und durchgreifende Ergebnisse dieser Organe der Selbstverwaltung zu denken. Sie sind vorläufig vollauf mit den materiellen Interessen beschäftigt, sie haben ihre Kinderschuhe noch nicht ausgetreten; sie lernen erst gehen. Man darf nicht von ihnen erwarten, dass sie auf tiefem Wasser schwimmen könnten. Noch giebt es Vicinalwege zu bauen, eine einigermaassen erträgliche Polizei einzurichten. Von einer richtigen Lösung der Schulfrage durch die „Semstwo“ ist man noch weit entfernt. Wenn schon das Ministerium, welchem kolossale materielle Hülfsmittel und Fachleute aller Art zur Begutachtung der einschlagenden Fragen zur Verfügung stehen, kaum seiner Sache sicher ist, verschiedene Experimente unternimmt und keineswegs unfehlbar erscheint, wie kann man von den Organen der Gesellschaft, welche noch in der Wirthschaftskrisis der Bauernemancipation steckt und aus der Hand in den Mund lebt, die Lösung einer Frage erwarten, welche der Zukunft angehört. Der Gesellschaft bleibt eben nichts anderes übrig, äls die Kinder in die Gymnasien zu schicken, hinterdrein aber zur Erkenntniss zu kommen, dass diese nicht eigentlich zweckentsprechend seien, worauf denn allerdings sehr abenteuerliche Vorschläge gemacht werden, wie z. B.: man solle doch classische Gymnasien ohne die alten Sprachen einrichten, oder man solle den Zöglingen der Kreisschulen das Zeugniss der Reife zum Eintritt in die Universität nicht versagen.

Die Regierung, meint der Verfasser, hat ernstlich die Pflicht, an die Gründung von Realschulen in ausgedehntem Maassstabe zu

gehen. Eine ungeheuere Majorität der Gesellschaft bedarf der Realschulen; wenn man es unterlässt, einem solchen Bedürfniss zu entsprechen, so werden die Gymnasien unfehlbar später oder früher unter dem Einflusse dieser Majorität den Charakter von Realschulen erhalten, was die classische Bildung, die Bedingungen für eine höhere Ausbildung in sehr bedenklicher Weise gefährden müsste. Die bisher bestehenden sogenannten Realgymnasien genügen keineswegs, weil sie erstens zu gering an Zahl, zweitens schlecht eingerichtet sind, und hauptsächlich deshalb, weil sie in dem ganzen System des Schulwesens und der Berufsarten keine ihrer Bedeutung entsprechende Stelle haben. Während die Zöglinge der Realgymnasien, wie sich von selbst versteht, keinen Anspruch haben, in die Universität aufgenommen zu werden, sind sie doch nicht hinreichend auf eine technische Berufsart vorbereitet. Sie müssen noch eine höhere technische Specialanstalt besuchen und solche giebt es fast ausschliesslich in St. Petersburg. Bei der ungeheueren Ausdehnung des Reiches ist dieses ein sehr grosser Uebelstand. Von Odessa, Tiflis oder Orenburg nach St. Peterzburg gehen zu müssen, um dort das technologische Institut oder dergl. zu besuchen, ist keine Kleinigkeit. Man müsste höhere technische Schulen in den verschiedenen Gegenden des Reiches errichten und dadurch einer so schädlichen Centralisation ein Ende machen, einer Centralisation, die ebendeshalb viel nachtheiliger wirkt, als etwa die Centralisation in Frankreich, weil es leichter ist, von jedem beliebigen Punkte in Frankreich nach Paris zu gelangen, als z. B. von einem Grenzpunkte des Charkower Lehrbezirks nach Charkow, von der Reise nach Moskau oder St. Petersburg gar nicht zu reden.

Der Verfasser macht auf einen eigenthümlichen Umstand aufmerksam. Weil die höheren technischen Schulen von den Provinzen so weit entfernt und überhaupt weniger zugänglich sind als die Universitäten, sieht man es sehr häufig, dass junge Leute aus den Hauptstädten mit Vermögen und in sorgenfreier Stellung in die technischen Hochschulen eintreten, während die Masse der Studenten, zumal in den provinziellen Universitäten aus gebildeten Proletariern besteht. Offenbar ist ein technisches Studium doch eher ein Brodstudium, als ein Studium auf der Universität. Es ist demnach ein völlig unnatürliches Verhältniss, dass die Armen sich den Wissenschaften widmen, während die Wohlhabenden sich zu Ingenieurs, Fabrikanten u. s. w. ausbilden. Es erscheint somit wünschenswerth, dass in den Provinzen höhere technische Schulen errichtet würden;

die grossen Summen, welche zur Errichtung und zum Unterhalt der Universitäten verwendet werden, könnten wahrscheinlich mehr Früchte tragen, wenn man dieselben zum Theil auf die Errichtung und den Unterhalt technischer Hochschulen verwenden wollte. Es entsteht die Frage, ob Russland zu viele Universitäten besitzt oder zu wenige. Der Verfasser entscheidet dieselbe folgendermaassen. Wenn auch später bei unvergleichlich weiterer Verbreitung der Elementarbildung die Gründung neuer Universitäten wünschenswerth erscheinen mag, so hat Russland doch gegenwärtig keineswegs zu wenig Universitäten, sogar verhältnissmässig mehr als selbst das mit Universitäten so reichlich versehene Deutschland. Wenn man nämlich die Ziffer der Lesen- und Schreiben-Könnenden in Deutschland mit der der deutschen Universitäten zusammenhält, so stellt sich heraus, dass auf jede deutsche Universität etwa 725,000 Lesen- und Schreiben-Könnende kommen. In Russland wird letztere Ziffer keineswegs erreicht. Berücksichtigt man ferner, dass in Deutschland das Fortbestehen mancher kleinerer Universitäten nur durch die Existenz unabhängiger, diesen Hochschulen zur Verfügung stehender Capitalien ermöglicht wird, so wird man noch eher zu dem Schluss gelangen, dass in Russland eine Art *embarras de richesse* an Universitäten bestehe. Betrachtet man die immer noch beträchtliche Anzahl unbesetzter Lehrstühle auf russischen Universitäten, so drängt sich Einem unwillkürlich der Gedanke auf, dass Russland der Aufgabe, so viele Universitäten zu besitzen, vorläufig nicht gewachsen sei. Es ist ein Luxus, den sich Russland zur Zeit eigentlich nicht erlauben dürfte. „Habe ich," lässt der Verfasser seinen Paradoxenjäger sagen, „nicht Geld genug, einen abonnirten Sperrsitz in der Oper zu besuchen, so ist es vernünftiger, sich eines solchen nicht zu befriedigenden Bedürfnisses zu entschlagen."

Dennoch ist der Verfasser weit davon entfernt, die Schliessung zweier oder dreier Universitäten zu beantragen. Er meint, es werde die Zeit kommen, wo Russland einer grösseren Anzahl von Universitäten bedürfen werde, wobei es sich als ein grosser Vortheil herausstellen werde, dass die gegenwärtig bestehenden Universitäten zu ihrer Entwickelung Zeit gehabt haben werden.

Die verhältnissmässig grosse Zahl Studirender auf den russischen Universitäten erscheint dem Verfasser nicht als ein Beweis eines wirklich in der Gesellschaft bestehenden Bedürfnisses nach rein wissenschaftlichen Hochschulen. Er ist der Ansicht, dass diese Frequenz sich erstens durch den Mangel an technischen Hochschulen

erklärt und zweitens durch die Stipendien, welche überreichlich die Existenz der Universitäten stützen. Hätte man technische Hochschulen an eben so vielen Orten des Reiches, als man Universitäten besitzt, so würden die Universitäten unvergleichlich schwächer besucht sein, und es wäre für Russland besser, wenn es mehr tüchtige Techniker erhielte und weniger solche junge Leute, die kaum zu einem anderen Beruf als zum Eintritt in den Staatsdienst tauglich sind. Was nun die Studirenden betreffe, so meint der Verfasser, es gebe viele junge Leute, die in die Universität wesentlich deshalb eintreten, weil ihnen dort eine solche Unterstützung zu Theil werde. Dadurch werde die Zahl der Studirenden in künstlicher Weise gesteigert. Es giebt allerdings Stipendien, welche aus Privatmitteln bestehen, diese sind ein Act der Wohlthätigkeit. Die aus Regierungscassen verabfolgten Stipendien sind indessen keineswegs ein Act der Wohlthätigkeit, insofern sie von den Steuerzahlern bestritten werden. Fast möchte man sie eine socialistische Maassregel nennen. Der Verfasser nennt sie eine Protectionssteuer zu Gunsten eines Industriezweiges, welcher sonst nicht genügend angebaut werden würde. Während in England, Frankreich und Deutschland durchschnittlich die Wohlhabenden studiren, ist es in Russland eine fast zur Regel gewordene Erscheinung, dass die Studirenden auf Erwerb durch Unterrichtertheilen und auf Stipendien angewiesen sind. Die ganze Studienzeit hindurch haben Viele mit materiellen Sorgen zu kämpfen; sehr viele Studenten haben nicht blos für ihr eigenes materielles Dasein zu sorgen, sondern auch für völlig mittellos dastehende Verwandte. Ein solcher Kampf um's Dasein ist dem Studiren wahrlich nicht sehr zuträglich. Hier sieht man recht eigentlich, wie es in Russland an dem mit kleinen aber soliden Capitalien versehenen Mittelstande fehlt, welcher in Deutschland die Söhne auf die Universität zu schicken pflegt. Das grösste Contingent der Studenten in Russland wird von der Classe der kleinen Beamten geliefert, welche fast durchaus gebildetes oder halbgebildetes Proletariat ist. Die höhere Beamtenclasse pflegte bisher ihre Söhne vorzugsweise in die geschlossenen Lehranstalten der Hauptstadt zu senden, in das Lyceum und die Rechtsschule, welche mit grossen Privilegien ausgestattet, für eine rasche Beamtenlaufbahn viel bessere Bürgschaft liefern als die Universitäten. Diese Anstalten haben einen durchaus aristokratischen Charakter gewahrt, während die Universitäten in prägnantester Weise die Demokratie repräsentiren. Dabei ist übrigens zu bemerken, dass die geschlossenen aristokratischen

Hochschulen wissenschaftlich wenig taugen, weil sie in sehr verfehlter Weise organisirt sind.

Durch die vielen Universitätsstipendien werden viele junge Leute von productiver Thätigkeit abgelenkt und wissenschaftlichen Studien zugeführt, in denen sie es um so seltener weit zu bringen vermögen, als die Stipendien oft in sehr leichtsinniger Weise auch an weniger Befähigte verliehen werden. Ob den Stipendiaten selbst damit eine wirkliche und dauernde Wohlthat erwiesen wird, ist fraglich. Oft werden sie durch das Stipendium, welches ihnen das Studiren überhaupt möglich macht, in einen Berufskreis gezogen, der ihre materiellen Bedürfnisse dennoch nicht zu befriedigen vermag. Viele, die durchaus tüchtige Gutsverwalter, Handlungscommis, Mechaniker, Gärtner u. dgl. geworden wären, sind später, wenn sie im Staatsdienst kümmerlich fortkommen, mit ihrem Schicksal unzufrieden. Das Universitätsstudium hat neue Bedürfnisse in ihnen geweckt, Bedürfnisse, welche in ihrer späteren Stellung nicht befriedigt werden können. An ein wissenschaftliches Fortarbeiten nach beendetem Universitätsstudium ist nur in den allerseltensten Fällen zu denken. Ein starkes Missverhältniss zwischen geistiger Bildung und materiellen Mitteln ist die sehr häufig vorkommende Folge solchen Studirens. Auch für den Staatsdienst ist es keineswegs erspriesslich, dass die Beamten meist ein Proletariat bilden. Manches Uebel der Büreaukratie, Gewinnsucht and Bestechlichkeit würde weniger oft angetroffen werden, wenn die Beamten durch ihre persönlichen Verhältnisse sorgenfrei gestellt wären.

Man sagt wohl zu Gunsten der Stipendien, sie seien schon deshalb nothwendig, weil sonst viele Stellen unbesetzt bleiben würden. Dieses ist nur halb wahr. Wenn man auch zugeben muss, dass allerdings für die ausreichende Besetzung der Lehrerstellen Stipendien nothwendig sein mögen, weil es sonst leicht an Studirenden der historisch-philologischen Facultäten fehlen würde, so gewiss ist es andererseits, dass in Betreff der juristischen Facultät eine solche Staatshülfe sehr übel angebracht ist. Bei dem kolossalen Andrange zu dieser Facultät, so dass die Zahl der Jura Studirenden ungefähr zehn mal so gross ist, als die der Historiker und Philologen, wäre an einen Mangel an Rechtsgelehrten und Beamten auch dann nicht zu denken, wenn selbst alle Stipendien der juristischen Facultät aufgehoben würden. Jede sich eröffnende Beamtenstelle wird sogleich besetzt. Viele warten lange auf günstige Gelegenheiten zum Staatsdienst. Die Zahl solcher Stellenjäger durch massenhafte

Stipendien von Seiten der Regierung noch zu vermehren, erscheint als sehr unzweckmässig. Mag so mancher Student auch der Unterstützung bedürfen, der Staat um seiner selbst willen braucht den Studenten der Jurisprudenz keinen Heller an Stipendien zu geben. Es erscheint für diese Verhältnisse charakteristisch, dass unzählige Candidaten auf Beamtenstellen warten, welche ihnen 600 Rubel im Jahre einbringen, während auf dem Gebiete der Technik, der Industrie und Landwirthschaft es oft sehr schwer hält, für den doppelten und dreifachen Lohn wahrhaft tüchtige Arbeitskräfte zu finden.

Es ist an der Zeit, zu der Erkenntniss zu gelangen, dass zwischen den verschiedenen Schulen nicht blos ein quantitativer, sondern auch ein qualitativer Unterschied bestehe, dass das Vorherrschen der Gymnasien und Universitäten im Wesentlichen den Bedürfnissen des Publikums in Russland nicht entspreche, dass dagegen die Gründung von Realschulen sowohl als auch von technischen Hochschulen ein dringendes Erforderniss sei. Dem System der Gelehrtenschulen muss ein System der Realschulen zur Seite stehen. Nicht von der Gesellschaft ist eine solche Reform zu erwarten, sondern die Regierung hat die Aufgabe, eine solche ins Werk zu setzen. Es ist ein Verdienst des anonymen Verfassers unserer Broschüre, diese Frage scharf beleuchtet zu haben.

Aus der Literatur

über deutsche Einheit und deutsches Reich.

1. Der Freiherr von Stein über deutsche Einheit und deutsches Kaiserthum. Ein Vortrag von Dr. Otto Mejer. Rostock, 1871.
2. Deutsche Reden von Wilhelm von Giesebrecht. Leipzig, 1871.
3. Der neue deutsche Bund. Von einem Süddeutschen. Stuttgart, 1870.
4. Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik von A. Lammers. Leipzig, 1871.

Von diesen vier Schriften sind die beiden ersten der Vorbereitung der deutschen Einheit und des deutschen Reichs gewidmet, die beiden letzten der Erfüllung. Die zwischen ihnen liegende Zeit füllt die Geschichte der Einheitsbestrebungen aus, wie sie u. A. auch durch Carl v. Kaltenborn für eine Zeit von 50 Jahren (1806—56) und sodann von Zöpfl und Zachariae d. j. weiterreichend in ihren Werken über deutsches Volks- und Bundesrecht, sowie endlich in einem trefflichen Artikel, bis in das Jahr 1870 hinein, im Bluntschlischen Staatswörterbuch durch Schulthess s. v. „Deutschland" geschildert sind.

1. In dem Mejer'schen Vortrag tritt uns Stein als ein „deutscher, ganz deutscher und blos deutscher" Staatsmann entgegen, der erst in reifen fünfziger Jahren einen thatsächlichen, dann aber unermüdeten Antheil an den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes zu nehmen beginnt. Von Friedrich Wilhelm III. zum Staatsminister berufen, nahm Stein, vom Könige wegen einer Einmischung in eine Cabinetsfrage hart angelassen, — indem dieser ihn als „einen widerspänstigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener" bezeichnet, „der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt das Beste des Staats vor Augen zu haben, nur durch Caprice geleitet aus Leidenschaft und aus persönlichem Hass und Erbitterung handelt, so dass auf dessen fernere Dienste, falls er

nicht sein respectwidriges und unanständiges Betragen ändern wolle, der Staat nicht zählen könne," — bald wieder seine Entlassung, ward aber von demselben Könige und in demselben Jahre wieder berufen, „weil er allein der Mann sei, dem untergehendeu Lande noch zu helfen." Aber schon im Jahre darauf nahm Stein abermals seinen Abschied (1808), dieses mal aus Rücksicht auf Preussen, da seine feindliche Gesinnung gegen Frankreich, insbesondere Napoleon, zu sehr bekannt war. Erklärte doch dieser durch Decret „den namens Stein, welcher in Deutschland Unruhen zu erregen sucht, förmlich „zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes" und sollten seine Güter mit Beschlag belegt, er selbst aber überall, wo er „durch Unsere oder Unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht werden." Stein war nie und nimmer der Mann, der sich durch ein Amt gehoben fühlte, er suchte das Amt zu heben, und wenn was ihm zugemuthet wurde, seinen Ueberzeugungen widersprach, oder wenn er durch seine Persönlichkeit dem Amte schädlich werden konnte, gab er es unbedenklich auf; es kostete ihm keine Ueberwindung, sich von einem hochangesehenen Amte zu trennen. Nicht mehr Minister, blieb Stein doch immer der Angesehene, ein Rathgeber von Fürsten und Staatsmännern. Auch ausserhalb jeglicher äusseren Stellung wirkte er für Deutschlands Erhebung und Zukunft. Das schönste Denkmal ist ihm schon bei Lebzeiten von seinen Freunden durch den Ausspruch gesetzt worden, wonach er als des Rechtes Grundstein, des Unrechts Eckstein und der Deutschen Edelstein bezeichnet wurde. Dieser Ausspruch wurde zur Ueberzeugung alles deutsch gesinnten Volkes. — Nicht blos Frankreich, auch Preussen gegenüber war Stein deutsch. Er hielt dafür, dass „deutsche Veredlung und Cultur fest und unzertrennlich an das Glück der preussischen Monarchie gekettet sei." Ob aber Preussen als Preussen und für die, welche es zu regieren ein Interesse hatten, erhalten bleibe, das war ihm nur unter der Bedingung wichtig, „dass es als deutscher Hort erhalten blieb." In seiner dreijährigen stillen Zurückgezogenheit in Brünn und Prag schrieb Stein u. A. auch über die deutsche Verfassung. Herstellung des Reichs unter dem Kaiser und einer Reichsgesetzgebung mit unmittelbarer Verbindlichkeit für alle Reichslande, die Leitung der äusseren Verhältnisse, des öffentlichen Einkommens und der Vertheidigungsanstalten den Landesgewalten entzogen und der Reichsgewalt reservirt: das waren schon drei Jahre nach (1809) Untergang des alten Reichs (1806) Stein's Verfassungspläne. Kaiser

Alexander gegenüber brachte Stein (1812) zur Sprache, wie: „ein starkes, gegen Frankreich widerstandsfähiges Deutschland" für Russland wichtig sei. Schon während seines Aufenthalts in letzterem Lande, wohin ihn Kaiser Alexander I. berufen, erörterte Stein (im September 1812) die für einen solchen Zweck in's Auge zu fassende künftige deutsche Verfassung. Im Interesse der Stärke Deutschlands sollte einstweilen auf dessen Einheit verzichtet und der Gedanke in's Auge gefasst werden, ein Königreich Süddeutschland bis an Maas, Mosel und Vogesen reichend unter Oesterreich, ein Königreich Norddeutschland unter Preussen, jedes mit nur relativer Selbständigkeit der innerhalb seiner Grenzen fortbestehenden kleineren deutschen Staaten, zu bilden. Stein schrieb an Münster: „Deutschland kann auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen" wie sie bis 1806 bestanden „nicht erhalten werden. . . Mein Glaubensbekenntniss ist Einheit, ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang. Setzen Sie an die Stelle Preussens was Sie wollen, . . . machen Sie Oesterreich zum Herrn Deutschlands. Ich wünsche es. Es ist gut, wenn es ausführbar ist." Später schlug Stein Herstellung nicht nur der Kaiserwürde, sondern auch des Reichstags, alles in verbesserter Form, vor, sodann aber auch Verstärkung der Macht Preussens, das nicht wie die übrigen Stände zu behandeln sei, vielmehr eine besondere Stellung erhalten müsse. Weder Oesterreichs noch Preussens Staatsmänner wollten hierauf eingehen. Im grossen Hauptquartier zu Langres, im Vertrage von Chaumont, im ersten pariser Frieden, wurde auf Stein's Betrieb vereinbart, dass Deutschland aus unabhängigen Staaten bestehen solle, welche durch einen die Unabhängigkeit Deutschlands sichernden Bund vereinigt würden. Nach Ablehnung des Kaiserthums durch Oesterreich und Preussen proponirte Stein ein aus diesen Staaten sowie Bayern und Hannover zu bildendes Directorium, welchem die Militärgewalt und die Vertretung Deutschlands nach aussen zustände. Neben dem Directorium sollte aus Abgeordneten und Delegirten der Landstände ein „Bundestag" gebildet werden. Als die übrigen deutschen Staaten der Einrichtung dieses Directoriums sich widersetzten, gab Stein die Combination wieder auf. Nunmehr wurde wiederum Oesterreich das Kaiserthum angeboten, wenn auch bei allen wichtigsten Regierungshandlungen der Kaiser an die Mitwirkung des Königs von Preussen und zweier von allen übrigen deutschen Fürsten gewählter Fürsten gebunden sein sollte. Oesterreich und Preussen versagten abermals ihre Zustimmung. Nach ebenso fruchtlosen weiteren Be-

mühungen verliess Stein elf Tage vor Abschluss der später in's Leben tretenden deutschen Bundesacte Wien. Als er nachher die Bundesacte sah, verhehlte er nicht, dass er sie für ein misslungenes Werk halte. Später (1823) nannte er den deutschen Bund eine Auflösung Deutschlands in feindlich einander gegenüberstehende Fragmente, die durch ein Spinngewebe verbunden seien und schrieb (1829) an Gagern, dass dadurch, dass alle Bundesglieder gleiche Rechte und gleiche Verbindlichkeiten haben, den Rechten eine Ausdehnung, den Pflichten eine Schlaffheit aufgeprägt sei, welche die verderblichsten Folgen hervorrufen. — Nach der Niederwerfung Napoleons bei Waaterloo und dem Einzuge der Verbündeten in Paris war in der Hauptstadt Frankreichs, wohin auch Stein sich begab, von der deutschen Verfassung nicht mehr die Rede, wohl aber forderten die beiden deutschen Grossstaaten fast völlig dieselbe Grenze nach Frankreich wie sie jetzt erlangt ist. Bei der Durchführung der gestellten Forderung liess aber Oesterreich Preussen im Stich. Auch Stein's Bemühungen für Deutschlands erweiterte Grenzen waren erfolglos. — Noch als 72jähriger Mann (1829) schrieb Stein an Gagern: „Ich wünsche nicht für Preussen, sondern für Deutschland eine dichtere, festere, innere Krystallisation und werde diese Meinung mit in's Grab nehmen. Möge Anderen die Zersplitterung der Nation gefallen, mir nicht.“ Was Stein erstrebt: Deutschlands Einheit und Kraft, sollte aber erst nach Jahrzehnten innerer und äusserer Kämpfe Deutschlands erreicht werden.

2. Unter den Historikern, welche Deutschlands Geister für die Einheit vorbereitet, gebührt eine Ehrenstelle Wilhelm v. Giesebrecht. Seine Geschichte der Kaiserzeit hat insbesondere zur Wiederbelebung der deutschen Kaiseridee beigetragen. Selbst der durch jenes Werk zunächst hervorgerufene, wenn auch vielfach zu breit und mitunter ausartend geführte Streit v. Sybel's und Ficker's über die Bedeutung der alten Kaiserzeit hat trotz der vom ersteren zu dunkel gehaltenen Schattenseiten und trotz der vom letzteren zu sehr conjecturirten Lichtseiten, die Nothwendigkeit einer politischen Centralgewalt Deutschlands in einer der Zeit entsprechenden Erneuerung des alten Kaiserthums immer mehr zum Bewusstsein gebracht.

Aus den oben angeführten deutschen Reden Giesebrecht's, welche übrigens alle schon früher, indess zerstreut und in dem grossen Leserkreise weniger zugänglichen Sammelschriften veröffentlicht wurden, sind drei: die Entwickelung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft, die Entwickelung des deutschen Volksbewusstseins

und der Einfluss der deutschen Hochschulen auf die nationale Entwickelung — Ausführungen desselben Grundgedankens: deutscher Gemeinsamkeit. Sie alle zeichnet lichtvolle Darstellung in anspruchsloser Form, Ueberzeugungstreue, maassvolle Würdigung bestehender Zustände, sowie abweichender Ansichten aus. Die erstgenannte Rede wurde im Jahre 1858 gehalten. Der Redner erklärt zwar eine erschöpfende Darstellung der deutschen Historiographie von Mascov, J. Möser und Schlözer bis auf unsere Tage für eins der rühmlichsten Denkmale, welches dem deutschen Geiste gesetzt werden könnte, giebt aber selbst nur einige Hindeutungen auf den Zustand der historischen Studien im vorigen Jahrhundert. Darnach ist die Geschichtswissenschaft bei den Deutschen aus Hülfsdisciplinen der Theologie, Jurisprudenz und der Humaniora erwachsen; sind aus Collectaneen zur Kirchengeschichte und zu antiquarischen Studien, wie aus den staatswissenschaftlichen Deductionen der Rechtslehrer die ersten historischen Werke hervorgegangen, denen man einen gelehrten Charakter zuschreiben kann; tragen bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fast alle historischen Werke die deutlichen Spuren der Gebundenheit durch ausserhalb der Geschichtswissenschaft liegende Rücksichten; beschränkt sich die deutsche Historiographie aber schon damals nicht auf die eigene Geschichte, sondern zog auch die der anderen Völker in ihren Bereich und verfolgte mit grosser Beharrlichkeit die Richtung auf die Universalhistorie. Als aber in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Aesthetik und Philosophie die deutsche Literatur zu beherrschen begonnen, fing man auch in der Behandlung der Geschichte an, wie Joh. v. Müller sich ausdrückte, sich „in die allgemeinen Ideen zu verlieben." In der Geschichte der Deutschen von Ignaz Schmidt tritt die Culturgeschichte in den Vordergrund und ist es eine wesentliche Rücksicht, zu zeigen, wie man endlich zur gepriesenen Aufklärung gekommen sei. Höherstehende, wie Lessing und Kant, strebten danach, einen einheitlichen Gedanken in der historischen Entwickelung nachzuweisen. Nicht blos Anregungen, auch weitere Ausführungen gaben Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Einen historischen Kunststyl suchte Schiller zu schaffen. Hierin begegnete er sich mit Johannes v. Müller, der zugleich durch ein gründlicheres, gelehrtes Studium die Historiographie seiner Zeit auch zu vertiefen wusste. Die Historie wurde so von dem Kathederzwang gelöst, sie entwickelte sich freier in der Literatur des Tages und nach den Bedürfnissen der Zeitgenossen. Die moderne deutsche Geschichts-

wissenschaft hat sich dagegen mehr im Gegensatz gegen jene philosophisch-ästhetische Richtung als im Anschluss an dieselbe durchgebildet. Sie hat zwar die gelehrte Historik der früheren Zeit wieder aufgenommen, aber doch mit ganz anderer Energie, mit einem ungleich grösseren Reichthum von Ideen und Anschauungen und vor Allem in dem Gefühl voller Freiheit und Selbständigkeit. So wie in den äusseren Ereignissen trat auch in der historischen Betrachtung der nationale Gedanke in den Vordergrund, ein Gedanke, den die kosmopolitische Tendenz der philosophischen Geschichtsschreibung zurückgedrängt hatte. Die nationale Erhebung ward der Born, aus dem die deutsche Geschichtswissenschaft neues Leben schöpfte. Erst indem die Geschichtswissenschaft das nationale Princip mit aller Energie erfasste und von ihm erfasst wurde, gewann sie gegen die andern Wissenschaften auch äusserlich eine völlig freie Stellung. Die Kunst der historischen Kritik, vor Allem durch Niebuhr ausgebildet, ward in immer weiterem Umfange angewendet. Geschichtsschreibung und Forschung werden eng verbunden, Wahrheitsgefühl und Gründlichkeit wirken zusammen. Gerechtigkeit gegen jede geschichtliche Entwickelung, gegen jedes Volk, jede historische Persönlichkeit wird der deutschen Geschichtswissenschaft eigenthümlich. Sie ist ihrem Streben nach objectiver Wahrheit und Unparteilichkeit treu geblieben. Selbst fremde Nationen geben zu, dass deutsche Historiker durch diese Eigenthümlichkeiten sie oft erst über ihre eigene Geschichte in's Klare gesetzt haben. Geschichtsschreiber des evangelischen und des römisch-katholischen Bekenntnisses begegnen sich trotz ihrer confessionellen Verschiedenheit in verwandten Anschauungen. Ein tieferes Studium der deutschen Geschichte entwickelte sich aber erst auf Grund des grossen Quellenwerkes: der Monumenta Germaniae. Des gedachten Freiherrn v. Stein's Anregung und Pertz's grossartiger Ausführung verdankt dieses Werk sein Entstehen und Bestehen. Zunächst ist freilich der gesammelte Reichthum nur in Monographien verwerthet worden, aber aus ihnen erst musste und konnte sich der Gesammtbau einer Geschichte der Deutschen erheben.

Das ist im Wesentlichen der Entwickelungsgang des ersterwähnten Vortrages Giesebrecht's.

Der zweite im Jahre 1861 gehaltene bespricht „die Entwickelung des deutschen Volksbewusstseins." Weil die Wurzeln der deutschen Geschichte tief in die Verhältnisse der germanischen Ur- und Vorzeit hinein greifen, geht der Redner von den germanischen

Zuständen aus. Tacitus zeigt die Germanen politisch in der grössten Zersplitterung, die Nation zerfällt in eine grosse Zahl kleiner Stämme und damit kleiner Staaten. Die Stämme stehen zum grossen Theil ohne alle politische Verbindung neben einander, sie bekriegen sich gegenseitig und öfters mit solcher Erbitterung, dass ganze Völkerschaften vertilgt werden. Etwa hundert Jahre nach Tacitus gaben im mittleren Europa die kleinen germanischen Stämme ihre Besonderheit auf und verschmolzen zu grösseren Stammgruppen, zu umfassendem Gemeinwesen. Alte Stammesnamen verschwinden, neue: Sachsen, Alemannen, Bayern, tauchen auf. Die sich erhaltenden alten Namen gewinnen eine veränderte und allgemeinere Bedeutung wie bei den Friesen, Longobarden, Gothen u. s. w. Die neu erwachsenen umfassenderen Stammstaaten werden zu Stammesreichen. Indem die Germanen sich zu grösserem Gemeinwesen vereinen, stellen sie auch sofort einheitlichere Gewalten an die Spitze derselben. Sehr viel war damit für eine grössere Einigung des germanischen Lebens gewonnen. Jetzt erfochten die Germanen Siege auf Siege über die Römer bis zur Zerstörung des alten Römerreichs im Abendlande. Aber nur eine unbewusste Macht leitete die Unternehmungen der verschiedenen Könige und Führer zu einem Ziele, die Ahnung nationalen Zusammenhanges klang nur ab und zu in Sagen und Liedern wieder und religiöse Differenzen unterhielten die Spaltungen. Erst im Reiche Karls d. Gr. wurden die germanischen Völker, welche das damalige Deutschland bewohnten und sich bald nach ihrer Volkssprache Deutsche zu nennen anfingen, einem und demselben grossen Staatsorganismus einverleibt, gleichen kirchlichen Formen und demselben weltlichen, demselben geistlichen Oberhaupt unterworfen. Ueber die Particularrechte der einzelnen Stämme erhoben sich die Capitularien als Reichsrecht. Die Deutschen im karolingischen Reich schaarten sich insgesammt, nachdem sie sich als ein Volk erkannt, um den Enkel Karl's d. Gr., Ludwig den Deutschen, dessen Reich mit den Grenzen der deutschen Sprache und Nationalität zusammenfiel. Nie aber war das deutsche Volk politisch mehr geeinigt als in den späteren Jahren Otto's d. Gr. Er begründete das erste Nationalreich. Das deutsche Volk wurde das mächtigste in Europa, die Anerkenntniss seiner Macht lag in dem Kaiserthum, welches an die deutschen Könige kam und damals ihnen mehr als leere Titel gab. Das Kaiserreich war die Grossmacht der Zeit. Sein Name übte noch einen Zauber in der Reformationszeit und in den Freiheitskriegen. Die Gründe des Falles des Kaiserthums waren

wesentlich die Unfügsamkeit der deutschen Fürsten und der Freiheitstrotz der deutschen Stämme. Das Kaiserthum wäre nimmer untergegangen, wenn es das deutsche Volk nicht verlassen hätte. Es war aber auch in diesem Kaiserthum manches, was nicht dem eigensten Geist der Nation entsprach. Die Deutschen wollten die Einheit nicht auf Kosten der Freiheit und diese glaubten sie unter einem romanisirenden Kaiserthum gefährdet. In der Entwickelung des ständischen und korporativen Lebens bewegt sich in der späteren Zeit das ganze Leben des deutschen Volks. Der nationale Geist kam erst jetzt zum rechten Durchbruch in den mittleren und unteren Kreisen des Volks. Poesien in deutscher Muttersprache bezeugten den Aufschwung des deutschen Volksbewusstseins in der Literatur, in welcher bis dahin die lateinische Sprache geherrscht hatte. Auch die Theologie und Chronik, Gesetze, Rechtsbücher und Rechtsurkunden begannen jetzt sich der deutschen Sprache zu bedienen.

Der Fall der Marienburg und noch mehr der Friede von Thorn, die kühnen Unternehmungen Karl's von Burgund, die Ausbildung einer starken monarchischen Gewalt in Frankreich, wo man schon lüstern nach der Rheingrenze blickte, die immer näher sich heranwälzende Heeresmacht der Osmanen und manche andere Gefahren und Uebelstände riefen besonders am Ende des 15. Jahrhunderts die Sehnsucht aller Stände nach Herstellung eines mächtigen Kaiserthums wach. Aber bei der Begründung neuer und festerer Ordnungen des Reichs widerstrebten die mächtig gewordenen Stände mit ihren Interessen weit mehr noch als die Stämme. Die dennoch begründeten Reichsordnungen haben noch drei Jahrhunderte das deutsche Reich zusammengehalten, ganz ohne Wirkung auf die Entwickelung des nationalen Lebens sind sie nicht geblieben, aber tief ergriffen und energisch gefördert haben sie dasselbe nicht. Die in Folge der Reformation eintretende Kirchenspaltung hat bis auf den heutigen Tag das deutsche Volk im Glauben geschieden. Der dreissigjährige Krieg hatte für Deutschland die schmähligsten Folgen. Alles Selbstgefühl der Nation war herabgedrückt, die Grenzen des Reichs sah sie verrückt, alle ihre Interessen wurden zum Spiel fremder Mächte. Als eine fremde Macht erschien fast das habsburgische Kaiserhaus, welches den allgemeinen Ruin noch am leichtesten zu überdauern hoffen durfte. Ueberdies war die Nation in sich zerrissener als je. Es trennten nicht allein die noch immer nicht ganz verwischten Stammesunterschiede, nicht allein die sehr

mächtigen Gegensätze der Stände, sondern auch und vor Allem die Verschiedenheit des Bekenntnisses. Religionshass und das schlimmste Misstrauen vergifteten alle nationalen Bestrebungen. Kunst und Wissenschaft verloren zugleich ihre Ehre und Würde, Sprache und Literatur verwilderten, man schrieb in fremder Sprache oder in einem Kauderwälsch, gemischt aus lateinischen, französischen und deutschen Brocken. Das nationale Bewusstsein war so gut wie verschwunden und der Particularismus machte reissende Fortschritte. Bei der Schwäche der Reichsgewalt entwickelte sich die Landeshoheit der Fürsten mit eilenden Schritten zu völliger Selbständigkeit, die letzten schwachen Fäden schienen zu zerreissen, welche die Deutschen noch im Reich verbunden hatten. Man kann es als ein Wunder ansehen, dass ein deutsches Reich sich noch erhielt und der Begriff eines deutschen Volkes mit ihm bestehen blieb.

Der Redner misst aber keineswegs der Reformation alle Schuld an diesem Verhältnisse bei, er giebt den Gegnern eine gleiche, wenn nicht grössere Last zu tragen und erkennt dabei auch die Heilkraft der Reformation an. Er weist auf Spener, Leibnitz und den grossen Kurfürsten hin.

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich der preussische, österreichische Patriotismus und bis in den kleinsten Staat hinein ein die Nationalität zersetzendes Selbstgefühl: der Particularismus. Eine Theilnahme für das Reich, für die Gemeinsamkeit deutscher Interessen kannte jene Zeit kaum, ein deutscher Patriotismus war kaum vorhanden. Das deutsche Reich zerfiel unter den Einflüssen der französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft. Deutschland zersplitterte in eine Anzahl nur anscheinend selbständiger Staaten, denn ihre Mehrzahl war schon im Rheinbunde unter dem Protectorat des französischen Kaisers, und auch die grössten deutschen Staaten: Preussen und Oesterreich, gelangten in die schmachvollste Abhängigkeit von demselben. Die deutschen Staaten waren derzeit nichts anderes als Provinzen des französischen Kaisers. Es war das nothwendige Ende des staatlichen Sonderwesens, das seit Jahrhunderten das nationale Bewusstsein der Deutschen unterdrückt hatte, mit der Einheit hatte man jetzt auch die Freiheit zu Grabe getragen. Aber gerade in diesen Tagen der Schmach wandten sich die Wissenschaften unmittelbar den nationalen Interessen zu. Sie erschlossen die Quellen deutschen Volkslebens und Volksbewusstseins, deutscher Sprache, Geschichte und alter Literatur. Es erwachte hierdurch das Gefühl der Einigkeit aller Orten. Das zum Bewusstsein

der Nothwendigkeit der Einheit gelangte Deutschland befreite nicht allein sich, es befreite die Welt von einer unerträglichen Zwangsherrschaft. Der Kampfpreis aber, welchen das deutsche Volk begehrte, die Zurückgabe der von Frankreich dem Reich entrissenen Länder: Lothringen und Elsass, wurde nicht gewährt. Es hatte, wie es sich einig erhoben und vereint gekämpft hatte, eine Verfassung erhofft, welche die Einheit Deutschlands vor Allem sicherte und eine weitere Ausbildung im einheitlichen Sinne forderte. Die Bundesverfassung entsprach solchen Hoffnungen nicht. Dennoch haben seit der Aufrichtung des deutschen Bundes und trotz desselben die nationalen Tendenzen im geistigen und materiellen Leben Fortschritte gemacht.

Der Redner bespricht endlich das unhaltbare Absonderungssystem der Einzelstaaten in Gesetzgebung und Administration und das Verlangen nach einer festen Centralgewalt, sowie die der Vermittelung einer solchen in dem Machtdualismus der beiden deutschen Grossstaaten sich entgegenstellenden Schwierigkeiten. Mit der Verheissung, dass ein äusserer Feind die Deutschen geeinigt finden und dass eine Deutschland feindliche Nationalität es in einen Staat mit einer starken Centralgewalt verwandeln werde, schliesst der Redner ab. Seine Verheissungen sind nach fast zehn Jahren eingetroffen, früher als die meisten erwartet.

Die dritte, am 10. December 1870 gehaltene Rede weist den Antheil der deutschen Universitäten an der nationalen Entwickelung nach. Bei ihrem Auftreten war an ihnen kaum mehr deutsch, als dass sie auf deutschem Boden unter dem Schutz von deutschen Fürsten bestanden. Die Lehrsprache war die lateinische; der Lehrstoff war von Paris, von Bologna und anderen italienischen Universitäten überkommen. Auch die humanistischen Studien bürgerten sich von aussen her ein. Nur Wittenberg's Lehrer erfüllten patriotische Anschauungen, die neuhochdeutsche Literatur nahm hauptsächlich von dieser Universität ihren Ausgang, Wittenberg ward das Centrum der deutschen Studien. In Folge des Kirchenstreites schieden sich aber katholische, lutherische und calvinistische Hochschulen. Gleichzeitig wurden die einzelnen Universitäten particularistische Landesuniversitäten. Erst Leibnitz gelang es, die deutsche Wissenschaft aus den Schranken des Confessionalismus zu befreien. Dem deutschen Rechte eröffnete neue Bahnen Hermann Conring. In seiner pseudonymen Schrift „de statu imperii Germanici" legte Samuel Pufendorf (im 17. Jahrhundert) die reichen, allen anderen

Ländern überlegenen Kräfte Deutschlands dar, die nur deshalb in jeder Beziehung lahm gelegt seien, weil es dem Reich an der nöthigen Einheit fehle. Der Alleinherrschaft des römischen Rechts in der Wissenschaft und Praxis, dem Franzosenthum in seinem Einfluss auf Literatur und Sitte trat er entgegen. Die deutsche Sprache bürgerte auf dem Katheder (1688) ein und brachte in der gelehrten Literatur wieder zur Anwendung Christian Thomasius. Die 1694 errichtete Universität Halle stieg schon im ersten Jahrzehnt auf 2000 Studirende, sie übte bald einen Einfluss auf die Nation, wie einst Wittenberg. Die 40 Jahre später gegründete Universität zu Göttingen stellte zwar durch uneingeschränkte Lehrfreiheit bald alle anderen in den Schatten, eine unmittelbare Einwirkung auf das Gesammtleben der Nation ging aber von ihr nur in geringem Grade aus. Kant's Philosophie knüpfte ein engeres Band zwischen den verschiedenen Wissenszweigen und deutschen Universitäten, selbst den katholischen, wo inzwischen die Herrschaft der Jesuiten ihr Ende erreicht hatte. Zur Zeit der Abhängigkeit Deutschlands von napoleonischer Herrschaft gingen mehrere Universitäten sang- und klanglos zu Grabe. In den Vorlesungen, welche Steffens im Winter 1808 zu Halle über die Idee der Universitäten hielt, sprach er unumwunden aus, dass der Verfall der Hochschulen mit dem Verfall der Nation gleichen Schritt halte. Um dieselbe Zeit hielt Johann Gottlieb Fichte in Berlin seine „Reden an die deutsche Nation."*) Er erblickte im Geist die Einheit der Deutschen, in der kein Glied irgend eines anderen Gliedes Schicksal für ein ihm fremdes Schicksal hält, die da entstehen soll und muss, wenn die Deutschen nicht ganz zu Grunde gehen sollen, — er erblickt diese Einheit schon als entstanden, vollendet und dastehend. Erst nach 60 Jahren sollten diese Traumgestalten des philosophischen Hellsehers Fleisch und Blut gewinnen.

König Friedrich Wilhelm III. begründete die berliner Hochschule zur Nationalerziehung und -Bildung im Interesse des ganzen Deutschlands. Dieselben nationalen Motive riefen auch später die Universität Bonn in's Leben. Unter dem Einfluss des nationalen Gedankens wurden auch die älteren Universitäten — wie namentlich auch Jena — umgestaltet.

---

*) Eine neue Ausgabe derselben erschien in Berlin, 1869, im Verlage von L. Heimann.

Der Redner wendet sich gegen die Forderung, dass die Universitäten einer deutschen Centralbehörde zu unterstellen seien, weil das individuelle Leben, ohne welches alle Freiheit nur ein leerer Name sei, dann in ihnen ertödtet werden würde. Ebenso spricht er gegen die Einziehung der kleineren Universitäten. Die gedeihliche Zukunft der deutschen Hochschulen erblickt er darin, dass Lehrer und Lernende sich stets gegenwärtig halten, dass die neue Zeit nicht nur an ihre Gemeinschaft, sondern auch an jeden Einzelnen selbst neue und höhere Anforderungen stelle. Zumeist von Nöthen seien aber positive Geister von fester Ueberzeugung, schöpferischer Kraft und starkem Charakter.

3. Die Schrift über den „neuen deutschen Bund," als den Ausdruck endlich erlangter politischer Einheit des deutschen Volkes ist im vorigen Jahre bald nach dessen Abschluss erschienen. Der Text mit abgedruckter Verfassung erleidet durch die gegenwärtig dem Reichstage vorgelegte und von diesem angenommene Redaction nur formelle Abänderungen; ihn und alle späteren Abänderungen hat das in Berlin erscheinende Bundesgesetzblatt des deutschen Bundes (Reichs) gebracht. Die den Urkunden vorausgehenden Betrachtungen eines Süddeutschen zeichnen sich durch klare und kurze Uebersicht der bezüglichen Ereignisse vor dem Abschluss der deutschen Bundesverfassung aus und verfolgen wesentlich den doppelten Zweck zu erweisen, dass das bisher Erreichte eine nothwendige Consequenz der vorhergehenden politischen Situation, keine politische Ueberraschung war, und dass man bis auf Weiteres daran ein Genüge finden müsse, eine Auffassung, welcher sich auch der gegenwärtig tagende Reichstag angeschlossen hat. Ausserdem richtet sich die Schrift gegen den Einheitsstaat vom Gesichtspunkte des den Deutschen eigenthümlichen Particularismus. Viele dunkle Partien in Bezug auf die süddeutschen politischen Wandlungen sind durch diese Schrift aufgehellt. Denjenigen, welchen nicht schon die vollendeten Thatsachen genügen, sondern die auch die sie erklärenden Gründe zu kennen wünschen, sei sie bestens empfohlen.

4. Gleich der vorigen Schrift sind auch die an letzter Stelle zu besprechenden „Ideen zu einem Programm nationaler Politik" den Ereignissen unmittelbar auf dem Fuss gefolgt. Dessenungeachtet sind sie keineswegs flüchtig hingeworfen und verdienen mehr als ephemeres Dasein. Es ist ein wohldurchdachtes, auf dem Wesen und der Entwickelung des deutschen Volks in geistiger und materieller Beziehung wohlbegründetes und der Stellung Deutschlands

zu anderen Staaten wohl entsprechendes Programm, das hier vorliegt. Wollten wir es als ein sogen. liberales bezeichnen, so würden wir in den meisten Auffassungen desselben es richtig charakterisiren, indess sind so relative Bezeichnungen wie liberal und conservativ, welche ihre Bedeutung je nach den Zuständen und der Entwickelung eines Landes wechseln, nie für unzweideutig zu halten, und würden wohl auch die Conservativen dem gegebenen Programm in einigen Beziehungen zustimmen können. Auf Reichspolitik schon jetzt und überhaupt die Parteibezeichnungen, welche in der Landespolitik Geltung erlangt, anzuwenden, erscheint als verfehlt und wird auch wohl die im Reichstage neugebildete sogen. „liberale" Reichspartei bald zur Einsicht gelangen, dass dieses Eigenschaftswort zur Zeit ihr keine eigenthümlichen Tendenzen vindiciren kann. Wenn man als wesentliches Merkmal des Conservativen: das Erhalten, und als das des Liberalen: das Fortbilden des Gegebenen betrachtet, so ist mit Ausnahme der Clerikalen, welche nur Aenderungen zu Gunsten einer unbeschränkten Herrschaft der katholischen Hierarchie wollen, der Particularisten (Ewald als Prototyp), Polen und Socialdemokraten (Bebel und Schraps), welche die Reichsverfassung überhaupt oder für sich nicht wollen, alles Uebrige, mit Inbegriff der Fortschrittspartei, und damit die überwiegende Majorität nur conservativ, indem es jede anderen als redactionellen Abänderungen der neuen Verfassung abweist. Zu einer Parteibewährung wird es daher erst in den nächsten Sitzungen kommen, und erst dann werden wohl auch die Parteien sich definitiv gruppiren. Dass aber schon jetzt auch für weitere Kreise eine Anregung zum Nachdenken über die nationale Politik geboten wird, wie in dem vorliegenden Programm, ist sehr erwünscht, denn nicht blos die Gewählten, auch die Wähler dürfen nicht steuerlos in das Getriebe der Politik hineintreiben, sondern müssen sich der Ziele und der Wege dahin klar bewusst werden. Die öffentliche Meinung ausserhalb der Versammlung stimmt zwar nicht ab wie die Abgeordneten innerhalb derselben, aber ihre Einwirkung auf das Haus ist dennoch unabweisbar. Sie vollzieht sich mittelbar in der unparteiischen Tagespresse, welche die rechten Schritte zu halten weiss und weder zurückzutreiben noch nothwendige Uebergangsstadien zu überspringen geneigt ist, unmittelbar aber in den Petitionen, deren Zahl mit wachsender politischer Bildung und allgemeiner Betheiligung mehr zu- als abnehmen wird.

Der Verfasser des nationalen Programms beginnt mit einer Erörterung der Bedeutung des Krieges an sich. Er vertritt die Auf-

fassung, dass im Schooss der civilisirten Welt der Krieg immer seltener werden müsse. Die Mission des Staates sei, aus dem Zusammenleben der Menschen die Anwendung psychischer Gewalt zu entfernen, in immer zunehmendem Umfange Recht an die Stelle von Macht, Freiheit an die Stelle von Herrschaft zu setzen. Nicht um die Kriege zu verewigen hält der Staat Heere, sondern um sie allmälig aus der Welt zu schaffen. Kurzathmige Denker liessen sich nicht selten auf zwei einander gänzlich widersprechenden Forderungen betreffen. Einmal soll jedes Volk zur Abwehr feindlicher Angriffe, zum Vertheidigungskriege sich in Positur setzen, und sodann sollen dennoch alle Völker von einem gewissen Umfang, sobald eines von ihnen gegen ein anderes den Frieden bricht, über dasselbe kriegerklärend herfallen. In dem Widerstreit dieser beiden Forderungen müsse offenbar die letztere, nicht die erstere fallen. Nach den Ergebnissen des soeben beendigten Krieges sei die Aussicht wohl begründet, dass gut organisirte Vertheidigung stets stärker sein werde, als noch so gut vorbereiteter und geleiteter Angriff. Mit dem Wehrsystem, das mit diesem Kriege definitiv obenaufgekommen, seien Angriffsfeldzüge im engeren Sinne moralisch und praktisch so gut wie unmöglich. Es müsse sich um wirklich vaterländische Interessen handeln, nicht um ein Phantom von eitlem Ruhm der überempfindlichen Ehre, wenn der ungeheuere Apparat des deutschen Heeres mit seinen Hunderttausenden von Familienvätern und Geschäftsmännern in Bewegung gesetzt werden soll. Selbst die längste Friedensepoche werde aber die Kampffähigkeit und Schlagfertigkeit der Nation nie ernstlich gefährden, wenn in der Wehrverfassung das Sicherheitsinteresse des Ganzen mit demjenigen des Individuums unlösbar und organisch verschmolzen werde. Mit dem Satze: dass ein starkes, wehrhaftes und schlagfertiges Volk geschützt sei vor feindlichen Behelligungen und eine Bürgschaft sei der Erhaltung allgemeinen Friedens in der Welt, wenn seine auswärtige Politik gut geführt werde, geht der Verfasser zu den Grundzügen dieser über.

Er verlangt zunächst eine Rückgabe der nordschleswigschen dänischen Gebietstheile und verweist dabei sehr richtig auf die dabei zu gewinnende Sympathie des gesammten Scandinaviens. In der That waren die Sympathien des letzteren nur deshalb auf der Seite der Franzosen, weil jene Frage ungelöst war, selbst Deutschland geneigte scandinavische Blätter, wie die göteborger Handelszeitung, forderten diese Rückgabe energisch. Sodann entwickelt der Verfasser besonders auch in Würdigung der politischen Richtung

Bismarck's, dass für die übrigen (nichtdeutschen) Völker das liberale Deutschland hinter dem militärischen zurücktrete, und dass sie in den gewaltigen Vorgängen des letzten Krieges eher die unaufhörliche gewaltsame Ausdehnung der Grenzen und Macht Preussens sehen, als die nationale Einigung der Deutschen, welche ihre letzten und sprödesten Hindernisse durchbricht; dass sie kopfschüttelnd zweifeln, ob von einer so erstandenen leitenden Macht nicht eher schreckliche Herrschafts- und Unterdrückungsgelüste zu besorgen seien, als Gerechtigkeit und Wohlwollen gegen andere Staaten. Den Deutschen empfiehlt der Verfasser aber eine bessere Kenntniss der auswärtigen Politik überhaupt, insbesondere der Nachbarnationen: „Je besser wir insbesondere die Nachbarnationen kennen, in dem was uns von ihrem Thun und Denken unmittelbar oder mittelbar praktisch angeht, desto solider wird es um unsere nationale Sicherheit bestellt sein, — desto früher werden wir heraufsteigende Gefahren wahrnehmen, desto leichter wird es uns werden, Missverständnisse und Feindlichkeiten im Keime zu ersticken. Kennen heisst würdigen. Unser Studium wird dasjenige der Anderen hervorrufen, und so gegenseitiges Verstehen eine nicht leicht abzubrechende Brücke vom Ufer der einen Nationalität zu dem der anderen schlagen. Die genaue und richtige Würdigung unserer Umgebungen wäre auch eine Rüstung, die neben derjenigen des vaterländischen Heeres und einer wachsamen geschäftsfähigen Diplomatie nicht zu verachten sein möchte."

Auf die Beziehungen Deutschlands zu den Grossstaaten übergehend wünscht der Verfasser, in Deutschland's wie Europa's Interesse, die Erhaltung Oesterreichs und überlässt Russland die orientalische Frage.

In Anbetracht des immer geringeren Einflusses der Operationen zur See auf den Gang und die Entscheidung der letzten Kriege, verlangt der Verfasser wohl die Anstellung eines besonderen Marineministers zur Hebung eines Mangels der deutsch-maritimen Behördenorganisation, spricht sich aber gegen eine Schlachtflotte aus und hält es für genügend, sich zur Abwehr feindlicher Landungs- und Zerstörungsversuche längs den Küsten in Stand zu setzen. Eine stehende Flotte sei Deutschland nur wesentlich als Contingent zu jener allgemeinen Polizeiwache der Oceane, welche Europa und Nordamerika für die übrigen Welttheile mitzustellen haben. Dagegen würde Deutschland nicht allein mehr Schiffe brauchen, sondern

auch Truppen und Geld obendrein, wenn es den traurigen politischen Anachronismus begehen wollte, sich Colonien zuzulegen.

Den Engländern soll, um sie für Deutschland zu gewinnen, der Freihandel geboten werden. Nach dem Abschluss der vieljährigen Reichsverfassungswirren könne die deutsch-nationale Handelspolitik sich den Freihandel zum Leitstern nehmen mit einer Consequenz und Energie, die weit über persönliche Velleitäten hinausreicht, weil sie sich auf die langsam gereifte, selbsterrungene Ueberzeugung der Nation stützt. Freihandelspropaganda beschränke sich nicht auf Befreiung des Verkehrs von hemmenden Zöllen, sie fasse Erleichterungen des Zwischenverkehrs der Völker nach jeder Richtung hin in's Auge. Der Verfasser schildert, was in dieser Richtung seitens Deutschlands bereits geleistet worden.

Eine Weltpolitik, welche sich friedliche Ziele setze, sei aber nur denkbar auf der Grundlage begeisterter innerer Freiheit, welcher sie ihrerseits wiederum zur Bürgschaft diene. Der Verfasser verlangt daher Freiheit auf materiellem und geistigem Gebiet. Er constatirt die Thatsache, dass selbst die conservativen Parteien sich nicht ganz dem gewaltigen Zuge der Gegenwart zum Liberalismus entziehen könnten. Wenn auch die specifisch ultramontane Partei sowohl für die Freiheit als für das Vaterland ein für alle mal aufgegeben werden müsse und nur zu bekämpfen, nicht zu gewinnen sei, so stehe es doch anders mit den monarchisch-aristokratischen Traditionen Preussens. Das preussische Junkerthum sei in einer Umgestaltung begriffen, deren Ausgang noch nicht abzusehen sei. Die Nation, vorab gerade ihre altpreussischen Bestandtheile, habe einiges Recht darauf, die mühselig errungene Sicherheit nun auch einmal zu geniessen. Das aber werde nur in dem Maasse geschehen, wie Selbstverwaltung und individuelle Freiheit auf allen Gebieten sich befestigen, was zugleich das souveräne Mittel sei, ihr diejenige Unüberwindlichkeit im Kampfe der Völker zu verbürgen, welche über alle blos militärische Kraft hinausliege.

Auf die besonderen Verhältnisse von Stadt und Land eingehend, verlangt der Verfasser grössere Selbständigkeit für die Verwaltung der ersteren, grössere Unabhängigkeit von der Büreaukratie, Auflehnung gegen das unwürdige Ministerialjoch, Städtetage der Provinzen und Einzelstaaten. Für das flache Land —: communalpolitische Emancipation vom Gutsherrn und vom Landrath, damit der Bauernstand öffentliche Gesinnung und liberale politische Ideen in sich aufnehmen könne. Für die Dorfgemeinde aber wirkliche Selbst-

verwaltung. Während der Bauernstand noch zu wenig vom Staate wissen wolle, wolle die Arbeiterclasse, soweit ihr politisches Bewusstsein sie von ihren Umgebungen absondere, zu viel vom Staate haben. Jene müssen daher stärker interessirt, diese desinteressirt werden.

Für die Kirche fordert er Befreiung von todtem Buchstabenzwang, Freiheit des persönlichen Gewissens und mitthätiges Zusammenwirken aller ihrer Genossen.

Der Kaiser, den die Nation sich erkoren habe, werde sich um so mächtiger und stolzer fühlen, je allseitiger dieses Volk seine edlen geistigen Kräfte in der schwererrungenen, ihm über alles am Herzen liegenden religiösen und wissenschaftlichen Freiheit entwickele. Mit der Wiederaufrichtung des Kaiserthums habe der Idee nach das evangelische Landesbischofsthum überhaupt ein Ende. Der Herstellung des Nationalstaates müsse die Nationalkirche folgen, in welcher die verschiedenen Landesherrn auf eine unbedingt gebietende Stellung wie bisher keinen Anspruch mehr haben können, sondern höchstens auf gewisse begrenzte Vorrechte in Gemässheit ihres historischen Anspruchs, und die den Kaiser zwar als höchsten irdischen Schirmherrn, aber nicht als Herrn über der Seelen Seligkeit anerkennt und ehrt. Der Schutz, um dessentwillen die evangelische Kirche einst dem weltlichen Gewalthaber ein Stück päpstlicher Macht über sich zugestanden, sei heute überhaupt entbehrlich geworden und im Grunde schon lange gewesen. Die sogen. landesbischöfliche Gewalt habe sich überlebt, und nur darum möge es sich noch handeln, wie man in der schonendsten und geschicktesten Weise von ihr abkomme zu einer wahrhaft freien Kirchenverfassung. In der Kirche sei republikanische Selbstregierung das einzige, was dem Bewusstsein des Jahrhunderts in einem so gebildeten und geistesfreien Volke wie dem deutschen noch entspräche. Rücksichtlich der Bewegung in der katholischen Kirche vertritt der Verfasser Nichteinmischung des Staats, ausser gegenüber dem durch die Kirche etwa geübten Zwange zur Unterwerfung, unmöglich könne aber der Staat statt der Katholiken den Katholicismus reformiren. Von der Initiative der Bischöfe sei nichts mehr zu erwarten, Gemeinden und Laien müssten sich selbst helfen.

In Bezug auf die Schule erklärt sich der Verfasser für den Schulzwang, aber nicht für den unentgeltlichen Unterricht, während die Prüfungen in ihrem bestehenden Umfange ihm besten Falles als

ein nothwendiges Uebel erscheinen. Ferner spricht er den Realschulen das Wort und will aus ihnen den Unterricht im Latein verbannt wissen, sowie in classischen Gymnasien der im Griechischen und für die Universitäten die Forderung classischer Vorbildung beschränkt werden soll. Den socialistischen Bildungstheorien gegenüber ruft er aber aus, dass ihr Ideal nur die Wiederspiegelung vergangener brutaler Epochen in einem wüsten Traum sei, während für die wachende Vernunft es Bildung allein sei, was innerlich frei und wahrhaft reich machen könne.

In den vorstehenden Grundzügen wurde versucht, den wesentlichen Gedankengang des ersten politischen Programms für das neue deutsche Reich wiederzugeben, und muss es dem Leser selbst überlassen bleiben, die durchweg klare Ausführung der Schrift selbst zu entnehmen. Unzweifelhaft wird diese Schrift andere über den gleichen Gegenstand veranlassen, sowie schon die den Mitwirkenden auferlegte Nöthigung, die dem neuen Reiche nothwendige Politik nach aussen und im Innern sich zum Bewusstsein zu bringen, andere Programme und mit der Mannigfaltigkeit derselben auch principiell verschiedene Reichsparteien hervorrufen wird. Eine jede politische Partei bedarf in allen Hauptfragen eines festen politischen Programms. Handeln, discutiren und stimmen deren Glieder nur aus persönlichen, subjectiven Motiven, weil etwa dieser oder jener Reichsminister ihnen nicht behagt oder sie durch ihr negirendes Votum diesen oder jenen Minister beseitigen wollen, so vertreten sie keine oder nicht die einzig beabsichtigte: sachlich-politische Partei. Parteien um der Person und nicht um der Sache willen verdienen nur den Namen von Coterien, welchen höhere Ziele fern bleiben. Aber auch ausserhalb der thätigen Mitwirkung Stehende können dem Entwickelungsgang des politischen Lebens eines Staates nicht folgen und ihn beurtheilen, wenn sie sich nicht zuvor über die nothwendigen Ziele desselben klar geworden sind. Es ist ein Geringes, nur die Action auf sich wirken zu lassen, die geistige Erfassung verlangt Beurtheilung, für diese aber genügt nicht blosser angeborener politischer Instinct oder blosse Sym- oder Antipathie, — sie fordert vielseitige politische Bildung.

Mitte April 1871. A. Bulmerincq.

Notizen.

Vor einiger Zeit erschien bei Brockhaus in Leipzig ein Buch, welches inzwischen rasch allgemeineres Interesse gewonnen hat. General Fadejew's russische Abhandlung über die Kriegsmacht und Kriegspolitik Russlands, ins Deutsche übersetzt und mit einem Vorwort von J. Eckardt begleitet, hat im Auslande vielfach Aufmerksamkeit erregt. Es ist viel in den militärischen Kreisen Deutschlands und mehr in denen Oesterreichs gelesen worden. Man griff danach nicht so sehr, weil man grosse und neue Wahrheiten darin vermuthete, die man dem russischen Kriegswesen ablernen könnte, als weil man von einem hervorragenden russischen General einen bedeutsamen Fingerzeig für russische Kriegspolitik erwartete. Diese Materie war gerade in aller Augen eine dringend der Aufklärung bedürftige, und somit kam das Buch zur glücklichen Stunde auf die Welt. Doch meinen wir dieses mehr in buchhändlerischem Sinne, denn in dem des Autors. Der Buchhändler freut sich über den durch die Zeitläufte unterstützten guten Absatz. Der Uebersetzer ist des Dankes des Publikums gewiss, denn die Uebersetzung ist sauber und ist deutsch, bis auf die technischen Bezeichnungen der Monturstücke herab, und damit ist seine Aufgabe erfüllt. Was nun den Autor betrifft, so darf man zweifeln, ob er die Stunde des Erscheinens der Uebersetzung glücklich preist. Denn zwischen dem Erscheinen des Originals und dem der Uebersetzung war gerade genug Zeit verstrichen, um manchen Grund- und Eckstein seiner „russ. Kriegspolitik" zerbröckeln zu lassen. Das Werk ist der Ausdruck einer ganz privaten Anschauung, und soweit nicht militärisch Fachliches unserem Verständniss eine Grenze zieht, sind wir zum Urtheilen berechtigt.

Das Buch ist in sofern es von russischer Kriegspolitik handelt eine Kriegserklärung an das übrige Europa. Es werden die Militärverhältnisse der europäischen grossen Staaten, wie sie 1867 bestanden, geschildert. Der erste Rang wird natürlich Frankreich eingeräumt. Das allgemein im Volk vorhandene „Verständniss für das Militärische gehört zu den stärksten Seiten Frank-

reichs;“ dieser „bemerkbare Vorzug“ hindere es, blind in einen Krieg zu gehen, „es hat ein vollkommenes Verständniss für seine Chancen und die Bezeichnung Popularität oder Unpopularität irgend eines Unternehmens bedeutet dort keineswegs nur den Effect der Leidenschaft und des Vorurtheils (obgleich natürlich die Leidenschaften in einem solchen Fall auch immer mitsprechen), sondern eine bis zu einem gewissen Grade richtige Abschätzung der Kräfte, der Hindernisse und der Ziele.“ Dem gegenüber scheint dem Verfasser trotz des Krieges von 1866 die Kraft Preussens, dieser „historischen Zufälligkeit,“ nur wie „ein Platzregen im Sommer, dessen Ende sich unter dem ersten Wetterdache abwarten lässt.“ In Preussen liege die „ganze Kraft der Armee . . . in den Offizieren und Feldwebeln; die Masse der nur äusserlich instruirten Soldaten“ sei nur „rohes Material.“ Das Offiziercorps freilich sei gut und werde gebildet aus dem „Junkerthum.“ Je älter der preussische Soldat wird, desto schlechter wird er, und so ist in der preussischen Armee „die Quantität der Qualität geopfert worden.“ Daher können die Preussen „ganz allein, ohne Bündnisse, selbst heutzutage nur ausschliesslich bei sich zu Hause, im kleinen und grossen Deutschland, offensiv verfahren.“ — Weniger merkwürdige Dinge als diese erzählt der Verfasser von der österreichischen Armee, in der $^9/_{10}$ „einfach zur kaiserlich-königlichen Nationalität“ gehören. Der englische Soldat endlich „ist ein Helot, den keine Auszeichnung zum Menschen machen wird,“ aber ein zäher Helot, der sich unter Umständen mit grosser Kaltblütigkeit todtschlagen lässt. Doch die Armeen aller dieser vier Staaten haben eine gemeinsame Eigenschaft, die sie berechtigt, so zu sein wie sie sind, nämlich die, dass sie alle nicht gekünstelte Erfindungen von Theoretikern, sondern die unmittelbaren Ergebnisse der politischen und socialen Verhältnisse der einzelnen Staaten sind. Das aber ist ihr grosser Vorzug vor der russischen Armee.

„Russland allein hat seit Peter d. Gr. bis auf die gegenwärtige Regierung kein eigenes, aus dem wirklichen Leben hervorgegangenes Militärsystem gehabt, sondern von Nachahmungen gelebt.“ Von grossem Einfluss war natürlich die Leibeigenschaft. Aber abgesehen von den wirklich realen Hindernissen einer guten Militärverwaltung, suchte dieselbe stets nach fremden Idealen von zuweilen zweifelhafter Quelle,“ wie z. B. altpreussischer. — Diese Nachahmungssucht der früheren Zeit wird nun mit ergötzlicher Wärme an diesem und anderen Beispielen getadelt. Die neue Aera hat nun endlich auch

hier Vieles neu werden lassen, und vor Allem ist für die Militärreform ein neuer Boden in der Befreiung des Volks am 19. Februar geschaffen worden. Aber noch ist wenig geschehen gegenüber dem was zu thun übrig bleibt. Denn es muss Grosses geschehen, um Grossem zu begegnen. Der Verf. schaut nun prophetisch in die Zukunft. Zuerst aber greift er in seinen Busen und findet, dass das russische Volk sich noch selbst nicht kenne, aber dass es hohe Zeit sei, zum Bewusstsein seiner selbst zu kommen. Denn ein untilgbares Misstrauen beherrscht Westeuropa gegen das „an seiner Grenze plötzlich erschienene Volk, mit seinem den Traditionen des Westens fremden unermesslichen Reich, wo viele sociale Cardinalfragen anders als dort aufgefasst werden, wo die ganze Masse des Volks Land besitzt, wo eine Religion bekannt wird, welche dem Papstthum hundert mal mehr gefährlich ist, als selbst der Protestantismus, eine Religion, welche gleichzeitig diesen und jenes negirt. Zum Ueberfluss hat es sich noch ergeben, dass dieses unerwartete, räthselhafte Reich umgeben ist von ihm verwandten Elementen, slavischen und rechtgläubigen, welche Westeuropa schon als seine Beute betrachtet hat" etc. Russland steht in Europa nur Fremden gegenüber; die einzigen mit ihm sympathisirenden Gruppen verfügen nicht über ihre Kräfte. Es „bedarf noch grosser Umwälzungen, dass wir Russen aus unserer Abgeschiedenheit treten und nicht mehr einsam, sondern inmitten einer sympathisirenden freien Familie dastehen könnten." Ein grosses Volk tritt für seine eigene Person ein, wenn es auf seine Bluts- und Glaubensgenossen im Auslande den Sinn gestellt hat. Die an der Lösung dieser Frage „Interessirten werden niemals durch eigene Kräfte diese Lösung herbeiführen," aber die Frage selbst wird „keine menschliche Macht nun mehr aus der Welt schaffen." „Sie hängt direct ab von dem einzigen mit ihnen fühlenden Volk, welches jährlich um eine Million wächst." Ein Volk, wie das russische, kann nicht sich stets genügen lassen an dem bürgerlich-häuslichen Leben; eines Tages beginnt es seiner selbst bewusst zu werden, seine Kraft zu fühlen und „wird sich nicht eher beruhigen, als bis es von Neuem seine Grösse zurückgewonnen, wiederum seine historische Bahn betreten hat." ... „Viele Anzeichen lassen es glauben, dass die Stimmung der russischen Gesellschaft seit einiger Zeit sich in dieser Richtung gestaltet, dass wir uns am Vorabend jenes Tages befinden, wo die Mehrzahl der Russen sich allein vom Erfolg in häuslichen Angelegenheiten nicht mehr genugsam befriedigen lassen wird." ... „Uns scheint es ausser allem Zweifel,"

dass verschiedene Beweggründe „Russland in diesem Augenblick mehr als irgend einen andern Staat zur Thätigkeit nach Aussen" aufrufen. „Die Welt ist aber heut zu Tage noch nicht so beschaffen, dass das Recht und die allerlegalsten Gefühle irgend etwas zu bedeuten hätten ohne Macht".....

Um nun die Russland nöthige Macht zu schaffen, entwirft der Verf. das Project zu einer Militärorganisation, die für den bevorstehenden grossen Kampf gegen die „europäische Coalition" die Kräfte dem Reiche sichern soll. Denn nicht etwas anderes, geringeres als eine mächtige Coalition ist es, die das prophetische Auge des Verf. vor sich sieht. Nur eine solche, nie ein einzelner Staat kann in den sonst zu ungleichen Kampf treten. Die „grosse Coalition" — sie zieht sich immer wiederkehrend durch das Buch als *bête noire* hin. Europa gegen Russland! Es ist nicht anders! Denn seit Russland den Dienst gekündigt hat, in den es zur Zeit der heiligen Allianz Europa gegenüber getreten, um den offenen Bruch mit ihm zu vertagen, „seit Russland angefangen russisch zu werden, müssen wir immer auf eine solche Wendung der Dinge gefasst sein, ohne uns auf jemand anders als nur auf uns selbst zu verlassen." — Gegen diese Coalition also will der Verf zu Felde ziehen, und zwar mit einem mächtigen Volksheer und einer Volksmiliz. Er weist genauer nach, wie er sich diese Armee denkt und warum er sie für die beste, für möglich hält. Nach Aufhebung der Leibeigenschaft sind „keine Missverständnisse zwischen Regierung, Gesellschaft und Volk" vorhanden und „Alles, woraus sie entspringen könnten, ist beseitigt." „Im äussern wie im innern Staatsleben ist es jetzt unsere Aufgabe, Russen zu sein und uns ausschliesslich nur nach uns selbst zu richten." Daher die Volksmiliz, das Volksheer, welche eben gänzlich den nationalen Charakter zur Darstellung bringen sollen. Die activen Streitkräfte Russlands sollen dadurch auf 780 Bataillone (mit der Volksmiliz zusammen 1280 Bataillone) und 340 Escadrons gebracht werden. Es sollen permanente Rekrutenbezirke eingeführt werden; die Cavallerie soll aus den unter russ. Scepter wohnenden Reitervölkern herausgebildet werden; die Armee soll „ihre Offiziere selbst erziehen, und es soll vermieden werden, stammesfremde Elemente an die Spitze der russ. Streitkräfte zu stellen. Die russ. Armee soll der genaue Ausdruck des russischen Volkes werden, eines Volkes von 80 Millionen, „von denen vier Fünftel einem Stamm angehören und von einem Geist beseelt werden." Es muss eben nur das bereits thatsächlich vorhandene Ma-

terial organisirt werden, um eine Macht zu schaffen, die einem Andrang selbst von ganz Europa eine unbezwingbare Mauer gerüsteter und wohlorganisirter Mannen" entgegenstellen wird. Und das alles für den grossen Kampf gegen die „grosse Coalition" und — in wenig Jahren fertig zu bringen —, eine zaubermässige Geschwindigkeit! Denn „in ihren Hauptzügen kann unsere Landes-Militärorganisation in kurzer Zeit realisirt werden, und zwar in nicht länger als vier Jahren, ein Jahr auf die vorbereitenden Maassregeln gerechnet." In 48 Monaten soll die Miliz in 3 Classen organisirt sein, die Infanterie noch rascher, und nur die Cavallerie bedürfte wohl 10 Jahre. Es ist erstaunlich! Zumal wenn man Folgendes bedenkt. Der Verf. sagt: „Es ist allgemein anerkannt, dass es im Leben der menschlichen Gesellschaften keine bedeutenden Erscheinungen giebt, die vollkommen zufällig sind, und nicht aus der Hauptquelle, dem Geist des Volks und dem historischen Geschick des Staats, entspringen. Aber noch nicht allgemein ist man, wie es scheint, zu der Ueberzeugung gelangt," dass auch die Organisation der Streitkräfte eines Staates „keineswegs eine willkürliche ist, sondern vielmehr nothwendig bedingt ist sowohl durch den gesammten socialen Organismus, als durch die geographische Lage des Staates. Und doch bringen die in den einzelnen Staaten existirenden Systeme der Militärorganisation in einem so hohen Grade genau den gegenwärtigen Moment ihrer Entwickelung zum Ausdruck, dass man allein aus den Daten der Militärstatistik im Stande wäre, das Leben der einzelnen Staaten historisch darzustellen; der Grund, auf welchem ein militärisches System sich aufbaut, liegt überall weit tiefer als im persönlichen Ermessen der Regierung."

Wir geben diese Sätze gern zu. Aber der Verf. hätte doch die Gerechtigkeit haben sollen, diese Sätze auch für sich und seine Urtheile gelten zu lassen. Die Regierung seit Peter d. Gr. aber wird dafür verantwortlich gemacht, dass die Militärorganisation „von Nachahmungen gelebt" hat, statt sich auf dem „wirklichen Leben" aufzubauen. Es ist anzunehmen, dass was nicht „in dem persönlichen Ermessen der Regierung" liegt, ihr auch nicht zur Last gelegt werden kann. So muss doch wohl die „Nachahmung" auch „nothwendig bedingt" gewesen sein „sowohl durch den gesammten socialen Organismus, als durch die geographische Lage des Staates." Wie kann da die Regierung für das Verbrechen der Nachahmung verantwortlich sein? Es ist gewiss ein sehr achtungswürdiger Wunsch, dass die Nation, der man angehört, ein nationales und

mächtiges Heer habe, und wir bedauern, nicht im Stande zu sein, die Verurtheilungen zu prüfen, denen sich der Verfasser gegenüber der bisherigen Militärverfassung Russlands hingiebt. Wir verstehen davon eben so wenig als von den grossen Reformen, die er verlangt. Aber wir dürfen wohl seine Worte gegen einander und gegen die Thatsachen abwägen, und da deucht uns eben seine Schlussfolgerung wie seine Prophezeiung sehr zu hinken. Denn wie er sich gegen das frühere militärische Regierungssystem logisch vergangen, so müssen wir auch das gegenwärtige russische Heer gegen seine Inconsequenz in der Schlussfolgerung in Schutz nehmen. Der „Golos" brachte vor einiger Zeit folgende interessante statistische Angaben: Es dienen gegenwärtig in der russischen Armee:

	Russen.	Ausländer.	Darunter Deutsche.
Gemeine	85 pCt.	15 pCt.	2 pCt.
Oberoffiziere . . .	58 „	42 „	24 „
Stabsoffiziere . . .	15 „	85 „	58 „
Generale	18 „	82 „	74 „

Wenn man nun, wie wir dem Verfasser bereitwillig zugeben, annehmen darf, „dass man allein aus den Daten der Militärstatistik im Stande wäre, das Leben der einzelnen Staaten historisch darzustellen," so sind vorliegende statistische Daten für die Vorwürfe und Projecte des Verfassers nicht allzu günstig.

Wir verkennen jedoch nicht die Bedeutung des Buches, welche in vielem Interessantem über die Verhältnisse der russischen Armee sowie auch eben in dem Streben und den Wünschen liegt, die der Verfasser, sei es unmittelbar, sei es in seinen Projecten, ausspricht. Dieses macht es erklärlich, warum das Buch besonders in Oesterreich viel gelesen wird. Wenn die Schlussfolgerungen des Verf., wie wir gesehen, in manchen Stücken über russische wie ausländische Verhältnisse nicht ganz glücklich sind, so dürfen wir annehmen, dass sie es am wenigsten da sind, wo er sich in fieberhaften Weissagungen von einer kommenden offensiven europäischen Coalition und dergleichen ergeht. E. B.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 14. Mai 1871.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

(Beilage zur Balt. Monatsschrift, N. F., Bd. II, H. 3 u. 4.)

Ueber die Wassercultur.

Wie oft durch eine Reihe unbedeutender Wirkungen, wenn sie nur alle auf ein Ziel hinarbeiten, allmälig große Effecte erzielt werden, so wird auch unsere landwirthschaftliche Ausstellung nur dann ein erfreuliches Resultat geben, wenn ein Jeder in seiner Art ein Schärflein zum Ganzen beiträgt.

Die Erfolge langjähriger Bemühungen werden in selbstredenden Ausstellungsobjecten dem Publicum vor die Augen geführt, gemeinnützige Errungenschaften — mögen sie durch empirischen Versuch, mögen sie durch wissenschaftliche Forschung gemacht sein — werden plastisch der Allgemeinheit mitgetheilt. Jeder bringe nach seinen Kräften, was ihm zur Förderung der Landwirthschaft am zweckentsprechendsten erscheint, wovon er hofft, daß es in weiteren Kreisen Anregung bieten könnte.

Darum sei es mir gestattet, ein Thema kurzer Besprechung zu unterziehen, das als solches wohl Anspruch auf einiges Interesse bei jedem rationellen Landwirthe erheben dürfte, da es, als eines der wichtigsten Forschungsmittel der modernen Pflanzenphysiologie, auch direct zur Erkenntniß der Pflanzenernährung, der Basis aller Landwirthschaft mitwirkt — ich meine die „Methode der Wassercultur."

Wenn ich gerade dieses Thema gewählt, so geschah das auch zum Theil, weil ich Gelegenheit hatte im vorigen Jahre an den Arbeiten der pflanzenphysiologischen Versuchsstation in Tharant (Sachsen), die sich gerade vorzüglich und in größtem Maßstabe dieser Forschungsmethode bedient, mit einigen Landsleuten als Assistent Theil zu nehmen.

Um die Methode der Wassercultur in ihrer richtigen Stellung zur Naturwissenschaft beleuchten zu können, erlaube ich mir zuerst in kurzen Worten die allmälige Entwickelung der verschiedenen wissenschaftlichen Theorien über die Pflanzenernährung darzulegen.

Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde von Johann Baptist van Helmont, einem brabantischen Edelmanne, ein

Versuch angestellt, welcher Aufschluß geben sollte über die Quellen der pflanzlichen Nahrung. Eine genau gewogene Menge (200 ℔) vorher sorgfältig getrockneter Erde wurde in einen Topf gebracht und in dieselbe ein Weidenzweig gepflanzt, der ein Gewicht von 5 ℔ hatte.

Der Topf stand während der ganzen Versuchszeit durch einen Deckel, der nur dem Weidenstamme den Durchgang gestattete, vor Staub geschützt und wurde mit Regenwasser begossen. Nach 5 Jahren wurde die Weide, welche sich inzwischen gut bewurzelt hatte und üppig fortgewachsen war, aus der Erde gezogen; die an den Wurzeln anhaftenden Erdtheile wurden sorgfältig in den Topf zurückgebracht und sowol die Weide als die Erde abermals gewogen. Erstere hatte um 164 ℔ an Gewicht zugenommen; die im Topfe wieder getrocknete Erde hatte fast genau das ursprüngliche Gewicht; der Verlust betrug nur 2 Unzen.

Ein Jahrhundert darauf (1746) gelang es Eller, verschiedene Pflanzen in reinem Wasser zu erziehen.

Beide Versuche schienen schlagend zu beweisen, daß sich alle Theile der Vegetabilien einzig aus dem Wasser bilden, sowohl die verbrennlichen Theile, wie auch die in ihnen enthaltenen erdigen Bestandtheile, die Asche.

Als später die Zusammensetzung des Wassers ermittelt und der geringe aber constante Gehalt der atmosphärischen Luft an Kohlensäure nachgewiesen war, als man ferner die Zerlegung der Kohlensäure durch die grünen Theile der Pflanze unter Einwirkung des Sonnenlichtes und die Ausscheidung eines gleichen Volums Sauerstoff an Stelle des verschwundenen Volums Kohlensäure beobachtet hatte, ließ man zwar die Kohlensäure für eine Quelle des Kohlenstoffgehaltes der Pflanzen gelten, suchte aber in dem Humus des Ackerbodens den vorzüglichen Nährstoff der Pflanze.

Nach dieser Ansicht war die Ertragsfähigkeit eines Bodens nur von der Größe seines Humusgehaltes abhängig, der durch vegetabilischen Dünger vermehrt eine größere Menge von „Bodenkraft„ zu binden im Stande war; die Erschöpfung des Bodens durch die Ernten war proportional den in dem Getreide erzeugten organischen Verbindungen (Stärke, Kleber, Eiweiß). — Der unleugbare Einfluß der Mineralbestandtheile, speciell der Kali- und Ammoniak-Salze

auf die Ueppigkeit der Vegetation konnte nicht abgewiesen werden; denselben wurde aber eine ausschließlich secundäre Bedeutung zugeschrieben, in so fern sie nur als Lösungsmittel der Humussubstanz dienen sollten.

Erst Liebig gelang es diese, den Humus durchaus einseitig in den Vordergrund stellende Theorie der Pflanzenernährung dahin zu ergänzen, daß er die wahre Bedeutung der Mineralbestandtheile für den Aufbau der Pflanze hervorhob.

Durch vielfache Vegetations-Versuche bei Anwendung künstlicher Boden von Quarzsand, Ziegelmehl, Schwefelblume, Zuckerkohle wurde festgestellt, daß bei vollständiger Abwesenheit jeglicher Humussubstanzen die aus dem Samen gezogenen Pflanzen vorzüglich gediehen, wenn sie mit der Lösung eines später näher anzugebenden Salzgemisches begossen wurden; war der künstliche Boden nur durch destillirtes Wasser feucht erhalten, so erfolgte stets unterdrücktes Wachsthum. Wenn unter letzteren Bedingungen die verkrüppelte Versuchspflanze auch in einzelnen seltenen Fällen den ganzen Vegetations-Cyclus durchlief, also blühte und selbst Frucht ansetzte, so ergab sich nur eine geringe Trockensubstanz im Vergleich zum Gewichte des angewandten Samens, und niemals besaß der geerntete Same Keimfähigkeit.

Hieraus mußte gefolgert werden, daß erstens die Humussubstanz kein directes und unentbehrliches Pflanzennahrungsmittel sei und daß zweitens den mineralischen Salzen ein wesentlicher Antheil bei der Pflanzenernährung zukomme.

Mit der Feststellung dieser Thatsache durfte sich aber die Pflanzen-Chemie nicht zufriedengeben, sie mußte den speciellen Nachweis zu geben suchen über die Art der Einwirkung der verschiedenen mineralischen Bestandtheile, welche in der Pflanzenasche gefunden werden, auf den Vegetationsproceß; und durch erweiterte Versuche ist es in neuester Zeit wirklich gelungen die Beziehungen z. B. der Phosphorsäure zur Eiweißbildung, so wie die des Kali's zur Stärkebildung unleugbar darzuthun. Ich behalte mir vor später auf diesen Gegenstand ausführlicher einzugehen.

Wie sehr die Mineral-Theorie aber auch die Bedeutung der anorganischen Salze für das Pflanzenwachsthum betont und hervorhebt, sie verkennt eben so wenig die Wichtigkeit des Humus im Ackerboden. Zwar ist der Humus nicht directes Nahrungsmittel,

auch nicht Träger jener völlig hypothetischen Bodenkraft — wohl aber ist er durch seinen Reichthum in allmäliger Zersetzung begriffener organischer Substanzen eine ergiebige Quelle stets sich erneuender Kohlensäure und ein vorzüglicher Hüter des Schatzes der für das Pflanzenwachsthum unentbehrlichen Bodenbestandtheile durch seine für die Agricultur so äußerst wichtige Eigenschaft, gerade die Lösung dieser Salze an sich zu binden und zurückhalten zu können.

Die oben erwähnten Vegetations-Versuche in künstlichem Boden waren wohl geeignet die Unabhängigkeit der Pflanzenentwickelung von dem Humus zu beweisen, wollte man aber die ausschließliche Einwirkung nur gewisser zum Versuche angewandter Salze auf das Pflanzenwachsthum ermitteln, so mußte man einen anderen Weg einschlagen, um sicher sein zu können, daß den Versuchspflanzen nur die beabsichtigten Salze als Nahrungsmittel zugeführt wurden. Der reinste, scharf ausgeglühte Sand enthält immer noch chemisch nachweisbare Spuren gewisser Salze, welche eine Fehlerquelle genauer Versuche werden mußten. Man leistete daher vollständig Verzicht auf den Boden und ließ die Versuchspflanzen direct in den sehr verdünnten, vermittels destillirten Wassers gemachten Salzlösungen vegetiren.

Die Methode der Wassercultur ist jetzt entschieden die einzige, die den Anforderungen einer präcisen Forschung auf dem Gebiete der Pflanzenernährung vollständig entspricht, da man bei ihrer Anwendung mit chemischer Genauigkeit die Qualität und Quantität der Stoffe beherrscht, die man den Versuchspflanzen geben will, was bei den früher angewandten Methoden unmöglich war. Von den ersten kleinen Culturversuchen, die man mit recht zweifelhaftem Erfolge am Zimmerfenster vornahm hat sich die Methode jetzt in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu voller Blüthe entfalten. Die Zahl der in wässriger Nährstofflösung erzogenen Pflanzen wächst jährlich, ja man hat schon Bäume aus dem Samen in Lösungen erzogen, die jetzt nach einigen Jahren einen kräftigen Stamm und eine dichte Krone aufzuweisen haben, wie man sie kaum bei gleich alten Bäumen in der Natur finden dürfte.

Als die bequemsten Versuchspflanzen, deren normale Nährstofflösung man bereits genau kennt, haben sich bis jetzt der japanische Buchweizen, viele Cerealien, die Kartoffel, einige Rübenarten und

der Lein erwiesen, während man namentlich die Leguminosen bis hiezu noch nicht zu einer normalen Entwickelung hat bringen können; doch auch sie werden sich wohl bald dem wässrigen Elemente fügen lernen müssen. Die bei den oben genannten Pflanzen angewandte Normallösung, in der sie sich sowol in botanischer wie in landwirthschaftlicher Beziehung zu voller Ausbildung entwickeln, besteht aus einer Mischung folgender Salze:

Schwefelsaure Magnesia ($MgOSO_3$),
Salpetersaurer Kalk ($CalNO_5$),
Chlorkalium (Kcl),
Phosphorsaures Kali ($KOPO_5$),
Phosphorsaures Eisenoxyd ($Fe_2O_3PO_3$);

letzteres wird, da es sich in Wasser nicht löst, in aufgeschlemmter Form zugesetzt. Diese Salze werden in einem bestimmten Gewichtsverhältnisse, das nach ihren Aequivalenten berechnet wird, in einer Verdünnung von 1 pro mille als Lösung angewandt, d. h. in der fertigen Lösung kommen auf 1000 Gramm (1 Litre) destillirten Wassers 1 Gramm des genannten Salzgemenges.

Um nun die physiologische Bedeutung der einzelnen Stoffe oder der Verbindungsform, in welcher man dieselben giebt, in der Pflanze zu studiren, wird eine Anzahl von Versuchsreihen angesetzt, in denen man je nach der Aufgabe, die man sich gestellt hat, einen Stoff ganz wegläßt, oder ihn in verschiedenen Verbindungsformen oder Mengen der Lösung zusetzt. Aus dem Grade der Entwicklung und den pathologischen Erscheinungen der Pflanzen, die man durch das Microscop, durch Gewichtsbestimmungen, durch Analyse der Asche u. s. w. ermittelt, läßt sich dann die physiologische Bedeutung des betreffenden Stoffes feststellen. So wurde unter Anderem in der tharanter Versuchsstation die Bedeutung des Chlors für die Pflanze studirt, eines Stoffes, der bis dahin als vollständig indifferent für das Wachsthum derselben galt. Die Versuche haben jedoch das stricte Gegentheil gelehrt. Die Pflanzen (japanischer Buchweizen), denen man aus der Normallösung das Chlor entzogen hatte, erlangten am Schlusse der Vegetations-Periode eine Höhe von nur wenig Zollen während die Normalpflanzen, die im Uebrigen unter ganz denselben Bedingungen gewachsen waren, bei einer reichlichen Fruchtbildung eine Höhe von 6 Fuß erreichten. Außerdem

zeigten die chlorfreien Pflanzen interessante pathologische Erscheinungen. Die Stammorgane hatten im Verhältniß zu ihrer Höhe einen sehr starken Durchmesser, an den Blattwinkeln waren starke, knollenartige Auswüchse sichtbar, die Blätter waren dick und fleischig, während die Vegetationsspitzen früh abstarben und so das Längenwachsthum sistirten. Eine microscopische Untersuchung dieser Pflanzen ergab, daß die Stamm- und namentlich die Blatt-Organe mit Stärke überfüllt waren, während die Vegetationsspitzen aus Mangel an Stärkezufuhr keine Neubildung mehr hervorbringen konnten und daher abgestorben waren. Bei einem nachträglichen Zusatze von Chlor zur Lösung begann der in den Blättern gebildete, die ganze Pflanze erfüllende Stärkevorrath in eine lösliche Form überzugehen, wanderte auf diese Weise zu den Vegetationsspitzen und gab diesen das Material zur Production neuer Zellen her, wodurch das Längenwachsthum wieder eingeleitet wurde. Es scheint somit das Chlor in der Pflanze die Aufgabe zu haben, die in den Blättern gebildete Stärke in eine lösliche und somit zur Zellbildung verwendbare Form überzuführen.

Unter der großen Zahl von Fragen auf diesem Gebiete, die noch ihrer wissenschaftlichen Beantwortung entgegenharren, giebt es viele, deren Lösung der Landwirthschaft ganz unmittelbar zu Gute kommen dürften. Man würde durch fortgesetzte Forschung namentlich die Tragweite und Bedeutung der jetzt in der Praxis gangbaren künstlichen Düngmittel richtig beurtheilen lernen, denn die Wasserculturen sind ja am Ende nichts anders, als wissenschaftlich durchgeführte Versuche mit künstlichen (mineralischen) Düngemitteln.

Die tharanter Versuchsstation hat bereits in dieser Richtung ein interessantes Resultat erlangt, über welches, obgleich es noch nicht veröffentlicht ist, ich mir ein kurzes Referat erlaube.

Nachdem durch verschiedene Versuche constatirt war, daß das Kali als nothwendiges Nahrungsmittel für die Pflanze anzusehen sei, trat die Frage in den Vordergrund, in welcher chemischen Verbindungsform genüge das Kali am vollständigsten den Ansprüchen der Pflanze. Die 3 Versuchsweisen, von denen die eine das Kali als phosphorsaures, die zweite als schwefelsaures und die dritte als Chlorkalium erhalten hatte, zeigten gar bald einen starken Unterschied in der Höhe ihrer Entwickelung, und beim Abschluß der

Arbeit stellte es sich unbestreitbar heraus, daß das Kali in der Form von Chlorkalium das bei weitem beste Resultat in den Pflanzen geliefert hatte. Dieses höchst interessante Ergebniß, das mir die noch nicht erfolgte Veröffentlichung verbietet eingehender zu behandeln, dürfte denn doch einen Einfluß auf die jetzt übliche Kali-Düngung mit den Staßfurter Salzen, die bekanntlich das Kali an Schwefelsäure gebunden enthalten, ausüben.

Eine andere, wenn ich nicht irre noch unter vielen Landwirthen verbreitete Ansicht, daß die Kieselsäure ein integrirender Theil der Pflanzennährstoffe sei, — bekanntlich erklärte man das Lagern des Getreides durch den Mangel an Kieselsäure — widerlegt die Wassercultur in schlagendster Weise, da in Tharant vollständig normale Halmpflanzen (Roggen, Hafer) ohne eine Spur von Kieselsäure erzogen worden sind. Die erwähnte irrthümliche Ansicht hat sich gebildet, da man bei der Analyse der Pflanzenaschen stets einen sehr hohen Procentgehalt an Kieselsäure fand und demnach die Annahme nahe lag, als sei dieselbe zur Pflanzenernährung unentbehrlich.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Methode der Wassercultur durch ihre präcisen Resultate berechtigt erscheint, einer großen Zukunft entgegen zu sehen, namentlich wenn man berücksichtigt, zu welch einer erfreulichen Höhe sie sich bereits jetzt in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit emporgeschwungen hat.

Mit wirklichem Erfolge kann diese Methode nur auf einer besonders dazu ausgestatteten Versuchsstation cultivirt werden, wodurch ihre Ausübung natürlich mehr oder weniger beschränkt ist.

Das einzige Land in dem man den vollen Werth und die ganze Tragweite der Versuchsstationen im Dienste wissenschaftlicher Forschung bisher erkannt hat und in dem das Bedürfniß nach ihnen von Jahr zu Jahr wächst, was die beständige Zunahme dieser Institute bezeugt, ist — Deutschland.

Neben dem allgemein wissenschaftlichen Charakter, den sich eine Versuchsstation von Bedeutung stets bewahren muß, ist auch dem practischen Bedürfnisse Rechnung getragen; jedem Landwirth oder Gewerbetreibenden wird Auskunft auf specielles Befragen ertheilt, eingesandte Bodenarten, Düngmittel, Fabrikate ꝛc. werden der Analyse unterworfen u. s. w. Versuchsstationen, die hauptsächlich zur Beantwortung rein practischer Fragen angelegt sind, haben jedenfalls nur

locale Bedeutung, während die Beschäftigung derselben mit vorherrschend wissenschaftlichen Versuchsgegenständen eine Bereicherung der allgemeinen landwirthschaftlichen Kenntnisse bezweckt.

Als Beispiel ließe sich die pflanzenphysiologische Versuchsstation in Tharant anführen, die auf rein wissenschaftliche Ziele hinarbeitet und dabei vom sächsischen landwirthschaftlichen Verein, der zum großen Theil aus Bauern besteht, gegründet ist und unterhalten wird.

Merkwürdiger Weise waren es nur Livländer, welche in letzterer Zeit die Arbeiten der tharanter Versuchsstation ausführten, die Herren Dr. J. Schröder, Candidat Erdmann und ich. Man wird es daher verständlich finden, wenn gerade in uns, die wir persönlich die Wirksamkeit und Bedeutung einer Versuchsstation kennen gelernt, der Wunsch rege wurde, auch in unserem Vaterlande ein solches Institut entstehen zu sehen. Es würde damit ein neuer Factor selbständigen Schaffens auf wissenschaftlichem Gebiet für uns ins Leben treten und als treuer Mitarbeiter der Versuchsstationen Deutschlands ein Zeugniß für die geistige Regsamkeit unserer Heimat sein.

In welcher Form eine solche pflanzenphysiologische Versuchsstation ins Leben zu rufen wäre, ob durch Erweiterung der am rigaschen Polytechnicum bereits vorhandenen, oder durch Gründung einer neuen, ob in der Stadt oder auf dem Lande, darauf kann ich hier selbstverständlich nicht eingehen, da das von Verhältnissen abhängig ist, die ich nicht allein zu beurtheilen vermag. Jedenfalls glaube ich zu der Ueberzeugung berechtigt zu sein, daß, mag nun die Sache von einer bereits bestehenden Gesellschaft, oder von einzelnen Personen, die sich zu diesem Zwecke vereinigen, in Angriff genommen werden, es angesichts des patriotischen Zweckes nicht an Mitteln dazu fehlen wird.

Riga, den 15. April 1871.

Ernst Baron Campenhausen-Loddiger.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 12. Mai 1871.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Die Rigasche Volkszählung.

Die Resultate der am 3. März 1867 ausgeführten Volkszählung, zusammengestellt und herausgegeben im Auftrage des statistischen Comités der Stadt Riga vom Secretair F. v. Jung-Stilling. Gedruckt bei B. G. Teubner in Leipzig.

Vorbemerkungen.

Wir beabsichtigen im Folgenden eine Kritik der rigaschen Volkszählung vom 3. März 1867 und der darnach veröffentlichten „Resultate" zu geben. Dabei werden wir uns aber nicht immer streng an die rigasche Volkszählung halten, sondern werden oft auf die Volkszählungen anderer Städte, namentlich Berlin's und Hamburg's, sowie auf neuere Volkszählungen überhaupt eingehen. Wir bemerken das ausdrücklich gegenüber dem Herausgeber der Resultate der rigaschen Volkszählung, weil derselbe es als nicht zur Kritik eines Werkes gehörig zu betrachten scheint, wenn ein Kritiker bei der Besprechung einer Volkszählung die Theorie der Volkszählungen oder die Theorie gewisser darauf bezüglicher Begriffe fortzubilden sich bemüht.*)

*) Wir glauben das aus der Polemik schliessen zu dürfen, welche am Ende des vergangenen Jahres zwischen der „Rigaschen Zeitung" und v. Jung-Stilling geführt wurde und auf welche wir öfter recurriren müssen. Der Recensent K. der „Rigaschen Zeitung" hatte seine abweichende Anschauung über den Begriff einer Haushaltung näher motivirt und daran eine etwas längere Auseinandersetzung dieses noch sehr strittigen Begriffes geknüpft. v. Jung-Stilling schreibt in seiner Erwiderung zum Schluss: „Die „Rig. Ztg." hat die Rolle falsch verstanden, welche unserer Haushaltungsliste, resp. der Haushaltung selbst, in unserer Zählung zugewiesen worden und hat deshalb in ihrem Beitrag zur Theorie der Haushaltung ein Object behandelt, welches mit der Aufgabe unserer Zählung zunächst gar nichts gemein hat." Was kann dieser Satz, der Schlusssatz, Anderes bedeuten, als dass v. Jung-Stilling die Auseinandersetzungen als etwas in eine Besprechung seines Buches nicht Gehörendes ansieht? Wenn eine Kritik nichts weiter thun wollte, als strikt sagen, was man an einem Werke zu loben oder zu tadeln findet, so wäre es traurig um die wissenschaftliche Kritik bestellt. Dass aber die „Haushaltung" sogar Object der Zählung ist, werden wir später sehen.

Dem entgegen glauben wir gerade, dass einzig wenn man eine „Recension“ in diesem fortbildenden Sinne fasst, dieselbe für dasjenige Publicum schmackhaft wird, welches nicht aus Statistikern besteht. Solche Recensionen sind oft viel förderlicher als sogenannte selbständige Abhandlungen.

Es ist für uns in mehr als einer Hinsicht keine angenehme Aufgabe, die Resultate der rigaschen Volkszählung zu besprechen. Gehen wir diese Hinsichten etwas durch: Wir wussten oft nicht, an welche Adresse wir uns mit unserem Lob wie mit unserem Tadel wenden sollten, ob an den statistischen Comité, welcher zuerst den Plan für eine allgemeine livländische Volkszählung entwarf, oder an den Comité der Stadt Riga, oder endlich an den Secretair beider, den Herausgeber der Resultate, und zwar betrifft das sowohl die Zählung selbst, als auch die Bearbeitung der Listen und Tabellen, als auch endlich die Auswahl für die Publication. Der Uneingeweihte weiss nicht, wie viel des Guten wie des Schlechten er den Comités, wie viel dem Herausgeber, der durchaus nicht in allen Dingen freie Hand hatte, zuweisen darf. Bei dieser uns unbekannten Theilung der Gewalten müssen wir fast Alles an die Adresse des Herausgebers richten, und haben es ihm zu überlassen, von sich abzuwälzen, was an eine höhere Adresse gehört. Sich mit dem Herausgeber der Resultate öffentlich zu besprechen, hat aber auch sein Uebles: eine sehr objectiv gehaltene Besprechung im Feuilleton der „Rig. Ztg.“ Ende des vorigen Jahres ist von dem Herausgeber gewaltig ungnädig aufgenommen worden.*)

*) Es muss dem Herausgeber der Resultate ungemein schwer fallen, Fehler oder Versehen auch nur der geringsten Art einzugestehen. Nur eine charakteristische Probe dafür. v. Jung-Stilling sagt in der Vorrede Seite V: „Die Zählung wurde, abgesehen von der bereits erwähnten Modification, genau an der Hand des Zählungsprojectes durchgeführt, und hat sich keine Veranlassung ergeben, für zukünftige Zählungen Abänderungen eintreten zu lassen. Wünschenswerth wäre es allerdings, dass schon die ersten Controllearbeiten und die Zusammenstellung der ersten summarischen Resultate der Zählung von dem statistischen Bureau effectuirt würden, da sowohl die Grösse der Aufgabe für freiwillige Arbeiter unverhältnissmässig ist, als auch von ihnen keine so sachgemässe Prüfung des Materials erwartet werden kann, wie einem statistischen Bureau zuzumuthen ist, auf der anderen Seite aber würden bei solcher Organisation die ersten summarischen Resultate zu lange auf sich warten lassen, wie auch die Controlle für die meisten gezählten Bezirke aus Mangel an Arbeitskraft so sehr hinausgeschoben werden müssten, dass schliesslich die vom statistischen Bureau nach Wochen und Monaten nach der Zählung mit ungleicher Correctheit vorgenommene Controlle an Werth nicht der vielleicht minder

Wir müssen uns auf einen ähnlichen Empfang vorbereiten. Das ist sehr unangenehm, wenn ein solcher Empfang bereitet wird von einem Manne, dem man in den meisten Theilen seiner Arbeit gern Anerkennung zollt, und welcher an der Einführung einer diesen Namen wirklich verdienenden Statistik in Livland unbestreitbar grosse Verdienste hat. Doch sei es darum, solche Fatalitäten muss man mit in den Kauf nehmen, man darf darum nicht mit seinem Urtheil zurückhalten.

Ein weiterer Uebelstand für mich ist der, dass ich zum ersten male in diesem Jahre die Volkszählungen zum Gegenstand meiner Vorlesungen und meiner eigenen Arbeiten gemacht habe, also in

---

correcten aber unmittelbar nach der Zählung durch die freiwilligen Districts-Commissare und Quartalcommissionen effectuirten gleichzustellen wäre, zumal die definitive Verarbeitung der Zählungsresultate die Controlle der statistischen Bureaus unter allen Umständen dieselbe bleibt." Liest man diesen Absatz der Vorrede, so weiss man nicht recht, was der Herausgeber eigentlich möchte: er findet es wünschenswerth, die Controllearbeiten im statistischen Bureau gemacht zu sehen, führt aber auch die Gründe an, welche dagegen sprechen; er scheint mir, was auch bei so gewichtigen „Pros" und „Contras" richtig sein mag, die Frage als eine schwierige offen zu lassen, er setzt sie ja auch in Gegensatz zu dem sehr bestimmt ausgesprochenen vorhergehenden Satze, dass an der Zählung selbst nichts für die Zukunft zu ändern ist; es lässt sich aber auch so auffassen (wie ich anfänglich ohne die spätere Erläuterung des Herausgebers es selbst gethan habe), dass der Herausgeber trotz der zuletzt aufgeführten entgegenstehenden Gründe dennoch die Vornahme der ersten Controllearbeiten etc. durch das statistische Bureau wünscht. So hatte es der Recensent K. in der „Rig. Ztg." aufgefasst und gesagt, dass er diesem Wunsche vollständig beistimme. Hiergegen wendet sich v. Jung-Stilling in seiner Erwiderung und sagt: „Vorher muss ich noch ein **Missverständniss** aufklären. Im Beginn des Artikel II wird auf Grund der Vorrede der Zählungsresultate behauptet, ich hätte den Wunsch, dem die „Rig. Ztg." vollständig beistimmt, ausgesprochen, dass schon die ersten Controllearbeiten und die Zusammenstellung der ersten summarischen Resultate der Zählung von dem statistischen Bureau effectuirt würden. Statt „effectuirt würden" muss es hier heissen: „effectuirt werden könnten," da diese Möglichkeit, wie es im Vorwort des Weiteren ausgeführt, nicht vorliegt, und mithin auch in dieser Beziehung bei der nächsten Zählung das Wünschenswerthe dem allein Möglichen den Platz wird räumen müssen." Also ein Missverständniss will in den obigen Worten v. Jung-Stilling aufklären, das kann nichts Anderes sein, als ein Missverständniss des Recensenten K. Dieses Missverständniss des Recensenten besteht aber darin, dass v. Jung-Stilling sich versehen hat, und statt „effectuirt werden könnten," schrieb „effectuirt würden," also ziemlich das strikte Gegentheil. Es ist doch ein wenig stark, statt ein eigenes **Versehen**, an welchem doch das Leben nicht hängt, und welches Jedem passiren kann, zuzugeben, dem Gegner ein **Missverständniss** in die Schuhe zu schieben. Ist es denn so schwer, ein Versehen einzugestehen?

der Theorie der Volkszählungen ebenso ein Neuling bin, wie Herr v. Jung-Stilling bei der ersten rigaschen Volkszählung in der Praxis. Wer kann beim ersten Wurf gleich das Ziel treffen? Dennoch wollte ich mit meiner Kritik nicht zurückhalten, denn wie viele Leute giebt es in Livland, welche mit den Volkszählungen eingehender sich beschäftigt haben?

Endlich ein letzter Uebelstand ist der, dass ich eine Seite der rigaschen Volkszählung nicht genügend zu beurtheilen vermag, welche mehr oder minder russische und livländische sociale Verhältnisse betrifft, nämlich die Frage nach dem „Stand" (ob erblicher, persönlicher Edelmann, ob Geistlicher, erblicher, persönlicher Ehrenbürger, Kaufmann, zum Bürger-, Zunft- oder Arbeiteroklad verzeichnet, ob Bauer, Militair, Ausländer oder Ebräer). Ich kann nicht entscheiden, ob diese Rubrik zu machen wichtig war, ob die Eintheilung erschöpfend ist, wie die Frage nach dem Stande zur Frage nach dem Beruf steht etc.

Ich will in 4 Abschnitten 4 Hauptpunkte besprechen:

1) Die Einrichtung der Volkszählungsformulare und den Modus der Verarbeitung.
2) Die Frage nach der factischen und ansässigen Bevölkerung.
3) Die Haushaltungen.
4) Die Altersangaben.

In einem letzten Abschnitt werden endlich allerlei geringere Ausstände zu behandeln sein, soweit sie nicht in den 4 Hauptabschnitten gelegentlich oder anmerkungsweise sich erledigen lassen.

Nicht überall ist die Kritik gleicher Art zu behandeln, in den meisten Fällen freilich ist die Frage die: ob anno 1867 die Volkszählung hätte anders gemacht, verarbeitet und vertheilt werden sollen, oder aber auch nur die: ob für das nächste mal eine andere Erhebungs-, Verarbeitungs- und Publicationsart, welche seit dem Jahre 1867 aufkam, zu wählen ist. In Bezug auf diesen letzten Punkt ist wieder zu unterscheiden, ob Herr v. Jung-Stilling schon damals, als er die Vorrede zu den „Resultaten" schrieb, gewisse neuere Methoden kennen konnte und kennen musste, oder ob dieselben erst nach dem Niederschreiben der Vorrede bekannt wurden. v. Jung-Stilling sagt in der Vorrede Seite V: „Die Zählung wurde, abgesehen von der bereits erwähnten Modification, genau an der Hand des Zählungsprojectes durchgeführt, und hat sich keine Ver-

anlassung ergeben, für künftige Zählungen Abänderungen eintreten zu lassen. Leider hat Herr v. Jung-Stilling der Vorrede kein Datum gegeben, das wäre aber gerade in diesem Falle wünschenswerth, um zu wissen, ob damals schon das I. und II. Heft vom Jahrgang 1870 der Zeitschrift des königl. preussischen statistischen Bureaus erschienen war. Es ist ja zwar, namentlich bei der Entlegenheit der Ostseeprovinzen vom deutschen Büchermarkt, nicht unbedingt zu verlangen, dass Jedermann in jedem Moment mit der ganzen Literatur selbst eines gerade behandelten Gegenstandes auf Tag und Stunde bekannt ist, allein die erste statistische Zeitschrift Deutschlands muss der deutschschreibende Statistiker von Fach kennen, namentlich wenn es sich um epochemachende Neuerungen in der Volkszählung handelt, welche von der Majorität der deutschen amtlichen Statistiker im Anfang des Jahres 1870 beschlossen und im ersten Heft der genannten Zeitschrift Jahrgang 1870 publicirt wurden. Um es kurz zu sagen, es fragt sich, ob bei der Publication der Vorrede v. Jung-Stilling den Aufsatz Engel's über die Kosten der Volkszählungen in Heft I, II der genannten Zeitschrift kennen konnte oder nicht. Die darin behandelten Vorschläge der deutschen Statistiker für die Zollvereinsvolkszählung des Jahres 1870 müssen, wie wir gleich im ersten Abschnitt zeigen werden, den ganzen bisherigen Modus der Volkszählungen und der Bearbeitung über den Haufen werfen. Einer Prüfung dieser Vorschläge darf sich kein deutscher Statistiker mehr entschlagen. Jedenfalls musste v. Jung-Stilling die „Berliner Volkszählung," welche Schwabe im Frühjahr 1869 herausgab, kennen. Bei der Verarbeitung der Berliner Volkszählung hat nun schon Schwabe die neuere Methode der Verarbeitung angewendet, dieselbe beschrieben und gezeigt, welche bedeutend besseren Resultate sich damit erzielen lassen, als mit der früheren allgemein und auch in Riga angewendeten Methode. Auch hatte sich schon 1867 kein Geringerer als Engel über die verbesserten Verarbeitungsmethoden befürwortend ausgesprochen. Die Urtheile der ersten deutschen Statistiker in Volkszählungssachen durften doch nicht für so unbedeutend angesehen werden, dass man sie einfach ignorirte. v. Jung-Stilling kann sich auch nicht damit entschuldigen, er habe nur gesagt, dass für die Zählung selbst keine Veranlassung zu Veränderungen sich ergeben hätte, er habe aber Seite VI selbst zugegeben, dass das statistische Bureau sich weniger befriedigend über die Verarbeitung der Zählungsresultate aussprechen könnte, denn die Uebelstände der Verarbeitung, welche er anführt, beziehen

sich alle darauf, was publicirt werden sollte und wie, aber nicht wie man die zu publicirenden Tabellen aus den Uraufnahmen zu gewinnen hätte.

I. Abschnitt.

Die Volkszählungsformulare und der Modus der Verarbeitung.

Bei einer neuen Volkszählung in Riga ist das Listen- und Tabellenwesen von Grund aus zu ändern, den Anforderungen der neueren Statistik entsprechend.

Der Herausgeber der rigaschen Volkszählung wird sich wohl noch erinnern, mit welchen Schwierigkeiten die Ausstrichelung der Listen in die langen Tabellenformulare verbunden war, wie er Wochen lang die langen Ausstrichelungstabellen im langen Salon seiner Wohnung auf dem langausgezogenen Speisetisch, an dessen beiden Enden die Tabelle lang herunterhing, ausliegen hatte.

Dieser ganze unbequeme Berechnungsapparat kann erspart und durch die einfachsten Manipulationen, nämlich Sortiren und Zählen, ersetzt werden.

v. Jung-Stilling hat seine Erhebungslisten und seine Concentrirungstabellen im Winter 1866 auf 67 genau nach dem Muster gemacht, welches bis dahin fast in der ganzen gebildeten Welt das übliche war, nur Italien ausgenommen. Dass er dem allgemein Ueblichen damals folgte, ist nicht mehr als recht gewesen, zumal die deutschen Statistiker, namentlich Engel, Schwabe und Fabricius, erst auf dem internationalen statistischen Congress von Florenz das vereinzelt dastehende Beispiel der neuen italienischen Volkszählungsmethode kennen aber auch in demselben Moment schätzen und nachahmen lernten. Letzteres, soweit die ein paar Monate später im Zollverein erfolgende Volkszählung die Nachahmung noch gestattete.

Da nicht alle Leser der Baltischen Monatsschrift mit der Technik der Volkszählungen vertraut sein können, haben wir im Folgenden die Methoden kurz darzustellen, am einfachsten in geschichtlicher Entwickelung.

Das früher allgemein übliche und wie schon gesagt denn auch in Riga befolgte Verfahren ist mit kürzestem Ausdruck das der Haushaltungslisten und Strichbogen.*)

*) Ueber den Begriff von Schema, Formular, Liste, Tabelle herrscht noch immer eine grosse Unklarheit und Meinungsverschiedenheit. Engel äussert sich

Jeder Haushaltungsvorstand oder der ihm helfende Zähler hat in ein grosses Formular oder Schema, welches ihm zugestellt wird, eine bestimmte Menge von Angaben über die in seiner Haushaltung lebenden Personen einzutragen, und zwar über jede einzelne Person

---

darüber in der Zeitschrift des Königl. preussischen statistischen Bureaus Jahrg. 1864, S. 52, Nr. 29, folgendermaassen: „Eine Liste ist stets ein Individualverzeichniss, bestimmt zur Aufzeichnung der Species der Beobachtung. Charakteristische Repräsentanten sind z. B. die Haushaltungsliste und die Hausliste der Volkszählung. In die einzelnen Haushaltungslisten werden sogar die Namen der Glieder der Haushaltung eingetragen, und daneben die übrigen durch die Volkszählung resp. Volksbeschreibung zu erhebenden Angaben aufgezeichnet. Aus sämmtlichen Listen eines Ortes entsteht, wenn man sie entsprechend ordnet, ohne Weiteres ein Ortsregister, aber niemals eine Ortstabelle. Denn das Charakteristische der Tabelle ist, dass das Individuum darin nicht mehr erkannt werden kann, sondern nur noch die Gattung. In der Fabriktabelle sind z. B. 20 Fabriken für Baumwollengewebe verzeichnet, es ist aber nichts daraus für die einzelne Fabrik ersichtlich, sämmtliche Angaben beziehen sich auf die 20. Darum wird auch nie ein Fabrikregister aus der Fabriktabelle entstehen und herzustellen sein, weil das Register nur eine Vereinigung von Listen, keineswegs von Tabellen ist. Dem Grundsatz treu, dass die Statistik namentlich nach Aussen sich nur mit der Gattung zu beschäftigen habe, hat sie niemals, oder doch bloss unter gewissen Umständen, Listen, sondern Tabellen zu veröffentlichen. Jene gewissen Umstände sind zusammenzufassen in die Bezeichnung „öffentlicher Charakter" der Species resp. des Individuums. Die einzelne Bank, Versicherungsgesellschaft, Creditgenossenschaft, Eisenbahn etc. ist gesetzlich angehalten, über ihr Thun und Treiben öffentlich Rechenschaft abzulegen; wenn die Statistik sich solcher Angaben bemächtigt und sie individuell verwendet, so begeht sie dadurch keine Indiscretion. Formular und Schema sind synonym. Man könnte höchstens dem ersteren einen etwas engeren Sinn als dem letzteren unterlegen, weil das Schema gleichsam nur den Habitus einer Form andeutet. Das Schema einer Tabelle kann noch technischen oder redactionellen Aenderungen unterworfen werden, das Formular hingegen ist fix und fertig. Man kann Schemata und Formulare von Listen und Tabellen entwerfen und feststellen. Erstere werden meist Erhebungsformulare, letztere Veröffentlichungsformulare sein. Um die statistischen Aufzeichnungen aus den Listen in die für die Veröffentlichung geeignete oder vorgeschriebene Form zu bringen, sind gewöhnlich noch vielerlei Zwischenlisten und Zwischentabellen erforderlich, deren Charakteristik gegenwärtig nicht weiter zu entwickeln ist. Bei ihnen entscheidet die Bequemlichkeit der Ausführung der verschiedenen Rechnungs- oder Uebertragungsoperationen über die Form, bei den Veröffentlichungsformularen ist Eleganz, Uebersichtlichkeit und Knappheit der Darstellung das Maassgebende, oder sie sollte es wenigstens sein. Im obigen Sinne gebrauchen auch wir die genannten Ausdrücke. Die Bedeutung von Liste ist dieselbe wie im gewöhnlichen Leben, man lässt eine „Liste" für Subscriptionen circuliren, d. h. man will wissen, Wer an einer Sache sich betheiligt, entweder um sich persönlich an denselben zu wenden oder um dadurch die Zahl derer, welche sich betheiligen wollen, zu erfahren."

der Reihe nach unter einander geordnet Angaben über Name, Geschlecht, Religion, Familienstand etc. Ein so ausgefülltes Schema nennt man eine Haushaltungsliste. In einer solchen Liste ist jedes Individuum für sich nach verschiedenen Eigenschaften charakterisirt. Eine sogen. Volkszählung will nun aber diese Eigenschaften jeder einzelnen Person nicht erforschen, weil der Staat aus guten oder schlechten Absichten für das einzelne Individuum sich interessirt, sondern der Staat lässt die Liste über jedes Individuum nur anfertigen, um daraus Tabellen über die Bevölkerung zusammenzustellen, die Liste ist nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Der Staat will beispielsweise nicht zu Bekehrungszwecken wissen, welcher Confession Jemand ist, nicht zur Rekrutenaushebung wie alt Jemand ist, sondern er will nur wissen, wie viele seiner Angehörigen evangelischer, römisch-katholischer, griechisch-katholischer Confession sind, wie viele Leute im Alter von 1, 2, 3 Jahren stehen etc. Um eine solche Tabelle über Confession, Alter etc. einer Bevölkerung aufzustellen, muss man die Listen über die Individuen concentriren. Das geschah bisher fast allgemein durch die sogen. Ausstrichelung auf Strichbogen. Zu diesem Behuf macht man das Schema einer Tabelle, wie die Tabelle später publicirt oder im Manuscript benutzt werden soll, nur wird eine jede Spalte*) und jede Linie dieser Ausstrichelungstabelle oder dieses Strichbogens viel breiter angelegt als für die endgültige Tabelle, weil in die Publicationstabelle eine Zahl z. B. für Deutschland höchstens von acht Ziffern hintereinander

*) Unter „Spalte“ oder Columne einer Tabelle versteht man jeden in einer Liste oder Tabelle befindlichen Raum zwischen 2 Verticallinien, unter Linie oder Reihe jeden Raum zwischen 2 Horizontallinien. So stehen in einer Volkszählungsliste alle Angaben über eine Person nebeneinander in einer Reihe, die Altersangaben aller Mitglieder einer Haushaltung in einer Spalte unter einander. Um in Tabellen sich leicht zurechtzufinden, bezeichnet man am besten wie bei einem Schachbrett die Linien mit fortlaufenden Ziffern, die Spalten mit fortlaufenden Buchstaben oder umgekehrt. Durch Nennung der Ziffer und des Buchstabens, z. B. C 17, ist dann genau das „Feld“ der Tabelle oder Liste bezeichnet, d. h. das Stück, welches einer Spalte und einer Linie auf einer Tabelle gemeinsam ist.

Diese Unterscheidung ist leicht zu behalten, wenn man sich der „Zeitungsspalten“ entsinnt, welches immer eine verticale Theilung ist, oder wenn man bedenkt, dass eine Säule (Columna) aufrecht stehen soll, wenn man sich aus seiner Kinderzeit erinnert, dass man beim Schreiben auf der „Linie“ bleiben soll, und dass eine „Reihe“ Soldaten, eine Reihe von Pfählen ein Stehen nebeneinander bedeutet. Die Statistik folgt also hier nur dem Sprachgebrauch.

(40,000,000 Einwohner) zu stehen kommt, während in den Strichbogen so viel einzelne kleine Striche gemacht werden als in den Listen das „Verhältniss" vorkommt, für welches die Tabelle ein Feld hat. Zur Ausstrichelung wird jede einzelne Liste vorgenommen und jede Angabe über jedes Individuum der Reihe nach mit einem kleinen Strich in das betreffende Feld der Concentrationstabelle eingetragen. Ist das mit allen Listen geschehen, so werden alle Striche eines Feldes addirt und diese Summe in das entsprechende kleinere Feld der Publicationstabelle eingetragen. So ergiebt z. B. die Addition wie viele verheirathete Frauen im 20. Lebensjahre stehen, oder wie viele römisch-katholische Kinder blödsinnig geboren sind u. s. w. Um die Addition der oft viele tausend Strichelchen zu erleichtern, schreibt man immer je 4 Striche dicht neben einander und den fünften quer hindurch (so 𝍸). Dann sind jede solche Gruppe 5, oder 2 Gruppen zusammen 10 Individuen bestimmter Eigenschaft. So habe ich die Berechnung wenigstens auf dem statistischen Bureau in Darmstadt machen sehen.

Die weiter unten auseinandergesetzten Uebelstände und Schwierigkeiten solcher Ausstrichelung der Listen in den Strichbogen haben nun, soviel uns bekannt, zuerst die italienische Regierung beim Census von 1861 darauf gebracht, statt der Strichbogen die sogen. Zählblättchen zu verwenden. Diese Zählblättchen (italienisch Cartolina) sind kleine Blätter von der Grösse und Dicke unserer Spielkarten oder auch grösser. Auf ein solches Zählblättchen werden durch Abschrift alle Angaben übertragen, welche sich für ein Individuum in der Linie einer Liste befinden, es werden also so viele Zählblättchen ausgeschrieben, als in der Volkszählungsliste Linien ausgefüllt sind. Zum besseren Verständniss fügen wir die Abschrift eines solchen Zählblättchens aus der berliner Volkszählung bei. Wir bemerken dazu, dass alles cursiv Gedruckte die mit Dinte gemachten Uebertragungen aus den Haushaltungslisten sind, ebenso die Striche, welche unter die einzelnen Worte gemacht sind, womit gesagt ist, dass die betreffende Eigenschaft bei diesem Individuum stattfindet. Zu bemerken ist weiter, dass dieses Zählblättchen zwar eine Individualaufnahme enthält, dass aber das Individuum als solches darauf nicht mehr kenntlich ist, der Name steht nicht auf dem Zählblättchen, ist aber jeden Augenblick aus den oben stehenden Angaben in den Urlisten behufs Controle etc. herauszufinden. Diese Zählblättchen sind ein recht deutliches Zeichen dafür, dass das Individuum als Beobachtungsobject nur so weit von Wichtigkeit ist, als man aus

Karten-Nr. *3.* Haus-Nr. *4099.*

Polizei-Rev. *34.* Haushalt-Nr. *1.*

Stadtbez. *44.* Parochie .....

Ordnungs-Nr. *1.* Geburtsjahr 18*19.* Afm.

Religion **ev,** *katholisch.* Chbg.

Familienst. led. verehel. verw. gesch. Schlb.

Beruf: *Kaufmann.*

Welch. and. Staate angehör. .....

Vorübergehend anwes. als .....

Mängel: blind. taubst. blödsinn. irrsinn.

Vorderh. Hinterh. Kell. Entres. Part. ..... Trep.

Heizbare Zimmer. *4* Geschäftl. Nichtgesch.

Küche ja nein.

Gas ja nein, Flammen .....

Wasserl. ja nein. Versichert ja nein.

Zahl der Haushalt. *8;* der Pers. *33.*

Privathaus; sonst. Zweck .....

Stockwerke *3.* Kellerwohn. ja nein.

Angeh. { m. / w.

Bursch. { m. / w.

Dienstb. { m. / w. 1.

Chbg { m. / w.

Schlb. { m. / w.

Kinder { m. 1. / w. 2.

sonst. Personen { m. / w.

Summirung der Individuen bestimmter Art das Genus findet. Weiter ist zu bemerken, dass auf dem Zählblättchen, das wir abgedruckt haben, das Geschlecht des betreffenden Individuums zu fehlen scheint, welches nothwendig angegeben sein muss wenn der Name fehlt, da aus dem Gewerbe, z. B. Schuhmacher, nicht sich ergiebt, ob ein Masculinum oder Femininum gemeint ist. Allein nur in unserem Abdruck fehlt das Geschlecht, an den Zählblättchen selbst ist es zu erkennen, indem die Blättchen für das männliche Geschlecht von hellgrauer, für das weibliche von rosaer Farbe sind.

Aehnliche Blätter wie die hier abgedruckten werden auch für jedes Mitglied der Haushaltung ausgeschrieben, nur dass der untere Theil der Blätter, welcher die Gebäude- und die Wohnungsstatistik enthält, wegfällt, weil die Haushaltungsmitglieder keine eigene Wohnung haben. Desgleichen werden die in den Listen enthaltenen abwesenden männlichen Haushaltungsglieder auf gelbe, die weiblichen auf braune Blättchen übertragen.*)

Mit diesen 6 Arten von Zählblättchen wird in sogleich zu schildernder Weise die ganze Concentrirung in Publicationstabellen ohne die Zwischenstufe der Ausstrichelung vorgenommen. Hatte man einmal dieses Uebertragen der Listen auf Zählblättchen angenommen, so war der letzte Schritt ein geringer, nämlich von Anfang an die verlangten Angaben nicht in eine gemeinsame Liste für je eine Haushaltung einzutragen, sondern die Uraufnahme gleich auf solchen Karten zu machen, um die zeitraubende Uebertragung aus den Haushaltungslisten auf die Zählblättchen, und um die grossen Haushal-

*) Wenn wir eine Kritik der berliner Zählung schreiben wollten, könnten wir noch manche Verbesserung dieser Zählblättchen anführen. So scheint es, um nur Einiges anzudeuten, eine Materialverschwendung, nur eine Seite der Blättchen zu benutzen. Statt für die Hauseigenthümer und Haushaltungsvorstände grössere Blättchen zu nehmen, hätte man alle Angaben, welche auf dem untern Theil des Blättchens sich auf die Gebäudestatistik (unterste vordere drei Reihen) beziehen, sowie diejenigen, welche auf die Wohnungsstatistik sich beziehen (die oberen 4 vorderen Reihen) und welche auf Zusammensetzung der Haushaltung sich beziehen (die 14 Linien der hinteren Spalte) auf die Rückseite aufdrucken können. Dann wären alle Blättchen gleich gross und ein ganz Theil Material erspart. Wenn manchem Leser manches auf den berliner Zählblättchen noch nicht ganz deutlich erscheint, so berücksichtige derselbe, dass diese Karten nicht für das Publicum, sondern nur für die verarbeitenden Beamten bestimmt sind. Ansserdem gebe ich zu bedenken, dass Striche, Zahlen und Worte mit Dinte auf ein bedrucktes Formular geschrieben viel deutlicher sind, als unser Abdruck nur mit verschiedenem Druck.

tungslisten selbst ganz zu vermeiden oder wenigstens, wie wir sehen werden, auch auf ein paar Karten zu reduciren. Dieser Weg der Volkszählung sollte im December vorigen Jahres in dem ganzen Gebiet des damaligen deutschen Zollvereins beschritten werden. Die Volkszählung unterblieb aber bekanntlich wegen des Krieges mit Frankreich. Dieser Tage im April traten die amtlichen Statistiker der Staaten des deutschen Reichs zusammen, um über die auf Anfang December dieses Jahres verschobene erste deutsche Volkszählung zu berathen. Sie werden schwerlich viel an dem ersten für das vergangene Jahr aufgestellten Plan ändern. Nach diesen Vorschlägen der Zollvereinscommission werden jedem Haushaltungsvorstande nicht mehr wie früher die oft grossen und schwer zu handhabenden Listenformulare eingehändigt, sondern er empfängt einen nicht allzugrossen und nicht allzu dicken Brief, einen „Zählbrief," mit einer Anzahl von Karten, Zählkarten, in der Stärke eines Kartenblattes und ungefähr der dreifachen Grösse.

Der Haushaltungsvorstand bekommt für jede in seiner Haushaltung anwesende Person eine Karte. Da man bei Vertheilung der Zählbriefe noch nicht wissen kann, wie viel Leute in der Zählungsnacht in jeder Haushaltung anwesend sein werden, so muss der die Briefe vertheilende Beamte etwas mehr Karten dem Haushaltungsvorstande einhändigen, als Personen für gewöhnlich in der Haushaltung leben, und ausserdem einen möglichst nahen Ort namhaft machen, wo am Tage der Zählung noch Aushülfskarten unentgeltlich in Empfang genommen werden können. Ebenso kann der die Briefe wieder einsammelnde Beamte Karten bei sich führen, um im Nothfall noch zuletzt die fehlenden Haushaltungsmitglieder auf je einer Karte zu beschreiben. Wir fügen in Originalgrösse eine solche Individual-Zählkarte bei, wie sie als Muster einer ausgefüllten Zählungskarte auch in dem Zählbrief enthalten ist. Man sieht, die zweite Seite der Karte ist nicht ganz mit Fragen ausgefüllt, man könnte darum vielleicht die Karten etwas kleiner machen, allein besser lässt man der Karte ihre Grösse, denn der leere Raum kann von jeder Gemeinde benutzt werden, um noch Fragen zu stellen, welche für die betreffende Gemeinde von Interesse sind. Solche specielle Fragen können leicht mit einem Stempel auf den leeren Raum noch aufgedruckt werden.

A. Volkszählung am 1. Dec. 1870.

Zählkarte Nr. I.

gehörig zum Zählbrief Nr. *210* für das Haus Nr. *18.*
Strasse oder Platz: *Lindenstrasse,* im Zählbezirk Nr. *12.*
Ort, Gemeinde: *Berlin.* Kreis .....

Vergleiche zur richtigen Ausfüllung die beiliegende Anleitung D.

1. Vor- und Familiennamen: *Christian Lorenz.*
2. Geschlecht: *m.*
3. Geburtsort, wenn nicht am Zählungsort geboren:
   Ort: *Dresden,* Kreis: .....
   bei im Auslande Geborenen: Staat: *K. Sachsen.*
4. Geburtstag und Geburtsjahr: *26. März 1821.*
5. Familienstand (nur anzugeb. wenn bereits über 14 J. alt): *verh.*
6. Religionsbekenntniss: *Ev.*
7. Stand, Rang, Beruf, Erwerbszweig. Arbeits- oder Dienstverhältniss.
   Hauptbeschäftigung: *Glasfabrikant.*
   Etwaige mit Erwerb verbund. Nebenbeschäftigung: *keine.*
   .....
8. Staatsangehörigkeit (Name des Staats): *Preussen.*
9. Wohnort (falls für gewöhnlich nicht an der Haushaltung theilnehmend):
   Ort: ..... Kreis .....
   bei ausländ. Orten auch Staat: .....
   Seit wann im Zählungsorte anwesend: *10 Jahre.*

10. Muttersprache (wenn anders als deutsch):.....

11. Schulbildung, d. h. kann lesen und schreiben? (nur anzugeben wenn bereits über 14 Jahre alt): *Ja.*

12. Besondere, die Bildungs- oder Erwerbsfähigkeit beeinträchtigende Mängel.

Blind?..... Taubstumm?.....

Blödsinnig?..... Irrsinnig?.....

Andere Gebrechen? (vergl. Anleitung.)

Ausser diesen Zählkarten, welche mit A bezeichnet sind, erhält der Haushaltungsvorstand noch ein Blättchen von gewöhnlichem Papier (B) mit folgendem Schema:

B. Verzeichniss

der in der Haushaltung Anwesenden

gehörig zum Zählbrief Nr. .....

für das Haus ..... Strasse, Platz .....

Zählbezirk Nr. ..... Ort, Gemeinde .....

Kreis .....

Bezüglich der Reihenfolge der Personen in diesem Verzeichniss vergleiche Anleitung D.

Laufende Nr.	Vorname.	Familienname.	Stellung im Haushalt anzugeben ob Vater, Mutter, Sohn, Tochter oder sonstige Verwandte, ob Kostgänger oder sonstwie dem Haushalt angehörig, ob Dienstbote, Gewerbs- oder Geschäftsgehilfe, ob Schlafgänger, Zimmerabmiether, ob einquartirter Soldat.

Darunter eine bedeutende Anzahl Linien und ausserdem „Platz für etwaige Angaben über die Wohnungsräume der Haushaltung."

Dieses Blatt hat einmal die practischen Bestimmungen, dass der Haushaltungsvorstand bei etwa vielen Angehörigen sich selbst über die Vollständigkeit controlire und dass der controlirende Beamte die Zahl der Individualkarten controlire. Sodann hat dieses Blatt den

theoretischen Nutzen, dass dasselbe gewissermaassen die Haushaltung *in nuce* zusammen darstellt, wie früher die grosse Haushaltungsliste. Aus diesem Blättchen ist z. B. die Durchschnittsgrösse der Haushaltung, die Durchschnittsmenge der Dienstboten etc. zu berechnen.*)

Sub C enthält der Zählbrief noch ein Blättchen dünnen Papiers für alle am Zählungstage etwa aus der Haushaltung Abwesenden. Wir drucken auch dieses Blättchen ausdrücklich ab, weil wir für unsern zweiten Artikel über factische und ansässige Bevölkerung eingehender darauf zurückkommen müssen.

Endlich liegt sub D in dem Zählbrief ein dünnes Blatt doppelter Grösse zusammengefaltet, welches auf den beiden ersten Seiten eine allgemeine Anleitung zur Ausfüllung der Zählkarten, auf Seite 3 ein Muster einer ausgefüllten Zählungskarte (A), wie wir es auch mitgetheilt haben, und auf Seite 4 das Muster einer ausgefüllten Liste für Abwesende (C). enthält.

Das ist der gesammte sehr wenig voluminöse und vor Allem, mit den alten Listen verglichen, sehr handliche Zählungsapparat an Formularen und Erklärungen.

Nach Vorstehendem haben wir also 3 Hauptarten der Volkszählung in ihren 2 Abschnitten, der Datenermittelung und der Datenverarbeitung, zu unterscheiden:

1) Haushaltungslisten und Strichbogen;
2) Haushaltungslisten und Zählblättchen;
3) Zählkarten.**)

Es fragt sich nun, ob wirklich keine Veranlassung für Riga vorliegt, die bisherige Erhebungsart der Haushaltungslisten und Strichbogen mit einer der beiden anderen Methoden zu vertauschen.

---

*) Wir kommen auf diesen Haushaltungszettel noch zurück, er wird von grosser Wichtigkeit für die Haushaltungsstatistik. Ein Fehler dieses Zettels für das deutsche Reich ist bisher nur, dass es ein dünner Zettel ist, es wäre besser auch eine stärkere Karte, denn diese Zettel werden für die Bearbeitung der Haushaltungsstatistik ebenso zu sortiren und auszuzählen sein, wie die Individualkarten.

**) Engel nennt die dritte Methode die der „Zählbriefe und Zählkarten," bezeichnender ist es aber, sie nur die Methode der „Zählkarten" zu nennen, denn sie unterscheidet sich von den beiden obigen Methoden gerade dadurch, dass das Zählungsformular zugleich die Verarbeitungsliste ist, während in den beiden ersteren Methoden der Strichbogen oder das Zählblättchen nur Verarbeitungsmittel sind. Die Namen drücken dann besser den Dualismus der beiden ersten und die Einheit der letzten Methode aus. Die Briefform, in welcher der Zählungsapparat gebracht wird, ist ja auch ein Nebensächliches.

C. **Volkszählung am 1. Decbr. 1870.**

Liste

für die am Zählungstage etwa aus der Haushaltung Abwesenden,*)

gehörig zu Zählbrief №.....

für das Haus..... Strasse, Platz..... Zählbezirk №.....

Ort, Gemeinde..... Kreis.....

Vor- und Familiennamen.	Geschlecht.	Geburtsjahr.	Familienstand und Stellung im Haushalt.	Religionsbekenntniss.	Stand, Rang, Beruf oder Erwerbszweig.	Vermuthlicher Aufenthaltsort auch Kreis, bei ausländischen Orten Land.	Seit wann abwesend.
NB. Eine gewisse Anzahl Seiten.							

*) Als Abwesende sind nicht zu verzeichnen: die im activen Militärdienst oder zur Ausbildung (Studenten, Gymnasiasten, Lehrlinge u. s. w.), oder als Dienstboten, Gesellen u. s. w., oder als Sträflinge aus ihrer Familie abwesenden Personen; diese werden als an ihren Aufenthaltsorten wohnend angegeben uud dort gezählt.

Die zweite Methode der Haushaltungslisten und Zählblättchen hat sich im Grossen und Kleinen bewährt in Italien 1861, in Berlin 1867 und in Ofen — Pest (1866?). Für die dritte Art kann man nur anführen, was a priori diese Methode betrifft, bewährt hat sie sich in der Praxis noch nicht, wird aber, bis Riga einmal wieder zu einer so kostspieligen Operation, wie eine Volkszählung ist, schreitet, sich sicher an mehr als einem Orte, in mehr als einem Staate bewährt haben. Dieselbe scheint so vorzüglich, dass man in ein paar Jahren gar nicht mehr begreifen wird, dass man so lange mit den alten unvollkommenen Erhebungsarten sich beholfen hat.

Die Zukunft in den Volkszählungen gehört den Zählkarten, wenn sie auch in der von Deutschland acceptirten Form noch mancher Vervollkommnung fähig sind. Wir möchten am allerwenigsten einem Sichgenügen in dem gegenwärtig Erreichten das Wort reden.

Die Vorzüge der Zählkarten vor den beiden anderen Arten haben wir darzustellen einmal unbekümmert um die Kosten, vom rein theoretischen Standpunkt, und dann vom Kostenstandpunkt oder dem wirthschaftlichen.

Hierbei ist immer zu betrachten der Vorzug für die Aufstellung der Urlisten und dann der Vorzug für das Aufarbeiten der Urlisten in Tabellen. Der letztere Vorzug ist der Zählung mit Urlisten und Zählblättchen und der mit Zählkarten gemeinsam, auf der anderen Seite ist der Zählung mit Haushaltungslisten und Strichbogen und der mit Haushaltungslisten und Zählblättchen gemeinsam die Ausfüllung der unbequemen Urlisten und die Uebertragung auf ein anderes Schema, um die Listen in Tabellen zu concentriren.

Es besteht bei den Uraufnahmen ein so wesentlicher Unterschied zu Gunsten der Zählkarten vor den alten Haushaltungslisten nicht, wie bei der Bearbeitung zu Gunsten der Zählblättchen vor den Strichbogen, immerhin ist der Vorzug der Zählkarten als Formular der Uraufnahme noch bedeutend genug.

Einmal schrecken die hübschen kleinen Individual-Zählkarten den zur Eintragung Verpflichteten nicht so leicht ab, als die grossen Formulare der Gesammthaushaltungslisten, vor denen mancher „zahlreiche Familienvater“ zusammenschaudert. In Wahrheit ist freilich bei den Zählkarten mehr zu schreiben und auszufüllen bei gleich viel Fragen, allein es tritt nicht so brutal in Masse entgegen. Das Plus an Schreiberei besteht in den Ueberschriften jeder Zählkarte

und in der Ausfüllung des zusammenfassenden kleinen Blattes B für die gesammte Familie.

Dagegen ist ein Versehen bei den Eintragungen in die vielen Spalten und Linien des Strichbogens nicht so leicht möglich, das hebt eine nicht unbedeutende Fehlerquelle sowohl für falsche, als für fehlende Angaben, welche schwere Controlarbeiten nöthig machen, fast ganz auf.

So wichtig dies nun auch ist, es wäre nicht genügend, um die alten Gesammtlisten zu verlassen und zu den Zählkarten überzugehen, sondern für diese spricht hauptsächlich der zweite Punkt, die Aufarbeitung.

Wir beschrieben oben das Verfahren, jede einzelne Linie in jeder Haushaltungsliste in den Strichbogen auszustricheln. Das ist eine ganz gewaltige Arbeit, Herr v. Jung-Stilling wird das noch fest in der Erinnerung behalten haben. Diese Operation fällt bei den Karten ganz fort. Die gesammte Aufarbeitung des Materials besteht nur im Sortiren und einfachen Zählen der Karten. Die durch Zählung gefundene Summe wird unmittelbar in das definitive Tabellenschema eingetragen. Nehmen wir die Statistik nur einer Stadt und die Ermittelung der factischen oder ortsanwesenden Bevölkerung. Das Erste, was die Leute interessirt zu wissen, wie gross denn Riga im März 1867 war, ist ungemein schnell ermittelt. Man braucht nur alle beschriebenen Zählkarten zu zählen und hat die Gesammtsumme der factischen Bevölkerung. Die vorübergehend Abwesenden haben gar keine Individualkarte erhalten, sind also nicht erst abzuziehen. In wenigen Stunden sind die ausgegebenen 120,000 Karten sortirt in beschriebene und leergebliebene, und die beschriebenen gezählt. Jeder Einzelne kann in wenigen Stunden viele tausend Karten ausscheiden und zugleich dabei zählen. Wenn um Mittag die gesammten Zählkarten auf dem statistischen Bureau eingeliefert sind, kann man in einem Abendblatte der Zeitung das vorläufige Resultat publiciren. Anders bei den Gesammthaushaltungslisten, aus welchen die vorübergehend Abwesenden erst auszuscheiden sind, in denen weiter die Zählung der übrigbleibenden Ortsanwesenden viel schwieriger ist. Ebenso kann man weitere vorläufige Resultate schnell finden und kann diese Resultate sogleich auch für die definitiven verwerthen. Man sortirt die 100,000 beschriebenen Karten nach den 4 Stadttheilen in 4 Haufen, zählt jeden Haufen aus und hat die Bevölkerung der Stadttheile. Man trennt in 2 Haufen Männer und Weiber, und hat Statistik der Geschlechter. Aber auch wo es sich um eine detaillirtere Statistik handelt, ist die

Auszählung das bedeutend Einfachere. Nehmen wir ein Beispiel: Man will trennen nach Altersclassen; männlich, weiblich verheirathet; ledig; verwittwet; geschieden, und zwar für alle Stadttheile und für Deutsche, Russen, Letten, Esten, Juden und anderer Confessionen. So macht man erst 100 Haufen für die Altersclassen von 1—100. Das ist schnell gemacht, der Auszählende hat nur auf die eine Stelle der Karte zu blicken, wo das Geburtsjahr oder Altersjahr steht. Jeder Haufen wird gezählt. Das Resultat trägt man ein in das betreffende Tabellenfeld. Jeder der 100 Haufen wird wieder zerlegt in 2 Theile, nach Mann und Frau. Dann hat man die Altersclassen für beide Geschlechter in 200 Haufen. Zählung und Eintragung der Summen; Jeden der 200 Haufen trennt man nach dem Civilstand in 4 Haufen, ob ledig, verheirathet, verwittwet, geschieden. Sind 800 Haufen. Eintragung der Summen. Jeden der 800 Haufen trennt man nach den vier Stadttheilen und hat 3200 Haufen. Eintragung der Summen. Endlich zerlegt man jeden dieser 3200 Haufen in 6 Theile nach den sechs Nationalitäten, Deutsche, Russen, Letten, Esten, Juden, Diverse, und hat dann in 19,200 Haufen eine sehr detaillirte Statistik der Bevölkerung nach Alter, Geschlecht, Civilstand, Nationalität in allen Stadttheilen, man hat nämlich in 100 Feldern die 100 Altersclassen für beide Geschlechter zusammen, in 200 Feldern für Alter und Geschlecht, in 800 Feldern für Alter, Geschlecht und Civilstand, in 3200 für Alter, Geschlecht, Civilstand und Stadttheil, in 19,200 für Alter, Geschlecht, Civilstand, Stadttheil, Nationalität. Also in Summa auf 23,500 Feldern die detailirte Altersstatistik. Trennt man das erste Lebensjahr noch nach Monaten, so wächst entsprechend die Zahl der Haufen und Felder.

Wie anders dagegen die Manipulation mit der Ausstrichelung der Listen in den Strichbogen und die Aufrechnung der Strichelchen.

Einmal ist die Uebertragung in die Strichbogen mit ihren vielen hunderten und Tausenden von Feldern eine Quelle vieler, und wenn man nicht die Arbeit von Neuem anfangen will, nicht wieder zu verbessernder Fehler. Es braucht nur ein Strich an eine falsche Stelle gemacht zu sein, und alle Rechnungen sind falsch. Wie leicht ist aber ein solches Versehen. Man nehme eine Liste und trage den Familienvater ein. In Bezug auf sein Alter muss man bei so detaillirter Statistik wie v. Jung-Stilling sie vorgenommen hat, das richtige Feld unter 19,200 herausfinden. Es ist fast nothwendig,

dass man sich versieht, und wie langsam wird ein nicht sehr geübter Arbeiter diese Einstrichelung machen.

Die Schwierigkeit verringert sich etwas, wenn man die Listen nicht nach den Individuen ausstrichelt, d. h. den Linien folgt, sondern wenn man die Spalten ausstrichelt, wobei nur die Listen häufig wechseln, aber selbst hier, wenn man alle Altersangaben ausstrichelt, hat man zwischen 19,200 Feldern zu wählen.

Ein Uebelstand bei der Ausstrichelung ist noch der, dass man vor Beginn der Ausstrichelung schon einen ganz festen Entschluss gefasst haben muss, wie weit man in der Detaillirung des Volkszählungsmaterials gehen will, denn jede neue Detaillirung macht hier neue Ausstrichelung von Anfang bis zu Ende in einen neuen Strichbogen nöthig. Bleiben wir bei unserem Beispiel der Altersstatistik stehen. Wenn man bei Sortirung der Zählkarten gefunden hat, dass es wünschenswerth ist, auch noch darnach zu forschen, welcher Confession die Altersclassen jedes Geschlechtes, Civilstandes, Stadttheiles, Nationalität angehören, so braucht man die 19,200 Haufen nur wieder in so viel Haufen zu zerlegen, als man Confessionen aufstellt. Wollte man diese Erweiterung auf 4 Confessionen nachträglich bei der Ausstrichelung vornehmen, so müsste man alle Listen von Neuem vornehmen und in ein Schema von 4 mal 19,200 Felder, also in 76,800 Felder eintragen. An einer solchen ganz neuen Ausstrichelung wird fast jede Erweiterung des Publicationsplanes scheitern.

Die ganze Ausstrichelung hat etwas Starres, Todtes, die Auszählung der Karten etwas Flüssiges, Lebendiges.

Ein einziger Einwand könnte sein, man hätte fast nirgends Raum, um die tausende von Häufchen zu machen, während man für die Ausstrichelung nur die wenigen Haufen für die Listen und das Tabellenbuch der Ausstrichelung nöthig hat. Das ist allerdings ein Uebelstand, allein wenn man die Häufchen nicht hinlegt, sondern in Fächer mit trennenden festen und beweglichen Pappen oder Brettchen aufstellt, dann ist der Raum wohl zu beschaffen, um so mehr, als man zur Zeit jeden Haufen gross oder klein für sich behandeln kann. Je mehr bei Weitersortirung die Zahl der Haufen wächst, um so mehr schmilzt das augenblicklich in weitere Haufen zu theilende Material zusammen.

Und wie sauber lässt sich nach gemachter Benutzung das Material aufbewahren für etwaige weitere Verarbeitung. Man sortire z. B. die Karten nach den Orten, damit der Ortsstatistik das Material

zugänglich wird. Wie hübsch stehen da in den Archiven des statistischen Bureaus die Reihen der Ortschaften in Packen gleicher Höhe und Tiefe. Wie leicht kann man jeden Ort, jedes Individuum finden. Und nun denke man sich so bequem zugänglich eine Reihe von Volkszählungen, deren jede durch eine besondere Farbe der Karte ausgezeichnet ist, so hat man bei 5jährigen Zählungen eine Reihe von Portraits jedes Ortes, jedes Individuums in allerdings nur grossen Zügen in höchstens 20 Aufnahmen bei Leuten, welche hundert Jahre erreichen, in weniger bei solchen, welche jünger sterben. Ueber den bleibenden Werth solcher Zählkarten sagt Engel sehr hübsch: „Wäre hier der Ort einer theoretischen Darlegung der in der Statistik anwendbaren Methoden, so würden wir den wichtigen Fortschritt der Auszählung durch Zählblättchen gegenüber der durch Strichelung in das hellste Licht setzen müssen. An dieser Stelle dürfen wir uns auf die Andeutung beschränken, dass es sich am besten mit der Einführung des Experiments in die moralischen und politischen Wissenschaften vergleichen lässt. Denn das lebende Individuum mit seinen Eigenschaften ist gewissermaassen in dem kleinen unscheinbaren Zählblättchen verkörpert und in Folge dessen allen Methoden der Naturwissenschaft zugänglich geworden. Was das heissen will, werden alle Diejenigen zu würdigen wissen, welche mit jenen Methoden vertraut sind.“ Und weiter: „Die Zählkarten haben einen bleibenden Werth. Wie die Photographien einer Person aus verschiedenen Altersjahren das Werden und Wachsen derselben veranschaulichen, so repräsentiren die Zählkarten einer und derselben Person aus verschiedenen Zählungsperioden gleichsam die Fortschreibung des Individualkatasters dieser Person, dessen einzelne Blätter zwar nicht blos mit den Censusresultaten angefüllt werden möchten, sondern für jede grosse Gruppe von Lebensäusserungen (also für die physischen, geistigen, sittlichen, religiösen, wirthschaftlichen, socialen und politischen) müsste eine Rubrik angelegt werden, damit die öffentlichen Acte der betreffenden Aeusserungen darin regelmässig fortgeschrieben werden könnten. Auf diese Weise würde man zu Materialien der Geschichte der Menschheit gelangen, deren Tragweite sich wohl ahnen, aber zur Zeit noch nicht beschreiben lässt. Einstweilen sind die Zählkarten nur der Anfang, die ersten Folien dazu.“ *)

*) Engel, „Die Kosten der Volkszählung.“ Statist. Zeitschrift des königl. preussischen statistischen Bureaus. Jahrgang 1870. Heft I, II. Seite 38.

Was die Concentrirung aller Daten, welche sich auf ein Individuum beziehen, in einem Blättchen angeht, und die leicht handliche Rechnung mit diesen Blättchen, so habe ich bei meinen statistischen Arbeiten schon seit 1864 gleichfalls von einer solchen Concentrirung der eine Einheit betreffenden Daten Nutzen gezogen für Berechnungen. In meiner Schrift z. B. über den Einfluss der Wohnung auf die Sittlichkeit hatte ich zu untersuchen, ob unter den 270 pariser Gewerben mit dem Wohnen der Arbeiter beim Meister, in eigenen Möbeln, in Chambregarnie, das gute oder schlechte Betragen derselben parallel geht. Die Daten darüber in absoluten Zahlen und Procenten wurden auf Carton geschrieben, so dass alle Daten über eine Industrie auf einer Linie hinter einander standen, die gleichen Daten über die verschiedenen Industriezweige also in einer Spalte unter einander. Aus dieser grossen Tabelle wurden Kärtchen gemacht, aber anderer Gestalt als unsere vorgenannten Zählkarten. Die Tabelle wurde nämlich den Linien nach in kleine Streifen geschnitten, zu welchen ein gemeinsamer Tabellenkopf blieb. Ein solcher Streifen lautete z. B. nur:

I	2	Bäcker.	3355	65	2056	1234	2909	375	71	2	62	36	87	11	2

Für jeden Streifen passte der Tabellenkopf oder die Spaltenunterschriften.

Wohnung und Betragen der pariser Arbeiter.

I. Männer.

Gruppe der Enquête.	№ in der Gruppe.	Gewerbe.	Alle Arbeiter.	Es wohnen			Es betragen sich			Es wohnen			Es betragen sich		
				beim Meister	in eigenen Möbeln	in Chambregarnie	gut	zweifelhaft	schlecht	beim Meister %	in eigenen Möbeln %	Chambregarnie. %	gut %	zweifelhaft %	schlecht %
I	2	Bäcker.	3355	65	2056	1234	2909	375	71	2	62	36	87	11	2
I	3	Brauer.	694	146	484	64	694	—	—	21	70	9	100	—	—

u. s. w.

Sollte nun untersucht werden, ob in denjenigen Gewerben, welche viel Chambregarnisten aufweisen, das Betragen schlechter ist, als wo wenige der Art wohnen, so brauchten die 270 Cartonstreifen oder Rechenblättchen, welche die betreffenden Angaben über je eines der 270 Gewerbe enthielten, nur sortirt zu werden, und zwar in der Reihenfolge von 0 % Chambregarnisten bis zu 100 % Chambregarnisten. Die Streifen wurden in dieser Reihenfolge nach den % der Chambregarnisten unter einander gelegt und aus je 10 Gewerben die Summe derer, welche in Chambregarnie wohnen und welche sich schlecht betragen, berechnet, dann wurden aus den 27 Gruppen von je 10 Gewerben noch grössere Gruppen zusammengezogen und so weiter operirt, oder wie man nach Vorgang von Engel sagen kann, experimentirt. Die als geschlossene Tabelle starren Zahlen konnten, so flüssig gemacht, in jede beliebige Form gegossen werden. Ohne eine solche Isolirung jedes Gewerbes in einen Rechenstreifen hätte für unsere Untersuchung die ganze grosse Tabelle 4 mal in einer neuen Reihenfolge abgeschrieben werden müssen. Wer nun aus Erfahrung weiss, wie viele Fehler in statistischen Tabellen sich nicht durch Rechnung, sondern gerade durch falsches Copiren einschleichen, namentlich wenn man die Spalten oder die Linien einer Tabelle versetzen muss, der wird auch diesen Vortheil, dass einmal richtig berechnete Zahlen richtig bleiben, ermessen können. So habe ich fast alle meine statistischen Arbeiten, welche ich allein und mit meinen Schülern zusammen in den statistischen Uebungen über die pariser Industrieenquêten unter der Feder habe, in solche zum Theil sehr lange Rechenstreifen zerlegt, mit denen es sich nun annähernd so leicht operirt als für Volkszählungen mit den italienischen Zählblättchen, nur mit dem Unterschied, dass man für die Volkszählungsbearbeitung die Blättchen nur zu sortiren und zu zählen hat, der Vortheil der Operation mit diesen Zählblättchen also noch viel grösser ist als bei unseren Rechenstreifen.

Das Verarbeiten der Volkszählung mittelst Zählkarten ist ein für die betreffenden Arbeiter ungemein anregendes gegenüber der Ausstrichelung, weil man viel leichter zu Resultaten kommt. Bei den Zählkarten findet der Verarbeiter nach unserer Schilderung zuerst und sehr schnell die Zahlen en gros und rückt von da ganz schrittweise immer wieder mit schnell gefundenen Resultaten mehr und mehr in das Detail vor. Bei der Ausstrichelung müssen erst alle Listen in die sehr detaillirten Felder des Strichbogens ausgestrichelt sein, ehe man aus all diesen Detailangaben schrittweise

zu den Hauptzahlen durch Addition rückschreiten kann, eine völlig reizlose Arbeit.

So könnte man noch viele Vorzüge der Zählkarten namhaft machen, wir müssen uns hier mit diesen wenigen genügen lassen.

Ein Uebelstand der Zählkarten ist allerdings nicht zu übersehen, dass dieselben ein viel grösseres Gewicht und einen grösseren Umfang haben, als die aus gewöhnlichem Schreibpapier bestehenden früheren Gesammthaushaltungslisten, ein Uebelstand bei der Aufbewahrung und bei der Versendung. Ich habe den Versuch gemacht, welchen Längenraum die Zählkarten des deutschen Reiches bei 40,000,000 Einwohnern neben einander gestellt beanspruchen würden. Es ergab sich, dass 40 Karten einen Raum von 0,75 Centimeter verlangten, 40,000,000 also $7\frac{1}{2}$ Kilometer oder nahezu eine preussische Meile Länge. Das klingt enorm, die Karten liessen sich aber doch in einem Zimmer von 60′ Länge, 30′ Fuss Tiefe und 16′ Höhe bequem aufstellen, ohne dass man mehrere Reihen hinter einander zu setzen hat. Die Karten sind nämlich 7″ hoch, erfordern also mit $\frac{1}{2}$″ Bordbrett und $\frac{1}{2}$″ Spielraum zum Herausnehmen 8″ Höhenraum. Auf je 2′ Zimmerhöhe können also 3 Reihen Karten und auf 16′ Zimmerhöhe 24 Reihen stehen, d. h. die Borde müssten messen $\frac{1}{24}$ Meile. In einem Saal von 30′ Breite lassen sich aufstellen mit genügendem Raum, um eine Stehleiter zu bewegen, 2 einfache Borde an den Langwänden und 9 Doppelborde in der Mitte. Die Tiefe der Karten ist nämlich circa $4\frac{1}{2}$″, 20 Borde brauchten also 90″ oder $7\frac{1}{2}$′, dazu 10 mal als jedesmaliges Spatium für die Leiter $2\frac{1}{4}$′ giebt in Summa 30′ Zimmerbreite. Wenn die gesammte Bordlänge $\frac{1}{24}$ Meile ist, so müssen 20 Doppelborde nur $\frac{1}{480}$ Meile haben, $\frac{1}{480}$ Meile ist aber nur 50′, da die preussische Meile 200 Ruthen à 12′ oder 24,000′ hat. Rechnet man auf jedem Ende der in der Mitte stehenden Doppelborde noch 5′ Spielraum, um die Leitern wenden zu können, die beiden Schmalseiten als Fenster und die 5′ auf jeder Seite der Wandeinzelborde für 4 Thüren, so genügt ein Zimmer von 60′ Länge, 30′ Breite und 16′ Höhe wie oben angegeben. So hätte man in einem Zimmer die Ethnographie Deutschlands nach den wichtigsten Seiten hin beisammen, nach Orten geordnet zur bequemsten Benutzung auch für Localforschungen.

Alle diese Vortheile würden die Adoption der Zählkarten anempfehlen, selbst wenn die Kosten der Volkszählung sammt Verarbeitung dadurch sich steigerten, das ist aber nicht einmal der Fall.

sondern vielmehr gerade das Gegentheil. Engel hat in seinem Aufsatze über die Kosten der Volkszählung gerade diese Seite der Frage ausführlich behandelt. Wir können ihm hierin nicht folgen, denn selbst wenn wir alle seine Rechnungen reproduciren wollten, so fehlte uns doch die Kenntniss, um alle seine Erfahrungen über die Ausstrichelungsmethode und alle seine Vermuthungen für die Zählkartenmethode controliren zu können, wir müssen uns hier beschränken, die Resultate, zu denen er gelangt, anzuführen.

Engel meint, die sachlichen Ausgaben, namentlich für Druck, Papier, Verpackung, Versendung etc. würden allerdings zunehmen, dagegen die persönlichen Ausgaben für Arbeitsleistung aller Art abnehmen. Das entspräche ganz dem Charakter unserer Zeit, welche in allen Industrieen das Capital vor der Arbeit in den Vordergrund treten sieht. Nimmt Druck, Papier, Verpackung und Transport immer grössere Dimensionen an, so wird der Schaden zum Theil dadurch aufgewogen, dass die Kosten für einen gleichen Druck, gleiches Papierquantum, gleiches Transportquantum in unserer Zeit nicht in dem Maasse wachsen, als der Preis für ein gleiches Arbeitsquantum.

An der Arbeit, welche immer theurer wird, sparen, ist eine Hauptaufgabe der Neuzeit.

So rechnet Engel heraus, dass die Verpackungs- und Versendungskosten des Materials auf je 1,000,000 gezählte Individuen betragen bei der Ausstrichelung 127 und 70 Thlr„

„ den Zählblättchen 159 „ 87 „

„ „ Zählkarten 201 „ 111 „

und zwar bei dem centralisirten Verfahren der Volkszählung, wovon sogleich gesprochen werden soll. Hingegen nimmt die Arbeit bedeutend ab. Wir geben als Endresultat seiner Untersuchung die folgenden Zahlen für centralisirtes und decentralisirtes Verfahren, Die Kosten auf je 1,000,000 Einwohner sind:

	decentral.	central.
I. Methode Strichbogen .	23,831	21,876.
II. Methode Zählblättchen .	22,181	20,913.
III. Methode Zählkarten . .	21,711	19,327.

Endlich geben wir die summarischen Tabellen von Engel's Kostenberechnung, reducirt auf je 1,000,000 Menschen.

A. Der Geldaufwand der Volkszählungen.

Methoden.	Ausgaben.	Für je 1,000,000 Einwohner. Decentralisirt. Verfahren. Thlr.	Centralisirt. Verfahren. Thlr.
1) Haushaltungslisten und Strichbogen.	Sachlich	1,793	1,805
	Persönlich	22,038	20,071
	Summa	23,831	21,876
2) Haushaltungslisten und Zählblättchen.	Sachlich	2,143	2,203
	Persönlich	20,038	18,710
	Summa	22,181	20,913
3) Zählbriefe und Zählkarten.	Sachlich	2,673	2,742
	Persönlich	19,038	16,586
	Summa	21,711	19,327

B. Summe der Arbeitszeit (excl. der Publication).

	Tage.	Tage.
1) Strichbogen	21,644	17,909
2) Zählblättchen	19,644	17,109
3) Zählkarten	18,644	15,859

C. Papier und Druckkosten.

		Thlr.	Thlr.
1) Strichbogen	Papier	1,321	1,267
	Druck	147	141
	Summa	1,468	1,408
2) Zählblättchen	Papier	1,598	1,581
	Druck	177	176
	Summa	1,775	1,757
3) Zählkarten	Papier	2,018	2,017
	Druck	224	223
	Summa	2,242	2,240

Auf die Vorzüge des centralisirten Volkszählungswesens gegenüber dem decentralisirten gehen wir hier nicht näher ein. Das Verfahren ist um so centralisirter, je mehr der Verarbeitung nach gemachter Uraufnahme von dem statistischen Centralbureau, also

der Stadt resp. des Staates, besorgt wird, um so decentralisirter, je mehr auch an der Verarbeitung die Zähler, die Zählungscommissare oder bei Zählungen über ganze Staaten die Gemeindebeamten, Bezirksbeamten, Provinzialbeamten Theil haben. Das Eingehen auf die Vorzüge des centralisirten Verfahrens ist uns erspart, da die rigasche Volkszählung als eine reine Stadtzählung ziemlich centralisirt gemacht werden musste. Die Centralisirung contra Decentralisirung dreht sich hier nur um die „ersten Controlarbeiten und die Zusammenstellung der ersten summarischen Resultate." v. Jung-Stilling spricht sich selbst unschlüssig darüber aus, wir haben die betreffende Stelle mit der später erfolgten authentischen Interpretation oben S. 216—217 abgedruckt und verweisen darauf.

Wir möchten nun, was Riga anlangt, glauben, dass der eine Theil der den freiwilligen Arbeitern auferlegten Last, nämlich die der ersten Controlarbeiten, allerdings durch grössere Centralisation nicht verringert werden kann, denn die Controle muss so schnell als möglich von Localkundigen vorgenommen werden, der andere Lastentheil aber, die Berechnung von ein paar der interessantesten Hauptresultate, wie sie ihrer Zeit in der „Nordischen Presse" bald nach der Zählung publicirt wurden, wird nach dem, was wir oben schilderten, durch die Zählkarten so bedeutend erleichtert, dass er nicht mehr stark ins Gewicht fällt. Man lasse am ersten Tage nur die Zahl der ausgefüllten Karten in jedem Bezirk, um die factische Bevölkerung zu erhalten, zählen, addiren und publiciren, lasse dann die Controlarbeiten machen und das Zählungsmaterial beim Bureau einliefern. Dieses kann dann ein paar weitere Resultate schnell herauszählen, seine eigene zweite Controle vornehmen und Stück für Stück die ausgezählten andern Resultate einzeln publiciren, bis endlich das eigentliche Quellenwerk erscheint. So wird das Interesse an der Volkszählung lebendig erhalten bis zur endgültigen Publication, während ohne diese Zwischenauffrischungen das endlich erscheinende Quellenwerk nicht mehr so viel Interesse erweckt, als es verdient.

Wenn bei der Zählkartenmethode die Bearbeitung zu wissenschaftlichen Detailuntersuchungen während der Bearbeitung des Materials zu Tabellen immer bequemer wird, dann tritt an den Verarbeiter immer mehr die Pflicht heran, sich mit einer blossen Publication der Tabellen nicht zu begnügen, sondern sogleich die Gesichtspunkte in's Auge zu fassen, und andere darauf aufmerksam zu machen, nach denen das Material wissenschaftlich oder zu

Verwaltungszwecken gründlich zu durchforschen ist. Achtet der Bearbeiter darauf nicht, so muss manche werthvolle Untersuchung unterbleiben, denn nur einmal in jeder Stufe der Sortirung und Auszählung von Zählkarten kehrt der Augenblick wieder, mit einem Parvum von Mehrarbeit ein Multum von Mehrresultat zu gewinnen. Concret gesprochen: wenn bei der Sortirung aller Zählkarten nach Altersclassen, Civilstand, Geschlecht, Stadttheilen, ein genaues Studium der gewonnenen Resultate ergab, dass die Zahlen erst eine rechte Brauchbarkeit bekommen, wenn man auch nach gewissen Berufsclassen der also von einander gesonderten Altersclassen fragt, so ist in dem Momente, wo die letzte Detailsortirung gemacht wurde, der einzige Moment, wo man bequem weiter detailliren kann. Versäumt man den Moment, so muss die ganze Sortirung genau wie das erste mal mit viel Arbeit vorgenommen werden, um nur den früher verpassten status quo ante wieder zu erreichen. Wie oft wird dazu aber noch Zeit sein? Was man in der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Also die Zählkartenmethode drängt immer mehr dahin, zu Directoren und anderweitigen Beamten der statistischen Bureaus nicht irgend beliebige Verwaltungsbeamte, welche erst in die Statistik durch Routine sich hineinarbeiten müssen, zu ernennen, sondern Leute, welche von Hause aus zur wissenschaftlichen und praktischen Statistik herangebildet worden sind. Solche Leute zu finden, hielt bisher überall schwer, neuerdings giebt es aber in Deutschland eine ganze Anzahl junger Statistiker, welche in der verlangten Art durch das statistische Seminar des preussischen statistischen Bureaus eine Nachbildung über das Universitätsstudium hinaus erhalten haben. Solche ökonomisch-statistische Nachbildung, selbst so weit sie theoretischer nicht praktischer Natur ist, wird so lange nicht entbehrt werden können, so lange auf allen deutschen Universitäten zusammen es nur einen ordentlichen Lehrstuhl der Statistik (in Göttingen, oder ist gar auch dieser ursprünglich ein Lehrstuhl für Geographie?) giebt. Bisher wird Statistik wohl nebenbei durch den ordentlichen Professor der Nationalökonomie oder durch ausserordentliche Professoren wie Mayr in München, Knapp in Leipzig, Rümelin in Tübingen betrieben. Wie viel kann das aber sein, wenn unsere Universitäten fast ausnahmslos nur eine ordentliche Professur für die gesammten wirthschaftlichen und statistischen Disciplinen haben. Dorpat ist mit seinen beiden ordentlichen Professuren für Nationalökonomie und Statistik

besser daran, als die meisten der ersten Universitäten im deutschen Reich und in der Schweiz.

Diese Sätze auf Riga angewendet, sollen heissen, dass der Secretair des statistischen Comité's, welcher ja zum Glück eine ökonomisch-statistische Bildung genossen hat, wenn er in der Publication pecuniär beschränkt war, lieber ein paar Zusammenstellungen hätte weglassen oder kürzen sollen, und ein wenig mehr aus sich selbst hätte geben sollen in einem erklärenden Theile, wie ihn für Berlin Schwabe, für ganz Hessen Fabricius so meisterhaft gegeben haben, er konnte sich ja eng an einen dieser befähigten Statistiker halten. Zum Glück lassen die ausführlichen Procentrechnungen, mit denen augenblicklich das statistische Bureau der Stadt Riga sich abmüht, darauf schliessen, dass die Publicationen des statistischen Bureaus mit den bisherigen „Resultaten" nicht erschöpft sind. Es wäre auch zu schade!

Bei einer neuen Volkszählung in Riga oder in Livland wird hoffentlich die Zählkartenmethode von selbst dazu führen, den Secretair des Comité's zu eigener wissenschaftlicher Verarbeitung zugleich mit dem Quellenwerk anzuregen. Oder wäre etwa Anregung genug gewesen, und wäre ihm nur von Seiten des statistischen Comité's ein Riegel vorgeschoben worden?

E. Laspeyres.

Dorpat, den 19. April 1871.

Ueber die Darwinsche Theorie.

Von Dr. Georg Seidlitz, Privatdocent der Zoologie in Dorpat.

Heut' zu Tage erkennt man sowohl die Culturstufe eines ganzen Volkes als auch den Bildungsgrad des einzelnen Individuums an der Stellung, die sie zu den Errungenschaften der erklärenden Naturerkenntniss einnehmen. Der Wilde schreibt alle Naturerscheinungen, deren Zustandekommen ihm nicht durch ihre Alltäglichkeit geläufig ist, der Einwirkung geheimnissvoller Mächte zu. Nächtliche Geräusche in der Luft oder in seinem Hause deutet er als Gespenster, der Regen kommt ihm direct aus dem Himmel, der Donner ist eine zürnende Götterstimme, die er mehr fürchtet als den Blitz, das Erscheinen des Regenbogens ein bedeutungsvolles Zeichen; und wenn gar ein Komet sich zeigt oder eine Sonnenfinsterniss eintritt, so kann man auf den besonderen Zorn der höheren Mächte rechnen. Die Beschwichtigung und Bestechung der letzteren macht ja einen wesentlichen Theil seines Götzencultus aus, und ihre freundliche oder feindliche Gesinnung gegen ihn offenbart sich durch die genannten Naturerscheinungen; er wird daher sehr ungehalten, wenn man das Uebernatürliche dieser Vorgänge in Zweifel zieht und verschliesst sein Ohr jeder Belehrung.

Der „Gebildete" unseres Jahrhunderts lächelt über solche Beschränktheit des Gesichtskreises, die die Erklärung der genannten Vorgänge von Himmel und Hölle holt, — weil die Sachen für sein Auge so klar liegen: weiss er doch, dass es Vögel sind, die bei ihren nächtlichen Wanderungen die Luft mit Klängen erfüllen, dass das Wasser verdunstet und sich später wieder niederschlägt, dass die Sonnenstrahlen sich im Wassertropfen farbig brechen, dass das Gewitter eine elektrische Entladung ist, die Kometen ihre regelmässigen Bahnen haben und der Mond von Zeit zu Zeit vor die Sonne treten muss.

Indessen an der Grenze seines eigenen Wissens macht er es oft genau so wie der Wilde, und nimmt aussernatürliche Ursachen an, sobald er sich ein Ereigniss nicht naturhistorisch construiren kann; er zeigt sich sogar misstrauisch oder selbst feindlich dem gegenüber, der es wagt, natürliche Erklärungen für Dinge zu finden, die er als übernatürlichen Ursprungs sich zu denken gelernt hat. Als noch die Kirche von Rom aus ganz Europa Gesetze vorschrieb, da verbot sie die Drehung der Erde, da verbot sie die Existenz von Antipoden als der Religion widersprechend. Die Erde bewegt sich nichtsdestoweniger noch heute und unseren Antipoden kann Jeder in wenigen Wochen einen Besuch abstatten und dabei ein ganz guter Christ bleiben. Vom Regenbogen verlangt gegenwärtig kein Mensch mehr, dass er auf anderem als physikalisch-gesetzlichem Wege entstehe und seit undenklichen Zeiten entstanden sei — so lange es überhaupt Augen giebt, in denen er sich bilden kann — obgleich man zu Noah's Zeiten für eine poetischere Auffassung gewesen zu sein scheint. Sehr poetisch und oft schön ist auch die Idee der meisten Völker über den Ursprung der Pflanzen, der Thiere und namentlich des Menschen, den sie meist direct von den Göttern abstammen lassen; und obgleich die althebräische Schöpfungssage in dieser Hinsicht viel enthaltsamer ist als manche ihrer Nachbarinnen, will auch sie doch auf naturhistorische Exactheit keinen Anspruch machen. Wie es jetzt Niemandem einfällt, die Drehung der Erde, die Antipoden und den Regenbogen in irgend welche Verbindung mit unserer Religion zu bringen, ebenso werden nach einer Reihe von Jahren die Religionslehrer selbst darüber lächeln, dass noch zu unserer Zeit Manche aus der rein naturhistorischen Frage nach der Entstehung der Pflanzen und Thiere, mit Einschluss des Menschen, eine Glaubensfrage machen und keine wissenschaftliche Beantwortung zulassen wollen.

Während die grosse Menge zu allen Zeiten auf allen Gebieten der Forschung die poetischere Auffassung vorzog und nichts von wissenschaftlichen Erklärungen hören wollte, fanden sich hin und wieder unruhige, unbefriedigte Köpfe, die im Gegentheil von einem solchen Abschluss hochwichtiger Fragen nichts wissen wollten. Sie forschten weiter, und man hat sie dafür oft genug verfolgt, verhöhnt, „gekreuzigt und verbrannt." Allein sie waren die Vermehrer unseres Wissens, unserer Einsicht, unserer Kraft, die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts.

Durch solche unruhige Köpfe sind seit dem Anfang unseres Jahrhunderts auch verschiedene Versuche in der wissenschaftlichen Lösung der Frage über den Ursprung der organischen Welt gemacht worden, allein alle misslangen und wurden bald genug widerlegt. Erst 1859 gelang es Charles Darwin, den richtigen Schlüssel zu entdecken und der wissenschaftlichen Welt darzuthun, dass seine naturhistorische Erklärung nicht nur allen früheren vorzuziehen sei, sondern auch nicht mehr widerlegt werden könne. Letzteres hat die Darwinsche Theorie in den 11 Jahren ihres Daseins zur Genüge bewiesen und ist im Grossen und Ganzen schon so weit spruchreif geworden, dass sie wohl das Recht hat, aus dem engeren Kreise der gelehrten Welt in's grössere Publicum zu treten. Man darf allerdings nicht hoffen, in zwei kurzen Abhandlungen*) alle Seiten des mächtigen Stoffes zu beleuchten und alle einschlägigen Fragen zu ergründen; nur ein nothdürftiges Gerippe lässt sich auf diesem Raum vorführen, das indess im Allgemeinen über den Gegenstand orientiren und vielleicht Manchen zu eingehenderer Kenntnissnahme anregen wird.

I.

So lange der Mensch überhaupt beobachtet, hat er die Erfahrung gemacht, dass Pflanzen und Thiere Nachkommen erzeugen, die den Eltern sehr ähnlich, oder wie man schlechtweg zu sagen pflegt, „gleich" sind. Alle Nachkommen solcher sehr ähnlichen Thiere zusammen mit ihren Eltern wurden nun anderen Thieren als abgegrenzte „Art" gegenübergestellt, indem man ihre gemeinschaftliche Abstammung festhielt und zugleich unbegrenzte Fruchtbarkeit und sogenannte „Gleichheit" aller Individuen unter einander als selbstverständlich in den Kauf nahm. So z. B. bildeten alle Pferde zusammen eine „Art" gegenüber allen Kühen, gegenüber allen Schafen, gegenüber allen Hunden u. s. w. Man stützte sich auf die gemeinschaftliche Abstammung aller Pferde und folgerte daraus, dass sie alle unter einander fruchtbar und „gleich" seien.

---

*) Die folgenden Abhandlungen sind ein Auszug aus den Vorlesungen, die der Verfasser im I. Semester 1870 an der Universität Dorpat über die Darwinsche Theorie hielt und die soeben in ausführlicher Form erschienen sind. (Verlag von C. Mattiesen in Dorpat.)

Als nun die Zoologen und Botaniker anfingen sich der Thiere und Pflanzen zu bemächtigen, sie zu sammeln, in Museen aufzubewahren, zu betrachten und zu studiren, da gingen sie natürlich vom allgemein verbreiteten Begriff der Art aus und sagten: „diejenigen Individuen rechnen wir zu einer Art, die gemeinschaftlicher Abstammung, unter einander fruchtbar und einander gleich sind."

Das erste Moment, das der Abstammung, liess sich an den wild lebenden Thieren, die im Walde oder im Wasser gesammelt oder aus fernen Welttheilen, oft nur als Bälge, eingesandt wurden, gar nicht beweisen, eben so wenig das der Fruchtbarkeit der Individuen, man musste sich daher an die sogenannte „Gleichheit" der Exemplare halten, um zu bestimmen, welche man als gesonderte Arten zusammenstellen sollte. Bald sah man aber ein, dass eine solche Gleichheit nie vorhanden war, dass es sich vielmehr stets um eine grössere oder geringere Aehnlichkeit handelte, die oft sogar nur auf einzelne Merkmale beschränkt war. In der Praxis des Lebens hatte unterdess die vermeintliche „Gleichheit" der Individuen einer Art ebenso einen argen Stoss erlitten: man hatte die Erfahrung machen müssen, dass die Nachkommen der Hausthiere, nach einer grossen Reihe von Generationen, in ihren äusseren Formverhältnissen so weit auseinandergegangen waren, dass von Aehnlichkeit nur in beschränktem Maasse die Rede sein konnte. Der kleine krummbeinige Dachshund wich so auffallend vom grossen Windspiel ab, die Kropftaube sehr bedeutend von der schlanken Brieftaube, das leichte Rennpferd ganz entschieden vom plumpen Karrengaul und vom kleinen Pony, — und doch zweifelte Niemand an der gemeinsamen Abstammung der abweichendsten Racen, weil sie durch Tradition bestätigt war, und man rechnete daher alle Extreme mit zu einer Art, trotz ihrer ausgesprochenen Ungleichheit.

Wir müssen also zunächst festhalten, dass die Individuen, die man zu einer Art rechnet, nie absolut gleich sind. Obgleich es z. B. einem Ungeübten nicht gelingt, die Schafe einer Heerde zu unterscheiden und sie ihm alle durchaus gleichförmig erscheinen, so wird doch ein guter Schäfer jedes Thier seiner Heerde kennen und es unter Hunderten herausfinden. Ebenso kann man an den jungen Vögeln in einem Neste meist keine Abweichungen constatiren, aber ihre Eltern unterscheiden sie dennoch, und wer sich mit dem Erzug

von Kanarienvögeln befasst, gelangt ebenfalls bald dahin, seine jungen Nestvögel einzeln zu kennen.

Die Merkmale, auf Grund deren oft unbewusst diese Unterscheidung erfolgt, sind in der Färbung, der Grösse, der Form des ganzen Körpers, einzelner Körpertheile und namentlich der Körperbedeckung zu suchen. Stellt man die Extreme in Bezug auf Färbung z. B. einer Insectenart neben einander, so kann der Unterschied so bedeutend sein, das man x verschiedene Arten vor sich zu haben glaubt; aber die allmäligen Uebergänge zwischen die Extreme gestellt, lassen keine Abgrenzung zu. Von den in die Augen springenden Farbenabweichungen unserer Hausthiere brauchen wir eigentlich gar nicht zu sprechen, denn jeder weiss, dass Ziegen, Kühe, Pferde, Hunde, Tauben, Hühner in allen denkbaren Farben und Zeichnungen vorkommen, und dass nie zwei ganz gleich gefärbte Individuen zu finden sind.

Um die feinsten Formunterschiede zu sehen, dazu gehört sich freilich ein genaues Studium oder eine sehr grosse Uebung. So ist unser Auge z. B. sehr geübt in der Beurtheilung der subtilsten Formunterschiede der menschlichen Gesichter, und hier kann Jeder aus eigener Erfahrung das Urtheil abgeben: „es giebt wohl sehr ähnliche, aber nicht zwei gleiche Individuen."

Doch kommen auch gröbere leicht in die Augen springende Abweichungen bei jeder Thierart vor, wovon man sich in jeder zoologischen Sammlung, die auf zahlreiche Exemplare Bedacht nahm, leicht überzeugen kann.

Am leichtesten in Worten auszudrücken sind die Abweichungen der Individuen in Bezug auf Körperbedeckung: also Federn, Haare, Hornschilde, Schuppen u. s. w. — Die wilde Taube, die Stammmutter aller Haustauben, hat 12 Schwanzfedern, bei den Haustauben variirt aber die Zahl derselben selbst bei ein- und derselben Race bedeutend. So fand Darwin bei einer Nonnentaube 13, bei einer anderen 14, bei einer dritten 17 Schwanzfedern; von zwei jungen Pfauentauben aus demselben Neste hatte die eine 22, die andere 27 Schwanzfedern, und es kommen bei dieser Race Exemplare mit 14 und andere mit 42 vor.

Bei Säugethieren sind es die Haare, die bei ein- und derselben Art in Dichtigkeit, Länge, Glanz bedeutend variiren. Das Merino-

schaf z. B. besitzt 44,000—48,000 Wollhaare auf dem Quadratzoll, was Gegenstand eifriger Zählung bei rationellen Züchtern ist.*)

Kurz, wir sehen bei jeder Art Abweichungen der einzelnen Individuen von einander als unumstössliches Factum, welches Darwin mit dem Namen „individuelle Variabilität" belegt hat. Wir können uns die individuellen Abweichungen einer Art gleichsam als einen Zerstreuungskreis der Merkmale denken, über den hinaus im Durchschnitt die Abweichungen nicht gehen. Nun kommen aber ausserdem hin und wieder Individuen vor, die weit ausserhalb dieses Zerstreuungskreises stehen und nicht durch Uebergänge mit der Durchschnittsform verbunden sind. Solche Individuen nennen wir Monstra.**) So kommen z. B. Katzen ohne Zähne oder mit pinselartigen Haarbüscheln an den Ohren vor; unter den Kaninchen sind Individuen geboren worden mit einem Ohr, andere sogar ganz ohne äussere Ohren. Bei Pferden hat man hornartige Vorsprünge auf dem Stirnbein beobachtet, die in einem Fall sogar 3—4 Zoll lang waren; und einhufige Schweine sind öfters vorgekommen. Am auffallendsten ist das Vorkommen eines Schweines gewesen, dem die Hinterbeine ganz fehlten, welche Eigenthümlichkeit durch drei Generationen fortgepflanzt wurde. Doch auch bei wilden Thieren kommen gelegentlich solche extravagante Variationen vor. So kennt man z. B. Albinos, d. h. ganz weisse Individuen von allen häufigeren Säugethieren und Vögeln, und auch der Melanismus ist nicht selten; im Ganzen aber kommen Monstrositäten bei wilden Thieren ungleich seltener zur Beobachtung, weil ihre Träger schon in frühester Jugend zu Grunde gehen und nicht wie bei den Hausthieren durch den Schutz des Menschen erhalten werden. Wie hätte z. B. ein zweibeiniges Wildschwein am Leben bleiben können?

Gustav Jäger hat 4 Jahre jeden Winter etwa 30,000 Forelleneier in ihrer Entwickelung genau beobachtet. Missbildungen unter den eben ausschlüpfenden Embryonen waren sehr häufig: kreisförmig gebogene, spiralig gedehnte, unsymmetrische; einige waren mit den Seiten an einander gewachsen, andere mit dem Bauche; es waren welche da mit zwei Köpfen und einem Leib, mit einem Kopf und

*) Vor der Auswahl zur Nachzucht werden die Böcke neben einander auf einen Tisch gelegt und mit der Loupe untersucht: wer die meisten Haare hat, wird zur Fortpflanzung zugelassen.

**) Obgleich die Monstrositäten nicht zur Regel gehören, sind sie doch für uns von grossem Interesse, weil sie sich nicht selten vererben.

zwei Schwänzen. Diese Monstra sterben aber sehr bald ab; ein Fisch mit zwei Schwänzen kann nicht schwimmen, ebensowenig ein spiralig gedrehter oder zwei zusammengewachsene.

Abgesehen nun auch von solchen Monstrositäten, die man als unregelmässige Erscheinungen bei Seite schieben mag, müssen wir die „individuelle Variabilität," d. h die Eigenthümlichkeit aller Individuen einer Art, unter einander nie ganz gleich zu sein, als feststehende Regel anerkennen. Es ist dieses ein Fundamentalgesetz für alle Organismen, das sich ganz einfach durch Beobachtung feststellen lässt, wie Darwin das gethan hat. Der Beweis, dass es ausserdem nur so und nicht anders sein kann, oder mit anderen Worten, dass die individuelle Ungleichheit der Organismen eine Naturnothwendigkeit ist, ursächlich begründet durch den Stoffwechsel, — würde uns hier zu weit führen. Wir wollen daher nur untersuchen, welche Bedeutung für das Leben und Gedeihen der Thiere und Pflanzen diese individuellen Abweichungen haben.

Die nothwendigen Bedingungen zum gedeihlichen Leben und Wachsen sind für jeden Organismus ungemein zahlreich. Nicht nur muss er das gehörige Quantum an Nahrung, an Luft, Licht, Wärme und Raum vorfinden, sondern er muss auch vor mechanischer Zerstörung geschützt sein, die ihm von allen Seiten droht. Wir sehen zwar die Natur äusserlich in Heiterkeit strahlen, wir sehen blos Ueberfluss an Nahrung und üppiges Wachsthum des organischen Lebens. Wir sehen aber nicht oder vergessen zu leicht, dass die Vögel, welche um uns her sorglos ihren Gesang erschallen lassen, von Insecten oder Saamen leben, mithin beständig Leben zerstören; oder wir vergessen, wie viele dieser Sänger und ihrer Eier oder ihrer Nestlinge unaufhörlich von Raubvögeln und anderen Feinden vertilgt werden. Die Insecten z. B. sind geradezu das lebendige Nahrungsmagazin für viele Thiere. Ein einziges Sperlingspaar verfüttert seinen Jungen 3300 Insecten wöchentlich; im Laufe eines Sommers, da sie mehrere mal brüten, macht das über 50,000; und bei Schwalben wird die Zahl noch viel grösser sein. Ein kleiner Süsswasserstint mag nach Baer's Schätzung eine Million Cyclopiden (kleine fast mikroskopische Krebschen) verzehren, ehe er die Länge von $1^1/_2$ Zoll erreicht. Nehmen wir nun an, dass ein Hecht von seinem ersten Lebensjahre an täglich nur 20 solcher kleiner Stinte verzehre, was gewiss zu niedrig gegriffen ist, so braucht er jährlich 7300 Stinte zur Nahrung, die eben so viele Millionen Cyclopiden

vertilgten. Ein dreijähriger Hecht ist noch ein unansehnliches kleines Thier von 20 Zoll, erst ein sechs- bis zehnjähriger kann sich sehen lassen, und wenn bei einem fröhlichen Gastmahl ein Hecht von 1½ Ellen Länge mit Appetit verzehrt wird, so denkt freilich Niemand daran, dass dieses Vergnügen durch den Untergang von 36,000 Millionen kleiner Thiere erkauft wurde.

Ein Hühnerhabicht verzehrt täglich ungefähr so viel Fleisch, als ein Rebhuhn wiegt; von kleinen Singvögeln und Säugethieren, die seine Hauptnahrung bilden, vertilgt er im Jahr einige 1000.

Was ein Eulenpaar seinen Jungen zusammenschleppt, ist unglaublich, und ein Fuchs im Jagdrevier ist ein mit Recht gefürchteter Concurrent. Manche Thiere sind durch ihren Eifer berühmt, mit dem sie viel mehr zerstören, als sie fressen können. Wenn ein Marder in einen Hühnerstall einbricht, so würgt er sämmtliche Insassen. Die Schnee-Eulen, welche im Norden stete Begleiter der Lemmingszüge sind, fressen zuletzt als wahre Feinschmecker nur die Leber nebst einigen anderen weichen Theilen und lassen die übrigen Körper ihrer Opfer liegen. Ja der Rosenstaar im südlichen Russland und der Türkei, ein Hauptfeind der Wanderheuschrecken, arbeitet, wenn er eine Schaar derselben begleitet, den ganzen Tag unermüdlich an ihrer Vertilgung, und zwar blos zum Vergnügen, denn er tödtet wohl 100 mal mehr als er fressen kann.

Kein Organismus ist vor Zerstörung sicher, selbst die grössten und stärksten, der Elephant, der Walfisch, die grossen Raubthiere, erliegen ihrem Feinde, dem Menschen, und nicht einmal dieser kann sich eines genügenden Schutzes sichern, wenn er bedenkt, wie viele Neger und Indier jährlich von Löwen, Tigern und Krokodilen gefressen werden und wie viele Europäer den Trichinen zum Opfer fallen. Es grenzt an's Lächerliche, wenn man den Vertilgungskrieg der Organismen unter einander läugnen will, und doch ist es von einigen Seiten her geschehen.

Sehr vielfach ferner tritt der Tod bei Thieren in Folge von Kälte und Nässe ein. Wenn im Frühling, zur Zeit wo gewisse Schmetterlingsraupen eben aus dem Ei kriechen, nasskaltes Wetter eintritt, so kann man darauf rechnen, den grössten Theil der Brut zerstört zu sehen, und von denselben Zufälligkeiten ist mehr oder weniger jedes Insectenleben abhängig. Die erwachsenen Bienen können nicht fliegen, sobald die Temperatur auf 8 Grad Wärme fällt, und sterben nach einiger Zeit. Fällt zur Zeit wo die Birk- oder Feldhühner brüten, viel Regen, so geht manches Nest voll Eier

zu Grunde, und ebenso ergeht es den ausschlüpfenden Jungen, wenn sie in den ersten Tagen ihres Lebens ungünstige Witterung haben. Die Jäger wissen von letzterer mit einiger Sicherheit auf den Wildbestand des kommenden Herbstes zu schliessen.

Nächst der Kälte tritt am hervorragendsten der Futtermangel auf. Die Natur scheint zwar für alle Thiere stets einen gedeckten Tisch zu haben, allein wir vergessen zu leicht, dass wenn auch augenblicklich Futter im Ueberfluss vorhanden ist, dies doch bei einer Vertausendfachung der Kostgänger oder beim Heranwachsen derselben nicht reicht, und dass es andererseits Jahreszeiten giebt, wo sogar starker Mangel eintritt.

Am schlimmsten ergeht es den auf engeren Raum zu Tausenden consignirten Thieren, die ohne Rücksicht auf vorhandenes Futter von ihren Eltern in die Welt gesetzt wurden; 10,000 eben aus dem Ei geschlüpfte Fischchen z. B. finden noch den gehörigen Unterhalt, aber wo soll der herkommen, wenn sie alle heranwachsen? Sehr richtig bemerkt Baer, dass die künstliche Fischzucht kein Resultat liefern kann, wenn man nicht gleichzeitig für gehörige Nahrung sorgt; denn ein Fluss oder ein See kann nur so viel Fischfleisch liefern, als Nahrungsstoff sich in ihm ansammelt. Die übrigen Fische müssten verhungern, wenn sie sich nicht unter einander auffrässen.

Die Schmetterlingsraupen sind meist an ganz bestimmte Futterpflanzen gebunden und sterben lieber, ehe sie ein anderes Blatt fressen. Nun legen viele Schmetterlinge ihre Eier im Herbst ab an solche Stellen, wo die auskriechenden Jungen im folgenden Frühjahr sogleich ihre Nährpflanze zur Hand haben. Bringt aber frühzeitiger Sonnenschein die Eier eher zur Entwickelung, als die betreffenden Pflanzen ihre Blätter bekommen haben, so kriechen die jungen Räupchen zwar zu Tausenden aus, müssen aber sämmtlich verhungern. Dasselbe Schicksal erwartet sie, wenn sie zu spät auskriechen und die Blätter für ihre schwachen Fresswerkzeuge schon zu hart oder auch von anderen Raupen bereits verzehrt sind.

Ueberhaupt trifft das Verderben, mag es nun als Feind, als Witterung, als Nahrungsmangel auftreten, die Organismen am stärksten in ihrer zartesten Jugend und nur wenige bringen es bis zur Geschlechtsreife.

Es ist nun aber ein Glück, dass dem so ist, denn eine ungestörte Vermehrung nur einer einzigen Thierart wäre von so furchtbaren Folgen, dass man sich kaum eine Vorstellung davon machen

kann. Die langsamste Vermehrung ist die der einfachen Verdoppelung, so dass nämlich jedes Individuum nach normaler Vollendung seines Lebens nur zwei Kinder producirt hätte; selbst diese langsamste Vermehrung ergäbe schon nach der 20. Generation eine Nachkommenschaft von mehr als einer Million Individuen, wobei immer noch eine Million elterlicher Organismen zu Grunde gegangen wären. Bei den meisten Thieren geschieht nun die Vermehrung in weit stärkerer Progression als der der Verdoppelung. Bei den Säugethieren ist sie noch mässig, denn die Kinderzahl eines Individuums steigt hier höchstens auf einige 100 (z. B. bei den Nagern). Ein Paar Kaninchen könnte erst nach der 10. Generation die Oberfläche der Erde mit seinen Nachkommen bedecken, wenn auf jeden Quadratfuss zwei Platz hätten. Viel rapider dagegen ist die Zunahme bei den Fischen. Die Nachkommen einer kleinen Forelle, die jährlich nur 600 Eier legt, könnten schon in der 8. Generation das Volum der Erde füllen. Nun giebt es aber Fische, deren Eierzahl noch viel beträchtlicher ist: beim Häring hat man bis 40,000, beim Karpfen bis 200,000 und beim Stör mehrere Millionen Eier gefunden. Es ergiebt sich leicht, dass wenn auch nur eine Million Eier eines Störs sich zu Weibchen entwickelte, schon die Grossenkel als ganz junge Fischchen keinen Platz neben einander auf der Erdoberfläche hätten, und dass die 4. Generation, also die Urgrossenkel eines Individuums, allein an Kaviar das Volum der Erde liefern würde. Die stärksten Beispiele von Reproduction finden wir aber unter den wirbellosen Thieren, und vielleicht das schlimmste von allen liefert der Spulwurm. Das Weibchen dieses bekanntlich in den Eingeweiden des Menschen nicht seltenen Wurmes beherbergt gegen 60 Millionen Eier in seinen Genitalröhren. Nehmen wir an, dass nur die Hälfte der Eier Weibchen lieferte, und es gelänge einer Spulwurmmama, ihre 30 Millionen Töchter alle gross zu ziehen, so müsste deren ungeschmälerte Nachkommenschaft sämmtliche lebende Menschen bis zum Platzen anfüllen.

Doch auch abgesehen von diesen Beispielen übertriebener Fruchtbarkeit würde jedes organische Wesen bei ungestörter Vermehrung die Erde bald mit seiner Nachkommenschaft erfüllen. Der einzige Unterschied zwischen den Organismen, die jährlich Tausende von Eiern produciren und denen, die deren eine grössere Zahl liefern, besteht darin, dass letztere unter gleich günstigen Umständen nur einige Jahre mehr als jene zur Bevölkerung eines Bezirks brauchen, sei derselbe auch noch so gross. Die äusserste Grenze der möglichen

Ausbreitung ist aber für jede Art nicht durch den Raum gegeben, sondern von der vorhandenen Nahrungsmenge abhängig. In den meisten Fällen jedoch wird übrigens auch diese Grenze nie erreicht, sondern die Vermehrung findet schon weit vor derselben in der Vertilgung durch äussere Einflüsse ein unübersteigliches Hemmniss. Der Eintritt von kalter oder trockener Jahreszeit scheint zu den wirksamsten Schranken zu gehören. Darwin schätzt den Verlust, den der harte Winter 1854—55 auf seinen eigenen Jagdgründen verursachte, auf $^4/_5$ aller Vögel. Noch viel grössere Procentsätze werden aber im frühesten Alter und als Eier anderen Thieren zur Beute, wie wir das bereits früher erwähnt haben. Dass in der That nur in dieser immerwährenden Zerstörung der Grund der ziemlich constanten Durchschnittszahlen für die einzelnen Arten liegt, kann man durch zahlreiche Erfahrungen feststellen.

Das Pferd und das Rind z. B., deren Vermehrung in Europa durch Nutzung, durch Schlachten und durch Seuchen in ziemlich engen Schranken gehalten wird, haben in den Ebenen Südamerikas, wo sie in voller Freiheit bei reichlicher Nahrung keine grossen Raubthiere vorfanden, seit dem Jahre 1537, und in Australien seit viel kürzerer Zeit ganz erstaunlich zugenommen. Im 15. Jahrhundert wurden einige Kaninchen auf der Insel Porto Santo bei Madeira ans Land gesetzt und vermehrten sich hier so rapid, dass sie bald eine Plage wurden und schliesslich das Aufgeben der Niederlassung zur Folge hatten. Es ist dieses nicht überraschend, da die Insel weder von einem Raubthier noch sonst von einem Säugethier bewohnt war, also weder ein Feind noch ein Concurrent der unbeschränkten Vermehrung im Wege stand, der Mensch aber zu geringe Vertilgungsmittel besass. Hätten die Ansiedler nur ein Pärchen eines kleinen Raubthieres, etwa eine Marderart, auf die Insel versetzt, so hätten diese die Kaninchen in Schranken gehalten.

Auf Continenten, wo die Thiere aller Classen schon seit langen Zeiten einander das Gleichgewicht halten, wird die Durchschnittszahl jeder Art von so und so vielen anderen Organismen bestimmt, dass die complicirtesten Verhältnisse zu Stande kommen, die wir mit dem Ausdruck „Wechselwirkungen“ bezeichnen. So ist der Bestand an kleinem Wild, d. h. Hasen, Wald- und Feldhühnern, grossentheils von der Zahl der kleinen Raubthiere, Füchse, Habichte u. s. w., abhängig, und es ist bekannt, dass in einer Gegend, in der gar nicht gejagt wird, die Hasen eher ab- als zunehmen, weil sich die Füchse zu sehr vermehren; doch können diese eine gewisse

Grenze auch nicht überschreiten, indem ihnen bald die Nahrung fehlt.

Viele Pflanzen können nicht befruchtet werden, wenn sie nicht von Insecten besucht werden. In den meisten dieser Fälle sind nicht nur die Pflanzen von den Insecten, sondern ebenso die Insecten von der Häufigkeit der Pflanzen abhängig. Da hierbei von keiner gegenseitigen Beschränkung die Rede ist, sondern im Gegentheil die Wechselwirkung für beide Parteien vortheilhaft ist, so müsste eine Vermehrung derselben in unbegrenztem Maasse erfolgen. Nun steht aber kein Organismus bloss mit einem anderen in Beziehung, sondern nach allen Seiten hin spinnen sich die Fäden der Wechselwirkung wie ein verborgenes Netz fort. Wenn z. B. die Hummel, durch deren Besuch der rothe Klee befruchtet wird, von diesem allein, d. h. von der durch seine Blüthen gebotenen Nahrungsmenge abhängig wäre, so könnten dieses Thier und diese Pflanze durch gegenseitige Förderung sich bis in's Unendliche vermehren. Es hat aber die Hummel so viele andere Gefahren zu überwinden, dass die Nahrungsmenge für sie kaum in Betracht kommt. Zunächst lebt von ihrem Körper eine Milbe, die durch übermässige Zunahme zum Tode führen kann, dann aber stellen zahlreiche Räuber ihren Nestern nach. Hier nagt die Raupe der Wachsmotte an den Zellen und zerstört dadurch oft das ganze Nest, und die Schmarotzerbiene, sowie deren Larve, verzehren den für die Hummellarven bereiteten Futterbrei, so dass diese verhungern müssen, wenn sie nicht von anderen Feinden gefressen werden; denn die Larven mehrerer Fliegenarten, sowie die Schmarotzerameisen wählen ebenfalls die Nester der Hummeln zu ihrem Aufenthalt, um sich von deren Larven und Puppen zu mästen. Am zudringlichsten ist aber eine Käferlarve, und zwar die des gemeinen Oelkäfers, der Meloë. Sie kriecht nämlich, abweichend von der Regel, die sonst für Käfer gilt, als langbeiniges flohähnliches Insectchen aus dem Ei und erklimmt in scheinbar harmloser Absicht eine benachbarte Blume. Kommt nun eine Hummel sorglos den Nectar der Blume zu saugen, so klammert sich der Parasit an ihren haarigen Körper und lässt sich von ihr mitnehmen. Nichts Böses ahnend, trägt jetzt die Hummel sich selbst den Feind in's Haus. Dieser verweilt zunächst auf ihrem Leib, bis sie sich anschickt ein Ei abzulegen; bei dieser Procedur nun schlüpft er gewandt hinüber in die Wachszelle und lässt sich mit einschliessen. In seiner neuen Wohnung verzehrt jetzt der Schmarotzer zuerst das Ei, verwandelt sich darauf in eine gewöhnliche Larve, die denn

auch den vorhandenen Futterbrei auffrisst, um sich schliesslich zu verpuppen. Statt einer jungen Hummel bricht dann eine Meloë aus der Zelle hervor. Ein anderer kleiner Käfer (Antherophagus) klammert sich ebenfalls von Blumen aus an die Hummel, um in ihr Nest getragen zu werden, wo er seine Eier ablegen will; doch scheinen seine Jungen sich mit dem Abfall der Familie zu begnügen und weiter keinen Schaden anzurichten. So wird der armen Hummel selbst beim mühsamen Broderwerb aufgelauert und wenn sie endlich nach Hause zurückkehrt, findet sie oft ihr Nest gar nicht mehr vor, denn eine Feldmaus hat es vielleicht schon entdeckt und sich den ganzen Inhalt, Wachs, Honig und Kinder, wohl schmecken lassen. Wenn also auch noch so reichliche Nahrung sich der Hummel bietet, so kann sie doch ihrer zahlreichen Feinde wegen sich nicht stärker vermehren, als dass jährlich annähernd die gleiche Individuenzahl zur Ueberwinterung gelangt. Diese kann erst dann steigen, wenn irgend einer der Zerstörer vermindert wird. Unter letzteren ist vielleicht die Feldmaus die ärgste, denn nach H. Newman's Schätzung sollen in England etwa $^2/_3$ der Hummelnester durch dieselbe zerstört werden. Man kann daher wohl sagen, dass mit ihrer Verminderung die Zahl der Hummeln steigen muss, und wenn Hummelnester in der nächsten Nähe von Dörfern und Flecken häufiger sind als in einiger Entfernung, so kann man dieses der Vertilgung der Feldmäuse durch Hauskatzen zuschreiben; da nun Darwin durch Versuche nachgewiesen hat, dass der rothe Klee (Trifolium pratense) nur durch den Besuch der Hummel Saamen trägt, so ist es nicht ungereimt, wenn man seine Fruchtbarkeit und somit auch seine Häufigkeit im wilden Zustande in einer stark cultivirten Gegend wo anderes Raubzeug fehlt (wie in England), von der Zahl der Katzen in geradem Verhältniss abhängig nennt.

Jede Thier- und Pflanzenart hat also in ihrem natürlichen Verbreitungsbezirk so und so viele Wechselbeziehungen, die neben dem Nahrungsmangel und den Witterungsverhältnissen ein Hauptfactor in der Erhaltung des Gleichgewichtes im Haushalt der Natur sind.

Wenn nun auch hierdurch eine unbeschränkte Individuenzunahme nie Folge der ungemein starken Reproductionskraft einer Art sein kann, so hat doch die unvermeidliche und reichliche Aussaat von Keimen zwei andere Folgen, die in ihren Consequenzen unbeschränkt und von entscheidendem Einfluss auf die Organisation selbst sind.

Von 600 Eiern nämlich, die eine Forelle legt, brauchen, um den Normalbestand an Individuen in einem Bache zu erhalten, nur zwei erwachsene Thiere zu liefern; 598 Individuen können vor erlangter Geschlechtsreife vertilgt werden; und von den Nachkommen eines Härings brauchen nur 2 von 40,000 am Leben zu bleiben, die übrigen können gleichsam „ausgejätet" werden. Je mehr Junge vorhanden, desto grösser das Material zu dieser Auswahl. Als eine erste Folge der Reproductionskraft können wir also das Vorhandensein reichlichen Materials zum Vertilgtwerden durch äussere Verhältnisse bezeichnen.

Doch es können nicht nur von je 600 Forelleneiern 598, sondern es müssen sogar durchschnittlich bei jeder Generation ungefähr so viele zu Grunde gehen, wenn einmal die Grenzen der Vermehrung erreicht sind. Aus einer Million Störeier können nicht eine Million grosse Störe heranwachsen, sondern es müssen 999,998 lange vor der Geschlechtsreife zu Grunde gehen, und durchschnittlich können es höchstens je 1 Männchen und 1 Weibchen zur Fortpflanzung bringen, sonst wären bald die Flüsse mit Stören bis zum Rande angefüllt. Selbst bei den Thieren mit langsamster Vermehrung, bei den Elephanten, müssen jedes mal 66 pCt. in der Jugend zu Grunde gehen, um den Normalstand nicht zu überschreiten. Die starke Vermehrung also ist es, die nach jeder Generation ein starkes Vertilgtwerden nach bestimmten Procenten hervorruft.

Wenn nun die Ausrottung nach einem bestimmten Procentsatz erfolgt, so muss die Beobachtung, welche der Individuen zu Grunde gehen und welche überleben, zu interessanten Aufschlüssen führen. Jäger berichtet über seine Erfahrungen an den Forelleneiern: „Als das Ausschlüpfen begann, machten es die Jungen auf die zwei einzig möglichen Weisen: die einen suchten mit dem Kopf aus dem Ei zn kriechen, die anderen mit dem Schwanz. Die ersteren gingen zu Grunde, die übergestülpte Eihaut verdeckte ihre Kiemen und sie erstickten, während die, welche mit dem Schwanz zuerst herauskamen, Zeit hatten, die Haut abzustreifen." Unter den glücklich zu Tage geförderten Jungen waren normale, grosse und kleine, helle und dunkle, dann kamen die Missgeburten, gekrümmte, gedrehte, zusammengewachsene, zweiköpfige und zweischwänzige. Verfolgte man den weiteren Verlauf, so sah man, wie zuerst die Missgeburten abstarben: zwei zusammengewachsene Fische können nicht schwimmen, ebensowenig ein gekrümmter oder spiral gedrehter, Manche individuelle Variation, z. B. die mit einem dreigabligen

Schwanz brachten es am weitesten; aber bei der Fütterung sah man, dass sie den regelmässig gebauten nachstanden, und es gelang nur wenigen sich zu erhalten, wenn man sie in einem besonderen Gefäss fütterte.

Wir sehen also in diesem Falle die jungen Organismen nach Maassgabe ihrer angeborenen individuellen Abweichungen einerseits zu Grunde gehen, andererseits am Leben bleiben. Es folgt daraus, dass die einen Individuen vor den anderen Vortheile der Organisation besitzen müssen. Und in der That hatten die mit dem Schwanz vorauskriechendeu Embryonen vor den anderen den Vortheil, athmen zu können, und die normal gebauten waren denen mit dreigabeligem Schwanz im Wegschnappen des Futters überlegen.

Wie viele andere Vortheile einzelner Individuen unter den normal gebauten wären nun noch zur Geltung gelangt, wenn sie nicht gefüttert worden und nicht vor Feinden geschützt, mit anderen Worten: wenn sie in der freien Natur der Selbsterhaltung überlassen gewesen wären! Nur die mit den meisten angeborenen Vortheilen versehenen Individuen hätten am Leben bleiben können.

Was dis erwähnten Vortheile einzelner Individuen vor den anderen betrifft, so wollen wir sie noch durch einige Beispiele näher beleuchten. Es werden z. B. die schnellsten Individuen der Hasen ihren Verfolgern am leichtesten entgehen, und wenn sie dadurch auch nur ein paar Monate länger am Leben bleiben, so ist das zur Erzielung zahlreicherer Nachkommenschaft von ungemeinem Vortheile. Vögel, die ganz frei auf der Erde brüten, ohne jeglichen Schutz, müssen leicht den Raubthieren zur Beute werden. Diejenigen Weibchen nun, die ihrer Umgebung ähnlich gezeichnet sind, haben mehr Aussicht übersehen zu werden, als die abstechend gefärbten und werden ihr Brutgeschäft ungestörter vollenden können.

Auch bei Pflanzen sind individuelle Vorzüge nachweisbar. Stärker behaarte Blätter oder Früchte werden schwerer von schädlichen Insecten angegriffen, und bei denen, die einer künstlichen Befruchtung durch Insecten bedürfen, werden die am Nectar reichsten Blüthen den Vortheil häufigeren Besuchs von Bienen, Hummeln, Fliegen und Faltern geniessen, und somit fruchtbarer sein.

Auf welche Weise diese Vortheile zur Geltung kommen, sieht man am besten ein, wenn man die Vertilgung, der jede Generation nach bestimmtem Procentsatz unterliegt, mit dem Ausjäten ver-

gleicht, das der Gärtner zur Entfernung des Unkrautes vornimmt. Zu einer solchen „Ausjätung“ in der freien Natur fehlt es aber weder an Material, — denn von 600 jungen Forellen z. B. brauchen ja nur 2 die Geschlechtsreife zu erlangen, — noch fehlt es an individuellen Abweichungen, und die ausjätenden Factoren sind die äusseren vernichtenden Einflüsse, als: Nässe, Kälte, Feinde u. s. w. — Die Folge hiervon ist, dass der Stärkste am Leben bleibt und Ahnherr wird, — dass diejenigen Individuen zur Fortpflanzung gelangen, welche mit den besseren Waffen gegen die Ungunst der äusseren Verhältnisse ausgerüstet sind, während die minder befähigten zu Grunde gehen müssen.

Dieses Ueberleben der zur Selbsterhaltung passenderen Individnen, das aus der individuellen Variabilität und dem Vertilgungskrieg der äusseren Verhältnisse mit mathematischer Nothwendigkeit folgt, ist das Gesetz der Naturauslese, dessen Entdeckuug das grösste von Darwin's Verdiensten ist. (Forts. folgt)

Etwas von altem Bürgersinn.*)

Im Südwesten Revals tritt aus den letzten Häusern der Vorstadt die Strasse nach Pernau hinaus in die freie Fläche. Auf einem aus rohen Feldsteinen zusammengefügten Sockel erhebt sich dort zur Rechten ein wohlerhaltenes Crucifix aus estländischem Kalkstein; die nördliche Seite zeigt den gekreuzigten Heiland, ihm zur Rechten kniet ein Betender in voller Rüstung, vor ihm sein Helm, dabei ein Wappenschild, und oberhalb desselben liest man den Spruch: *„Ick wet, dat myn Vorloser levet un he wert my hernamals ut der Erden upwecken.“* Was das Denkmal besagt, lehrt die auf der Südseite ausgehauene Inschrift: *„Anno 1560 den 11. Septembris ys alhier Herr Blasius Hogreve vam Russen erbarmelick erslagen, Godt sy eme gnedich un vorlene em am jüngesten Dage eyne vrolicke Uperstandinge thom ewigen Levende. Amen.“*

Das wissen nicht Viele, der Name ist an ihr Ohr gedrungen und wieder verklungen. Wenn um Pfingsten es dort lebendig wird, wenn die Schaaren Lustwandelnder in's Grüne ziehen nach Springthal, wenn eine Gesellschaft hinausfährt auf die „Blauen Berge,“ da trifft wohl ein forschender Blick das einsame Kreuz im Sande, und die Frage wird laut, was es bedeute. Und viel schon mag es sein, wenn leichthin die Antwort wird: Da ist einer gegen die Russen gefallen!

Unsere Vorfahren verstanden den Kampf und ehrten den Kämpfer. Nicht einmal nur hat Blasius Hochgreff das Schwert gegen die Russen geführt; wäre es so gewesen, dann vielleicht stände kein Denkmal für ihn errichtet. Wäre sein Name nicht auf den Stein geschrieben, wir lernten ihn kennen aus den Zeugnissen seines Handelns, das die Achtung seiner Mitbürger errang, der

*) Nach C. Schirren's Quellen zur Geschichte des Untergangs etc. und F. Bienemann's Briefe und Urkunden etc. gearbeitet.

sie durch jenes Kreuz Ausdruck gaben. Doch in 300 Jahren ist das Gedächtniss erloschen; es ist Zeit, die Kerngestalt des revaler Bürgers wieder zum Leben zu bringen.

Ueber seine Herkunft, sein früheres Leben lässt sich nichts mittheilen. Gelegentlich kommt sein Name in den Rathspapieren vor; als wohlbegüterter Bürger und Kaufmann hat er der Stadt Summen vorgestreckt, und es scheint, dass man sich gerne an ihn wandte. Seine Schiffe gingen nach Narva und Wiborg auf den Handel mit Russen und Schweden. Er lebte in häuslichem Glück, mit Kindern und treuen Dienern gesegnet, ein sorgsamer Anwalt seiner verwittweten Schwester, deren Bestes er mit in seinem Geschäfte vertrat, ein thätiges und angesehenes Glied der Gilde, wie noch viele andere in Reval zu allen Zeiten gewesen. Da kam der furchtbare Krieg, und die kleine Republik, denn als solche stellte sich ja im Grunde die Stadt dar, musste erweisen, ob ihre Bürger auch den rechten Mannessinn hätten, der die Pflicht stets nach der Aufgabe misst, der, wo es Noth thut, aus dem beschränkten Kreis der Nahrungsinteressen hinauszutreten und einem höheren Ziele, dem Kampf um das politische Dasein, mit reiner Seele und ehrlichen Waffen sich zu weihen vermag.

Die Schaaren Iwans IV. Wassiljewitsch hausten furchtbar im Lande. Wirland war von ihnen besetzt und hatte nebst dem Stift Dorpat ihre Gräuel zu ertragen. Von all dem litt man in Harrien noch nichts, nur als Theil des Ganzen war man in Mitleidschaft gezogen. Der Erwerb stockte, Reval hatte seine Landsknechte zu besolden, die unter dem tapfern Hauptmann Wolf Wigel von Strassburg zum Schutz Narva's geholfen; auch Munition, Geschütz und wiederholt Proviant hatte es dahin geschickt, zuletzt noch, aber zu spät, einen Versuch machen wollen, die Stadt von der Seeseite mit Schiffen zu entsetzen: da schlug die Kunde von ihrem Fall die Gemüther gewaltig nieder. Noch hatte man von diesem Ereigniss sich nicht erholt, als ein neues und grösseres Jammern und Klagen in unserem Reval ausbrach. Das war am 23. Juli des Jahres 1558. Und nicht ohne Grund. Sass doch Timofei, der russische Bote, auf des Rathes Hof, zwei Meilen vor der Stadt — näher mochte man ihn nicht lassen — und erwartete die Antwort auf das Schreiben, das er gebracht. Das enthielt schlimmer Kunde genug. Fürst Peter Iwanowitsch Schuisky, des Zaren Heerführer, bestätigte selbst, dass er Dorpat genommen — das Gerücht davon war schon zwei Tage zuvor hergedrungen — und forderte nun von

Bürgermeistern und Rath und allen Bürgern in Reval, dass sie zu ihm kämen nach Dorpat, vor seinem Herrn sich zu demüthigen und sich und ihre Stadt ganz in seinen Willen zu geben; thäten sie es aber nicht, so würde er ganz eigentlich zu ihnen kommen mit seinem ganzen Heere und seiner grössten Macht. Was ihnen nun beliebte, sollten sie kund thun. Und den überseeischen Kaufleuten, die da willens wären in Dorpat, Pleskau oder im ganzen Moskowiterlande Handel zu treiben, möchten sie nur freien Weg gönnen; denn er habe gehört, dass sie sich dessen geweigert.

Sechs Monate währte schon der Krieg; so lange hatte man gebangt und gefürchtet, in Narva's Fall, in Dorpat's Belagerung das eigene Schicksal vorgebildet gesehen; nun bekam man selbst den Russen auf den Hals und wer wusste nicht, was das bedeutete! Schrieb doch unter dem ersten Eindruck der Nachricht der Stadtphysikus Dr. Friesner an den Herzog von Finnland um dessen Verwendung: er habe noch für ihn an Salz, Roggen und Mehl je 20 Last in seinem Hause liegen; so die Stadt erobert würde, sei ja nichts sicher. Fürstliche Gnaden möge den Russen wissen lassen, dass er des Hauses schone. „Solches aber muss auf's Schleunigste geschehen, ehe der Feind die Stadt inne hat; denn er ist stark an Volk und Geschütz, wir aber sind schwach.“ Freilich schien Schuisky es eilig zu haben; am zweiten Tage nach Dorpats Einnahme hatte er den Boten abgesandt und wieder am zweiten Tage war dieser schon hier. Rath und Ritterschaft traten sofort zusammen; sie baten den Ordensmeister, zu erscheinen; sie wollten dem Feind nach Weissenstein entgegenziehen, das der Vogt verlassen; dort würden die Haufen aus der Wiek und von Oesel und der Adel von Dorpat zu ihnen stossen; so könnte die Stadt wohl entsetzt werden, bis wirksame Hülfe käme. — Solche hofften sie nur von Dänemark. Im Juni hatte man auf der Versammlung der Stände zu Dorpat so beschlossen; daran klammerte man sich als an den letzten Rettungsanker; war es doch klar, dass der Orden zum Schutz des Landes zu schwach sei. Die Bischöfe waren vor Allen dafür; aber auch Estland hatte schon am 6. Juli dem Meister seinen Entschluss mitgetheilt, den König besonders zu besenden, und umgehend war die Einwilligung erfolgt, mit der Zusage, dass der Comtur von Dünaburg, den er zum selben Zweck nach Dänemark geschickt, sie zu den Verhandlungen zuziehen solle. Als jedoch Ritterschaft und Rath die Instruction für ihre Abgesandten entwarfen, da mag es ihnen recht schwer auf's Herz gefallen sein, dass König Christian den er-

betenen Schutz auch versagen könne, und so gaben sie für den schlimmsten Fall den Auftrag, Se. Majestät flehentlich zu bitten, Stadt und Land wieder als Unterthanen anzunehmen, wie sie es vormals gewesen. Das war nun fertig, und es galt nur, dem Ordensmeister diese Ueberraschung genehm zu machen. Da kam Timofei und half zur Motivirung. „Gott und unsere Thränen sind Zeugen, schreiben sie, dass wir aus Noth und nicht aus Muthwillen oder dass wir Ew. Gnaden Regiment müde wären, diese Dinge vor die Hand nehmen, aber dass der Russe unserer sollte mächtig werden, sehen wir nicht vor Gott und vor keiner Obrigkeit zu verantworten."

Zunächst jedoch wartete der Russe auf Bescheid, und dessen Ertheilung machte viel Sorge. Schon früh am anderen Morgen — und es war doch ein Sonntag — liess der Bürgermeister Johann Pepersack den Aeltermann der Schwarzenhäupter zu sich auf die Kanzellei kommen: er solle die Gesellschaft auf 9 Uhr zusammenberufen, der Rath habe ihr Wichtiges vorzulegen. Bei 10 Mark Pön wird jeder Bruder entboten. Schlag neun sind alle beieinander. Da hat der gestrenge Herr sich inzwischen anders besonnen; er will mit den Aeltesten allein in der Kanzellei reden. Das waren ihrer sieben ausser dem Aeltermann, vier Vertreter der lübischen Kaufleute und je einer für die aus Cöln, Hamburg und Bremen. Denen wurde nun der Brief Schuisky's verlesen und von ihnen begehrt, dass sie auf Kosten der Stadt zum Fürsten zögen, ihm persönlich die nöthige Antwort zu bringen. Doch unterblieb die Reise, da sie ohne Geleitsbrief zu unsicher war, und die Angelegenheit wurde schriftlich erledigt.

Während so hier unten gerathschlagt und verhandelt wurde und auf den Strassen eine aufgescheuchte Menge wogte, viele ihr Habe und Gut auf die Schiffe packten und sich aus dem dem Verderben geweihten Ort flüchteten, war oben auf dem Dom ein feiner Schacher abgeschlossen. Der Comtur von Reval, Franz v. Segenhagen, wollte eben, wie mancher seiner Amtsbrüder gethan, seinem Schlosse entlaufen, schon hatte auch er seine Schätze in den Hafen gebracht, — da kam ihm ein schlauer Handelsmann in den Weg, Christoph von Münnichhausen, Stiftsvogt der Wiek, gerade in Reval anwesend, um die Legation an den dänischen König zu betreiben, und übernahm das ledig werdende Schloss. Was sollte Bruder Franz nicht darin willigen? Eid und Ehre achtete er nicht, weg wollte er doch, nun strich er noch eine gute Summe ein. Zur

grössten Ueberraschung der schon ganz verdonnerten Bürger wurde am nächsten Tage die Trommel in den Strassen Revals geschlagen und alles deutsche Kriegsvolk, das da vorhanden war und noch anlangen sollte, für den König von Dänemark angeworben, demselben vereidigt und das Schloss besetzt. — Rath und Ritterschaft haben später betheuert, dass sie vor diesem Moment nicht darum gewusst hätten; der freilich meineidige Comtur aber hat auf die Beschuldigung, dass er das Schloss Fremden überantwortet, erwidert, dass die harrischen und wirischen Räthe, auch der Syndikus von Reval, zu ihm hinaufgekommen und solches von ihm begehrt, auch solches zu thun ihm treulich angerathen. Die Sache ist zweifelhaft. Glaublich ist es schon, dass es den genannten Herren äusserst lieb war, wenn das Schloss in dänische Hände kam; konnte doch diese vollzogene Thatsache einen willkommenen Druck auf die Entschlüsse des Königs ausüben, den sie eben um Schutz angehen wollten; und war nicht andererseits zu hoffen, dass Schuisky sich scheuen werde, vor Reval zu rücken, wenn er dadurch mit der dänischen Macht anbinden müsste? Darum gaben in der Antwort, die der russische Feldherr erhielt, Ritterschaft und Stadt sich auch schon als Unterthanen Dänemarks aus und redeten immer von ihrem König, als ob der Comtur mit Wissen des Ordensmeisters das Schloss abgetreten hätte; und die überseeischen Kaufleute gehen in ihrem besonderen Schreiben auf diese Kriegslist ein, obwohl sie alle wussten, dass die Stadt nach wie vor beim Orden geblieben war. Und dieses Mittel mochte nicht ohne Wirkung geblieben sein, denn wenn auch am 15. August eine nochmalige Aufforderung zur Uebergabe erfolgte und Schuisky erklärte, dass ihm der König von Dänemark mit seinen Miethlingen gar nicht schrecklich sei und die revalschen die moskowitischen Kriegsleute sofort unter ihren Mauern sehen sollten, so liess er doch die Stadt in Ruhe, bis erst Ende September ein Haufen von vierthalb tausend Mann sich beim Johannisspital zeigte und zurückgeschlagen ward. Keineswegs aber war die dänische Besatzung Allen genehm. Ein Theil der Rathsglieder neigte vielmehr zu schwedischem Schutz, den der junge Herzog von Finnland durch seine vielfältigen Agenten in Reval reichlich anbieten liess, nicht ohne sich dadurch wiederholt die heftigen Vorwürfe seines Vaters, Gustav Wasa's, zuzuziehen, der mit Livland nichts zu schaffen haben mochte. Der Einfluss des Syndikus und die Machinationen Münnichhausens entschieden diesmal noch für Dänemark, und die Gesandtschaft begab sich in den letzten Tagen des Juli nach Kopenhagen, von wo aus wir sie auf ihrem

Wege nicht weiter begleiten. Es genügt hier, dass der alte König Christian III. anfangs sich blos auf die Unterwerfung Estlands einlassen wollte, dann aber, als er erfuhr, dass der Ordensmeister diese Eventualität nicht einmal in's Auge gefasst, sogar die Besetzung des revaler Schlosses aufzugeben bereit war und zu Livlands Gunsten vorläufig nur eine Gesandtschaft nach Moskau abgehen liess. Ehe er weiteres thun konnte, starb der ehrliche Mann und die Dinge nahmen dann eine andere Wendung.

In Reval ging man indess auf das Schleunigste an die Befestigung der Stadt. Schon einige Wochen früher war in dem Wallgarten, den Fürstenberg ihr eingeräumt, die Erbauung eines Thurmes beabsichtigt worden, der das Schloss, den Dom und die Stadt beschützen könnte, und es handelte sich nur um die Einwilligung des Meisters dazu, dass der Thurm auch der Stadt Veste heissen und sein solle. Sobald diese erfolge, versicherte der Rath, wolle die ganze Gemeinde, jung und alt, ersten Tages mit dem Bau beginnen, der mit 20,000 Mark nicht bezahlt sei. Das wäre dem Adel nicht entgegen, dem Dom nütze, und die Stadt meint es treulich, aufrichtig, gut in allewege. Denn da die Stadt mit dem Schloss und Dom uneins wäre, liesse sich keines von ihnen erhalten, daher sie müssen eins sein und bleiben, woran es bei der Stadt nicht mangeln soll. Denn sie will Niemandem hier etwas zuwider thun, und wenn sie den Ort nicht befestigt jetzt in dieser Noth, so bliebe er wohl ewig unbebaut. Der Comtur und die Vertreter der Ritterschaft unterstützten das Gesuch, die Entscheidung des Meisters ist aber nicht vorhanden und mag sich hingezogen haben, denn der Thurm wurde erst nach zwei Jahren vollendet, wenn anders die Voraussetzung, dass der „Kiek in die Koek" mit ihm gemeint sei, richtig ist. Zunächst wurde jedem Bürger angesagt, dass er seinen Garten, Scheune, Badstube oder was nur ausserhalb der Mauern um die Stadt herumlag, niederbrechen oder in Brand stecken solle, und es haben darauf, wie Russow erzählt, die Revalschen mit grossem Ernst das gewaltige Rundel vor der Lehmpforte sammt vielen Wällen, Mauern, Gräben und Streichwehren in der Eile verfertigt, dar sie sich nächst Gottes Hülfe was auf verlassen mögen; an welcher Arbeit alle Bürger und Gesellen die Hände haben anlegen müssen.

Auf die Meldung von der Besetzung des Schlosses durch Münnichhausen liess Fürstenberg alsbald mehrere Obristen nach Reval gehen und fleissig Leute werben gegen guten Lohn. Dazu wurden die 60,000 Thlr. verwandt, die als verspäteter Friedenspreis vom Gross-

fürsten zurückgesandt waren. Der Meister wollte jedenfalls zeigen, dass er noch Herr im Lande und im Stande sei, es zu schützen. Dass die Revalschen ihre Stadt dem Könige angeboten, davon liess er sich nichts merken, und dem Rath wurde es etwas unheimlich bei diesem Schweigen; sie wollten, dass sie ihre Gesandtschaft wiederum zu Hause hätten, und wussten schier nicht, was sie antworten oder thun sollten, wenn der Meister sie früge, warum sie ihm nicht getraut, da er doch streitbar sei. In Riga waren zweihundert deutsche Reiter angelangt, 2000 andere wurden erwartet, Ebert Schlagtodt, ein Condottiere, wie solche in Deutschland viel vorhanden waren, führte dem Meister 6000 wohlgerüstete Landsknechte zu, die beim Herzog Heinrich von Braunschweig gestanden. Der Erzbischof war mit dem Ordensvogt von Rositten in's Pleskausche gezogen und hatte auf 18 Meilen hinein Vergeltung geübt. Allerdings waren im halben Monat August die Russen bis nach Kolk an der harrischen Küste gezogen, hatten den Hof und alle dazu gehörigen Dörfer in den Grund gebrannt, alles Vieh weggetrieben, und es hiess, dass sie dahin von Narva Geschütz zu Wasser führen wollten. Aber wenn sie sich nur auf's Meer wagten, dann vermochten die Revaler dem schon zu steuern.

Da waren sie in ihrem Element und hatten bereits alle Veranstaltungen getroffen, sich auf demselben recht heimisch und sicher zu fühlen. So tief niederschlagend der Fall Narva's auch für Reval war, so diente er andererseits, die Thatkraft der Stadt zu beleben und sie unmittelbar am Kampf gegen den Feind theilnehmen zu lassen, den sie bisher blos durch Söldner geführt. Denn es galt, der Zerstörung ihres Lebensnervs, des Handels, vorzubeugen, welcher nur zu leicht sich jetzt nach Narva ziehen konnte, da die Vermittelung Revals für den kaufmännischen Verkehr mit den Russen durch den Krieg todt lag und diese jetzt selbst einen Platz am Meer besassen. Es war vorauszusehen, dass weder die hansischen noch gar die fremden Schiffe in Rücksicht auf die bedrängte Lage des Ordensstaates dem Gewinn entsagen würden. Schon im Frühjahr war auf Grund der alten hanseatischen Satzungen, und noch mehr auf Grund der entscheidenden Stimme, die Livland im letzten Jahrhundert im Handel mit Russland geführt, jede Schifffahrt nach der Nevamündung und nach Wiborg, wohin russische Kaufleute häufig zogen, verboten worden, damit der Feind keinen Vortheil, besonders kein Kriegsmaterial, als: Kupfer, Blei, Pulver, zugeführt erhalte. Aber das alte solidarische Interesse, das die Hansestädte unter einander ver-

bunden, war bereits geschwunden und die Lübecker, auf ein Privileg gestützt, das ihnen der Ordensmeister Gottfried v. Rogga im Jahre 1299 ertheilt, segelten ganz wohlgemuth in die Nuye (Neva) und erst recht nach Narva, als dieses ihnen geöffnet wurde; es folgten die Engländer, Schotten, Dänen, Holländer, und von ihrem Rosengarten vor der „dicken Margarethe" sahen die Bürger Revals betrübten Herzens die Schiffe hinter dem fernen Inselsaum vorüberziehen. Diese Fahrt musste man ihnen zu verleiden suchen, dabei liess sich auch an den Russen kommen und ihm einiger Schaden zufügen. So wurde schon am 30. Mai dem Ordensmeister vorgestellt, dass, „wenn denn ja diese Lande ihr Glück an dem Feinde mit Krieg versuchen müssten, es doch rathsam wäre, wenn Fl. Gnaden Bestallungen unter ihrem Siegel hersenden würde, die man Etlichen geben möchte, welche den Strand entlang mit Schiffen in Russland einfallen und auf freien Raub trachten könnten." Nach 14 Tagen gewährte Fürstenberg aus seinem Lager bei Kirumpä den gewünschten Bestallungsbrief und das Pirschen auf offener See ging munter an. In- und Ausländer, die grossen Schaden gelitten und sich davon zu erholen gedachten, liessen sich gar gut hierzu gebrauchen. Vier Jachten und ein Bojert*) waren alsbald gerüstet und bemannt. Die deutschen Schiffe liess man anfangs noch ungefährdet, um mit den befreundeten Städten nicht völlig zu brechen, aber die russischen Fahrzeuge mochten sich jetzt auf dem finnischen Busen ungern sehen lassen. Der jenseitige Nachbar, Herzog Johann, sah ganz freundlich dazu; er war erst vor Kurzem von seinem Vater in die neue Würde eingesetzt und hatte vom revalschen Rath ein artiges Gratulationsschreiben, dazu ein Fass guten Weins erhalten; den Russen eben nicht geneigt, wäre es ihm auf eine Fehde mit diesen nicht angekommen; da er aber nicht regierender Herr war, musste er sich schon dem Willen seines königlichen Vaters bequemen. Doch öffnete er den Revalern seine Häfen und bat sie, nur auf finnländischem Gebiet die Russen zu verschonen, um ihn nicht in Misshelligkeiten zu bringen. In allem Uebrigen sollten die Seinen ihnen Hülfeleistung thun. Auch drückte er ein Auge zu wenn unsere Kämpen es mit der Grenze nicht so genau nahmen. Haben die Grundsätze der Neutralität doch nach 300 Jahren noch keine stricte Beachtung gefunden. So wurde gleich in den ersten Tagen der Kaperei eine russische Schute mit Waaren hart an der finnischen Küste genommen

*) Ein kurzes breites Küstenfahrzeug, gebraucht um die Bojen zu legen.

und die Insassen über Bord geworfen; da meinte der Herzog blos, dass er sich dessen von ihnen nicht versehen hätte. Bartel Buschmann und Gottschalk Zimmermann, zwei der hervorragendsten Auslieger, wie sie genannt wurden, waren mit ihrer gewonnenen Prise in den wiborger Hafen eingelaufen und vom dortigen Statthalter gefangen gehalten worden. Sobald Johann davon erfuhr, befreite er sie und gab ihnen jegliche Genugthuung.

Da das Meer bisher das einzige Feld war, auf dem sich den Russen etwas abgewinnen liess, hörte man in Reval nicht ohne Freude, dass der Feind sein Geschütz nach Kolk führe, und es lief am 8. August eine stattliche Jacht aus, mit Falkonetten besetzt, unter Bartel Buschmanns Befehl, und kreuzte im Fahrwasser nach Narva zu, um den Moskowiter nach Kräften zu schädigen. „Da wir nun dort einige Tage gewartet," erzählt der Hauptmann selbst, „erfuhren wir von etlichen Schweden, die von der Narve kamen, dass es mit dem Geschütz nichts sei, und schifften nach Hochland ein, von da in die Rüye zu laufen. Dieweil sich dann ein gross Unwetter und Sturm erhoben, sind wir durch günstigen Wind dicht an Finnland gekommen, in einen Hafen neun Meilen von Wiborg, und als wir uns da zwei Tage aufhielten, gewahrten wir, dass die Victualien knapp geworden; haben allda von Bauern Roggen, und was uns sonst nöthig war, gekauft, und Brod backen lassen und Alles doppelt bezahlt, damit Seiner Majestät zu Schweden Volk keine Klage gegen uns haben könne. Inzwischen ist uns von den Bauern gekundschaftet, dass da auf der anderen Seite der Bucht uns gegenüber Russen vorhanden seien. So habe ich etliche unserer Gesellen zu mir genommen und bin mit einem Boote dahin gefahren, und als wir hinzugekommen, haben wir eine russische Lodje vor uns gefunden, und da keine Russen darauf waren, haben wir die Lodje genommen und sind stracks damit nach der See gelaufen und haben gern unserm Feinde wollen Abbruch thun, unserer Bestallung nach. Mittlerweile sind drei schwedische Wachtschiffe an uns herangekommen und haben uns umringt, dass wir uns ihnen ergeben mussten. Da haben sie uns her nach Wiborg geführt und uns gefangen gelegt, die Lodje aber dem Russen wiedergegeben." So schreibt der arme Bartel Buschmann aus seiner Haft, und aus dem treuherzigen Plattdeutsch klingt sein Leid wieder, dass er gerade bei seinem schönen Fang, durch den er dem verhassten Feinde einen rechten Tort anthun wollte, erwischt worden; er schreibt an den Rath, damit dieser ein Wort für ihn einlege. Denn

jetzt war seine Lage unangenehm; er musste aus seinem eigenen Beutel zehren, und das Gefängniss konnte lange dauern. Der König selbst war von dem Fall unterrichtet und machte Ernst. Der Verkehr mit Reval wurde geschlossen und die Vögte zu Wiborg, Nystadt und an anderen Küstenorten hielten auf Pünktlichkeit. Auch Herzog Johann wandte sich sehr aufgebracht an den Rath der estländischen Hauptstadt; die Russen überliefen ihn mit Klagen, und er wolle dessen überhoben sein.

Trotz dieses Ungemachs, das die revalschen Freibeuter traf, zog das frische Leben auf der See unter Kampf und Gefahr, dazu die Aussicht auf erklecklichen Gewinn manchen jungen Mann aus seiner gewohnten friedlichen Beschäftigung, oftmals zu nicht geringem Kummer seiner Angehörigen. Da tritt uns auch zum ersten male im Kriege Blasius Hochgreff entgegen. Er hatte einen Kaufgesellen im Dienst, Heinrich Moller aus Lübeck; der war nach Wiborg geschickt, dort „Schroden," englisches Tuch und Thran zu verkaufen und Lämmerfälle und Leinwand einzuhandeln; aber unterwegs hatte er sich zu einem Kreuzzug gegen die Russen verleiten lassen, war von den Schweden gefangen worden und sass nun schon seit dem Septemberin Wiborg, konnte sich in der Stadt frei bewegen, aber die Rückkehr war versagt. Es war bereits Ende October; Geschäfte waren nicht zu machen und doch keine Aussicht fortzukommen. Zu Hause wurde er bitter vermisst, die Frau Principalin hatte schon tausend Thränen um ihn vergossen und sein Herr war in grosser Sorge in mehrfacher Hinsicht. Vor allem war er übel zufrieden, dass Heinrich auf die Kaperei gegangen; so wie sie betrieben wurde, mit mancher Gewaltthat, war ihm das nicht der rechte Krieg. „Gott vergebe es Dir," schreibt er ihm wiederholt, „dass Du Deinem Kopfe folgtest und Dich auf die Freibeute begabst mit den ruchlosen Menschen! und habe mich wohl tausendmal gestraft, dass ich Dich ausziehen liess. Thu, was Du thun magst, brauche gute Freunde, dass Du loskommst, Du sollst hier Gutes genug wieder kriegen." Das innige Verhältniss, in welchem der Kaufherr zu seinem Brodknecht stand (so hiessen die Commis damals), wie es aus obigen Worten hervorleuchtet, zeigt sich auch in der Befürchtung, dass der Gesell sittlich ganz verdorben würde. „Wissen sollst Du, Hinrick, wenn es Dir ernst gewesen wäre, so wärst Du all lange hier gewesen; denn Gott besser's, Du bist da in den freien Willen gekommen. Das gefällt Dir nun, aber das Ende will die Last tragen." Und ein anderes mal: „Mache, dass Du von da möchtest kommen, das ist mein treuer

Rath, Hinrick, oder Du wirst in den Grund verderben, fürchte ich sehr. Und lass Dich nicht bethören, dass Du Dir ein Weib an die Hand bringen lässt.“ Endlich bekümmerte ihn auch das Schicksal seiner Habe, die dem leichtsinnigen Menschen anvertraut war, der sich in entschiedener Noth befinden musste. „Ich hoffe nicht, dass Du mein Gut Jemandem verborgt hast. Du verstehst es, Geld oder Geldeswerth dafür zu kriegen, ich will es aber bei Dir wissen.“ Er giebt ihm Anweisung, Geld zu seinem Bedarf zu erheben, falls er von den Waaren nichts verkaufen kann; aber der Verkauf wäre das beste. — Bei allen Rathschlägen und Fragen und allem Schelten über den Leichtsinn zeigt sich immer die Anhänglichkeit und volles geschäftliches Vertrauen zu seinem Gehülfen. Mehrfach wiederholt sich das „ick wulde woll, dat Du man hir wärest, wir wulden dar Boredinge umme hebben,“ und wie jeder Brief beginnt: „weten schalltu, Hinrick, dat mi Dine Gesundheit und stete glücksalige Wohlfahrt von Harten leff tho hoven is,“ so schliesst ein jeder mit „velen 100,000 Guder Nacht.“

Der aber das Hochgreff'sche Haus in solche Unruhe gebracht, Hinrick Moller, hatte seine Lage herzlich satt und war allmälig in den Galgenhumor gekommen. „Ich sollte Euch wohl schreiben, meldet er seinem Herrn, „von unserm Wesen hier; aber ich weiss nicht, wie es der König von Schweden mit uns im Sinne hat, ob er uns sieden oder braten will. Wenn wir es verdient hätten, so wollte ich man, dass er es kurz und gut abmachte. Wir sind des Liegens, Gott besser's, all müde. Wir liegen hier wie Hunde und müssen unser Geld noch dafür spilden (verwenden), es mag Gott erbarmen im hohen Himmel!“

Die Befürchtungen des Principals, dass Heinrich seine Freiheit voll geniesse und ausschlüge, scheinen nicht gerechtfertigt zu sein, wenn anders man seine Herzensergiessungen, die er in einem Brief an seinen Mitgesellen niederlegt, zu Rathe ziehen darf. Vielmehr giebt er sich da als einen sehr practischen und genauen Menschen, der augenscheinlich nicht auf Liebespfaden geht und vor Allem sich nach Hause sehnt. Es dürfte nicht ohne Reiz sein, die kleinen Anliegen dieses Jünglings mit seinen eigenen Worten kennen zu lernen, — sind dach solche Privatschreiben aus längst vergangenen Jahrhunderten ein seltener und hochwillkommener Fund in unseren Tagen.

„Ehrsamer lieber Hermann Burmeister! — lautet der Brief — Wenn es Dir noch wohl ginge sammt dem Herrn und der Frau,

den Kindern und dem ganzen Hausgesinde, wäre es mir eine herzgründliche Freude, alle Zeit von Euch sämmtlichen das zu hören. Desgleichen danke ich Gott für ziemliche Gesundheit, aber ich möchte, dass es uns ein wenig besser ginge; es könnte nicht schaden. Weiter, lieber Hermann, kann ich Dir nicht bergen, da es mich so ansieht, als ob wir diesen Winter über wohl bleiben müssen; so sende meine schwarze Jacke und ein paar Hemde und das Wamms, sonst nichts. Den Rock will ich nicht haben, ich kriege hier nicht viel auszugehen, Gott besser's. Weiter, mein lieber Hermann, ist meine Bitte an Dich, sei so gut und gehe zu Gert Witten, der in der Lehmstrasse bei Hans Brismann wohnt; da ist ein Jungknecht, der hier mit uns gefangen war, Namens Heinrich Moller. Dem habe ich meine braunen Hosen geliehen, die lass Dir bezahlen, nämlich wenn sie entzwei sind, und ausserdem, da wir auf dem Schloss gefangen waren, zog er von hier und hat mir das Hemd mit weggenommen, das mir meine Mutter von Lübeck Ao. 57 schickte. Lass Dir das zurück oder ein neues Hemd wiedergeben oder auch 2½ Mark, und für die Hosen lass Dir 3 Mark geben; ich weiss doch, dass sie all in Stücken sind. .... Lieber Hermann, sieh zu meinem Besten, ich will es wiederum (um Dich) verdienen. Hermann Grün bin ich noch Geld für das Rohr (Büchse) schuldig; wenn er Dich mahnt, so gieb ihm nichts bis zu meiner Zurückkunft. Nun auf dies mal nichts mehr. Schreibe mir auf Alles wieder Bescheid, das ist meine Bitte an Dich. Sei so gut und begrüsse die Frau und ihre Schwestern und alle guten Freunde sehr von meinethalben, die Mägde „Gartten" und Kattrinen, Summa alle mit einander."

Eine Freude hat Hinrick doch in Wiborg gehabt und um dieser Freude willen muss man den Jungen lieb gewinnen, denn sie zeigt sein Herz auf dem rechten Fleck. Am 25. October schreibt er: „Lieber Herr! es geht hier das Geschrei, dass der Herrmeister mit dem Russen ist mächtig im Werk gewesen, das wir hoch erfreut sein, und wollte Gott, dass wir möglichst bald wieder nach Hause kämen. Wir wollten dann mithelfen dreinschlagen so lange als wir's Leben haben. Nun, wir wollen die Sache dem Herrn befehlen, der wird sie wohl ausrichten." Das ist bei ihm keine Phrase, wie wir sie nur zu sehr aus den Briefen jener Zeit kennen lernen; er hätte sie auch im Hochgreff'schen Hause, wenn er sie gekannt, vergessen müssen. Beim Blasius war alles echt, kurz, kräftig, auf's Ziel gerichtet. Er hat die Freude auch getheilt; in ruhiger Zuversicht

spricht er sich aus, indem er am 26. October Heinrich die günstige Wendung meldet, die der Krieg im Herbst für Livland nahm: „Unser gnädiger Herr fällt den Russen stark genug. Sie müssen nun all weichen, wo unsere Reiter an's Treffen kommen, und halten keine Strecke. Auch ist uns vor dem Russen nicht Leid, dass er uns die Stadt abgewinnen sollte. Er komme man an, ihm soll begegnet werden; da soll Gott sein Lob daran sehen. Ich achte ihr Drohen nicht, sie können viel sagen und sich hoher Dinge berühmen — unser Herrgott der wehrt den Bäumen, dass sie nicht in den Himmel wachsen. Ueber's Jahr wird er erst (recht) zur Busse kommen; mit der Fehde soll man ihn lehren, wie er mit Deutschen kriegen soll." Doch auch Trauriges muss er berichten: „Alle Deutschen sind aus Dorpat nach Pleskau geführt, gefangen und gebunden, auch die Rathsherren und Bürgermeister; so halten sie ihre Gelübde und Zusagen und ihre Kreuzküssungen, die sie gethan haben, die treulosen Bösewichte." Am 11. November heisst es wieder: „Der Herrmeister hat Ringen inne und an 500 todtgeschlagen und an die 100 gefangen genommen. Reval ist versorgt vor dem Russen mit Gottes Hülfe. Er soll von uns nichts anderes erlangen, so er herkommt, denn Pulver, Blei und Schläge;" und mit dieser getrosten Hoffnung brechen die Zeugnisse des Verkehrs zwischen Herrn und Diener ab, die uns in diesem revalschen Kaufmann einen Mann aufweisen, aus dem, dünkt mich, jener kernhafte Bürgersinn spricht, den die deutschen Städte so oft grossgezogen, der tapfere selbstbewusste Muth, die Treue im Grossen wie im Kleinen, die stolze Liebe zur Heimat, die nur eine freie sein kann. Wohl wird auch Reval solche Bürger früher gehabt haben, aber damals stand Blasius Hochgreff nur zu einsam da. Es waren Wenige, die gleich ihm nicht aussahen nach Schweden oder nach Dänemark, die Gut und Blut nicht sparten ohne zu seufzen.

Die Bemühungen der Stadt, unter dänischen Schutz zu gelangen, waren gescheitert; ihre Gesandten zogen umher bei den Hansestädten, sowohl um Unterstützung zu finden, als auch sie zum Verzicht auf die Fahrt nach Narva und Wiborg zu bewegen. Die Hülfe wurde auf den Beschluss des Hansetages verschoben, der zum Sommer 1559 anberaumt war. Wenige, wie Stralsund und Stettin, gaben Pulver zum Geschenk, und nur Königsberg und das kleine Braunsberg hatten auf die erste Aufforderung noch im November des vorigen Jahres, die eine 200, die andere 60 Thaler als Beisteuer zum Krieg gespendet. Zur Aufgabe des Handels mit den Russen waren die

Städte nicht zu bringen, vielmehr herrschte grosse Gereiztheit, besonders in Lübeck, gegen die Revaler, weil inzwischen doch mehrfach lübische und andere Schiffe, die den finnischen Busen hinaufgesegelt, genommen worden waren. Deswegen liess die Kaperei zunächst nicht nach, vielmehr wurde sie im Frühjahr erst recht zum ordentlichen Seekrieg organisirt, da auch die Russen sich zehn Jachten von den Engländern hatten bauen lassen, um sie hier auf der See zu gebrauchen. Ausser den zahlreichen Fahrzeugen Privater rüstete der Rath 6 Schiffe aus und forderte den Ordensmeister auf, auch ein paar auf seine Kosten zu stellen; auch konnte man im Nothfall die im Hafen liegenden hansischen Schiffe benutzen. Ferner bat er, sich bei dem Herzog von Finnland, der seine Gefangenen noch immer nicht freigegeben, dafür zu verwenden, dass man den Ausliegern, wenn sie dort an der Küste landen müssten, etlichermaassen durch die Finger sehe; und endlich wäre es gut, wenn der Ordensmeister einen Admiral über die ganze Flotte setzte, damit alles in des Meisters Namen geschehe und diese gute Stadt, die so leichtlich sündigen könne, der Ausrüstung halber nicht wieder beschuldigt und angefochten werden möge. Als dann am 20. April Fürstenberg einen ausreichenden Fehdebrief gegen den Moskowiter erlassen hat, wird eifrig an der Regelung des Flottendienstes gearbeitet. Wir haben noch die Vorschriften für die revalsche Marine; ob sie für alle revalschen Schiffe gelten, oder nur für die der Commune, oder für die einer besonderen Rhedergesellschaft, ob sie von einer solchen oder von einer ständischen Commission erlassen sind, ist aus ihnen nicht zu ersehen. Zwei der unterzeichneten Namen gehören Rathsherren, zwei Bürgern der grossen Gilde an. Der corporative Charakter, der allen socialen Erscheinungen des deutschen Mittelalters eigen ist, ist auch dieser Mannschaft aufgedrückt. Durch strenge Vorschrift des Ordensmeisters wurde bestimmt, dass nur die Schiffe, die nach Narva führen, nicht aber die nach Wiborg segelnden, angegriffen werden dürften, und über jedes erbeutete Gut sollte genau Inventar aufgenommen und durch ein Prisengericht die Entscheidung gefällt werden.

Obwohl mit dem Mai Waffenstillstand auf ein halbes Jahr eingetreten war, wurde dieser nicht strict befolgt. Die Russen liessen es sich nicht nehmen, in der Umgegend der von ihnen besetzten Schlösser kleine Razzias über ihren Cordon hinaus zu veranstalten, wogegen die deutschen Hakenschützen den Bauern auf dem vom Feinde besetzten Gebiet ihr Vieh abholten; und zur See wurde

fleissig alles gekapert, was von und nach Narva oder Iwangorod wollte. Noch am 15. Juli mahnte der revalsche Rath den rigaschen, den Ordensmeister zum Vorgehen zu bewegen, da der Russe sich an der polnischen Grenze zusammenziehe, und sprach von der Absicht, Narva zu überrumpeln, da dort zur Zeit nur 50 Mann lägen. „Wäre uns allen rühmlich, dass wir mit unserer Macht solch Ziel versuchen möchten.“ Aber am 10. August ist er ganz umgewandelt. Er hat erfahren, dass die Stimmung der inzwischen zu Lübeck sich sammelnden Hanseboten sehr unfreundlich war und man davon sprach, Reval wegen Seeraubes beim Reichskammergericht zu belangen. Da sollte denn nächster Tage zwischen Lübeck und Reval eine Vereinbarung über das genommene Gut geschlossen werden, und der Rath bat nun Fürstenberg, keine neuen Kaperbriefe zu ertheilen, denn um dreier oder vier Personen willen, die einen geringen Vortheil haben, könne doch nicht die Wohlfahrt Vieler in Gefahr gesetzt werden. Die schändliche Schifffahrt auf Narva werde gewiss am besten durch Mandate der römisch kaiserlichen Majestät gehindert werden.

Mit dieser Wendung war Blasius Hochgreff sehr unzufrieden. Ob er an der Ausrüstung dieses Jahres sich betheiligt hatte, wissen wir nicht; sein Name wird in den ersten acht Monaten nicht genannt. Aber jedenfalls war sein Schiff bereit, als es ein ernstes Unternehmen, den Plan gegen Narva, galt — nun sollte der vereitelt werden. Auf dringende Bitten an Fürstenberg, den Zug zu gestatten, hatte er keine Antwort erhalten; der alte Meister war offenbar durch den revalschen Rath bedenklich gemacht. Da wandte er sich an Fürstenberg's Secretär, den Licentiaten Thomas Horner, der gerade in Pernau war, um die Einwilligung seines Herrn zu betreiben. Mit ihm Thomas Vegesack, Benedict Koch, Arend Reier. Horner nahm sich ihrer an, wie er sie schon gegen den Rath geschützt, der in übergrosser Friedensliebe ihr Geschütz ihnen von den Schiffen nehmen und in die Stadt bringen lassen wollte. — Soeben waren vier russische Schuten in den revalschen Hafen gebracht worden; auf ein anderes Schiff, das Munition nach Narva geführt und um viele tausend Gulden Waaren eingenommen hatte, wurde im Augenblick gefahndet Das meldete Horner dem Meister und versicherte ihn, sobald die Auslieger den Befehl erhielten, wollten sie mit Brand und Mord den Russen also ängstigen, dass Fl. Gnaden daran ein Gefallen haben sollten; aber die Weisung müsse nur nicht an den Rath, son-

dern an die Auslieger selbst gelangen. — Fürstenberg hat sich nicht entschlossen und Narva blieb verloren.

Der Stillstand, den der Zar nur um die Tartaren abzuwehren eingegangen war, lief mit dem 1. November ab. Gotthard Kettler, der neue Meister, hatte die längste Zeit über in Littauen an seinem Verrath gesponnen, dazwischen hatte er's in Wien versucht; jetzt musste er sich vor der Erwartung des Landes rechtfertigen und die Russen schlagen.

Es ging wie im Jahr vorher. Am Martinsabend nahm er ihr Lager bei Nüggen, rückte vor Dorpat, beschoss es und wandte sich plötzlich unverständlicher Weise nach Lais. Das Heer litt durch Hunger und Krankheit. Kettler liess das Haus, das äussere nur, in den Grund schiessen. Da aber die Knechte zum Sturm liefen, war die Mauer im Schloss zu hoch, so dass Keiner hinaufkommen konnte, und sie mussten weichen. Nach kurzer Ruhe, in der die Belagerten noch einen tiefen Graben zogen, wurde zum zweiten mal gestürmt — es war um den 20. December — aber sie konnten nichts beschaffen. Von 700 Knechten, die Reval dem Meister zugeschickt, kamen anderthalb hundert zurück; Wolf von Strassburg, ihr tapferer Hauptmann, war geblieben, auch Evert Schlagtodt, dessen oben gedacht wurde. Das Kriegsvolk wollte nicht länger bleiben, da es Sold bekam.

Das Jahr 60 fing trübe an. Kettler sass in Oberpalen und versicherte nach allen Seiten, wie gern er helfen wolle, und wie gewiss er es werde; dann sass er wieder in Riga. Neue Russenheere brachen in Livland ein, über Narva wurden täglich Männer, Weiber, Kinder fortgeführt, alle über 40 und 50 Jahre, alten erschlagen. Bis auf 2 Meilen streiften die Haufen vor Reval. Am 15. Februar legten Rath und Ritterschaft in einem langen Schreiben Kettler die Lage vor und drangen auf unverhohlene Mittheilung seiner Pläne und was von Polen und vom deutschen Reich zu erwarten sei. Sie wussten hier nichts von seinen Umtrieben, seiner geflissentlichen Unthätigkeit. Denn je hülfloser das Land war, um so leichter ergab es sich Polen.

Am wenigsten wusste Blasius Hochgreff davon. Um so mehr kannte er die Anschläge der Russen; unermüdlich sandte er seine Kundschafter aus und schickte dann die neue Zeitung an den Meister und an dessen Obristen in Reval; seine Knechte schickt er hin und her; er mahnt zum Widerstande, zum Angriff. Im April wird ihm gemeldet, dass von Dorpat aus der Feind sich nach Fellin

und Weissenstein aufmache und dass er an der Narvemündung ein Blockhaus errichte. Am 22. d. M. schreiben Alle in Reval an Kettler: Rath, Ritterschaft, Kettler's Oberster Otmar von Galen; alle berufen sich für die Wahrheit der Nachricht auf Hochgreff. Alle wollen kämpfen, Alle beschwören den Meister, jetzt doch herbeizukommen. Blasius stellt den Boten und er schreibt auch. Gründlich setzt er ihm zu: „So Ew. Fl. Gnaden jetzt viel schlummern will und nicht eilend diesem bösen Vornehmen des Feindes vorkommt, so werdet Ihr hier Etwas sehen, das der allmächtige Gott gnädig abwenden wolle. Noch steht es zu wehren. Rath und Gemeinde müssen sich mit Ernst rüsten und eilig, der erste Tag ist der beste! Mit allem Volk vom Schloss und aus der Stadt, mit allen Bootsleuten und Landsknechten und den Undeutschen, auch mit den Reitern der Harrischen und Wirländer wollen wir mit Gottes Hülfe dem Moskowiter einen Schimpf bieten und ihn zaghaft machen. Sofern wir nicht lange schlummern, ist der Teufel so gefährlich nicht, als er gemalt wird. Ew. Fl. Gnaden will die römischen Gesandten abwarten — die bringen vom Feind keinen andern Bescheid, als ich Euch schicke; aber sein Kriegsvolk wird dicht hinter ihnen folgen. Hier will kurzer Rath gehalten sein. Unser Herrgott wird Ew. Fl. Gnaden Glück verleihen, dass sie tapfer geklopft werden und sollen fliegen wie Kaff vor dem Winde!“ Und seine Thaten entsprechen den Worten. Sein eigenes Schiff liegt schon gerüstet mit zwei Mörsern, ein Bojert wird eben fertig; andere sind noch in Arbeit. Vor einer Stunde, hört er, sind drei Schiffe nach Narva vorbei gelaufen; sofort sendet er seinen Knecht dahin ab, um zu erfahren, ob sie auch Geschütz mit haben, damit man auf alles gefasst sei.

So denkt, sorgt, eifert, handelt der letzte Bürger des alten freien Reval. Wohl bricht auch bei ihm die Erkenntniss durch, dass das alles umsonst sei. In der ungeheueren Geschwätzigkeit und Selbstbespiegelung der Menschen jener Tage hat er ein einziges Wort nur von sich selbst geredet: „Ich armer Mann habe grosse Mühe und Arbeit und gebe ein gross Geld aus und meine die Sache mit Ernst, so wahr mir Gott helfen soll; aber ich merke so viel, dass es wenig Frucht schafft.“

Diesmal war Kettler schon auf der Reise nach Reval. Bereits am 24. April kam er an, willigte in die Expedition gegen Narva, doch zog er nicht mit in's Feld weder zu Wasser noch zu Lande, schickte ihr aber Verstärkung und Geld. Die Unternehmung muss

missglückt sein. Vom letzten Mai ab wird ihrer nicht mehr erwähnt.

Das Jahr 60 sah keine Siege der Deutschen. Der Zar wandte grosse Macht an, Livland zu bezwingen und zu behalten. Den Gesandten des heiligen römischen Reichs, die bei ihm gewesen, hat er geantwortet: Livland gehöre ihm zu, der Kaiser solle seines Landes warten. Er wolle die See für die Grenze halten, er frage nach keinen Nachbarn und gedächte noch Köln am Rhein zu beschauen. — Seine Völker zogen umher, holten bisweilen etliche faule schlafende Edelleute aus ihren Höfen und liess sich ansehen, dass der Liebste in Reval sei, der zuerst mit Macht ihnen beistehen wolle; so berichten die schwedischen Agenten.

Es war eine gnädige Fügung Gottes, dass Blasius Hochgreff, ohne deren vollständigen Zusammensturz schauen zu müssen, in Gemeinschaft tapferer Männer sein Leben im Kampf gegen die Russen lassen durfte.

Als im September ein Feindeshaufen von 6000 Mann aus der Wiek gezogen kam, hat er sich auch vor Reval sehen lassen und zuerst sein Lager im Hof zu Hark aufgeschlagen. Und da er seinen Raub an Vieh hat wegtreiben und vor Reval hinter dem Jerusalemsberg*) vorüberziehen wollen, sind am selben Tage in der Morgenstunde 250 zu Pferde und 500 zu Fuss aus der Stadt gefallen und haben zwei Feldstücke mit sich genommen, in der Meinung, den Feind zu überraschen. Allda haben in den Sanddünen die Unseren sich ritterlich geschlagen und dem Russen die ganze Beute abgejagt und nach der Stadt treiben lassen. Als aber der Gewalthaufe des Feindes an die Unseren kam, sind die Landsknechte in den Morast gewichen und haben das Feldgeschütz preisgegeben, welches der Russe sammt des Rathes Pferden, die davor gingen, weggekriegt hat. Da haben die Reiter mit den Bürgern und Gesellen, wie viel sie sich auch da ritterlich gewehrt, weichen, und manch stolzer Held hat bleiben müssen, als: Johann v. Galen, Jürgen v. Ungern, Lorenz Preis, vom Adel, Ludwig v. Osten, ein Rathsherr, Blasius Hochgreff, ein Bürger, u. a. m. Als aber der kleine Haufen zu Pferde sich so wohl gehalten hatte, haben die Russen sich darüber verwundert und gesagt: „Die Revalschen müssen toll oder auch von Branntwein gar voll sein, dass sie mit so geringem Volk solch einer

*) Etwa hinter dem Heydenschen Höfchen an der pernausshen Strasse nach gefälliger Mittheilung Ed. Pabst's.

grossen Macht zu widerstreben und den Raub zu nehmen wagen.“ Da haben die Russen ihre Todten aufgesucht und in die umliegenden Dörfer geführt und die Dörfer sammt den Körpern verbrannt und weiter ihren Weg genommen. So geschehen anno 1560 am 11. September.

Am letzten Johannistag, den er erlebt, war Hochgreff von Kettler das Gut Huer, jetzt zu Hark gehörig, verliehen. Dort ist er vielleicht bestattet. Sein Weib überlebte ihn. Von seinem Sohn Heinrich wissen wir nur den Namen, ein anderer, Blasius geheissen, wie der Vater, starb gleich ihm den Heldentod auf einem Zug gegen Pleskau unter Claus Flemming's Befehl im Jahre 1592. Noch 1687 sass die Familie auf dem Erbgut.

Fr. Bienemann.

Zur diesjährigen baltischen Ausstellung.

Rede bei Eröffnung der 2. baltischen Centralausstellung für Landwirthschaft, gehalten vom wortf. Bürgermeister von Riga, E. Hollander, am 15. (27.) Juni 1871.

Hochzuverehrende Gäste, hochgeehrte Versammelte!

Während im fernen Westen unseres Welttheils noch der Kampf zwischen zwei grossen Nationen in einem Kriege sonder Gleichen wüthete, war es uns vergönnt — Dank sei es Gott und dem Kaiser — uns in ungestörter Ruhe zu dem eminent friedlichen Wettkampfe zu rüsten, der an dieser Stätte auf dem Gebiete der Landwirthschaft eröffnet werden soll.

Die baltischen Provinzen sind von Natur zunächst auf die Landwirthschaft angewiesen, und wenn hier in der Handelsstadt die Meinung geläufig ist, dass der Handel die Grundlage aller Existenz, allen Wohlstandes sei, so lässt sich doch von der Landwirthschaft dasselbe sagen. Was wäre wohl aus dieser Stadt geworden, — um von dem flachen Lande gar nicht weiter zu reden — ohne eine im rationellen Fortschritt begriffene Landwirthschaft hinter sich? Hätte sie zu ihrer gegenwärtigen Blüthe gelangen können? In einer Zeit wie der unseren, in welcher bei dem gesteigerten Verkehr und bei der in allen Zweigen gehobenen Industrie die verschiedenen Berufsarten sich nicht mehr abgrenzen lassen, kann übrigens kaum mehr von einer derartigen Scheidung der Arbeitsgebiete die Rede sein. Die Solidarität der Interessen tritt vor Allem auf dem materiellen Gebiete zu Tage. Von dort aus aber wird sie sich siegreich Bahn brechen auf allen Gebieten des geistigen Lebens.

Bleiben wir indessen bei der Landwirthschaft stehen, als dem für unsere Provinzen wichtigsten Beruf, so kann man wohl sagen, dass Alles, was zur Hebung der Landwirthschaft dient, das Wohl der Provinzen im weitesten Sinne fördert.

Unsere Ausstellung ist unzweifelhaft ein wesentliches Mittel zu diesem Zweck.

Der Executiv-Comité hat sich nach bestem Wissen bemüht, das ihm von der Livl. ökonomischen Societät in reichem Maasse geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen und die ihm übertragene Aufgabe bestmöglichst zu lösen. Wo dennoch etwas verfehlt oder unterlassen sein sollte, rechnet er auf Ihre gütige Nachsicht. Es hat dem Comité zur wesentlichen Erleichterung gedient, dass er meist nur in die bewährten Fusstapfen des Comité's vom Jahre 1865 zu treten brauchte, der mit anerkennenswerther Umsicht zu Werke gegangen ist. Im Uebrigen hat der Comité sich überall des freundlichsten Entgegenkommens zu erfreuen gehabt.

Wie im Jahre 1865 haben die ständischen Corporationen und Private das Unternehmen durch Garantiesummen finanziell sichergestellt. Der Chef dieses Gouvernements und der Herr General-Gouverneur der baltischen Provinzen haben in dankenswerthester Weise uns in unseren Bemühungen unterstützt.

Die Eisenbahnverwaltungen des In- und Auslandes, die Dampfshifffahrtsgesellschaften, sämmtliche Autoritäten und Behörden bis zu den höchsten Stellen hinauf haben der Sache allen nur denkbaren Vorschub geleistet. Mit anerkennenswerther Liberalität hat nicht nur die Livl. ökonomische Societät, sondern auch das Reichsgestütwesen und die St. Petersburger „freie ökonomische Gesellschaft" dem Comité Medaillen zur Verfügung gestellt, so dass die Zahl derselben dieses mal bedeutend grösser ist als sie es 1865 war.

Die gedachten hohen Behörden und mehrere gelehrte Gesellschaften haben uns zu unserer aufrichtigen Freude die Ehre erwiesen, unsere Ausstellung durch Delegirte zu beschicken, und bis in die Allerhöchsten Kreise hinein hat man unsere Ausstellung der Aufmerksamkeit gewürdigt.

Es ist dem Comité ebenso Pflicht als Bedürfniss, an dieser Stelle vor Allem dem Dank Ausdruck zu geben für so viel freundliches Entgegenkommen. Dieser Dank gebührt aber namentlich auch den Ausstellern, von deren Betheiligung der ganze Erfolg abhängt. Die Verhältnisse sind bei uns noch nicht so ausgebildet, dass der Aussteller immer darauf rechnen kann, seinen pecuniären Vortheil zu finden. Desto erfreulicher ist es, dass die zum grossen Theil mit Opfern mancherlei Art erkaufte Betheiligung so reichlich ausgefallen ist, dass der Comité von vielen Anerbietungen keinen Gebrauch hat machen können.

Zu unserem lebhaften Bedauern vermissen wir in dieser Stunde den obersten Vertreter der Staatsregierung in den baltischen Provinzen,

wenngleich die Veranlassung, welche Se. Erlaucht den Herrn Gen.-Gouverneur heute fern hält, eine sehr erfreuliche ist.

Es gereicht uns zur besonderen Freude, so zahlreiche Gäste aus nah und fern in dieser Stunde hier begrüssen zu können. Seien sie uns allesammt herzlich willkommen. Möge es ihnen wohl werden in dieser alten Dünastadt!

Möge diese Ausstellung, wie sie hervorgegangen ist aus dem einmüthigen Zusammenwirken aller Berufsstände, nicht nur die sämmtlichen Bewohner unserer Provinzen, welchem Stande, welchem Berufe, welcher Nation sie auch angehören mögen, mit einem neuen Bande umschlingen, sondern auch weit über ihre Grenzen hinaus zu der Wiederherstellung eines guten Verhältnisses, wie es mehr als ein und ein halbes Jahrhundert hindurch immer existirt hat, seit einem Decennium aber leider nicht überall vorhanden ist, Anknüpfungspunkte bieten, damit endlich einmal ein Ende sei des unnatürlichen Zwiespaltes, von dem fast jedes Blatt der Tagespresse Zeugniss ablegt.

Meine Herren! Der Nationalitätsschwindel hat die Völker ergriffen, ich sage die Völker, denn es ist kaum eines davon frei. Es ist Zeit, sich darauf zu besinnen, wohin das führen soll, und bei jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, wie ein solches Gebahren im schreienden Widerspruche steht mit den ewigen Grundsätzen der christlichen Moral und in seinen Consequenzen zur Vernichtung aller Cultur führen muss.

Soll es anders werden, muss Jeder bei sich anfangen. Darum, theure Landsleute, fordere ich Euch auf, Euch thatsächlich zu dem Grundsatze zu bekennen, den der grosse Staatsmann unserer Tage neulich proclamirt hat: „Liebe und Geduld zu üben in allen Fragen, wo die Nationalität in Betracht kommt, d. h. überall, wo wir mit Gliedern anderer Nationalität in Berührung kommen.“ Dieser Grundsatz ist zwar nicht neu, sondern so alt wie das Christenthum, aber er ist der einzige Weg und er führt sicher zum Ziele.

Doch, hohverehrte Versammelte, das kann nur eine nebenhergehende Frucht unserer Ausstellung sein. Wir haben es zunächst mit ihrem eigentlichen Zwecke zu thun. Derselbe wird nur erreicht sein, wenn die Hoffnung in Erfüllung geht, welche bei der Eröffnung der Ausstellung im Jahre 1865 an dieser Stätte ausgesprochen wurde, dass jede künftige Ausstellung neue Belege für unsere Fortschritte bringen werde. Dann wird sich auch bei uns die Erkenntniss von den Vortheilen, welche eine baltische landwirthschaftliche Ausstellung

den Einzelnen und dem ganzen Lande bieten kann und zu bieten bestimmt ist, in immer weitere Kreise verbreiten.

Das Ausstellungswesen hat in der That eine solche Bedeutung für das gesammte Culturleben der Gegenwart erlangt, dass man wohl sagen kann, es verleihe unserer Zeit neben den Eisenbahnen, Dampfschiffen und Telegraphen ihre Signatur.

Zwar reichen die Anfänge der Ausstellungen weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein, sie aber zur Blüthe gebracht zu haben, ist ein Verdienst unseres Jahrhunderts. Der Gedanke „der Weltausstellung" zumal verdankt bekanntlich dem edlen Gemahl der Königin von England seine Entstehung. Welch hohe Ziele der Prinz Albert dabei im Auge hatte, ergiebt sich am besten aus seinen eigenen Worten, in welchen er im Jahre 1851 sich über die Bedeutung der Weltausstellung aussprach. „Die Ausstellung soll — so sagte er — ein treues Zeugniss und lebendiges Bild sein von dem Standpunkte der Entwickelung, zu welchem die ganze Menschheit gelangt ist, und einen neuen Höhepunkt, von welchem aus alle Völker ihre ferneren Bestrebungen in gewisse Richtungen zu bringen vermögen, geben. Sie soll die Ueberzeugung hervorrufen, dass diese Bestrebungen nur in dem Maasse zur Verwirklichung gelangen können, wie wir uns gegenseitig Hülfe zu leisten bemüht sind — also allein durch Frieden, Liebe und bereitwilligen Beistand, nicht nur unter den einzelnen Menschen, sondern unter den Nationen der Erde."

Ich brauche kaum zu bemerken, dass diese grossartige Auffassung von der Bedeutung der Weltausstellungen auf Provinzial- und Localausstellungen wie die unseren nur in verkleinertem Maassstabe Anwendung finden kann. Ziel und Nutzen aber sind dieselben.

Mag es immerhin sein, dass es zunächst der materielle Nutzen war, der die Ausstellungen in's Leben gerufen hat, bald aber zeigte es sich, dass sie nicht minder wirksam sich erwiesen auf geistigem Gebiete. Schon im Jahre 1862 konnte man in London eine eigene Classe für Erziehungswesen aufstellen und bei der pariser Ausstellung von 1867 wurde besondere Rücksicht auf die Wissenschaften genommen. Selbst die Bibelgesellschaften nutzten die Ausstellungen für ihre Zwecke aus. Vor Allem ermöglichen die Ausstellungen die Kenntniss der Verhältnisse und dienen damit der Volkswirthschaft und der Statistik, diesen unentbehrlichen Rathgebern in allen Staatsangelegenheiten, zur wesentlichen Bereicherung. Sie mehren aber nicht blos das Wissen im Allgemeinen, sondern auch das der Einzelnen, sei es, dass diese sich als Aussteller oder auch nur als

Besucher an der Ausstellung betheiligen. Man hat die Weltausstellungen als „Völkerwanderungen“ bezeichnet, und in der That, wenn man erwägt, dass die Zahl der Besucher sämmtlicher bisher stattgehabter Ausstellungen bereits 40 Millionen beträgt, wird man diese Bezeichnung als berechtigt anerkennen müssen. Welche Masse von Kenntnissen und Erfahrungen muss da in Umlauf gesetzt sein, welche Anregung zu ernstem Studium, zu neuer Anstrengung und neuen Erfolgen mögen Tausende und aber Tausende von dem Besuche der Ausstellungen in ihre Heimat mitgenommen haben.

Wenn nun auch dieser intellectuelle Nutzen im Grossen und Ganzen unzweifelhaft auch mittelbar einen materiellen Nutzen zu Wege bringt, so haben wir es doch bei Ausstellungen im Allgemeinen und in's Besondere bei der unseren zunächst mit dem unmittelbaren materiellen Nutzen zu thun.

Dieser soll vor Allem dem Aussteller selbst, d. h. dem Producenten zu gut kommen. Denn wenn Absatz die Lebensbedingung aller Producenten ist, so kann diese nicht besser erfüllt werden, als auf einer Ausstellung, auf welcher der Aussteller zugleich Gelegenheit hat, die Bedürfnisse und Wünsche der Consumenten kennen zu lernen.

Der wirkliche Erfolg ist freilich neben manchen untergeordneteren an zwei unerlässliche Voraussetzungen geknüpft. Einmal kommt die richtige Wahl des Ausstellungsobjects in Betracht und sodann kommt es darauf an, dass der Aussteller in der That etwas Anerkennenswerthes in Beziehung auf Qualität, Quantität oder Billigkeit leiste.

Ueber die Wahl des Ausstellungsobjects herrschen noch vielfach irrige Begriffe. Es kann nicht genug wiederholt werden, dass Ausstellungen nicht Novitäten- und Curiositäten-Cabinette, sondern das stricte Gegentheil derselben sind. Man wird daher am besten thun, currente Artikel, Verbrauchsgegenstände, die einen möglichst grossen Markt haben, zu wählen. So mancher Gewerbsmann, der das nicht beobachtet, hat das zu seinem grossen Nachtheil, vielleicht zu seinem Ruin erfahren müssen. Dass bei der Wahl des Ausstellungsobjects Schwindel und verkehrte Richtungen aller Art mit unterlaufen, kann nicht Wunder nehmen. Für die Grenzen, welche den Ausstellungen zu stecken sind, mag folgendes Beispiel bezeichnend sein. Im Jahre 1861 fand zu New-York eine Ausstellung von 200 Säuglingen statt, bei welcher die Mütter oder Ammen der Bestgenährten Preise erhielten. Bei richtiger Wahl des Ausstellungsobjects und einer nach der angegebenen Richtung hin vorzüglichen Leistung

wird dem producirenden Aussteller der Nutzen um so sicherer zu Theil werden, je besser es ihm gelungen ist, durch die Art der Ausstellung die Vorzüge seines Erzeugnisses zur Anschauung zu bringen.

Die Gründe, welche zur Motivirung der Nichtbetheiligung geltend gemacht zu werden pflegen, sind meist nicht stichhaltig und werden am besten durch die ungeheuere Zunahme der Ausstellerzahl widerlegt, wie sie sich am eclatantesten bei den Weltausstellungen zeigt.

Bei der ersten Ausstellung in London im Jahre 1851 belief sich die Zahl der Aussteller auf 14,837,
1855 in Paris auf 20,709,
1862 in London auf 28,000,
1867 in Paris auf 43,214.

Nicht nur aber die Aussteller, sondern ebenso auch alle diejenigen, welche als Consumenten oder Käufer die Ausstellung besuchen, werden ihren Vortheil finden, denn auf welche andere Weise könnte ihnen eine solche reiche Auswahl und damit die beste Gelegenheit geboten werden, alles gleichzeitig zu prüfen und das, was sie bedürfen, in der ihnen wünschenswerthen Art, Güte und Billigkeit zu erlangen.

Demnächst aber muss der Nutzen der Ausstellung dem ganzen Lande zu gut kommen, wie das deutlich hervorgeht aus der ungeheueren Vermehrung des Exports der Länder, welchen die grösste Zahl der Aussteller angehören.

Unsere Ausstellung wird, so hoffen wir, wenn auch kein annähernd vollständiges, so doch immerhin ein Bild von den Leistungen unserer Provinzen auf dem Felde des Ackerbaues, der Forstwirthschaft, des Gartenbaues, der Viehzucht, der Maschinenfabrikation und der landwirthschaftlichen gewerblichen Industrie gewähren.

Weder wird sie im Stande sein, dafür Zeugniss abzulegen, dass wir es bereits so herrlich weit gebracht haben, noch ist das ihr Zweck. Sie soll vielmehr zeigen, wo es noch fehlt, damit so der Fortschritt angeregt und ermöglicht werde.

Vor allem aber hat sie ihre Aufgabe wesentlich in zwei Artikeln zu suchen, einmal in Maschinen, sodann aber allermeist in dem Vieh.

In Bezug auf die Maschinen handelt es sich weniger darum, Neues vorzuführen, als vielmehr dem bereits Bewährten und Erprobten immer mehr Eingang zu verschaffen.

Anders verhält es sich mit der Viehzucht. Seidem wir mit den inneren Gouvernements des Reiches, die an Fruchtbarkeit kaum

ihres Gleichen finden, verbunden sind, müssen wir uns in Bezug auf die Production von Getreide auf eine starke Concurrenz gefasst machen. Wir haben in den letzten Monaten zum ersten male das interessante Schauspiel erlebt, wie wir von der Fülle dieses Segens im wörtlichsten Sinne des Wortes fast überschüttet sind. Unter solchen Umständen fragt es sich, ob ein extensiver Anbau von Körnerfrüchten noch zu halten sein wird.

Jedenfalls bedarf es der grössten Anstrengung, um die Kosten der Production durch Anwendung von Maschinen möglichst herabzudrücken.

Vor allem aber muss die Viehzucht als Hauptbetrieb der Landwirthschaft immer mehr in den Vordergrund treten. Wenn in anderen Ländern schon ihr die Zukunft gehört, weil das Bedürfniss nach thierischen Producten immer mehr wächst, so gilt das bei uns im eminenten Sinne des Wortes.

Welch ein Feld der Thätigkeit eröffnet sich hiermit unsern Landwirthen. Man hört zwar häufig über das Steigen der Fleischpreise klagen und könnte dadurch zu der Annahme verleitet werden, als sei die Viehhaltung äusserst rentabel. Der genau rechnende Landwirth weiss aber, dass das nur bei einem nach jeder Richtung hin rationellen Betriebe der Fall sein kann. Das Rechnungswesen ist indessen bekanntlich die schwächste Seite der Viehhaltung, zumal es für den Werth des Düngers noch keine zuverlässige Norm giebt.

Nach einer im nördlichen Deutschland angestellten Berechnung nimmt man an, dass eine Kuh von 1000 Pfd. Lebensgewicht pro Jahr für 124 Thaler Futter verzehrt und etwa 45 Thaler sonstige Unkosten verursacht. Nach Abrechnung des Werthes eines Kalbes und des Düngers mit 40 pCt. vom Futterwerth ist bei einem Preise von $1^1/_4$ Sgr. für das Quart Milch mit einem Jahresertrag von 2476 Quart erst der Nullpunkt erreicht, ein Ertrag, der als Durchschnitt nur von den besten deutschen Continentalrassen erzielt wird und bei uns gewiss sehr selten vorkommt. In England freilich und in einzelnen Fällen auch in Deutschland wurden ganz andere Resultate erreicht. So gab es in Eldena eine Kuh mit einem Jahresertrag von 6680 Quart und die schwarze Lette des Grafen Pinto auf der hamburger Ausstellung erregte mit 31 Quart Ertrag pro Tag allgemeines Aufsehen. Es wurde für dieselbe 2000 Thaler geboten. Auch in Bezug auf Mastvieh steht England obenan. Das höchste bis jetzt erreichte Gewicht erlangte der berühmte „Ochse von Durham," welchen man für Geld sehen liess. Sein Gewicht

betrug 3864 Pfd. Auf den Hüften hatte er eine Fettschicht von 12 Zoll. Er wurde für 14,000 Thaler verkauft.

Diese Beispiele sind wohl geeignet zur Aufmunterung zu dienen, sowie es andererseits auch an und für sich von höchstem Interesse ist, den Resultaten der Thierzucht zu folgen. Wir begegnen da einer Fülle bewundernswerther Leistungen, welche glänzendes Zeugniss für die Herrschaft des Menschen über die Thierwelt ablegen. Unter den Händen der Züchter wurde das vorhandene Material zu den merkwürdigsten Formen umgebildet. Der Mastochse wurde allmälig viereckig, so dass der Fleischer den Thieren einen viereckigen Rahmen über den Rücken legt und so die Preisfähigkeit bemisst. Von dem feinen Wollstoff lernte man die subtilsten Unterscheidungen in Bildung der Wolle machen und bereicherte die Sprache mit so viel neuen Worten und Wortbegriffen, dass die Herausgabe eines besonderen Lexikons für Wollzüchter, selbst ein besonderer Wollcongress zur Verständigung über dieselben nothwendig wurde.

Ein berühmter Züchter pflegte zu sagen, er brauche bei den Tauben 3 Jahre Zeit, um jede ihm aufgegebene Feder, und 6 Jahre, um einen gewünschten Kopf und Schnabel hervorzubringen, so dass hiernach der Satz Darwin's: die thierische Organisation ist eine bildsame Sache, welche der Züchter ganz nach Gefallen modeln kann, zur Wahrheit zu werden scheint.

Alle diese Resultate verdanken wir fast ausschliesslich der Empirie. Nicht als ob die einschlagenden Disciplinen der Wissenschaften inzwischen brach gelegen hätten, im Gegentheil, zu keiner Zeit schritten dieselben so rüstig fort, es fehlte eben an dem nöthigen Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis.

Ein Fachmann äussert sich darüber folgendermaassen:

„Die Leistungen der Thierzüchter blieben lange Zeit den Zoologen, Physiologen, Anatomen und Naturforschern an den Universitäten so gut wie unbekannt, und auf der andern Seite hatten unsere Meister im Fache, die praktischen Thierzüchter, in der Regel nicht die mindeste Ahnung von dem, was die Chemie, das Mikroskop und das Messer der Anatomen für wundersame Entdeckungen in Bezug auf inneren Bau und Functionen der thierischen Organe, Ernährung des Thierkörpers u. s. w. machten. In den Hörsälen der Universitäten konnte man die Gethiere des Meeres, der Continente und der Luft selbst aus den entferntesten Ländern im Detail beschreiben hören, die Hausthiere des Landwirths figurirten nur als die Gattungen Bos, Equus, Ovis, Sus, ohne dass der Zuhörer auch nur eine Ahnung

davon erhalten hätte, dass man z. B. zehnerlei verschiedene Pferde für ebenso viele Gebrauchszwecke züchtet, von welchen das grosse Karrenpferd und der zierliche Pony so grosse Unterschiede zeigen, dass man sich einen Zusammenhang zwischen beiden kaum noch denken kann."

Damit ist es nun vorbei. Die Empirie hat ihre Pflicht gethan. Fortan wird sie nur noch etwas leisten können im engen Zusammenhange mit der Wissenschaft. Nur von tieferer Durchdringung chemischer, zoologischer und physiologischer Kenntnisse in den Kreisen der Landwirthe ist ein weiterer Fortschritt zu erwarten.

Wir bedürfen neben den zoologischen Gärten, welche uns fremdländische Thiere vorführen, der Anlage von Thiergärten für die Zucht nützlicher Hausthierrassen in Verbindung mit den Universitäten, Polytechniken, landwirthschaftlichen Anstalten und Versuchsstationen. Freilich leistet die Viehzucht noch in keinem Lande der Welt nach allen Richtungen hin das, was sie sollte, aber wir werden allerdings gestehen müssen, dass das Ausland einen gewaltigen Vorsprung vor uns voraus hat.

Eins aber kann uns dabei trösten, dass wir wenigstens auf dem rechten Wege sind, und dass der Weg zum Theil bereits geebnet ist, so dass wir bei dem vorhandenen guten Willen und rüstiger Thätigkeit rasch vorwärts zu kommen Aussicht haben.

Dass der Weg, den unsere Landwirthschaft inne hält, der richtige ist, wird sich wesentlich darin zeigen, dass seit der Ausstellung im Jahre 1865 nicht blos quantitativ — dafür sprechen schon die bedeutend grösseren Räumlichkeiten, — sondern auch qualitativ ein Fortschritt deutlich sichtbar ist.

Im Uebrigen sind wir der festen Ueberzeugung, dass der Weg, den die Landwirthschaft zu nehmen hat, nicht besser geebnet werden konnte, als durch die vor bald 10 Jahren erfolgte Begründung unseres Polytechnikums. Nicht umsonst haben wir den monumentalen Bau, der unsere Hochschule so würdig repräsentirt, in den Mittelpunkt des neuen Stadttheils dieser alten Metropole der baltischen Lande hineingestellt. Er soll uns eine Mahnung sein, dass wir fortan nur mit der Leuchte der Wissenschaft auch in den sogenannten practischen Berufsständen fortzukommen hoffen dürfen.

Damit soll wahrlich nicht in den Schatten gestellt werden, was unsere Landesuniversität nach den hier in Rede stehenden Richtungen geleistet hat und noch zu leisten berufen ist. Was könnte einem Ostseeprovinzialen mehr in das Herz hineingewachsen sein, als unsere

alte, theure Landesuniversität. Sie bedurfte eben nothwendig einer Ergänzung. Das ist von keiner Seite bereitwilliger anerkannt worden, als von der Universität selbst, wie dies in beredter Weise seinen Ausdruck gefunden in der wahrhaft collegialischen Haltung, die sie der Schwesteranstalt gegenüber von ihrer Begründung an eingenommen hat.

Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo die Studirenden beider Hochschulen, Söhne eines Landes, von denselben Jugendidealen erfüllt, nach gleichen Zielen der Wissenschaft, wenn auch auf verschiedenen Wegen, strebend sich in gegenseitiger Anerkennung die brüderliche Hand reichen werden. Durch die Begründung des Polytechnikums ist der Weg für die Entwickelung unserer Landwirthschaft der Natur der Sache nach aber nur nach einer Seite geebnet. Mag immerhin die Anstalt zum Segen unserer Provinzen und des ganzen Reiches von Jahr zu Jahr eine festere Gestalt gewinnen, mag man noch so sehr darauf bedacht sein, sie zu vervollkommnen, zu ergänzen, wie z. B. durch die in Vorschlag gebrachte Erweiterung der bestehenden Versuchsstation zu einer pflanzenphysiologischen nach der Methode der Wassercultur, — sie kann uns den Mangel der Communicationsmittel nicht ersetzen.

Wir bedürfen vor allem noch gar sehr der Eisenbahnen, insbesondere der sogenannten livländischen Eisenbahn. Und sie wird und kann nicht ausbleiben. Das Reich ist mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen, die Zahl der durch Eisenbahnen verbundenen Häfen nach Möglichkeit zu vermehren. Es lässt sich mit Bestimmtheit erwarten, dass schon in der allernächsten Zeit Pernau und Windau in das Eisenbahnnetz hineingezogen werden. Die Verbindung unter einander kann dann nicht fehlen. Fassen wir alle diese Umstände in's Auge, berücksichtigen wir insbesondere die sichtlichen Fortschritte, die unser Bauerstand sowohl in seiner äusseren Lage als auch in intellectueller Beziehung macht, so dürfen wir hoffen, unter dem Schutze unseres Monarchen einer Periode materiellen Wohlstandes entgegenzugehen.

Wohlstand gereicht zwar nicht immer zum Segen, aber doch ist ein gewisser Wohlstand im Grossen und Ganzen die Bedingung jedes sittlichen und geistigen Fortschrittes.

Oder könnte etwa der Arme, der nicht die Mittel besitzt, seine Kinder in die Schule zu schicken, sich, falls er zu Wohlstand gelangt, dem entziehen, selbst wenn er wollte? Könnte er bleiben in

seiner ärmlichen Behausung, die schon räumlich ein absolutes Hinderniss sittlicher Entwickelung ist? Er kann es nicht.

Aber nicht sowohl der Wohlstand selbst ist es, der die Völker hebt, als vielmehr das mit Aussicht auf Erfolg verbundene Ringen danach. Man scheide dieses aus der Culturgeschichte der Menschheit und sie versinkt in die Nacht der Barbarei.

So sind unsere Herzen denn bei der Eröffnung unserer Ausstellung mit guten Hoffnungen erfüllt.

Wir wissen, dass wir auf dem rechten Wege sind, wir kennen die Ziele, nach denen wir zu streben haben.

Werden Sie es für Selbstruhm halten, wenn ich sage, es ist viel Rührigkeit, viel Initiative unter uns vorhanden? Nicht unser Verdienst ist es, es ist der Segen jener unserer Institutionen, die uns seit Jahrhunderten an Selbstverwaltung gewöhnt haben.

So können wir hoffen, nicht nur zu dem zu gelangen, was uns absolut nothwendig ist, sondern unsere Augen reichen schon weiter. Wir wollen nicht nur das Nützliche, wie künstlich geschmückt es Ihnen hier auch vorgeführt werde, wir verlangen nach der Kunst selbst. In den Räumen unseres Polytechnikums finden Sie eine Sammlung von Kunstgegenständen, die davon Zeugniss ablegt, dass die Kunst auch bei uns nicht ohne Pflege ist.

Wie aber, wenn es gelänge, den neulich in Vorschlag gebrachten Plan zu realisiren und neben dem Tempel der Wissenschaft, den unsere Provinzen sich errichtet haben, auch der Kunst eine bleibende würdige Stätte zu erbauen? Ein baltisches Museum! Sollte es nicht der Mühe werth sein, sich für diese Idee, welche neben ihrem eigentlichen Zwecke ein neues Band edler Gemeinschaft um unsere Provinzen schlingen würde, ein wenig zu begeistern?

Doch, hochgeehrte Versammelte! Sie werden mir vielleicht den Vorwurf machen, ich male zu rosig. Theure Landsleute aus Kur-, Est- und Livland! wo ist das Licht ohne Schatten? Soll auch die Feier dieser Stunde getrübt werden durch die Sorgen, die die Brust jedes Ostseeprovinzialen um so mehr bewegen, als es sich um unsere theuersten Güter handelt? Wir leben in einer Zeit des Ueberganges. Wir bedürfen der Reformen, der Fortentwickelung auf dem Gebiete der Kirchenverfassung, der Stadt- und Landesverfassung und der Justiz, wir brauchen aber keine Neuschöpfung.

Wäre der im Ganzen erfreuliche Zustand unserer Provinzen denkbar, wenn trotz aller Reformbedürftigkeit in alle dem, was die Grundlage für die Lebensfähigkeit jedes Landes ist, nicht ein ge-

sunder Kern vorhanden wäre? Diesen Kern, der die historisch gewordene Eigenartigkeit dieser Provinzen bildet, zu bewahren und doch Rechnung zu tragen den berechtigten Forderungen der Gegenwart und des grossen Reiches, dem wir angehören, das ist es, was wir wünschen, das ist auch die Aufgabe, welche die Regierung zu lösen hat. Wir wissen, dass die materielle Wohlfahrt eines Landes auf die Dauer nicht gedeihen kann ohne Rechts- und Verfassungszustände, welche der Eigenthümlichkeit des Landes entsprechen. Seit Jahren arbeiten wir an der Lösung dieser Fragen. Noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Wir aber wissen, dass dieses letzte Wort nur gesprochen werden kann von unserem Allergnädigsten Herrn und Kaiser.

Seit Alters her sind wir stolz auf die Ergebenheit gegen unser angestammtes Kaiserhaus. Es giebt aber keine rechte Ergebenheit ohne Vertrauen. Wohlan, Landsleute, vertrauen wir Gott und dem Kaiser!

Diesen Gefühlen treuer Unterthänigkeit bei Gelegenheit der Eröffnung dieser Ausstellung Ausdruck zu verleihen, ist uns um so mehr Bedürfniss, als wir uns zu besonderem Danke verpflichtet fühlen für die Gnade, die uns dadurch zu Theil geworden ist, dass ein hohes Glied unseres Kaiserhauses das Protectorat dieser Ausstellung anzunehmen geruht hat.

In diesem Sinne, hochverehrte Versammelte, fordere ich Sie auf, unserem Allergnädigsten Herrn und Kaiser ein dreimaliges Hoch zu bringen.

Se. Majestät Alexander der zweite lebe hoch!

An obige Worte des wortführenden Bürgermeisters von Riga erlauben wir uns, einige Bemerkungen zu knüpfen, welche die nun geschlossene baltische Ausstellung in uns hervorgerufen hat. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung, dass, je kleiner die Verhältnisse sind, in denen man lebt, um so enger die Grenzen der Anschauungen und des Urtheils werden, dass, je weniger Vergleichungsgegenstände man hat, um so genügsamer man in seinen Anforderungen an die Aussenwelt, um so selbstgenügsamer man wird. Jedes Dorf hat seinen Kirchthurm und seine Kirchthurmsanschauungen, und dem Dörfler

geht nichts über seinen Thurmhahn — was er eben nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Die baltischen Provinzen sind ein ziemlich abgelegenes Kirchdorf. Die Mittel unseres wirthschaftlichen wie geistigen Fortschrittes reguliren sich noch heute hauptsächlich nach denen des Auslandes, und das Ausland ist nicht jedem Dörfler erreichbar. Es wird uns wohl nie gelingen, und wir selbst dürfen es nicht einmal wünschen, den Stützpunkt unserer Cultur, den unser Westen uns jetzt bietet, aufzugeben. Aber indem wir diesen Stützpunkt benutzen, verfolgen wir zugleich das Ziel, die absolute Abhängigkeit von dem Westen zu verringern, und das andere, unser Dörflerurtheil zu erweitern. Diese zwoi Momente finden wir vorzüglich in der eben beendeten Ausstellung verkörpert. Es wird häufig sowohl gegen die letzte, als gegen die Ausstellung von 1865 angeführt, es seien fremdländische, nicht einheimische Ausstellungen; man verlangt wirklich locale Ausstellungen. So viel sich auch für diese sagen liesse, so glauben wir doch, dass es ein Fehler wäre, wenn der baltischen Ausstellung von 1871 dieser locale Charakter aufgedrückt worden wäre. Denn wir sind einfach nicht auf dem Punkte der Cultur, dass wir uns genügen lassen könnten an der Kenntnissnahme dessen, was wir selbst geschaffen haben, wir haben noch erst das Fremde zu lernen, ehe wir von uns selbst genügenden Lernstoff beziehen, ehe wir das Hauptgewicht in unseren Ausstellungen auf die einheimische Production legen können. Wir müssen höhere Spitzen als unsern Kirchthurm kennen lernen. Auch scheint uns eine baltische Centralausstellung gar nicht den Zweck zu haben, die einheimische Production zu steigern und zu bessern durch Vergleichung und Prämirung exclusiv einheimischer Producte. Dieses wäre Zweck von Localausstellungen, die allerdings fremdländische Erzeugnisse, auch wenn sie, wie es auf unserer Ausstellung so vielfach der Fall war, von Inländern ausgestellt würden, zu verbannen hätten. Solche Localausstellungen wären in der That im Interesse unseres bäuerlichen Ackerbaues und Gewerbes äusserst wünschenswerth. Die baltische Centralausstellung aber hatte eben ein anderes Ziel. Wenn nun aber das, was uns die Ausstelluug geboten hat, wohl dazu angethan war, unsere Selbstgenügsamkeit zu zügeln, so wäre es auf der anderen Seite ungerecht gegen uns selbst, wenn wir nicht mit Freude anerkennen wollten, dass selbst in der kurzen Zeit seit 1865 ein bedeutender Fortschritt besonders in landwirthschaftlicher Beziehung bei uns durch die Ausstellung zum Ausdruck gelangt ist. Es ist der Ausstellung der andere

Vorwurf gemacht worden, dass nicht die bäuerliche Production, sondern die des grossen Grundbesitzes ihre Darstellung gefunden habe. Dieser Vorwurf hängt eng mit jenem ersten zusammen. Wollte man dieser Anschauung Raum geben und der bäuerlichen Production allgemein die erste Stelle auf der Ausstellung anweisen, so wäre das ebenso verkehrt, wie wenn der Geschichtslehrer dem Tertianer, der lateinische Poesie kennen lernen soll, statt des Ovid die Verse vorlegen wollte, die der Primus in Prima beim letzten „Actus" vortrug. Der Zweck dieser Ausstellung war Belehrung, nicht Prämirung bäuerlicher Production. So fanden wir denn ausser fremdländischen Gegenständen fremder wie baltischer Aussteller vorwiegend Ausstellungsobjecte und — wir haben hier die landwirthschaftlichen Abtheilungen im Auge — Producte des Grossgrundbesitzes vertreten. Sie haben uns die Ueberzeugung gegeben, dass es vorwärts geht mit unserm Ackerbau, mit der Grundlage aller unserer ländlichen Entwickelung. Sie haben uns die schönste Befriedigung gegeben, die dem Einzelnen wie der Gesammtheit zu Theil werden kann: dass die baltischen Provinzen arbeiten und erarbeiten. Denn die Arbeit des Grossgrundbesitzes ist bei uns ein Maassstab für die der Provinzen. Seit fünf Jahren sind die ländlichen Verhältnisse der baltischen Provinzen in einer Umwandlung begriffen. Aus dem geschlossenen adligen Grundbesitz ringt sich stetig seit der Freigebung des Bodens der bäuerliche Grundbesitz empor. Was die drei Ritterschaften vor wenigen Jahren freiwillig gethan, davon sind schon heute die guten Früchte bemerkbar. Wenn auf der Ausstellung es auffiel, wie gering das ländliche Gewerbe sich bethätigte, so darf dieser Umstand nicht zu einem nachtheiligen Schluss auf den Ackerbau führen. Die Arbeit und das Capital des Bauern haben sich eben mit um so grösserer Intensität auf den Ackerbau geworfen. An die Stelle des inländischen Hakenpfluges und des hölzernen Karstes tritt immer mehr der ausländische, in den städtischen Fabriken verfertigte Wendepflug und die eiserne Egge, die Dreschmaschine verdrängt auch bei dem mittleren Grundbesitzer die Rolle und den Flegel, der künstliche Dünger findet immer mehr Eingang. Ueberall regt sich eine verdoppelte Thätigkeit, besonders da, wo der Verkauf des Bauerlandes bereits effectuirt worden ist. Die Fruchtbarkeit der letzten beiden Jahre hat nicht nur die vorhergehenden Hungerjahre ausgelöscht, sondern den Wohlstand wiederhergestellt und so weit gemehrt, dass man auf dem flachen Lande nur die Augen offen zu halten hat, um seine

Blüthen, leider oft auch seine Auswüchse zu sehen. Denn neben dem Eigenthümer eines Bauerhofes, der durch verbesserte Mehrfelderwirthschaft, höhere Rassen des Rindviehs und der Pferde, vervollkommnetes Ackergeräth seine Felder und Wiesen ertragfähiger macht und daneben sein Wohnhaus wohnlicher, seinen Garten schmuckvoller einrichtet, findet man hier und da manchen, der sein neu erworbenes Eigenthum auf einen Wurf in Jahresfrist, oft mit seiner letzten Kraft, zum Goldseckel zu machen strebt, oder der gar, in einem bei unserm lettischen Bauerwirth nur zu oft sich findenden Wirthsdünkel den Acker mit eigener Hand nicht mehr berührt und sein Wohnhaus mit dem des benachbarten Rittergutsbesitzers rivalisiren zu lassen sucht. Das sind — so hoffen wir — Kinderkrankheiten des freien bäuerlichen Grundbesitzerstandes. Die Richtung, die das Ganze, der Bauerstand bei uns nimmt, kann uns, kann besonders den Grossgrundbesitz nur anspornen, mit allen Kräften diesen Gang zu fördern. Vornehmlich muss alles, was den Verkauf des Bauerlandes hindert, auch ferner weggeräumt, was ihn fördern kann, erstrebt werden. Es ist die Sache der Ritterschaften, hier die Initiative in einer Frage zu ergreifen, die wir an dieser Stelle schon einmal berührt haben, und die; je länger sie hinausgeschoben wird, um so schwerer zu lösen sein wird. Es ist allbekannt, dass, zu so geringem Preise auch das Bauerland oft mag verkauft worden sein, doch fast immer der Kaufschilling zum grossen Theil, und zwar auf weite Termine creditirt worden ist. Der kleine Grundbesitz tritt stets mit mehren Hypotheken belastet in's Leben, einmal gegenüber den ritterschaftlichen Leihbanken und dann gegenüber dem Verkäufer. Diese letzteren Hypotheken liegen sämmtlich in den Händen Privater. Vorläufig sind die Hypotheken der Bauerhöfe einer Gemeinde noch meist in den Händen des früheren Herrn vereinigt, der gewöhnlich auf dem Gute sitzen geblieben ist, oder wenn das nicht der Fall ist, doch in einer einzigen Hand alle jene Hypotheken, die einen inneren Zusammenhang haben, auch äusserlich vereinigt. Aber immer mehr muss dieses schon jetzt oft schwierige Verhältniss sich verwickeln, je mehr die Hypotheken einer Gemeinde getrennt werden. Was wird nun werden, wenn die Generation der heute lebenden Verkäufer ihrer Bauerhöfe einer anderen Platz gemacht hat, während die langlebigen Hypotheken sich fortschleppen und an die Fersen der leichtfüssigen Nachkommen des Verkäufers heften? wenn durch Erbschaft oder Concurs, durch Cession oder irgend welche andere Veräusserungsart der Bauerwirth A jährlich 50 Rbl.

an den Gläubiger in Petersburg, der Nachbar B jährlich 75 Rbl. an den Gläubiger in New-York, oder gar C 25 Rbl. nach Berlin und 15 Rbl. nach Wien hin zu zahlen haben? Entweder wird der ganze Hypothekenwirrwarr in die Hände der Advocaten gelangen und damit ein Consulentenheer geschaffen werden, das den Bauerstand in hohem Grade beherrschen wird und wobei die Hypotheken einen bedeutenden Theil ihres ursprünglich beabsichtigten Werthes einbüssen werden; oder es wird, durch unzählige Prozesse veranlasst, doch die *vis major* eingreifen müssen. In jedem Fall wird, wenn die Abwickelung dieser Verhältnisse wie bisher auf rein privatem Wege weiter geführt wird, der Vortheil, den man in der privaten Emancipation des Bauerlandes zu finden meinte, illusorisch, ja in einen Nachtheil sowohl des Grundherrn wie des Bauerstandes verwandelt werden. Die Darlehen der Leihbanken reichen nicht aus, um die Ablösung durchzuführen. Die Ritterschaften aber haben eine moralische Verpflichtung übernommen, die Ablösung auszuführen und gut auszuführen. Die Hülfe, die sonstwo der Staat bei diesem Process leistete, auf sie haben wir im Interesse des Landes verzichtet. So sind wir verpflichtet dem Lande gegenüber, jene Staatshülfe durch eigene Kraft zu ersetzen. Wir werden Schiffbruch leiden, wenn wir das Schiff sorglos forttreiben lassen in dieser Frage. Sie wird nimmermehr sich von selbst lösen, die Zwangsablösung des Staates wird nicht durch die Darlehen der Leihbanken aufgewogen. Wir müssen ein ergänzendes Mittel zur Vorbeugung jener Uebelstände finden, und wir dürfen auch grosse Opfer nicht scheuen, um grössere zu verhüten. Es sind bereits ein paar Vorschläge in diesem Sinne aufgetaucht, aber bisher ohne Erfolg, vielleicht weil sie unzulänglich waren, vielleicht weil die augenblicklich noch nicht gar zu sehr drängende Noth die Sorglosigkeit unterstützt. Die Sache ist von zu eminenter Wichtigkeit, um lange ruhen zu können.

Der Grossgrundbesitz wird diese schwierige Frage nicht anders als in seiner legislativen Organisation als Landtag lösen können. Inzwischen hat er mit der Alltagsarbeit vollauf zu thun und — wie die Ausstellung es bestätigt hat — redlich das Seinige gethan. In engem Zusammenhang mit dem Bauerstande zu bleiben und rüstig ihm voranzuschreiten, das ist die Alltagsarbeit des Grossgrundbesitzers. Es ist ein Symtom der Gesundheit und Kraft unseres Grossgrundbesitzes, dass er, während der Bauerstand seit Erlass jener wichtigen Gesetze, die die letzten Fesseln von dem Bauern und von dem Bauerlande abstreiften, sichtbar jährlich erstarkt, keinen

Augenblick versäumt hat, die entsprechende Kraft seinerseits anzuwenden, um seine Stellung zu wahren in der Arbeit des Landes. Uns liegen die Beispiele krankhafter ländlicher Verhältnisse nicht zu fern. Kurzsichtiger, betrügerischer Egoismus mag den Grossgrundbesitz zeitweilig auf eine bedeutende Höhe erheben und auf Kosten des kleinen Grundbesitzes grosse Reichthümer in seinen Händen häufen. Ein solches unverhältnissmässiges Uebergewicht des Grossgrundbesitzes — wie es in Mecklenburg zu beobachten ist — rächt sich nur zu bald. Der Grossgrundbesitz verschlingt nicht nur den Bauerhof, sondern auch den Bauer selbst und damit die Arbeitskraft, die ihm unentbehrlich ist. Im Mecklenburgischen ist die Maschine mehr zu Hause als irgendwo; was nur irgend möglich ist, wird mit der Maschine bearbeitet. Und doch ist es eine allgemeine Klage, eine allgemeine Calamität des Grossgrundbesitzes, dass es an Arbeitern fehle, dass die Hände immer seltener werden, dass daher der Ackerbau und das Land Schaden litten. — Einen Gegensatz hiezu bilden die Verhältnisse in den littauischen Gouvernements Russlands. Hier haben die letzte Insurrection und noch mehr ihre Nachwehen den Grossgrundbesitz schwer getroffen. Ob verdient oder unverdient — die ganze Sühne der Revolution liegt seit 1863 unmittelbar auf dem Grossgrundbesitz und hat ihn von seiner Stellung als erster Stand herabgedrückt zu Gunsten des Bauern. Die Zwangsablösung des Bauerlandes und die Folgen der Insurrection haben zusammen offen dahin gewirkt, den Schwerpunkt aus der einen Bevölkerungsclasse in die andere zu verlegen. Zunächst ist der einen die Kraft genommen, der anderen sind die Kraftmittel in reichem Maasse zugewandt worden. Sieht man aber genauer hin, so bemerkt man, dass das Vermögen des einen vom Staate nicht ungeschädigt in die Hand des andern hinübergelegt werden kann, dass das Ganze dabei schwer leidet. Denn in nicht sehr entwickelten ländlichen Verhältnissen bedarf der kleine Grundbesitz der Führerschaft des grossen. Der littauische Bauer hat zwar sein Land, aber es ist ein Rohmaterial, das zu verwerthen er erst lernen muss, und er kann nur lernen von einem intelligenten und vermögenden Grossgrundbesitz. Die Lage, in der sich der littauische Grossgrundbesitz heute zum grossen Theil befindet, macht denselben unfähig, die Führerschaft zu übernehmen, und so verwandelt sich das Brod, welches dem Bauer aus der Vorrathskammer der Herren unentgeltlich zugeführt wird, zu Stein, und es wird mit vieler Mühe und Zeit sich erst wieder der leitende Grossgrundbesitz aus den jetzigen Zuständen dort herauszuformen

haben, ehe die Gesammtheit einen gesunden Entwickelungsgang wird antreten können. — Zwischen diesen beiden Extremen liegt die heilsame Mitte, in der bei dem Stande der Cultur, auf welchem wir stehen, unsere ländlichen volkswirthschaftlichen Verhältnisse sich vorwärts zu bewegen haben. Der Grossgrundbesitz bedarf eben so sehr eines tüchtigen, kräftigen Bauerstandes, als diesem die Leitung durch einen vermögenden und intelligenten ackerbauenden ersten Stand unentbehrlich ist.

Dass dieses Verhältniss bei uns nicht gestört ist, dafür zeugte die Ausstellung. Möge es nicht gestört werden, mögen Arbeit und Intelligenz, wie sie rechtlich bei uns von alten und veralteten Fesseln befreit worden sind, auch factisch ihre Kraft und ihr Recht an der Spitze unserer Cultur behaupten, möge das gute Verhältniss der einzelnen Bevölkerungsclassen der baltischen Provinzen zu einander, wie es sich während der Ausstellung wiederholt uns darstellte, aufrecht erhalten werden, — dann, und nur dann können wir einer guten Zeit entgegensehen. Denn was uns bevorsteht, ist nicht sorglose Erndte, sondern vermehrte Arbeit. Gerade unsere Landwirthschaft geht vielleicht grossen Revolutionen entgegen, veranlasst durch das Eisenbahnnetz und die dadurch erzeugte Concurrenz mit den reichen Korngebieten Russlands. Unsere Industrie ist gering und wächst nicht im gleichen Maasse als jene Concurrenz unsern Ackerbau bedroht. Dem Reichthum des südlichen Kornbodens können wir nur durch unsere Arbeit die Waage halten. Stützen wir uns auf diese, so haben wir jene Concurrenz nicht zu fürchten, denn noch hat die menschliche Arbeit stets die Natur überwunden.

E. B.

Berichtigungen

zum Januar-Februarheft dieses Jahrganges.

S. 70 Zeile 21 ist statt Hoems zu lesen Harms.
„ 74 „ 26 „ „ selten „ „ häufig.
„ 77 „ 26 u. 27 muss gelesen werden: So lange beraubt, verspottet, geschmäht, begann es seit zwei Menschenaltern sich immer stärker auf sich selbst zu besinnen u. s. w.
„ 79 „ 27 ist zu lesen: „das Elsass“ und so immer.
„ 83 „ 20 „ „ „ vorahnend.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 15. Juli 1871.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Ueber die Darwinsche Theorie.

Von Dr. Georg Seidlitz, Privatdocent der Zoologie in Dorpat.

(Forts. und Schluss.)

II.

Die Fähigkeit und zugleich Nöthigung aller Organismen, bei der Fortpflanzung ihre Form und Eigenschaft in grösstmöglichem Maasse auf ihre Kinder zu übertragen, nennen wir das Gesetz der Vererbung.*)

Es ist diese Thatsache allgemein bekannt und nie angezweifelt worden; die Thierzüchter zahlen sogar ungeheuere Summen auf diese Gewissheit hin. Würde wohl je für einen Zuchtbullen 1000 Pfund Sterling gezahlt werden, wenn der Käufer nicht sicher wäre, ähnliche Nachkommen von ihm zu erzielen, oder für eine Sau 400 Thlr., wenn sie nicht ihre Eigenschaften mit grosser Präcision auf ihre Kinder übertrüge? Das berühmte Rennpferd King Herod, das im Wettlauf über 200,000 Pfd. Sterl. gewann, hatte nicht weniger als 497 Nachkommen, die sämmtlich als Sieger hervorgingen, und der berühmte Renner Eclipse erzeugte 334 Sieger.

Dass die normale Durchschnittsgestalt einer Lebeform sich immer und immer wieder vererbt, ist so alltäglich und dadurch so wenig in die Augen springend, dass sich hieran die Vererbung nicht gut demonstriren lässt. Instructiver ist daher die Erblichkeit auffallender individueller Abweichungen.

Die angeborenen Abweichungen, und seien sie noch so auffallend und plötzlich aufgetreten, werden sehr häufig vererbt. So hatte der berühmte „Stachelschweinmensch“ Lambert, dessen Haut dick mit schwieligen Vorsprüngen bedeckt war, die von Zeit zu Zeit

*) Unter „Gesetz“ verstehen wir hier wie überall „Naturnothwendigkeit.“ „Das Gesetz der Vererbung“ heisst also so viel als „die Naturnothwendigkeit, genannt Vererbung,“ und nicht „die feste Norm, nach der die Vererbung erfolgt.“ Im letzteren Sinne können wir von „Gesetzen der Erblichkeit“ noch nicht sprechen.

abgestossen und erneuert wurden, 6 Söhne und 2 Enkel, die in ähnlicher Weise afficirt waren. Ein Mann am Hofe von Burma, der am ganzen Körper mit schlichten seidenartigen Haaren bedeckt war und ausser den Schneidezähnen nur einen Eckzahn, im ganzen also 8 Zähne im Munde besass, hatte schon bei seiner Geburt behaarte Ohren gehabt. Er hatte eine Tochter, welche mit Haaren in den Ohren geboren wurde; das Haar breitete sich bald über den ganzen Körper aus und bedeckte sogar die Nase, und wie ihr Vater war auch sie nur mit Schneidezähnen versehen. Von ihren Kindern hatte eines, ein Knabe von 14 Monaten, Haare in den Ohren und einen Kinn- und Schnurrbart. Eine Vererbung von 6 Fingern an jeder Hand und 6 Zehen an jedem Fuss ist durch eine Generation hindurch beobachtet worden, und Burdach erwähnt eine spanische Familie, in der nicht weniger als 40 Personen überzählige Finger hatten. Ein Kirchendiener in St. Petersburg hatte gar 7 Finger an jeder Hand und zeugte in zwei Ehen Kinder mit 7 Fingern. Umgekehrt ist auch eine geringe Zahl von 4 und 3 Fingern vorgekommen und in Familien erblich gewesen. Die Vererbung des Wolfsrachens mit doppelter Hasenscharte ist gar nicht selten und erfolgte in einer Familie durch ein Jahrhundert hindurch. Angeborener Mangel der Iris ist bei 3, Spaltung derselben bei 4 Generationen beobachtet worden, Markschwamm der Sehnerven bei dreien. Die Eigenschaft, nur bei sehr hellem Licht sehen zu können, hat nach Cuvier's Mittheilung 85 Glieder einer Familie durch sechs Generationen hindurch betroffen. Bei den schon erwähnten zweibeinigen Schweinen, denen die hinteren Extremitäten vollständig fehlten, wurde diese Monstrosität durch 3 Generationen hindurch vererbt. Doch hat man auch Beispiele von noch länger fortgesetzter, ja constanter Vererbung solcher Bildungen; denn alle diejenigen Rassen, welche eine auffallende Eigenthümlichkeit darbieten, wie die einhufigen Schweine, die Aaronschafe, die Niatarinder, sind durch plötzliches Auftreten angeborener Structurabweichungen entstanden.

Bei dem Niatarind in Südamerika ist die Schnauze verkürzt und die Unterkiefer hinaufgebogen, etwa wie bei einer Dogge, die Lippen können sich nicht schliessen, so dass die Schneidezähne unbedeckt bleiben; die Naslöcher stehen weit geöffnet nach oben. Es ist diese Rasse vor mehr als einem Jahrhundert bei einem Indianerstamme südlich von La Plata aufgetreten und hat sich bis jetzt rein fortgepflanzt, doch werden diese Thiere nur durch die Sorgfalt der Menschen am Leben erhalten; denn bei der merkwürdigen Bildung

ihres Maules können sie nur mit der Zunge Gras fressen und müssten bei grosser Dürre, wo andere Rinder sich durch Abpflücken der Baumblätter mit den Lippen am Leben erhalten, unfehlbar umkommen. Man sieht an diesem Beispiele, auf welche Art eine Naturauslese solche monströse Modificationen sofort beseitigen müsste, und hat die Erklärung vor Augen, warum in der freien Natur blos selbstnützliche Formen existiren können.

Unter einem Wurf Kaninchen befand sich eines mit einem einzigen Ohr, und von diesem Thier wurde eine Rasse einohriger Kaninchen erzogen.

Ist in diesen Fällen angeborener Eigenthümlichkeiten die Erblichkeit sehr häufig, so werden dagegen die erworbenen Eigenschaften viel seltener vererbt. Handgreifliche Beweise, dass dieses überhaupt vorkommt, liefern uns nur die sehr vereinzelten Fälle von fortgepflanzten Verstümmelungen. So führt Bronn einen Fall an, bei welchem eine Kuh durch Eiterung das eine Horn verlor; sie gebar 3 Kälber, welche auf der einen Seite des Kopfes statt des Hornes nur einen kleinen an der Haut hängenden Knochenkern trugen. Auf einem Gute in der Nähe von Jena wurden (nach Häckel) mehrere schwanzlose Kälber geboren: ihrem Vater war beim unvorsichtigen Zuschlagen eines Thores der Schwanz abgequetscht worden. Blumenbach erzählt von einem Manne, dem der kleine Finger der rechten Hand nach einem unglücklichen Schnitt krumm geheilt war. Seine Söhne hatten denselben Finger ähnlich verbildet. Ein Soldat verlor 15 Jahre vor seiner Verheirathung das linke Auge durch Eiterung, und seine beiden Söhne hatten auf derselben Seite ganz kleine rudimentäre Augen.

Sind die sicher constatirten Fälle vererbter Verstümmelungen schon an sich sehr spärlich und als Ausnahmen zu bezeichnen, so geht obendrein kein einziger derselben über eine Generation hinaus; in der Regel aber werden Verstümmelungen gar nicht vererbt, selbst wenn sie durch eine grosse Zahl von Generationen hindurch von Neuem angestellt werden. So schlagen sich manche wilde Menschenrassen seit undenklichen Zeiten die oberen Schneidezähne aus dem Munde oder bohren grosse Löcher in Lippen und Nase, aber es ist nicht bekannt, dass diese Verstümmelungen vererbt worden wären. Ebensowenig sind die früher so häufigen Pockennarben je auf Kinder übergegangen.

Von besonderem Interesse ist die Vererbung von Gewohnheiten. Ein Vater, der seinen Sohn vom zarten Kindesalter an im Auslande

hatte erziehen lassen, war höchlichst erstaunt, als er ihn in seinem 12. Jahre wiedersah, an ihm die eigenthümliche Gewohnheit zu bemerken, sein Bett vor dem Schlafengehen mit den Füssen zurecht zu stampfen, ganz wie er selbst es in seinen Knabenjahren gethan hatte. — Die Handschrift wird durch methodischen Unterricht in bestimmte Formen gezwängt, und doch sehen wir nicht selten den Sohn im späteren Alter die Schriftzüge des Vaters genau wiederholen. Auch bei Thieren vererben sich Gewohnheiten mit grosser Regelmässigkeit durch viele Generationen. Die Gewohnheit z. B. im Herbst südwärts zu streichen, muss während der Lebensperiode erwachsener Vögel zuerst aufgetreten sein, hat sich dann auf die Kinder vererbt und ist durch Naturzüchtung zu jenem mächtigen Drange geworden, der unsere Zugvögel bis Italien und bis Afrika treibt. Ebenso erbt der junge Vogel von seinen Aeltern die Gewohnheit, bei vorschreitender Ausbildung der Eierstockseier ein Nest zu bauen, und zwar in ähnlicher Lage, aus denselben Materialien und mit derselben Kunstfertigkeit wie die Alten. Dasselbe gilt von der eigenthümlichen Gewohnheit vieler Kuckucksarten und einiger anderer Vögel, ihre Eier in fremde Nester zu legen, von dem Hange junger Enten, in's Wasser zu gehen, von dem Triebe der Schmarotzer-Insecten, ihre Eier in den Körper anderer Thiere zu legen. Der junge Hühnerhund steht oft schon ohne Dressur vor dem Wilde und der junge Hasenhund folgt von selbst dem Hasen mit Gekläff. Alle diese durch Vererbung des ersten Auftretens und durch Züchtung zum Triebe gewordenen Gewohnheiten hat man mit dem Namen „Instincte" belegt.

Krankheiten sind sehr häufig erblich. So die Kurzathmigkeit und Blindheit des Pferdes, die Tuberculose und namentlich Krankheiten des Centralnervensystems beim Menschen, als: Geistesstörung, Epilepsie u. s. w.; und zwar treten sie meist genau in demselben Lebensalter auf, in welchem sie sich bei den Aeltern zeigten. Alle Merkmale nämlich, deren Summe das ausgewachsene Individuum kennzeichnet, kommen erst allmälig zur Ausbildung. Im Ei ist noch kein einziges derselben wahrzunehmen, erst nach der Anlage des Embryo treten sie eines nach dem andern hervor, zuerst in schwacher Andeutung, dann immer schärfer und wenn der Embryo die Eihüllen verlässt, d. h. geboren wird, so sind sie noch lange nicht alle ausgebildet; erst bei der jetzt folgenden postembryonalen Entwickelung und am erwachsenen Individuum treten sie nach und nach hervor, und zwar genau in derselben Reihenfolge wie bei den Aeltern. Die Kinder

erben ja eben nicht nur die Form, sondern auch den Entwickelungsgang der Aeltern. Daher tritt zwar die Vererbung eines Merkmales bei den Kindern scheinbar erst zu der Lebensperiode ein, in der es bei den Aeltern sich zeigte, weil es sich zu derselben Zeit erst entwickelt, doch ist sie factisch schon bei der Zeugung erfolgt, und auch der Embryo trug die Anlage bei der Geburt schon in sich. Ehe ein Merkmal seiner Zeit nach zur Ausbildung gelangt, kann man es nicht fehlend nennen, sondern bezeichnet es mit Recht als latent, d. h. als unentwickelt aber entwickelungsfähig, und nur des richtigen Zeitpunktes zur Ausbildung harrend.

Da nun jedes Organ, jedes Glied, mit einem Wort jedes Merkmal des thierischen und pflanzlichen Organismus zu irgend einer Zeit latent ist und erst zuletzt in seiner definitiven Ausbildung auftritt, so kann es uns nicht mehr wundern, wenn manche während der ganzen Dauer des individuellen Lebens nicht über die Anlage hinausgehen oder selbst im Zustand gänzlicher Latenz verharren. Das nächste Beispiel liefern uns die secundären Sexualcharaktere bei Thieren mit getrenntem Geschlecht. Hier sind nämlich sämmtliche Charaktere des einen Geschlechts in den Individuen des anderen Geschlechtes latent vorhanden. So verharrt z. B. die Milchdrüse bei den Männchen vieler Säugethiere und auch beim Mann als Anlage und kann gelegentlich sogar bis zur Milchsecretion entwickelt sein. So ist ferner das Hahngefieder bei der Henne, der Bart beim Weibe latent, und kann ebenfalls manchmal zur Ausbildung kommen.

Doch auch ohne gelegentliche Entwickelung verrathen die latenten Sexualcharaktere ihr Vorhandensein im anderen Geschlechte durch den Umstand, dass sie sich vererben. Der Sohn z. B. einer gut milchenden Kuh, bei dem dieser Charakter Zeit Lebens latent bleibt, vererbt ihn leicht auf seine Tochter, oder die Tochter eines Hahnes pflanzt die auszeichnenden Merkmale ihres Vaters, die sich bei ihr nicht entwickeln, auf ihre Söhne fort. Ebenso können durch mehrere Generationen hindurch latente Merkmale überliefert werden, so z. B. die Charaktere des Vaters von der Tochter durch die Grosstochter auf die Urgrosstochter und so fort, bis sie wieder bei einem männlichen Nachkommen zur Entwickelung gelangen.

Bleibt auf diese Weise ein Charakter bei den geschlechtsreifen Individuen einer oder mehrerer Generationen latent und tritt erst nach der zweiten oder nach vielen Generationen wieder hervor, so nennen wir diese Ueberlieferung nicht mehr Vererbung, sondern Rückschlag oder Atavismus (von *atavus*, der Urgrossvater). Beim

Menschen macht man oft die Beobachtung, dass Kinder den Grossältern gleichen, statt den Aeltern; das ist der einfachste Fall von Atavismus.

Aber noch viel weiter her können die Charaktere alter Ahnen durch Atavismus wiederkehren. So stammen z. B. alle Rassen der Haustaube von der wilden Felsentaube ab, die als auszeichnenden Charakter blaue Flügel mit schwarzen Querbinden besitzt und auch sonst ganz wie die halbwilden Haustauben gefärbt ist, die die russischen Städte bevölkern und auch bei uns in geringer Zahl nisten. Bei den hochgezüchteten Rassen nun, die alle möglichen Färbungen von weiss bis schwarz zeigen, und von denen einige nachweisbar seit Jahrhunderten in ihrer bestimmten Zeichnung sich rein fortpflanzen, werden von Zeit zu Zeit Individuen geboren, die blaue Flügel mit schwarzen Querbinden besitzen. Es kehrt also der Charakter der Stammform zurück.

Mag unser domesticirtes Pferd durch Vermittelung des Tarpan oder direct von einer ausgestorbenen wilden Art abstammen, soviel steht fest, dass die Stammältern gestreift waren, weil dieser Charakter noch jetzt in allen noch so verschieden gefärbten und noch so rein züchtenden Rassen in latentem Zustande vorhanden ist; denn gelegentlich kommen bei allen Rassen Füllen mit dunklem Rückenstreif und mit dunklen Querstreifen auf Schultern und Beinen, ja selbst über den ganzen Körper hin, vor. Bei Hauskatzen ist die Neigung gestreift zu sein ebenfalls als Atavismus zu betrachten, und auch beim Löwen, der neben dem Puma die einzige einfarbige wilde Katzenart ist, documentirt sich die Zeichnung seiner Vorfahren dadurch, dass die Jungen oft bis zum ersten Jahre deutliche Flecken am Bauch und an den Beinen zeigen.

Bei hornlosen Rinderrassen kommen bisweilen Individuen vor, bei denen sich die Anlage der Hörner zeigt, oder gar zu ausgebildeten Hörnern heranwächst. Im Ausbleiben der für die Rasse charakteristischen Hemmung der Hornentwickelung liegt hier der Rückschlag zur gehörnten Stammform.

Beim Pferde ist nur die mittelste Zehe an jedem Fuss entwickelt und mit einem Huf bekleidet, zwei weitere sind nur als rudimentäre Mittelhandknochen von der Haut bedeckt beiderseits vorhanden. Bei allen jetzt lebenden Arten der Gattung Equus ist es charakteristisch, dass diese Rudimente das ganze Leben hindurch unentwickelt bleiben; indess wohnt ihnen die Fähigkeit, sich weiter zu entwickeln, noch innen; denn es kommen von Zeit zu Zeit Füllen

mit 3 hufentragenden Zehen vor, einem Charakter, der eine längst ausgestorbene pferdeähnliche Gattung (Hipparion) auszeichnete, deren Reste sich in der Tertiärformation Deutschlands, Griechenlands und Frankreichs finden. Auch beim Menschen treten gelegentlich einzelne Charaktere als Rückschlag zu längst ausgestorbenen Lebeformen auf, deren Reste selbst noch nicht gefunden sind, deren Nachkommen anderer Linie aber noch jetzt neben dem Menschen leben.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass beim Rückschlage eines Merkmales alle übrigen Körpertheile ganz normal gebildet sein können, und dass daher ein mit Atavismus behaftetes Individuum durchaus nicht in seiner Gesammtform und ebensowenig in allen Merkmalen dem betreffenden Atavus gleicht.

So viel über die Vererbung latenter Merkmale und ihre gelegentliche, d. h. unregelmässig auftretende Ausbildung. Kehren wir jetzt wieder zur regelmässigen Vererbung von Aeltern auf Kinder zurück.

Zunächst steht es fest, dass diese geringfügigen, dem ungeübten und unbewaffneten Auge meist ganz unsichtbaren unterscheidenden Merkmale der einzelnen Individuen sich mindestens ebenso leicht und anhaltend vererben müssen, als wir das bei auffallenden angeborenen Variationen kennen lernten, und zugleich steht fest, dass diese Vererbung stets eine ungleiche ist, d. h. nie auf zwei Kinder in absolut gleichem Maasse stattfindet. Wenn z. B. unter den Söhnen eines Flamingos einer mit Beinen geboren wurde, die um 0,1 Mm. länger waren als die seines Vaters, so wird sich diese Eigenthümlichkeit auf seine Kinder in der Weise vererben, dass die, welche am wenigsten davon erhalten, bis zur Beinlänge des Grossvaters (und selbst darunter) reducirt sein können, während der mit den längsten Beinen begabte seinen Vater wieder etwa um 0,1 Mm., den Grossvater also schon um 0,2 Mm. übertreffen kann. Ein anderer Sohn des erstgenannten Flamingo's hatte aber um 0,1 Mm. kürzere Beine als sein Vater und unter seinen Kindern werden welche sein, die wieder um 0,1 Mm. kürzere besitzen, also schon um 0,2 Mm. unter dem Grossvater stehen, u. s. w. Auf der einen Seite würden also bei ganz ungestörter Vermehrung einzelne Individuen mit immer längeren Beinen, auf der anderen mit immer kürzeren auftreten, welche Extreme zwar stets durch alle Zwischenstufen verbunden wären, aber unbegrenzt divergiren könnten.

Wir dürfen also der Fähigkeit des Variirens und Divergirens der Charaktere in keiner Richtung eine Grenze vorschreiben, jedoch nur bei der Annahme einer ganz ungestörten Vermehrung; eine solche kommt aber in der Natur nicht vor. Durch den Vertilgungskrieg ist dem Variiren eine factische Grenze gesetzt, wenn auch die Fähigkeit dessen unbegrenzt genannt werden muss. Schon der Hungertod wird selbstverständlich jeden Flamingo mit zu langen Beinen oder ohne Beine ausrotten, und noch viel engere Grenzen zieht die Naturzüchtung; denn sobald sie eintritt, kann nicht mehr jeder Grad von Ausbildung am Leben bleiben und ein Chaos von Formen mit unendlich langen und unendlich kurzen Beinen darstellen, sondern die augenblicklichen Lebensbedingungen zeichnen ganz bestimmte Schranken vor, und alle Individuen, die rechts oder links von denselben fallen, werden ausgejätet. Man kann diesen Vorgang mit dem Eindämmen eines Stromes oder mit einer Hecke, die unter der Scheere gehalten wird, vergleichen.

Wenn nun divergirende Merkmale auftreten, so kommt es darauf an, welche derselben dem betreffenden Individuum zur Selbsterhaltung irgend wie einen Vortheil oder Nachtheil vor anderen Individuen gewähren; denn nach Maassgabe dieses Umstandes wird dasselbe, Dank der Naturauslese, entweder erhalten oder ausgejätet. Bleibt das Individuum am Leben, so wird es sich nicht nur vermehren, sondern auch den Vortheil, der es am Leben erhielt, mehr oder weniger auf seine Kinder fortpflanzen, von denen wieder nur die passenderen am Leben bleiben und ihre Vorzüge weiter vererben werden.

So muss wiederholtes Ueberleben der Passenderen (d. h. Naturzüchtung) und wiederholte Vererbung eine Häufung der nützlichen Merkmale zur nothwendigen Folge haben.

Da nun blos die zur Selbserhaltung nützlichen Merkmale gehäuft werden können und die Selbsterhaltung den Lebensbedingungen gegenübertritt, so ergiebt sich von selbst, dass die gehäuften Merkmale den Lebensbedingungen angepasst erscheinen müssen, und so kommt die „Anpassung an die Lebensverhältnisse“ einfach durch Häufung der nützlichen Merkmale zu Stande.

Es ist diese „Anpassung“ eine so grosse, eine so constant auftretende, dass nicht ein einziges Beispiel vom Gegentheil angeführt werden kann. Mit Recht sagt daher Darwin, wenn man ihm eine einzige Lebeform oder eine einzige Einrichtung bei einem Organismus (in der freien Natur) nachweisen könne, die zum aus-

schliesslichen Nutzen eines anderen Organismus vorhanden sei und nicht der Selbsterhaltung diene, so wolle er seine ganze Theorie als falsch aufgeben.

Specieller auf diejenigen zahlreichen Anpassungen einzugehen, die sich namentlich schon an der Luft- und Wasserathmung, an der Körperbedeckung, an den Bewegungsorganen nachweisen lassen, würde uns hier zu weit führen; wir wollen daher nur einige Beispiele von Anpassungen den Feinden gegenüber anführen.

Da ziemlich die kräftigste Vertilgung durch Feinde geschieht, so ist anzunehmen, dass in dieser Richtung die Naturzüchtung besonders wirksam sein muss im Hervorbringen eclatanter Anpassungen. Es ist die Zahl der hierher gehörigen Erscheinungen nun in der That eine sehr grosse, und wir theilen sie daher in 6 Kategorien, die sich

1) auf Färbung und Gestalt,
2) auf Hautbedeckung,
3) auf besondere Waffen,
4) auf Schnelligkeit,
5) auf Furcht vor Feinden und besondere Gewohnheiten sich zu verbergen,
6) auf Schärfe der Sinnesorgane und des Verstandes

beziehen. Nur die erste Kategorie, die der Färbung, wollen wir näher betrachten.

Ist die Färbung eines Thieres oder eines Gegenstandes mit der Umgebung übereinstimmend, so nennt man sie „sympathisch.“ Jäger schlägt ein sehr einfaches Experiment vor, das die Vortheile der sympathischen Färbung den Feinden gegenüber und die Art der sie bewirkenden sog. „gleichfarbigen“ Zuchtwahl sehr anschaulich macht:

„Man lasse,“ sagt er, „verschieden gefärbte Insecten in einem Zimmer mit roth und weissen Wänden fliegen, so dass sie sich überall hinsetzen. Ein Singvogel nun, gewohnt, sitzende Insecten im Fluge abzulesen, wird, in das Zimmer gebracht, an den rothen Wänden die weissen zuerst finden, an den weissen wird er die rothen zuerst abnehmen, und wenn man ihn sein Handwerk eine Zeit lang treiben lässt, so werden auf der rothen Wand nur rothe, auf der weissen nur weisse Insecten sitzen, und so oft man auch die Thiere zwingt ihre Plätze zu wechseln, — immer trifft der Vogel die Auswahl, dass die Insecten auf der ihrer Körperfarbe entsprechenden Wand sitzen bleiben.“

Wenn ein Habicht täglich einen Taubenschwarm heimsucht, so verschwinden zuerst die weissen, dann die bunten Tauben, und schliesslich sind nur noch blaue übrig. Aus demselben Grunde gelangen Albinos, die unter allen Vögeln nicht selten vorkommen, nie zu starker Vermehrung, obgleich dieser Charakter erblich ist. Sie werden immer zuerst von den Feinden vertilgt.

Man hat viel über die Ursachen der mannigfaltigen Färbung der Vogeleier gestritten und bis vor kurzem die abenteuerlichsten Meinungen darüber laut werden lassen, obgleich bereits 1829 Gloger nachgewiesen hatte, dass sie stets eine „sympathische" sei, und dass den Eiern hieraus ein wesentlicher Schutz erwachse. Wie diese sympathische Färbung zu Stande käme, hatte er freilich nicht erklärt; denn als eifriger Theolog half er sich mit dem einfachen Satz: „Die Natur hat es zu diesem Zweck so eingerichtet."

Wenn nun das Princip der Naturzüchtung richtig ist, so muss nur bei denjenigen Eiern eine sympathische Färbung zu Stande kommen, die der Selbsterhaltung überlassen sind, d. h. die längere Zeit unbedeckt bleibend, ihren einzigen Schutz in der Wahrscheinlichkeit nicht bemerkt zu werden haben. Das Morasthuhn z. B. legt seine 9—12 Eier in ein unbedecktes Nest, und ehe es zu brüten beginnt, sind die Eier den Blicken der Feinde ausgesetzt, der Zerstörung preisgegeben. Hier müsste also eine starke Anpassung der Färbung des Geleges an die der Umgebung Platz greifen, da nur ein „sympathisch" gefärbtes Gelege Chance hätte nicht zerstört zu werden, — und in der That kann man keine schönere Uebereinstimmung verlangen. Vielleicht wird dieselbe nur bei den Eiern der Strandläufer noch übertroffen, die ganz frei auf dem Ufersande liegen, dem sie so ähnlich sehen, dass man sie leicht zertritt ehe man sie bemerkt.

Nistet dagegen ein Vogel versteckt in einer Höhle, so ist eine gleichfarbige Zuchtwahl des Geleges unmöglich, und dem entspricht es auch, dass die Eier sämmtlicher Höhlenbrüter, z. B. der Spechte, Eisvögel, Papageien, Eulen u. s. w., einfarbig weiss sind.

Wie an den Eiern, so zeigt sich die sympathische Färbung auch an den Vögeln selbst. Das Morasthuhn ist dem Moos und Moore, die Strandläufer dem Sande, die Lerche und das Feldhuhn dem Felde so ähnlich gefärbt, dass ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um den still sitzenden Vogel zu entdecken, selbst wenn man die Stimme desselben vernimmt.

Sehr häufig ist dieses Verhalten bei Insecten zu beobachten. Es giebt z. B. eine ganze Reihe von Käfern, namentlich Bock- und Rüsselkäfer, die der Rinde von Bäumen, auf der sie zu sitzen pflegen, täuschend ähnlich sind.

Wir können die Zutrefflichkeit der „gleichfarbigen Zuchtwahl" noch eingehender prüfen: ist sie wirklich so allmächtig wie wir meinen, so müsste dieselbe Thierspecies unter verschiedenen mit der Färbung in Beziehung stehenden Lebensbedingungen auch verschieden gefärbt sein. Es sind z. B. diese Bedingungen bei manchen Vögeln für die beiden Geschlechter nicht gleiche, indem das Weibchen allein das Brutgeschäft besorgt und dabei auf freistehendem Neste sitzend als einzigen Schutz seine Färbung hat, während das Männchen die Freiheit geniesst und durch die Schnelligkeit seiner Flügel den Verfolgungen der Feinde entgehend, in den buntesten Farben prangen kann. Unter solchen Umständen müssten also Männchen und Weibchen derselben Art ganz verschieden gefärbt sein, und wirklich finden wir unter den Vögeln dieses Verhältniss als Regel. Man braucht nur einen männlichen Pirol neben sein Weibchen zu stellen oder noch besser einen Birkhahn oder einen Fasan neben seine Henne, um sich hiervon zu überzeugen. Bei den letztgenannten polygamisch lebenden Hühnern ist es am auffallendsten. Wie kommt es aber, könnte man fragen, dass bei anderen wilden Hühnern, z. B. bei dem Morast-, Feld- und Hasselhuhn, die Hähne, bis auf geringfügige Verzierungen, ebenso gezeichnet sind wie die Henne? Durch den einfachen Umstand, dass sie monogamisch leben und das Männchen am Brutgeschäft, besonders aber an der Führung der Jungen ebenso betheiligt ist als das Weibchen. Bei dem grauen Wassertreter *(Phalaropus cinereus Bries)* ist im Sommer das Weibchen sogar ein wenig auffallender gefärbt als das Männchen, was eine Ausnahme von der Regel schiene, wenn wir nicht wüssten, dass bei diesem Vogel das Männchen das Brutgeschäft besorgt.

Noch auf eine andere Weise können für dieselbe Art verschiedene Bedingungen eintreten, nämlich durch den Jahreswechsel. In nördlichen Zonen ist im Winter die Erde mit Schnee bedeckt: zu dieser Zeit wäre also dem Morasthuhn sein moorähnliches Kleid eher schädlich als nützlich. Das wäre aber eine schwache Naturzüchtung, die nicht für das Winterkleid eine andere Färbung zur Folge hätte. Das Winterkleid des Morasthuhnes ist nun in der That weiss! Ebenso hat der Schneehase bei uns während der 5—6 Wintermonate, auf den Alpen der Schweiz während 6—7, in Norwegen während

8—9 Monaten und im nördlichen Grönland das ganze Jahr hindurch ein weisses Fell. Warum aber, könnte man fragen, werden die Birkhühner, die ebenso wie das Morasthuhn den Winter bei uns bleiben, nicht auch weiss? Die Birkhühner leben im Winter nicht auf freier Fläche auf dem Schnee, sondern halten sich in Wäldern auf Bäumen auf, daher die weisse Farbe ihnen viel eher schädlich als nützlich wäre. Die gleichfarbige Zuchtwahl kann bei ihnen nur im Sommer, und zwar nur auf das Weibchen wirken, das allein brütet und die Jungen allein führt.

Bisher betrachteten wir dieselbe Art unter verschiedenen Lebensbedingungen, es werden aber auch umgekehrt verschiedene Arten, denselben Bedingungen ausgesetzt, durch gleichfarbige Zuchtwahl dieselbe Färbung annehmen müssen. Wir nennen diese Erscheinung „analoge Anpassung." Alle Wüstenbewohner z. B. sind ihrer Umgebung entsprechend von einem mehr oder weniger gleichförmigen Isabellen- oder Sandgelb. Der Löwe, das Dromedar, die meisten Antilopen, alle kleineren Säugethiere, alle Schlangen und Eidechsen und sämmtliche Vögel der Sahara sind wenigstens auf dem Rücken von der genannten Färbung. Die Polarfauna dagegen hat wenigstens im Winter nur weisse Thiere aufzuweisen. Es muss übrigens bemerkt werden, dass bei Raubthieren, hier also beim Löwen, beim Eisbär und Polarfuchs, die sympathische Färbung nicht als Schutz gegen Feinde auftritt, sondern nur als Mittel, um die Beute besser beschleichen zu können.

Die vollkommenste und überraschendste Anpassung aber an die Färbung des Wohnortes zeigen die sogenannten Glasthiere. Mit diesem Namen kann man jene zahlreichen wasserähnlichen Formen der Meeresthiere belegen, die so durchsichtig sind wie das Wasser, in dem sie schwimmen. Doch genug der Beispiele, die sich Jeder, der die Natur mit Verständniss betrachtet, leicht vermehren kann; denn an jedem Organ, an jedem Gliede, an jedem Merkmale lässt sich schliesslich die Anpassung nachweisen, sobald die Lebensverhältnisse bekannt sind.

Ist nun einmal die vollständige Anpassung aller Organe an die augenblicklichen Lebensverhältnisse bei einem Organismus erfolgt, so wird zwar der ganze Mechanismus der Naturzüchtung fortwirken, sein Resultat wird aber nur sein, dass die Anpassung auf der erreichten Höhe erhalten wird. Wir wollen diese Wirkung der Naturzüchtung „conservative Anpassung" nennen. Wie der Gärtner mit der Scheere eine Hecke in bestimmter Form erhält, indem er

die herüberwachsenden Zweige kappt, so vertilgt die Naturzüchtung alle nach rechts oder links von der einmal gewonnenen Anpassung abweichenden Individuen, oder wie man einen Fluss durch Dämme am Austreten hindert, so hält die Naturzüchtung den Strom der Generationen in den der Selbsterhaltung entsprechendsten Formen. Daher die grosse Aehnlichkeit der wilden Thiere einer Art unter einander, daher die grosse Beständigkeit jeder Art, sobald die Anpassung vollendet ist.

Der Ibis ist berühmt geworden durch die Hartnäckigkeit, mit der er gegen die Veränderungsfähigkeit der Arten angeführt wird, indem er sich, nach seinen Mumien in den alten egyptischen Gräbern, viele 1000 Jahre nicht verändert hat. Gerade die conservative Anpassung musste aber, wenn sich die Lebensbedingungen des Ibis 3000 Jahre nicht änderten, ihn 3000 Jahre constant erhalten, wenn sie 20,000 Jahre gleich blieben, ihn 20,000 Jahre unverändert lassen.

Anders wird nun das Resultat sein, wenn irgend ein Factor der Naturauslese sich verändert. Die Auslese wird dann eine andere Richtung annehmen, neue Merkmale erfahren eine Häufung, die conservative Anpassung wird zur progressiven und eine Veränderung in den Nachkommen ist die Folge.

Bei den Hausthieren tritt der Vorgang wieder am deutlichsten hervor: der Factor der Vertilgung durch äussere Einflüsse ist geändert, der Zweck des Züchters ist an seine Stelle getreten, und dieser bestimmt jetzt die Auswahl der Individuen zur Nachzucht. Da die Auswahl hier eine absolute ist, so wirkt sie ungemein rasch, so dass schon nach wenigen Generationen eine Veränderung der Merkmale auftritt und die Züchter in bestimmter Zeit bestimmte Merkmale hervorzubringen übernehmen können.

Doch auch im freien Zustande kann sich der Factor des Vertilgungskrieges ändern. Wenn wir uns erinnern, wie zahlreich und complicirt die Lebensbedingungen für jeden Organismus sind, so ist leicht einzusehen, wie vielfach dieselben sich verändern und neu combiniren können. Aendert sich das Klima, ändert sich die Localität durch die gestaltende Kraft des Wassers, durch Hebung oder Senkung des Bodens, durch Vegetation oder menschliche Cultur, ändert sich der Wohnort durch grössere Ausdehnung des Verbreitungsbezirkes, ändert sich ein Factor in irgend einer complicirten Wechselbeziehung, — jedesmal ändern sich damit zugleich die Lebensbedingungen für so und so viele Lebeformen, deren Nachkommen sich jetzt den neuen Verhältnissen anpassen oder zu Grunde gehen.

Sobald nämlich die äusseren Lebensbedingungen andere werden, muss die Vertilgung andere Individuen treffen als früher, und von Generation zu Generation werden die für die neuen Verhältnisse passendsten Varianten am Leben bleiben. Darin besteht die progressive Anpassung. So rasch wie die künstliche Züchtung kann selbstverständlich die Naturzüchtung nie wirken, weil hier bei jeder Generation nur eine partielle Auslese, nicht aber, wie dort, eine absolute erfolgt. Je allmäliger die Verhältnisse sich ändern, desto langsamer schreitet auch die Umbildung vor. Es können Jahrtausende hingehen, es können aber auch Jahrhunderte genügen, um eine merkliche Veränderung einer Species wahrnehmen zu lassen.

Wir besitzen bekanntlich zwei Rattenarten, die langohrige schwarze, jetzt nur noch an wenigen Orten Europas, z. B. in Dorpat, vorkommende Hausratte *(Mus rattus)* und die kurzohrige braune Wanderratte *(Mus demmanus)*, die gegenwärtig in Europa die Mehrzahl bildet. Die Hausratte wanderte in Europa in historischen Zeiten ein. Die Römer und Griechen kannten sie noch nicht; erst im 12. Jahrhundert erwähnt sie Albertus Magnus. Wo kam nun diese Ratte her? Ein genauer Vergleich derselben mit der in Egypten lebenden braunen Ratte mit weissem Bauch *(Mus alexandrinus)* hat ergeben, dass unsere Hausratte nur durch schwarze Färbung und glatten Gaumen von letzterer abweicht, — Merkmale, die sich sehr wohl als durch die neuen Lebensbedingungen in Europa hervorgebracht erklären lassen. Der Hauptfeind der Hausratte ist nämlich hier die Hauskatze, und diese sieht auf ihren nächtlichen Jagden ein braunes Thier weit besser als ein schwarzes. Ebenso geht es den übrigen Feinden, dem Hund und dem Menschen. Während man eine Hausmaus und eine Hausratte im Dunkeln schwer sieht, leuchtet das Fell einer braunen Wanderratte so gut, dass ein geübtes Auge sie selbst Nachts mit dem Gewehr erlegen kann. Die braune Farbe der egyptischen Ratte, die ursprünglich für das Feldleben als sympathisch von Nutzen gewesen war, musste also bei dem neuen Aufenthalt ausschliesslich in Häusern, und namentlich in dicht bevölkerten Städten, den neuen Feinden gegenüber schädlich sein: die Ausjätung traf jetzt andere Individuen als früher (nämlich die hellen) und die dunkelsten individuellen Abweichungen überlebten jedesmal als die passendsten, ihre vortheilhafte Färbung auf ihre Nachkommen vererbend. Endlich gab es im grössten Theil Europas nur schwarze Individuen, die wir als *Mus rattus* bezeichnen.

Die Voraussetzung, dass diese „gleichfarbige Zuchtwahl" durch Feinde bei der Hausratte die schwarze Färbung hervorgebracht habe, ist insofern eine berechtigte, als sie nicht ohne Analogon dasteht. Die Wanderratte nämlich, die erst 1727 aus Asien über die Wolga kam und dann nach und nach ganz Europa einnahm, die schwächere Hausratte verdrängend, ist, wie alle Feldmäuse, braun mit weissem Bauch; von Zeit zu Zeit aber haben sich dunkle Individuen derselben gezeigt, und jetzt weiss man, dass die Kopfzahl der schwarzen Exemplare im Zunehmen begriffen ist. Derselbe Process, der für die länger eingewanderte Hausratte zum Abschluss gekommen, vollzieht sich seit 150 Jahren vor unseren Augen bei der Wanderratte, und einige Jahrhunderte dürften genügen, um auch hier die neue Anpassung zu vollenden.

Bewirkte nun auf diese Art Veränderung der Lebensverhältnisse eine Umwandlung der Species *Mus alexandrinus* in *Mus rattus*, so hatte der Umstand, dass die neuen Bedingungen nur für einen Theil der Individuen eintraten, während ein anderer Theil unter den alten Verhältnissen in Egypten verharrte, zugleich die Folge, aus einer Art zwei entstehen zu lassen, die, nachdem alle übrigen ausgestorben, als wohl unterschieden zu betrachten sind.

Für die Spaltung der Arten sind somit verschiedene Lebensbedingungen für verschiedene Individuengruppen, die auch räumlich gesondert sein müssen, nothwendig, sonst kann sich höchstens die Art zu einer neuen umformen, ohne die Zahl der Arten dadurch zu vermehren. In dem vorliegenden Fall war ein förmliches Wandern der Grund der räumlichen Sonderung der Rassen geworden; allein häufig kann dieselbe in einem so beschränkten Verbreitungsbezirk erfolgen, dass von einer Migration nicht die Rede ist. Es können z. B. an ein und demselben Baume die unter die Rinde sich verkriechenden Individuen einer Insectenart anderen Verhältnissen ausgesetzt werden, als die ausschliesslich auf den Blättern lebenden; es finden die in einen Ameisenhaufen kriechenden Thiere oder die zum Parasitismus übergehenden Exemplare einer Wurmart andere Bedingungen, als die dicht nebenbei frei verharrenden. In allen Fällen werden wir also nur die Sonderung der Rassen als unumgängliche Bedingung für ihre Ausbildung zu Arten annehmen müssen. Bei der Hausratte sahen wir die Färbung und den Gaumen einer Abweichung unterworfen; bei wiederholter Divergenz der Charaktere würden denn auch die Zähne, die einzelnen Schädelknochen, die Schädelform, die Verhältnisse der

Extremitäten, der Schwanz u. s. w., — bei den am weitesten auseinander gehenden Artgruppen —, so wesentliche Unterschiede zeigen, als zur Begründung von Gattungen nöthig sind. Ebenso werden nach genügend wiederholter dichotomischer Spaltung und nach erfolgtem Erlöschen ganzer Gattungen so divergente Gattungscomplexe entstehen, dass man sie als besondere Familien, Ordnungen, Classen u. s. w. unterscheiden muss.

Man wird jetzt fragen, wie unendlich oft die dichotomische Spaltung sich wiederholt haben müsse, um die grosse Zahl und Mannigfaltigkeit der Thierarten zu erklären. Den grössten und artenreichsten Stamm oder Typus des Thierreiches bilden die Gliederthiere oder Arthropoden (Insecten, Spinnen und Krebse); denn sie enthalten circa 200,000 bekannte Arten; nimmt man an, dass noch vier mal so viel unentdeckt existiren, so könnte dieser Stamm vielleicht die Zahl von einer Million Arten erreichen. Wenn nun mit einer Stammart beginnend sich die Spaltung nur dreissig mal wiederholt, d. h. wenn jede Art sich wieder in zwei spaltet, so wäre das Endresultat eine Anzahl von 1070 Millionen Arten. Es brauchte sich also, bei dreissigmaliger Spaltung, von 1070 möglichen Endarten nur je eine wirklich entwickelt zu haben, um immer noch eine Million zu ergeben, und das Fehlschlagen von mehr als 999 pro mille der möglichen Endarten würde hinreichend die grossen Kluften zwischen den übrigbleibenden erklären. Diese Kluften sind es ja, die wir durch Aufstellung von Gattungen, Familien, Ordnungen und Classen constatiren.

Wir brauchen also gar keine sehr grosse Zahl von Spaltungen anzunehmen, um selbst die grössten Extreme als aus gemeinschaftlicher Urform entstanden zu denken, wobei natürlich diese Urform nicht als ein Individuum, auch nicht als eine Art, sondern nur als „ein und dieselbe Organisationsstufe“ (Einzelligkeit) anzusehen ist. Die Entstehung dieser ersten einzelligen Organismen aus unorganischer Materie ist eine andere Frage, die mit der vorliegenden Theorie nichts zu schaffen hat, sondern ihre Beantwortung in der *Generatio aequivoca* (im gegenwärtigen wissenschaftlichen Sinne)*) findet, einer Theorie, die sich allerdings nicht auf lauter Thatsachen, sondern auch auf einige Hypothesen stützt.

*) Nicht zu verwechseln mit der Generatio aequivoca aus dem Anfang unseres und aus den vorigen Jahrhunderten, die endgültig zu Grabe getragen ist. Vergl. meine Vorlesungen über die Darwinsche Theorie.

Während die *Generatio aequivoca* in sofern eine wirkliche Neubildung zu erklären sucht, als sie Organismen aus Anorganen hervorgehen lässt, hat es die Darwinsche Theorie nur mit der Umwandlung der einmal gegebenen ersten organischen Wesen bis zur heutigen Mannigfaltigkeit der Thiere und Pflanzen zu thun. Sie erklärt dieselbe durch wiederholte Spaltung in distincte Arten, die Spaltung durch Umwandlung bei gleichzeitiger localer Sonderung zweier Rassen, die Umwandlung durch Anpassung bei eintretenden Veränderungen in den äusseren Lebensbeziehungen, die Anpassung durch Häufung selbst nützlicher Merkmale, die Häufung durch wiederholtes Ueberleben der passenderen Individuen und wiederholte Vererbung und das Ueberleben der passenderen Individuen schliesslich durch starke Vermehrung, individuelle Variabilität und Vertilgungskrieg der äusseren Verhältnisse.

Darwin's grosses Verdienst besteht also darin, die alte Abstammungstheorie, — die schon am Anfange des Jahrhunderts von Göthe und Lamarck aufgestellt worden, aber immer wieder in's Wasser gefallen war, — durch Zurückführung auf die einfachen Thatsachen Erblichkeit, individuelle Abweichungen, rapide Vermehrung und Vertilgung fest begründet und weiterem Ausbau durch wissenschaftliche Forschungen geöffnet zu haben.

Mancher Leser wird sich jetzt vielleicht wundern, gar nichts in unserer Theorie gefunden zu haben, was die grosse Aufregung erklären könnte, die durch das Erscheinen von Darwin's Werk in wissenschaftlichen und auch in weiteren Kreisen des Publicums hervorgerufen worden ist. Worin, wird er fragen, liegt denn das Beunruhigende in Darwin's Lösung der Frage nach der Entstehung der Thier- und Pflanzenarten, und woher der Eifer gegen dieselbe meist schon (gewöhnlich übrigens nur) ehe man sie (gründlich) kennt?

Die Organisation und die Entwickelungsweise des Menschen stimmen mit denen der Säugethiere in allen Zügen so genau überein, dass, die Abstammungstheorie einmal zugegeben, sein gemeinschaftlicher Ursprung mit den Säugethieren selbstverständlich ist und für ihn kein Ausnahmezustand mehr festgehalten werden kann. Darin liegt das Beunruhigende der Frage. Sie berührt den Menschen selbst und kränkt ihn in seinem Stolze. Doch wie grundlos ist diese Empfindlichkeit! Wenn ein Historiker unsere Abstammung von den alten Germanen, höchst rohen Menschen, die auf

Bärenhäuten faulenzten und sich in Meth betranken, dadurch zu beweisen sucht, dass wir um kein Haar breit besser seien, so wird sich jeder Deutsche mit Recht seinen Stolz gekränkt fühlen. Wenn er aber im Gegentheil zeigt, wie und wodurch es diesem Volk gelang, aus dem halbwilden Zustande sich zu erheben und auf die heutige Höhe der Cultur zu gelangen, und wie hoch jeder Einzelne über den Urgermanen steht, so wäre eine Empfindlichkeit hierüber höchst grundlos. Gewiss ist so viel, dass ein jeder von uns für sich den geringfügigsten Ursprung aus dem Ei genommen hat, seinen Anfang von einfacher Zelle herleitet: so mögen wir ihn denn alle zusammen im Sinne Darwin's ebenfalls haben; denn besser ist der Trost gestiegen zu sein und die Aussicht in den Nachkommen weiter zu steigen, als die zweifelhafte Ehre, einem heruntergekommenen Geschlecht anzugehören.

Die Dichter der Freiheitskriege.

Von der Höhe der ruhmvollen Gegenwart mögen wir gern in die Vergangenheit unseres Volkes zurückblicken und die Wege überdenken, die oft seltsam verschlungen, oft weit auseinanderlaufend, uns zuletzt doch zu dem Gipfel dieser glorreichen Tage heranführten. Mit dem Gefühl einer hohen Befriedigung erkennen wir dann, wie so Vieles, was in unserm Geschick uns widerspruchsvoll erschien, sich endlich glücklich zusammenfügte, und dankbar gedenken wir all der grossen Bestrebungen, durch welche die Triumphe dieser Tage in verschiedenem Sinne vorbereitet und geschichtlich ermöglicht wurden, und als deren letzte Ergebnisse diese Triumphe sich darstellen.

Nur beschränkte Kurzsichtigkeit und Unbekanntschaft mit unserm Volk könnte die Erfolge dieses Krieges auf die Vorzüge einer hochentwickelten militärischen Technik allein zurückführen wollen, nur sie können glauben, dass in diesen Tagen die äussere Gewalt der Waffen und strategische Klugheit allein triumphirt habe. Im Dienst einer höhern Gewalt stand die praktische Intelligenz, der eiserne Wille, der grosse Feldherrnverstand, den wir in den glänzenden Thaten dieses Krieges bewundern. In Wahrheit, wenn alles Grosse nur durch eine Begeisterung erreicht wird, die aus den edelsten Kräften der Menschenbrust stammt, so hat auch der gewaltige Kampf dieser Tage ihres Beistandes nicht entbehrt; ja vielmehr die ideelle Macht eines grossen Gedankens ist niemals siegreicher hervorgetreten als gerade jetzt.

Dass wir Alle im Augenblick jenes unerhörten Friedensbruchs, dessen sich französischer Hochmuth und Neid frevelhaft unterfing, dass wir Alle, des egoistischen Sonderwesens vergessend, diesen

Frevel, der listigerweise auf unsere Zersplitterung rechnete, in gleichem Maasse, mit gleicher Entrüstung empfanden, dass wir unsrer selbst in diesem Augenblick, zum ersten mal wieder nach langer Zeit, als eines einigen Volkes bewusst wurden, — diese Einigkeit in Liebe und Hass war es, die unsern Waffen den Zauber der Unwiderstehlichkeit verlieh. Und das Gefühl dieser Einheit, das begründet ist auf ein tiefes und heiliges Gesetz der Natur, auf die geheimnissvolle Verwandtschaft des Blutes, hat es nicht zugleich des Geistes erhabenste Sanction? Der gemeinsame Besitz jener edelsten Güter, die sich das Volk in langer und angestrengter Culturarbeit errungen, die Gemeinsamkeit in Sitte und Bildung bestätigt und bekräftigt erst wahrhaft das Gefühl der natürlichen Einheit. In den Idealen des Volkes hat die Liebe zum Vaterland ihren höchsten und werthvollsten Inhalt, und so sehr ist sie durch diesen Inhalt bedingt, dass eine patriotische Begeisterung überhaupt nicht möglich ist, wo das Volk den Glauben an jenes Ideal eingebüsst hat. Der Patriotismus ist das ideale Selbstgefühl des Volkes, das Gefühl, dass ihm unter den Nationen der Erde eine eigenthümliche Mission geworden, die es nur zu erfüllen vermag wenn es sich selber treu bleibt und an seiner Eigenthümlichkeit festhält. In solchem nationalen Bewusstsein vereinigten wir uns gegen den frevelhaften Angriff der Fremden, das war es, woraus wir für den Riesenkampf unsere Begeisterung schöpften, die ideelle Macht dieser Begeisterung weihte den Kampf; „es war kein Krieg, von dem nur Kronen wissen, es war ein Kreuzzug, war ein heil'ger Krieg."

Wohl ist die Nothwendigkeit auch des gerechtesten Krieges etwas Ungeheures und Furchtbares. Sollte in einer von der Vernunft beherrschten Welt nicht das Recht schon an sich selbst Macht und Gewalt sein und der Weg der moralischen Eroberung der einzige, auf dem es sich Raum und Geltung verschafft? In der That hat ein einseitiger Idealismus, selbst in der Politik, die Deutschen nicht selten verführt, die Macht der Idee zu überschätzen und an ihre Selbstherrlichkeit zu glauben. Aber in der Welt der wirklichen Dinge vermag der Gedanke sich nur durchzusetzen, indem er sich ihrer Kräfte bedient:

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stossen sich die Sachen.
Wer nicht vertrieben sein will, muss vertreiben,
Hier herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt."

Mit jenem träumerischen Idealismus haben wir in der Politik, wie in andern Gebieten, längst entschieden gebrochen. Wir sind nüchtern geworden in der Beurtheilung der realen Verhältnisse, in der praktischen Durchführung des Gewollten. Sicher, diese Tage sind nicht ärmer an idealen Empfindungen, als irgend welche der vergangenen Zeit, aber wir wissen, dass auch dem Edelsten, wofür wir uns begeistern, Schädigung und Verderben droht, wenn wir die äussern Grundlagen seines Daseins vernachlässigen. Eine grosse und reiche Cultur verlangt zu ihrem Schutz, wie zur Sicherheit ihrer freien Weiterentwickelung die grossen Formen eines mächtigen politischen Gemeinwesens, das für die Seele jener Cultur den entsprechenden Körper bildet. — Unsere politische Sehnsucht ist nun erfüllt. Zu der Grösse seiner Cultur hat das deutsche Volk nun auch die politische Grösse gewonnen, zu der Stellung, die ihm kraft jener unter den Völkern Europa's zukommt, hat es sich nun auch im politischen Sinne erhoben. Seine Cultur hat ihm die geistige Einheit geschaffen, sie gab ihm das Recht, die Pflicht und den Enthusiasmus, auch die politische zu erwerben.

Nach einem andern Gesetz, als bei andern Nationen, hat sich bei der deutschen der Process der innern Entwickelung vollzogen; überall in der Geschichte der Völker sehen wir, dass grosse geistige Bewegungen mit der Kräftigung des Staatskörpers unmittelbar Hand in Hand gingen. Anders war es in Deutschland. Zwei mal sehen wir unser Volk seit dem Ende des Mittelalters sich geistig verjüngen, zwei grosse geistige Neugestaltungen treten hervor, die Reformation und unsre classische Literatur, beide aber ohne eine gleichzeitige Neubildung der politischen Verhältnisse. In England sehen wir mit der kirchlichen Reformation auch neue politische Bestrebungen verbunden, die religiöse und die politische Revolution gingen zusammen. In Deutschland hielt sich die Reformation rein auf religiösem Gebiet. Ganz den Mächten des Inneren hingegeben, blieben unsere Reformatoren, ihre Aufgabe als eine rein geistige fassend, allen politischen Interessen fern. Ulrich v. Hutten, bei dem sich zu den kirchlichen Reformbestrebungen eine starke politische Leidenschaft gesellte, hat in dieser Rücksicht eine denkwürdige Ausnahmestellung. — Dann, als sich Deutschland aus der tiefen geistigen Ohnmacht, in die es während des dreissigjährigen Krieges versunken war, aus dem tiefen Verderb seiner Sitte und Bildung im vorigen Jahrhundert wieder erhob und eine neue nationale Cultur hervorrief, eine neue Blüthe der Poesie und Wissenschaft von der höchsten Schönheit und

dem höchsten geistigen Adel, da war auch dieser grossartige und herrliche Erneuerungsprocess nicht zugleich mit einem politischen Aufschwung verbunden und nicht unmittelbar durch einen solchen bedingt. Die Wissenschaft und Kunst der Hellenen erblühte, nachdem das Volk im Perserkriege politisch erstarkt war, die römische Kunst und Literatur zur Kaiserzeit hing mit der politischen Geschichte auf das engste zusammen, und als sich in England unter Elisabeth ein mächtiges Staatsleben reich und prächtig entfaltete, da erstand Shakespeare dem britischen Volk.

Seltsam und bewunderungswürdig, wie sich in Deutschland auf ganz anderem Wege die Herrlichkeit der classischen Epoche entwickelte. Der Idealismus und die tiefe Innerlichkeit der deutschen Natur bekundeten sich hier nicht minder siegreich, als in der Epoche der Reformation. Rein aus sich selbst, unabhängig von äusseren Verhältnissen, entfaltete sich die edle Geistesblüthe dieser reichen Cultur:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem grössten deutschen Sohne,
Von des grossen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt;
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth."

Nimmer möge es geschehen, dass wir diese Grösse in der Entwickelung unserer classischen Kunst und Literatur verkennen, dass wir sie, wie Manche, denen ihre Beziehungslosigkeit zu den Fragen der Politik wie ein trübes Verhängniss erscheint, der Entfremdung vom nationalen Leben beschuldigen. Sie war vielmehr im Innersten deutsch, und trotzdem, dass sie selbst nicht politisch war, wäre doch der politische Aufschwung ohne sie unmöglich gewesen; sie hat ihn selbst herbeiführen helfen. „Aus ihr," sagt der berühmte Schilderer der deutschen Vergangenheit,"*) „sollte sich

*) Gustav Freytag.

die Begeisterung entwickeln für den gefährdeten deutschen Staat. Nie hat eine Literatur solche Rolle gespielt und so grosse Aufgaben gelöst, als die deutsche von 1750 bis in die neueste Zeit. Denn sie ist auch durchaus unähnlich den modernen Versuchen anderer Völkerschaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfniss eines staatlichen Fortschritts, sich eine tendenziöse Literatur grossziehen. In diesen Fällen dient Kunst und Poesie von Anfang an der Politik, sie wird vielleicht künstlich gepflegt, der wissenschaftliche und Kunstwerth der einzelnen Leistungen gilt wahrscheinlich weniger als der politische Zweck. In Deutschland war die Wissenschaft, Literatur und Kunst nur um ihrer selbst willen vorhanden, die beste schöpferische Kraft, das wärmste Interesse der Gebildeten war allein auf sie gerichtet, sie war immer deutsch und patriotisch, im Gegensatz zu dem übermächtigen Französischen, aber sie hatte keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. — Gerade darum aber, weil Kunst und Wissenschaft der Deutschen nichts wollten, als ehrliche Leistungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauteren Flammen das weiche Gemüth der Deutschen, bis es für einen grossen politischen Kampf gehärtet war."

Wiederum seltsam ist ein anderes Phänomen, das uns gleichzeitig mit dem Beginn jener classischen Literaturepoche in Deutschland entgegentritt. Jene Zeit erschuf ein grosses politisches Genie; eben er, den Schiller in den angeführten Versen nennt, Friedrich der Grosse, erneuerte damals den Ruhm des deutschen Namens durch den Glanz seiner mächtigen Kriegsthaten; er erhob die Macht des preussischen Staates auf eine allbewunderte Höhe und führte sie auf der Bahn politischer Entwickelung ein gewaltiges Stück der Bestimmung entgegen, welche das Geschick dem preussischen Staate vorgezeichnet, und die er jetzt so glorreich erfüllt hat. Eben dieser gewaltige und geistvolle Fürst war es jedoch, an dessen Thron nach des Dichters Worten die deutsche Muse weder Schutz noch Ehre fand. Lessing und Friedrich der Grosse — wie sehr erscheinen sie geistig verwandt, und doch sind sie niemals zu einander in Beziehung getreten. Den Grössen der französischen Literatur, die Lessing mit der glänzenden Waffe seiner Kritik zerschlug, widmete dieser König leidenschaftliche Bewunderung, er hatte kein Verständniss für die grossen Geistesschöpfungen, die neben ihm und mit seinem politischen Werk gewissermaassen in geheimem Bündniss im deutschen Volke heranwuchsen.

Die beiden Strömungen, die der politischen und der Culturentwickelung, die hier so getrennt erscheinen, sollten sich aber zusammenfinden. Der Staatsgedanke und die neue Geistesbildung sollten einander die Hand reichen. Als die napoleonischen Kriege über Deutschland hereinbrachen und unser Volk in unermessliches Elend stürzten, als auch Preussen in dem jammervollen Jahr 1806 dem fremden Despoten erlegen war, da, unter der Noth und dem Schmerz dieser Jahre, sollte sich zuerst die Vermählung des politischen und geistigen Nationalgefühls vollziehen und die Macht erzeugen, die unser Volk zu seinen Freiheitskriegen entflammte, die Deutschland sich selbst wiedergab und uns über mannigfache Hemmnisse und oft durch öde und traurige Strecken endlich zu der Höhe der Gegenwart emporführte. Die Namen Stein, Scharnhorst und Gneisenau, Schleiermacher und Fichte sind es, an die wir hier vor allen denken. In ihnen, die mitten inne standen in der Bewegung des deutschen Geisteslebens, erwachte in jenen Tagen der Noth allmälig das Feuer einer grossen politischen Leidenschaft, und jene hohe und edle Bildung selbst war die Quelle, aus der sie diesen politischen Enthusiasmus nährten.

Auch die Poesie begann mit einzustimmen in die kriegerische Begeisterung jener Tage, die Leyer gesellte sich dem Schwert. Von dieser reichen, mannigfach gestalteten Dichtung, welche den ganzen Verlauf der Freiheitskämpfe begleitete, beabsichtigen wir im Nachfolgenden eine kurze Charakteristik zu geben.

Zunächst tritt uns, an der Schwelle jenes grossen Zeitalters der Freiheitskriege, die düstere, fast unheimliche Gestalt eines Dichters entgegen, der dem empörten Selbstgefühl der Nation mit einer tiefen wilden Leidenschaft Ausdruck gab, dem aber selbst nicht vergönnt war, den Tag der Freiheit zu begrüssen. Heinrich von Kleist*) war nach den wenig bedeutenden Poeten des siebenjährigen Krieges der erste unter den neueren Dichtern, der die Sprache der Poesie mit glücklicher Kühnheit politischen Zwecken der unmittelbaren Gegenwart dienstbar machte. Lange Jahre brütend, in sich selbst versunken, theilnahmlos gegen die umgebende Welt und ihr Geschick, in die Irrgänge maassloser Leidenschaften verloren, erwachte er wie von qualvollen Träumen, als das Unheil furchtbar, eine entsetzliche

*) Eine vorzügliche Charakteristik dieses Dichters enthalten die „historischen und politischen Aufsätze von Heinrich v. Treitschke." 2. Theil. Leipzig, 1870.

Wirklichkeit, an das Vaterland herantrat. Immer häufiger werden seit dem Feldzug von 1805 in seinen Briefen die Klagen über die „finstere Zeit, wo jedem das Elend in den Nacken schlägt.“ Unfassbar ist ihm die erste Kunde von der Schlacht bei Jena; „Zwanzig Tausend Mann auf dem Schlachtfelde und doch kein Sieg,“ ruft er aus im Schmerz seines tief verwundeten preussischen Stolzes. Hart aufeinander folgen nun die Unglücksschläge, die Preussen völlig niederwerfen, und zuletzt muss er die Noth der Zeit noch unmittelbar an seiner eigenen Person erfahren. In Folge eines Missverständnisses wird er 1807 als Spion gefangen und nach Frankreich gebracht, wo er auf der Festung Joux im Jura Monate lang französische Rohheit zu erdulden hatte. Nach der Rückkehr in das tief gedemüthigte Vaterland werden Zorn und Hass gegen den Unterdrücker und das Verlangen nach Rache immer mehr die herrschenden Leidenschaften seiner Seele und sie steigern sich auf einen Grad, dass man gemeint hat, die schliessliche Verzweiflung am Vaterland sei die alleinige Ursache seines Selbstmordes gewesen. Mit dämonischer Wildheit bricht der Hass gegen den Schänder der deutschen Ehre aus seinen patriotischen Gedichten hervor, furchtbar klingt sein Aufruf zur Rache: „Schlagt ihn todt, das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht!“ — Diese wilde, unbändige Leidenschaftlichkeit bildet den Grundzug in Kleist's patriotischer Poesie, die deshalb die Stimmung, aus welcher die grosse Erhebung jener Jahre hervorging, nur einseitig charakterisirt. Von dem sittlichen Pathos, der heiligen Begeisterung, welche die Helden der Freiheitskriege erfüllte und die in Körner's Liedern den reinsten Ausdruck empfing, ist in Kleist's Gedichten nur wenig zu finden. Mit dem grimmigen Ungestüm einer Kraft, die an ihren Fesseln rüttelt, empört sich in ihnen gegen den noch übermächtigen Druck das patriotische Gefühl, das sich erst mit der Erhebung selbst, die der Dichter nicht erleben sollte, zu einer edlen Begeisterung klären konnte.

Politischen Inhalts sind auch zwei dramatische Dichtungen Kleist's: „die Hermannsschlacht“ und „der Prinz von Homburg.“ Jene, in der sich die politische Tendenz deutlich genug ausspricht, stellt gleichsam ein Vorbild des erhofften Befreiungskampfes auf. Mit der Hermannsschlacht Klopstock's verglichen, hat sie neben dem Vorzug wirklich dramatischer Kraft auch den einer bestimmten geschichtlichen Auffassung des Gegenstandes. Der Patriotismus ist hier nicht mehr, wie bei Klopstock, eine in's Allgemeine gehende

lyrische Aufwallung, er macht die Gestalten der Vorzeit, die blondmähnigen Teutonen, nicht mehr zu schemenhaften Heroen von ausbündiger Tugend und pathetischer Schwärmerei; in dem Hermann der Kleist'schen Dichtung verbinden sich urwüchsige Heldenkraft und Freiheitsliebe mit einem schlau berechnenden Verstand, der es nicht verschmäht, List mit List zu bekämpfen. An einzelnen Stellen des Dramas bricht die patriotische Leidenschaft, der Hass und Grimm gegen die übermüthigen Fremdlinge mit glühender Kraft hervor; in diesen Partieen ist die Dichtung von hinreissender Wirkung, während dem Ganzen gegenüber allerdings der Eindruck einer gewissen Fremdartigkeit vorherrschend bleibt. — Der „Prinz von Homburg" hat nichts Tendenziöses; er ist eine freie poetische Schöpfung, in welcher sich der politische Inhalt nirgends stofflich als Zweck vordrängt, sondern überall nur die Bedeutung eines künstlerischen Motives hat. Trefflich ist in einer Reihe lebendig individualisirter Nebengestalten die Tugend des deutschen Soldaten geschildert, der, strenger Disciplin unterthan und doch ein freier Mann, bei seiner Pflichttreue den Muth eines selbständigen Gewissens bewahrt. Ein feuriger Patriotismus durchdringt auch dieses Stück, und der Glaube an die preussische Mission fasst sich am Schluss in dem triumphirenden Ausrauf des Prinzen zusammen: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs."

Die Tage der nationalen Erhebung kamen, das Volk sammelte sich in Schaaren unter die Banner, die ihm voranwehen sollten im Kampf gegen den fremden Despoten; aber Kleist, der diesen Kampf so leidenschaftlich herbeigesehnt, verfiel kurz vor dem Beginn desselben auf's neue seinem finstern Dämon; wieder, und schrecklicher denn zuvor, begann der Trieb der Selbstzerstörung in ihm zu wühlen; am 21. November 1811 gab er sich selbst den Tod.

Neben diesem tief unglücklichen Charakter und seiner dämonischen Leidenschaft, die immer auflodert wie dunkelglühende Feuersbrunst, — wie klar und jugendlich hell erscheint die Gestalt Theodor Körner's, des eigentlichen Repräsentanten jener edeln und reinen Begeisterung, welche die deutsche Jugend in den Kämpfen der Freiheitskriege beseelt. Sein Heldentod für das Vaterland und dieser reine Enthusiasmus, der in schwungvollen Liedern erklang, haben ihn zum Liebling des Volkes gemacht.

Körner hielt sich seit dem Anfang des Jahres 1812 in Wien auf und hatte sich hier, nachdem er zum Dramaturgen am Burgtheater ernannt worden, mit der Tochter einer befreundeten Familie

verlobt, als 1813 der preussische Aufruf erscholl, der Ruf zu den Waffen; ohne Zaudern riss er sich los von dem eben gewonnenen Glück, aus den Armen der Liebe. „Deutschland steht auf," schreibt er an seinen Vater nach Dresden, „der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die grosse Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterland — lass mich ihr würdiger Jünger sein! Jetzt, da ich weiss, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, dass kein Opfer zu gross sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine grosse Zeit will grosse Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muss hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegreichen Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Ich weiss, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. — Dass ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, dass aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und dass ich es doch wage, dass ich die süsse Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf."

Das ist die Stimmung, welche damals die Gemüther der deutschen Jugend beherrschte. Am 19. März 1813 trat Körner in die Freischaar des Majors v. Lützow ein; auf den Märschen und in den Stunden der Musse, unter dem unmittelbaren Anhauch des kriegerischen Lebens, entstanden nun die meisten seiner patriotischen Gesänge; an seinen Genossen, denen er sie häufig Abends beim Bivouakfeuer vortrug, hatte er die empfänglichsten Hörer, in denen jeder Funke der Begeisterung zündete. Bei einem Streifzug im nördlichen Deutschland fand er schon am 25. August 1813 den Tod. Wenige Stunden vorher entstand sein letztes Gedicht: das Schwertlied. Am dämmernden Morgen hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben und las es eben einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Auf der Strasse von Gadebusch nach Schwerin kam es zum Gefecht. Der Feind wurde zurückgeworfen und Körner war unter denen, die ihn am kühnsten verfolgten. Eine Kugel der feindlichen Tirailleurs, die aus einem Gebüsch auf die

verfolgenden Reiter schossen, traf ihn in's Herz. Seine Leiche führten die Lützower mit sich und bestatteten sie unfern Ludwigslust unter einer Eiche bei Wöbbelin. So war Körner das Loos beschieden, das er oft in seinen Liedern mit Begeisterung gepriesen:

„Und sollt ich einst im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was berauscht die Leyer vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.“

Durch die geringere Bedeutung der Dramen des jugendlichen Dichters seiner Lyrik gegenüber haben sich Manche verleiten lassen, auch diese kühl zu beurtheilen. Sieht man aber von einigen etwas unreifen Stellen der Körnerschen Kriegslieder ab, so sind sie unzweifelhaft der edelste, kräftigste und wirklich poetische Ausdruck des jugendlichen Patriotismus jener grossen Zeit. Aus allen spricht deutlich das glänzende Vorbild der Schillerschen Lyrik, und wenn Körner in seinen Dramen dem Genius des grossen Dichters, den er unter allen am höchsten verehrte, nur mit geringer Kraft nachzueifern vermochte, so erreichte er in den lyrischen Gedichten einen Schwung und Adel des Ausdrucks, die ihn als Schiller's würdigen Schüler erscheinen lassen. In einigen ist es ihm auch glücklich gelungen, einen mehr volksthümlichen Ton anzuschlagen, wie vor allem in dem „Schwertlied,“ welches man unbedenklich ein Muster edel-volksthümlicher Liederpoesie nennen kann. In allen aber kommt das mächtige sittliche Pathos, welches die Freiheitskriege so wundervoll auszeichnet, mit ergreifender Wahrheit zum Ausdruck. In diesen Liedern ist nichts von einem rohen und geistlosen Kriegsfanatismus, nichts von klirrender Landsknechtspoesie, in allen herrscht das begeisternde Gefühl, dass der Kampf nur dienen soll, das Edelste, was Völker ihr eigen nennen, zu schirmen und wiederaufzurichten:

„Hinter uns im Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein.
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Dass sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein.

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Grosse kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein grässliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen,
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück."

Wie die ideale Stimmung des classischen Zeitalters in die Empfindungen jener kriegerischen Epoche hereinwirkte, wie der Enthusiasmus der Freikeitskriege sich nährte am Geiste unserer classischen Literatur, vor allem an Schiller's sittlichem Idealismus, davon zeugt die Körnersche Kriegslyrik in jedem Verse. Von Schiller's Muse ward Körner in Schlacht und Kampf geleitet; an ihrer Hand, geschmückt mit dem blutigen Lorbeer, tritt der jugendliche Held und Sänger unserm innern Auge entgegen, so steht er in der Erinnerung des Volkes.

Neben Körner erscheint Moritz Arndt wie neben dem Jüngling der Mann. Mit Unrecht stellt man diesen starken und unentwegten Vorkämpfer deutscher Freiheit häufig zusammen mit dem wunderlichen Turnvater Jahn. Jenes „urteutonische" Wesen, das bei diesem in Rede, Tracht und allerhand Aeusserlichkeiten fast zur Carricatur wurde, und das Heine in seiner boshaften Art als das ungekämmte Cheruskerthum bezeichnete, lag dem Patriotismus Arndt's durchaus fern. Er war eine Natur von gesundem geistigen Wuchs; seinem klaren und energischen Verstand war ein Herz voll starker, leidenschaftlicher Empfindung verbunden, das in männlichem Zorn aufschwoll gegen Unterdrückung und Unrecht. Die Kraft dieses Zorns war die eigentliche Seele seiner Kriegslieder, sie war die Muse seines Gesanges.

Die publicistische Thätigkeit Arndt's, deren höchstes Streben von Anfang war, den politischen Geist in Deutschland zu entzünden, zog ihm lebhafte Verfolgungen zu, die ihn nach der Schlacht bei Jena nöthigten, nach Schweden zu flüchten. Es gelang ihm jedoch bald, nach Deutschland zurückzukehren, und mit verdoppeltem Eifer war er nun auf's neue in Schrift und Rede bemüht, den Willen der Nation zur Erhebung anzuspornen. Endlich brach das Feuer, das

er so lange geschürt, in lichten Flammen aus, und nun erhob sich auch seine Dichtung, die bisher keine hervorragenden Eigenschaften gezeigt, zu einem bedeutenden und mächtigen Pathos. Die Energie der Gesinnung, der sittliche Affect, die patriotische Begeisterung erschufen ihm das Talent. Seine Gedichte haben nicht Körner's schwungvollen Stil, sie sind schwerer und härter im Ausdruck, aber oft von gewaltiger Wucht und Kraft:

Der Gott, der Eisen wachsen liess,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spiess
Dem Mann in seine Rechte.
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Dass er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Lass brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Wie aus Körner's politischen Liedern, so spricht auch aus denen Arndt's ein tiefreligiöser Zug. Einen scharfen Contrast bildet diese ernste, von den Spuren eines schwächlichen Pietismus völlig freie Religiosität zu dem dürren Rationalismus der nüchternen Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts. Das tragische Geschick des Vaterlands erweckte in den Gemüthern wieder die Ehrfurcht vor der geheimnissvollen Macht, die über unserm Dasein waltet, und die ernste Begeisterung für die grossen Ideale der Menschheit siegte über den öden Materialismus beschränkter Selbstsucht. Religiosität ist nach dem Sinne Arndt's der nothwendige Charakter dieser Begeisterung, das Merkmal jedes freien und hochsinnigen Enthusiasmus für die idealen Güter des Lebens. „Religion," sagt er, „der schlaue Sclav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampf in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit widerspiegelt."

Die politischen Ansichten Arndt's hatten manches Unklare und Schwankende, die Geschichte seines Lebens erklärt dies zur Genüge. Eine Ueberzeugung aber hielt sich ihm aufrecht zu jeder Zeit, die Ueberzeugung, dass es Preussens Beruf sei, durch seine Initiative die Umgestaltung Deutschlands herbeizuführen; in den trübsten Tagen hielt er an diesem Glauben fest, und schon bald nach seinem Tode (1864), in dem schweren Kampf des Jahres 1866 sollte die von ihm vorausgesagte politische Reformation beginnen.

Wenn wir in der Kriegslyrik Körner's die Einflüsse der classischen Epoche, namentlich die Einwirkungen des Schiller'schen Geistes erkannten, so können wir nun in andern Erscheinungen der patriotischen Dichtung jener Zeit die näheren und ferneren Zusammenhänge mit einer Literaturrichtung beobachten, die von der classischen in wesentlichen Punkten verschieden, zu derselben in vieler Beziehung einen ausdrücklichen Gegensatz bildete.

Sahen wir vorher, dass sich unsere classische Dichtung in völliger Unabhängigkeit von der staatlichen Existenz entwickelte, dass sich in ihr eine wunderbare Blüthe deutschen Geistes zu edler Schönheit entfaltete, in einer Zeit, wo das politische Leben in Deutschland allenthalben stockte, so sehen wir nun eine Literatur von ausdrücklich volksthümlicher Tendenz entstehen, als unser Volk politisch gerade am schwächsten war. — Zu der Zeit, wo sich Napoleons starrer Despotismus wie ein eisernes Netz über Deutschland gelegt hatte, wo unsere politische Existenz völlig gebrochen schien, wo selbst die noch zurückgebliebene Schattengestalt des deutschen Reichs vor dem Winke des übermüthigen Eroberers versunken war, zu eben dieser Zeit regte sich auf dem geistigen Gebiet der Literatur ein wundersames patriotisches Leben. Es war dies eine vaterländische Begeisterung zunächst nur poetischer Art, die aber zuletzt, wenigstens mittelbar, auch das politische Nationalgefühl kräftigen und seinen Inhalt bereichern half.

Wir sprechen von jener denkwürdigen Bewegung im Gebiet der neudeutschen Literatur, die man mit dem Namen der Romantik zu bezeichnen pflegt. Das heutige Geschlecht, dem ein tiefer Widerwille innewohnt gegen alles Unklare, Nebelhafte und Verschwommene, hat das Phantastische, was ihren Bestrebungen anhaftete, mit strengem Tadel veurtheilt. Niemand ist, der die Schwächen der Romantik jetzt vertheidigen möchte, sie zu durchschauen fällt heutzutage nicht schwer, und oft vergessen wir, wie Grosses wir dieser Literatur zu verdanken haben. Es ist wahr, unter den Werken, die sie hervor-

gebracht, sind wenige, die in sich vollendet den Wechsel der Zeit zu überdauern vermocht haben, und die auch der Zukunft gewiss sind. Die meisten haben nur historische Bedeutung; aber in dieser Rücksicht ist ihr Werth nicht hoch genug anzuschlagen. In der That von höchster Wichtigkeit sind die Anregungen, die von dieser reichen Literatur ausgingen, unübersehbar die Fülle neuer Gedanken und Anschauungen, die sie über das Volk verbreitete. Auf alle Gebiete des Wissens und der Kunst, auf das gesammte Denken und Empfinden der neueren Zeit hat die Romantik die wirksamsten Einflüsse ausgeübt.

Eines ihrer grössten Verdienste bleibt die Wiederbelebung des Interesses für die Kunst und Poesie der vaterländischen Vorzeit; die jugendlichen Bannerträger dieser Romantik waren es, die das Wunderland der germanischen Vorwelt, die verschütteten Schätze der mittelalterlichen Cultur gleichsam neu entdeckten. Wohl hatte sich die „Nacht des Mittelalters," die der Aufklärung des 18. Jahrhunderts so barbarisch erschien, schon früher manchem Auge erhellt; schon den Blicken des jungen Göthe enthüllte sich die eigenthümliche Schönheit des strassburger Münster, Dürer's Schöpfungen hatten seine Liebe gewonnen und Herder's vielseitige Empfänglichkeit war nicht unberührt geblieben von den Reizen altdeutscher Volkspoesie. Aber eine höher und freier entwickelte Kunst, die Kunst des hellenischen Alterthums, hatte dann Göthe und den Geist seines Zeitalters in das Bereich ihrer Schönheit gelockt, und verlor auch die productive Kraft unserer Classiker unter dem Einfluss der Antike nichts von ihrer nationalen Ursprünglichkeit, wurden sie auch keineswegs dem nationalen Empfinden entfremdet, so verschwand doch jene volksthümliche Welt der deutschen Vergangenheit auf lange aus dem Gesichtskreis der classisch Gebildeten. Die Schönheit gothischer Dome wurde in Schatten gestellt durch die heitere Pracht ionischer Tempel, und die Sonne Homer's überglänzte alle Sterne der mittelalterlichen Dichtung.

Die Romantik brachte uns das Bild unseres nationalen Alterthums wieder nahe. Wir lernten unsere eigene Vergangenheit in Kunst und Dichtung, in Lied und Sage wieder verstehen; der Reichthum des Gemüthes, die religiöse Innigkeit der Empfindung, die schüchterne Anmuth des Ausdrucks in den noch unfreien Formen mittelalterlicher Kunstwerke ward zuerst wieder lebhaft empfunden. Allenthalben regte es sich in den Kirchen, Klöstern und Burgen; aus einer langen Nacht der Vergessenheit, aus dem tiefen Staube

von Jahrhunderten wurden kostbare Schätze des Mittelalters, Kleinodien der Kunst, Gemälde und Bildwerke in reicher Fülle an's Licht gezogen. Mit unermüdlichem Eifer sammelten namentlich die Gebrüder Boisserée diese Reichthümer in den von Alters her kunstgesegneten Gegenden des Rheins. Und nicht lange währte es, so machte diese unentdeckte Kunst ihren Einfluss auch auf die schöpferischen Kräfte jener Zeit geltend; an den Vorbildern dieser alten wuchs eine neue Kunst heran, die Kunst eines Cornelius und Overbeck, die zuerst wieder nach fast drei Jahrhunderten eine deutsche genannt werden konnte.

Von den neu aufgefundenen Schätzen der vaterländischen Vorzeit schweifte jedoch das Interesse der Romantik sehr bald hinweg zu der Kunst und Dichtung aller Völker und Zeiten, das Volksthümliche in den Culturformen aller Nationen strebte sie zu erforschen, und auch durch diese Bemühungen erwarb sie sich grosse und bedeutende Verdienste. Eine Menge neuer geschichtlicher Betrachtungen wurde angeregt, vor allem die sprachvergleichende Forschung, und der Gesichtskreis der modernen Welt in's Ungemessene erweitert. Eine grosse Reihe fremder Dichtungen machte die Romantik zum Eigenthum unserer Literatur in vorzüglichen Uebertragungen, in denen sich unsere scheinbar so spröde Sprache zu unserm eignen Erstaunen als überaus schmiegsam und für die Schönheit fremder Idiome in hohem Grade empfänglich erwies.

Aber allerdings, auf so weiten Entdeckungsreisen entfremdete sich die romantische Schule mehr und mehr ihren volksthümlichen Anfängen, ihre Dichtung wurde zu einer gelehrten, die dem Volke zuletzt sehr fremd gegenüberstand. Der Zauber der Vergangenheit hielt die Phantasie der Romantiker gefangen, und je weniger sie selbst schöpferische, productiv begabte Naturen waren, um so mehr mussten sie in Gefahr kommen, in der phantastischen Beschäftigung mit den Gebilden fremdartiger Dichtungen den eigenen Lebensgehalt einzubüssen und sich in ein leeres Spiel mit poetischen Formen zu verlieren. Zuletzt war es nur noch ein allgemein ästhetischer Reiz, der den Trieb ihrer Thätigkeit ausmachte, und ihre Productionen vermögen wohl die Phantasie noch lebhaft zu beschäftigen, aber sie können die Empfindung nicht wahrhaft ergreifen, das Gemüth nicht bewegen.

Immer mehr gerieth die romantische Literatur ausser Beziehung zu dem Leben der Nation, die Namen ihrer Häupter, Schlegel und Tieck, sind dem Volke nur wenig bekannt. Und als das deutsche

Nationalgefühl in den Freiheitskriegen mächtig erwachte, liess sich die patriotische Begeisterung, welche die Anfänge der Romantik begleitet hatte, nur in vereinzelten und wenig ergreifenden Klängen vernehmen. Die wenigen patriotischen Lieder der beiden Schlegel, die in der Zeit der Freiheitskriege entstanden, haben in der That etwas Künstliches und Gemachtes, sie entbehren des lebendigen Hauches einer natürlich quillenden Empfindung.

Aber die stillen und mittelbaren Einflüsse jenes warmen vaterländischen Gefühls in der Zeit des ersten Aufblühens der romantischen Literatur wird man nicht leicht überschätzen können, man wird nicht irren, wenn man ihm einen wichtigen Antheil zuschreibt an der Belebung und Steigerung des allgemeinen Nationalgefühls, und so mittelbar auch an dem Aufschwung desselben in der Periode der Freiheitskriege.

Lebhafte Anklänge an die romantische Schule lassen sich unter den politischen Dichtern dieser Periode, besonders bei zweien, bemerken, bei Max v. Schenkendorf und de la Motte Fouqué. Beide erscheinen in ihren Kriegsliedern als die Repräsentanten des patriotischen Adels, wie denn die Romantik zuletzt wesentlich ein Privileg der aristokratischen Gesellschaft wurde. Ihnen gegenüber vertreten Körner und Arndt den Charakter des Bürgerthums. Schenkendorf's weiche und gemüthvolle Natur hat einen Hang zu ruhiger Beschaulichkeit, der ihn nur selten kühneren Flug versuchen lässt. Seine patriotischen Lieder haben nichts von der schwungvollen Energie Körner's, nichts von der männlichen Kraft und Derbheit Arndt's; in der Form glatter und feiner, sind sie vorwiegend der Ausdruck einer gehaltenen mässig bewegten Stimmung; zuweilen haben sie auch, wie manche seiner übrigen Gedichte, einen etwas sentimentalen Zug. Den Schüler der Romantik erkennen wir in diesen Liedern besonders an den häufig wiederkehrenden Erinnerungen an die Herrlichkeit der mittelalterlichen Welt; die Hoffnung auf die Wiedererweckung des alten Kaiserreichs mit seiner Kraft und seinem Glanze bildet recht eigentlich den Kern der patriotischen Poesie Schenkendorf's, den Rückert deshalb als den Kaiserherold unter den Dichtern bezeichnete. Im übeln Sinne romantisch, merkwürdig zerfliessend in Gedanken und Bildern ist gerade das bekannteste von Schenkendorf's Gedichten, das vielgesungene: „Freiheit, die ich meine," dessen Inhalt in die Kategorie des völlig Unbestimmbaren fällt.

Von ähnlichem Charakter wie Schenkendorf's patriotische Lieder sind die seines romantischen Genossen Fouqué. Auch ihm war die

Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs das Ziel der politischen Sehnsucht, und wenn er anfangs seine romantischen Anschauungen mit der Empfindung und den Forderungen der Gegenwart zu versöhnen strebte, so wurde er später, viel mehr als Schenkendorf, in die Gedanken des mittelalterlichen Feudalismus verstrickt, und die Popularität, die ihm viele seiner ersten patriotischen Gedichte erworben hatten, verlor er späterhin immer mehr, je reger er sich nach der Periode der Freiheitskriege an die reactionären Bestrebungen der Romantik anschloss.

Noch bleibt uns übrig, zweier Dichter zu gedenken, die an poetischer Kraft die eben genannten weit übertrafen. Uhland, der seine ersten Anregungen gleichfalls von der Romantik empfing, von ihren Verirrungen aber völlig frei blieb, gehört unter die Zahl unserer bedeutendsten politischen Dichter. Der wichtigste Theil seiner politischen Poesie fällt allerdings nicht in die Periode der Freiheitskriege. Ihm, dem Schwaben, war nicht unmittelbare Theilnahme an der Erhebung jener Zeit vergönnt, er stand nicht wie Körner und Arndt in der Mitte ihres grossen Kampfes; seine Lieder aus dieser Zeit bekunden, mit wie erregtem Gefühl er den Fortgang der gewaltigen Bewegung verfolgte, wie er in schwerer Sorge bangte, als die letzte Entscheidung sich zu verzögern drohte, aber sie spiegeln nicht unmittelbar, wie die Gedichte Körner's und Arndt's, die frische Begeisterung des Kampfes. Als der Sieg errungen war, richtet er an das Vaterland, dem er seine Lieder widmet, die demuthsvollen Worte:

„Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstand'nen freien
Ist all mein Sinnen zugewandt.
Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig grossen,
Was gälten diese Lieder dir?"

Die wichtigste Periode von Uhland's politischer Dichtung begann erst nach dem Frieden, als in Süddeutschland die Kämpfe der innern Politik ausbrachen. Es ist bekannt, wie Uhland in dem württembergischen Verfassungsstreit der beredte Anwalt des empörten Rechtsgefühls seines Stammes wurde, wie er später auf dem frankfurter Parlament die grossdeutsche Partei mit berühmt gewordenen Reden vertrat, wie er trotz mancher Einseitigkeiten in der Auffassung der

politischen Verhältnisse niemals das grosse Ziel der deutschen Einigung aus den Augen verlor, wie schmerzlich er litt, als die hereinbrechende Reaction alle Hoffnungen des Vaterlandes begrub. „Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held, ein solcher, der im heil'gen Kriege gefallen auf dem Siegesfeld, der sänge wohl auf deutscher Erde ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich" — mit so scharfem Lied von ehernem Klang hat er sein Volk gemahnt, der Väter zu gedenken und die Frucht ihrer heissen Kämpfe nicht verkommen zu lassen. Sein Geist hat tief eingewirkt in das nationale Leben und mächtig mitbauen helfen an dem Einigungswerke des deutschen Landes.

Als die bedeutendsten poetischen Erzeugnisse der Freiheitskriege werden von vielen die geharnischten Sonette Friedrich Rückert's gepriesen. Diese markigen Lieder, die ein glühender Patriotismus erfüllt, sind zugleich der Ausdruck einer überaus originellen Dichternatur, die sogleich bei ihrem ersten Auftreten eine ausgebildete Neigung für kunstvolle Formen der Poesie und das seltenste Talent in der virtuosen Beherrschung dieser Formen bekundete. Vielleicht ist die Form des Sonetts für den Ausdruck kriegerischer Begeisterung nicht ganz glücklich gewählt, der weichen Natur des Sonetts erscheinen Harnisch und Rüstung nicht ganz angemessen. Immer aber wird man die Kunst bewundern müssen, mit welcher Rückert diese Form benutzt und ihr einen kriegerischen Charakter aufgeprägt hat.

Die geharnischten Sonette, in denen der Dichter nach seinen eigenen Worten des Volkes Schande und Sieg in Glutbuchstaben niederschrieb, bilden ein zusammenhängendes Ganze. Sie schildern die ganze Reihe von Empfindungen, welche die Geschichte der Freiheitskriege begleiteten, von dem ersten Aufflammen des Nationalbewusstseins bis zu dem Jubel des Sieges. Sie geben zuerst der Entrüstung Ausdruck über die Thatlosigkeit des Volkes und rufen zürnend zum Kampfe auf. Dann begrüssen sie Preussen, wie es die Fahne der Befreiung erhebt, die Begeisterung der Jugend, die herbeieilte, das Schwert zu ergreifen, die Opferfreudigkeit deutscher Frauen, den Heldentod Körner's; dann feiern sie den Sieg bei Leipzig:

„Tritt auf, Gigant, mein Lied, und schlage Saiten,
Dass Deutschlands Busen jauchzend wiederklinge,
Denn es sind ausgeführet worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europa's Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, dass ihr Blutstrom springe
In Deutschland's grosses Herz und es durchdringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten."

Ich brauche die Empfindung nicht ausführlich zu interpretiren, welche die Dichtungen, die ich hier in flüchtigen Umrissen geschildert, in dem gegenwärtigen Augenblick in uns erwecken. Sie bringen uns mit ergreifender Beredsamkeit zum Bewusstsein, wie unser Volk in langen Kämpfen um die höchsten Güter des politischen Lebens gerungen, wie die Herzen unserer Väter geschlagen für die Einheit und Freiheit des deutschen Landes. Das Ziel, nach dem ihre heissesten Wünsche verlangten, wir haben's erreicht; durch gewaltige Kämpfe, wie die Geschichte noch keine zu verzeichnen gehabt, sind ihre Hoffnungen uns zur Wirklichkeit geworden. Ihr Geist hat über unserm Geschlechte gewaltet, und indem wir mit stolzem Bewusstsein den Triumph der Gegenwart feiern, ehren wir zugleich ihr Andenken mit dankbarer Pietät.

Leipzig. Dr. Herm. Lücke.

Goldberg, Vater und Sohn.

(Nach einer handschriftlichen Familienchronik.)

Wir geben unsern Lesern in dem nachfolgenden Aufsatze Nachrichten aus einer Familienchronik, die von der Mitte des 17. bis weit in das 18. Jahrhundert hineinreichend, sauber geschrieben, sich noch vollständig erhalten hat und uns durch die Güte eines der Familie Goldberg verwandtschaftlich angehörenden Mannes zugänglich geworden ist. Zwar sind die handelnden Personen nicht aus den höheren, maassgebenden Kreisen ihrer Zeit; ihre Erlebnisse bewegen sich nicht in hervorragenden Stellungen; es sind die Erlebnisse einer adligen Familie, welche weit ab von der sogenannten grossen Welt in der Verborgenheit des Privatlebens sich zutragen. Aber aus diesen Aufzeichnungen spricht mancher charakteristische Zug, und sie gewinnen um so mehr an Interesse für den baltischen Leser, als sie nach Ort und Zeit in den geschichtlichen Zusammenhang einer insbesondere für unser Land so bedeutenden, ja entscheidenden Periode gehören. Die Drangsale, die die Familie in ihrem engen, beschränkten Kreise erfährt, vergegenwärtigen uns die Drangsale im Grossen und Ganzen, wie sie damals über das Land kamen. Die völlige Lockerung der staatlichen Verhältnisse, die Verwüstung des Landes in Folge schwerer Kriege und die dadurch herbeigeführte Lösung aller gesellschaftlichen Ordnung spiegeln sich auch in den Erlebnissen der Familie Goldberg ab, wie wir sie in Nachstehendem unter Hinzufügung einiger für den Zusammenhang nöthigen geschichtlichen Angaben unsern Lesern wiedergeben.

Die Familie Goldberg stammt nach unserm Gewährsmanne aus Schlesien. Sie hatte noch bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts in der Nähe der Stadt Goldberg in Schlesien die Güter Modelsdorf

und Adelsdorf in erblichem Besitze. 1154 setzten sich Glieder der Familie in Lübeck fest, das damals zum Herzogthum Mecklenburg gehörte, und trugen ihren Namen über auf das herzoglich mecklenburgische Amt Goldberg, wie denn auch in Lübeck eine Strasse nach ihnen benannt war. Von hier aus verzweigten sie sich im 12. Jahrhundert schon nach Rostock und Wismar.

Als Papst und Kaiser zum Kreuzzuge gegen die heidnischen Bewohner an der Ostsee aufriefen, folgten um das Jahr 1189 mehrere dieses Namens dem Rufe, liessen sich das Kreuz auf den Mantel heften und zogen in den heiligen Krieg. „Etliche aber," sagt unsere Chronik, „ausser dem geistlichen Stande lebende, haben sich auf dem Lande und in den Städten Riga und Reval gesetzet, und in dem revalschen und dorpatschen, wie auch rigischen und wendenschen Kreise Erbgüter besessen."

Nach Ablauf der Ordenszeit hielt sich ein Theil zur polnischen Partei und ging deshalb, als der Schwedenkönig Gustav Adolph das Land in Besitz nahm, „um der Treue willen, die sie den Polen schenkten," seiner Güter verlustig. Von den der evangelischen Kirche treu gebliebenen Gliedern gaben Familienwappen an mehreren Häusern, verschiedene Grabdenkmale und Sehenkungen an Kirchen noch im 18. Jahrhundert Zeugniss. So z. B. in Riga „im Duhm im Gange ostwärts an der Mauer ein Epitaphium des Joachim Goldberg mit einer schönen grossen metallenen Leuchter-Cron." Desgleichen zur Linken daselbst die Grabkapelle der Familie Goldberg vom Jahre 1649. — Auch trug ein Haus in der Strasse hinter dem Rathhause, „genannt Jungfernstrasse," über der Thür das Wappen der Goldberg.

Das gleiche Wappen fand sich in Reval und auch in polnisch Livland, dünaburgschen Distrikts, in der kreuzburgschen Kirche im Gange auf einem grossen Leichensteine von 1708 mit Ueber- und Unterschrift. Diese Kirche war zugleich im Besitze „eines schönen ovalen Epitaphiums derselben Familie; ferner einer silbernen Oblatendose und eines vergoldeten Kelches mit Patene (27 Loth schwer) und darauf die Inschrift: „Melchior Heinrich Goldberg und Anna von Luhren 1714;" auf dem rothen Lederfutterale die Buchstaben M. H. G. und die Jahreszahl 1720.

Auch ausserhalb des Landes fand sich das Geschlecht der Goldberg weit vertreten. Es besass Güter in der Schweiz, in Pommern und Litthauen. Diese gingen aber schon zu Lebzeiten unseres Chronisten in andere Hände über oder fielen durch Heirathen anderen

Adelsgeschlechtern zu. Die Chronik äussert sich darüber also: „zu bemerken: welche von dem Geschlechte der Goldberg in dem Stande der heiligen Ehe gelebt, haben mehrentheils Töchter gezeuget, dadurch das Geschlecht der Goldberg vielmehr unterdrückt und unterkommen, als emporgeschwungen; da doch die andere damalen und hernach in Livland eingekommene Geschlechter im höchsten Staffel sowohl in Reichthum als zur Ehre gestiegen und erhoben seyn. Ist alles des Aller-Höchstens seine Wille; wird dermaleins auch der Goldbergen gnädig seyn und ihrer sich erbarmen!"

Aus den hervorragendsten daselbst genannten Gliedern des Geschlechtes heben wir hervor:

Hermann Goldberg, Bürgermeister der „freien und römischen Reichs-Haupthandelsstadt an See" Lübek. Verstorben 1347. — Joachim Goldberg, ein Geistlicher im Herzogthum Mecklenburg „*in praefectura Plauensi*," ein gelehrter und hochgeachteter Mann, der zur Zeit der Reformation Luther's gelebt und sich der Lehre des Reformators angeschlossen, auch seinen Namen lateinisch *Joachimus Aurimontanus* unter die deutsche Ausgabe des Concordienbuches gesetzt, wo er noch heute zu lesen ist (1580). — Peter Goldberg, ein Pommer und Obriste über die deutschen Soldtruppen des Georg Fahrensbach, wendenschen Wojewoden, in dem unglücklichen Feldzuge, den der polnische König Sigismund III. 1578 um der schwedischen Krone willen gegen den Herzog von Südermannland führte. Peter Goldberg verlor in dem entscheidenden Treffen sein Leben.

Indem unser Chronist zu dem livländischen Zweige der Familie zurückkehrt, sagt er zu dem Jahre 1582: „In diesem Jahre wurde bei des Stephani Batoris, Königes in Polen, Regierung die erste Revision in Livland gehalten," das heisst, eine königliche Commission prüfte die Giltigkeit der Besitztitel auf die einzelnen Güter. „Es wurden auch Revisores gesetzt, so das ganze Land und der Ritterschaft Privilegien revidirten." An der Spitze dieser Commission stand der Gouverneur Cardinal und Bischof zur Wilda (Wilna) Georg Radzivil, und vom livländischen Adel war ihr der Ritterschaftshauptmann Johann von Tiesenhausen von Bersohn beigegeben. Nach den Acten dieser Revisions-Commission besass Georg Goldberg das Gut Goldberg (jetzt Goldbeck), „damalen im dorpatschen, später wendenschen (jetzt walkschen) Kreise, marienburgschen Kirchspieles gelegen, erblich, und blieb im posses desselben, weilen derselbe durch

Schriften bewiesen, dass die Goldberg etliche hundert Jahre nach einander *per successionem* das Gut geruhig im Besitz gehabt."

Solche Revisionen wiederholten sich 1590 und 1599, und es geschieht in ihnen auch eines Bernhardus a Goldberg Erwähnung, dessen Erbgüter im rigaschen Kreise „*in capitanatu Sedwoldensi*" gelegen und später unter dem Namen „Brismarskalle" bekannt seien.

Das Wappen der Familie ist ein horizontal getheilter Schild, in dessen oberer Hälfte ein weisses aufrecht stehendes halbes Ross in rothem Felde und in der unteren eine liegende Sichel in blauem Felde enthalten ist; darüber ein Helm mit geschlossenem Visir, auf den sich ein gepanzerter Arm stützt, der mit der geschlossenen Hand drei Lorbeerzweige emporhält.

Der der polnischen Herrschaft treu gebliebene Zweig der Familie, der sich der römisch-katholischen Kirche zuwandte, führte die verstümmelten Namen Wolbeck, Holbeck, Kolberg und andere. Die Glieder aber, von denen unsere Chronik herstammt, legen einen ganz besonderen Werth darauf, der lutherischen Kirche „nach dem Bekenntnisse der unveränderten *(invariata)* augsburgischen Confession" anzugehören.

Das Wirkungsfeld dieser ist Kurland und der Theil von polnisch Livland, der zwischen den Flüssen Düna und Ewst in eine breite Spitze ausläuft und gegenwärtig zum Gouvernement Witepsk gehört. Hier liegen noch heute die ausgedehnten Besitzungen der freiherrlich von Korff'schen Familie, auf denen sich unsere Goldberg niederliessen. Es ist classischer Boden, denn hier standen vor Alters Burg nnd Flecken Gercike (Jehrke), die bei Ankunft der Deutschen einem mächtigen eingeborenen Häuptlinge gehörten, der seine Herrschaft bis über Kokenhusen ausdehnte. Besiegt und zum Christenthum gezwungen, verlor Wsewolod Kokenhusen und empfing seinen früheren Wohnsitz, der hinfort das Zeichen des Kruges trug und Kreuzburg hiess, zu Lehn. Eine Urkunde von 1256 in dem kreuzburgschen Urkundenbuche besagt, Schloss Gercike (lettisch Kreewu pils) sei mit seinen Ländereien vom Erzbischof Albert zerstückelt und als Fahnenlehn vergeben worden. Die geographische Lage des Ortes zeigt, dass er, eingeengt zwischen litthauisch-polnischen Besitzungen einerseits und schwedisch-deutschen andererseits, den verschiedensten Wechselfällen unterworfen bleiben musste. Auch lag er auf dem Wege der öfter wiederkehrenden russischen Invasionen. Er ging aus einer Hand in die andere, bis endlich Polens König Stephan Bathory im Jahre 1585 seinen Feldherrn Nicolaus Korff,

aus dem Hause Hackutten im westphälischen Stifte Münster, für ihn und seine Nachkommen damit belehnte. Das geschah, wie die am 1. März zu Warschau ausgestellte Urkunde besagt, „in Betreff dessen, dass er (Nic. Korff) bei der Eroberung von Livland vor den übrigen Livonen den Kampf gegen die Moskowiten mit seiner bekannten Tapferkeit geführt habe.“ Seitdem sind diese Besitzungen bei der Familie Korff verblieben, auch durch Ankäufe bedeutend vergrössert worden.

Das anstossende Kurland, in dem die Familie Goldberg zunächst heimisch war, hatte sich seit Gotthard Kettler eine gewisse Selbständigkeit bewahrt, und stand in der Zeit, wo Goldberg, der Vater, darin auftrat, unter seinem unternehmenden und klugen Herzoge Jacob in hohem Ansehen, genoss andauernden Friedens und erfreute sich bedeutenden Wohlstandes. Herzog Jacob, ein Fürst aus der Schule Friedrich Wilhelm's, des grossen Kurfürsten von Brandenburg, und später dessen Schwager, vereinigte in sich seltene Regenten-Eigenschaften. Er war ein Sohn des unglücklichen Herzogs Wilhelm von Kurland und dessen Gattin, der Markgräfin Sophie von Brandenburg, hatte an seinem landesverwiesenen Vater keine Stütze und sah sich schon im ersten Lebensjahre seiner Mutter beraubt. Um so verdienstlicher erscheint es, dass sein Oheim, der Kurfürst von Brandenburg und dessen Gemahlin sich des verwaisten Knaben mit wahrhaft älterlicher Sorgfalt annahmen. Sie liessen ihm eine fürstliche Erziehung angedeihen und schickten ihn unter Aufsicht eines Hofmeisters auf die Universität Leipzig, die ihn zu ihrem Ehren-Rector erwählte. Seine Reisen in Deutschland und Frankreich und der Aufenthalt an deutschen Höfen vollendeten seine Ausbildung. Es war die Zeit des dreissigjährigen Krieges. Herzog Bernhard von Weimar stand an der Spitze der protestantischen Heere. Der junge Fürstensohn schloss sich diesem berühmten Feldherrn als Freiwilliger an, erlernte unter ihm das Kriegswesen und nahm an dessen Feldzügen Theil. Sein Genius führte ihn aber bald auf friedliche Bahnen. Er fand keinen Gefallen an dem unruhevollen Treiben des Krieges, sondern wendete sich ganz den Künsten des Friedens zu, brachte aber manche Soldatentugend in sein Geschäftsleben mit hinüber, rastlose Thätigkeit, geniale Benutzung der gegebenen Mittel, seltene Ausdauer und strenge Ordnungsliebe. So war er, als er zur Regierung kam, ganz geeignet, dem Lande Wohlstand und jenes Vertrauen zu schaffen, das aus der Zuversicht zu richtig gehandhabten Regierungsmaximen hervorgeht. Ihm zur Seite stand gleich

achtbar als Mutter, als Gattin und als Vorbild guter Haushaltung die Herzogin Louise Charlotte, Prinzessin von Brandenburg. Aus seiner Regierungszeit datirt das Ansehen, das Kurland länger als seine Schwesterprovinzen behauptete, ja man kann sagen, der eigenthümliche Charakter, der sich sämmtlichen Schichten der Bevölkerung aufgeprägt hat. Seine Schirmherrschaft Polen konnte ihm keinen nachhaltigen Schutz bieten, gleichwohl stand er bei den regierenden Häuptern seiner Zeit in solchem Ansehen, dass sie gern Verbindungen mit ihm unterhielten. Besonderes Verdienst hatte er um den Wohlstand des eigenen Landes, dessen Hülfsquellen er bis zu hohem Grade hob. Darin entwickelte er einen vorher nicht gekannten Unternehmungsgeist. Er wusste mit seltener Sachkenntniss, Ausdauer und Beharrlichkeit die Schätze des Bodens zu Tage zu fördern, und dann ausserhalb Landes zu verwerthen. Damals sah man, wie nie zuvor, Kurlands Schifffahrt sich entwickeln. Aus dem Hafen von Windau liefen im eigenen Lande gebaute Schiffe nach allen Weltgegenden aus. Zu ihrem Schutze diente eine eigene nicht unbedeutende Flotte von Kriegsfahrzeugen. Sie waren sein Eigenthum und trugen sein Wappen; er selbst war Schiffsbauer, Rheder und Handelsherr in grossem Maassstabe. Die kurländische Flagge war damals bekannt in allen Welttheilen. Fragen wir nach dieser ungewöhnlichen Erscheinung, so lässt sich die Ursache vielleicht schon in der Wiege Herzog Jacob's finden. Sein Pathe, von dem er auch den Namen trug, König Jacob I. von England, soll dem Kinde als Pathengeschenk die Insel Tabago in der Kette der Caraiben verliehen haben.*) Sie ist eins der fruchtbarsten Eilande jenes gesegneten Himmelsstriches, ein wahres irdisches Paradies; zwar nur 8 Meilen lang und 3 Meilen breit, aber damals überreich an den schönsten Waldungen mit allen in den Tropen heimischen Früchten und Gewürzen, Pfeffer, Cacao, Indigo, Zuckerrohr; das Mutterland des Tabacks, dem sie ihren Namen gab; von anmuthigen Höhen, Thälern und Flüssen durchzogen, unter einem gesunden, von Orkanen und Erdbeben verschonten Himmelsstriche. Im Besitze dieser schönen Insel, sah Herzog Jacob sich veranlasst, auf möglichste Benutzung derselben bedacht zu sein. Seine Liebhaberei für eine solche Thä-

*) Diese Sage hat sich bis auf unsere Zeit erhalten und ist als solche auch in die Geschichtsschreibung übergegangen. In einem unserer nächsten Hefte werden wir einen auf Quellenstudien gegründeten Beitrag zur Geschichte der kurländischen Colonie auf Tabago unsern Lesern geben, der sicherere Anhaltspunkte als bisher der Beurtheilung dieses Gegenstandes bietet. Die Red.

tigkeit kam ihm dabei zu statten. Zunächst förderte er den Schiffbau in ausgedehntem Maassstabe. In Windau wurden Schiffswerfte angelegt, das Material fand er reichlich in dem eigenen Lande, die Arbeiter verschrieb er aus dem Auslande. Dazu hatte er seine Agenten in allen grösseren Handelsstädten Europas, und führte selbst die ausgedehnteste Correspondenz in verschiedenen Sprachen. So wurde es ihm möglich, in den vierunddreissig Jahren seiner Regierung 131 Schiffe vom Stapel zu lassen, und darunter 59 Kriegsfahrzeuge von 20 bis zu 70 Kanonen. Was der eigene Boden an Rohproducten gab, suchte er im Lande selbst zu verarbeiten und dann zu verwerthen. Dazu bedurfte es der Anlage von Fabriken und Manufacturen, und darin leistete er ganz Ungewöhnliches. Er zwang dem Boden Producte ab, die dieser gar nicht zu besitzen schien; z. B. Eisen. Damals gab es Eisenhütten, Schmelzöfen, Gusswerke in Baldohn, Ehden, Buschhof, Angern, Neugut, Reschenhof. Sie arbeiteten unausgesetzt, um die wenig ergiebige Eisenerde (Eisenmalm), die sich im Lande fand, in festes Eisen zu verwandeln. Angern lieferte jährlich 6- bis 700 Sch.-Pfund Eisen, freilich mit einem unverhältnissmässig grossen Verbrauche von Holz, das damals die noch urwüchsigen herzoglichen Waldungen hergeben konnten. Das so gewonnene Material an Eisen wurde in Ehden und Baldohn zu Schiffsankern, Kanonen, Granaten und Kugeln gegossen, — in Buschhof zu Stangeneisen gehämmert, an anderen Orten zu Ketten, Kesseln, Mörsern und allerlei Küchengeschirr verarbeitet. Um eine Vorstellung von der Thätigkeit in diesen Eisenwerken zu gewinnen, sei hier angeführt, dass die Giesserei in Ehden allein im Jahre 1667 in vier Monaten 2 sechspfündige, 8 vierpfündige und 18 zweipfündige Kanonen und dazu 143 Stück Granaten zu 16 Pfd., 1692 Stück Handgranaten zu 11 Pfd. und 858 Kanonenkugeln von 2 bis 8 Pfd. Gewicht lieferte. Es wurden dazu 1685 Tonnen Eisenmalm verbraucht.

Der Schiffsbau forderte auch die Anlagen vieler anderen Werke, zu denen der Herzog selbst die geeignetsten Orte aussuchte. So entstanden Ansiedelungen und ansehnliche Flecken mit regem Verkehr, wo früher kaum einsame Wohnungen zu finden waren. Schrunden producirte Segeltuch, Alt-Rhaden und Würzau Gewebe aller Art; Goldingen, Rönnen, Suhrs, Ober- und Niederbartau, Grobin, Tauerkaln u. a. arbeiteten Holzgeschirre, lieferten Kohlen und Manufacturwaaren aller Art. In Suhrs z. B. wurden täglich 16 Menschen auf der Reeperbahn beschäftigt, die zu manchen Zeiten durch

30 bis 40 Handlanger vermehrt werden mussten und jährlich 2058 Thaler an Löhnungen kosteten. Böttcherei betrieben Thomsdorf und Angern, Glashütten gab es in Buschhof und Mitau; an die grösseren Fabrikorte schlossen sich Kupferschmieden, Sägemühlen, Tuch- und Boi-Manufacturen, Färbereien; Walkmühlen, Goldschlägereien, Gerbereien und Bernsteindrehereien. Klivenhof bekam eine Salpeter- und Seifensiederei, Schrunden eine Pulvermühle. Geringere Handwerker, wie Büchsenschmiede, Drahtzieher, Bild- und Tapetenwirker siedelten sich in den grösseren Fabrikorten an. Die Viehzucht gewann einen Zuwachs durch spanische Schafe und in Folge dessen entstand eine grosse Tuchweberei in Mesothen.

Es würde zu weit führen, alle diese Unternehmungen aufzuzählen. So viel ist ersichtlich, Herzog Jacob suchte seinem Lande alle nur möglichen Vortheile zuzuwenden. Er eröffnete den erarbeiteten Fabrikaten auch gewinnreiche Abzugskanäle und führte wiederum dem Lande auswärtige Erzeugnisse aus den fernsten Gegenden zu. Dazu bedurfte es stehender Agenten in den Gegenden, mit denen er Verbindungen unterhielt. Sein *chargé d'affaires* an den Höfen war ein ihm mit Herz und Seele ergebener kurländischer Edelmann, der Major Georg von Fircks. Agenten für seine anderweitigen Angelegenheiten unterhielt er, wie schon bemerkt, in allen grösseren Handelsstädten. Georg v. Fircks führte die Unterhandlungen in Holland, Frankreich und mit den freien Reichsstädten. Er schloss 1643 einen vortheilhaften Handelstractat mit Ludwig XIV. von Frankreich, dessen käuflicher Hof nur mit kostbaren Geschenken gewonnen werden konnte. Der Cardinal Mazarin erhielt ein goldenes Waschbecken von 1000 Thalern an Werth, und dazu eine Kanne von 1000 Thlr. Der Graf von Brienne wurde mit sechs grauen Apfelschimmeln beschenkt, die über 900 Thaler gekostet hatten. Und dennoch fand nicht jedes Unternehmen die Unterstützung, wie sie zugesagt war. Der Weg nach Ostindien und China blieb verschlossen, ohnerachtet theuer erkaufter Versprechungen. Für die Könige von Polen und für den deutschen Kaiser Leopold liess der Herzog Falken abrichten, wie sie damals mit grosser Vorliebe zur Jagd gebraucht wurden.

In dieser vielseitigen Thätigkeit lebte Herzog Jacob ein glückliches Familienleben und fühlte sich nirgends wohler, als im häuslichen Kreise unter seinen Kindern. Mit ihnen und seiner trefflichen Gattin besuchte er gern seine ausgedehnten Besitzungen in Kurland, besonders Goldingen, seinen Geburtsort. Tabago, die ferne Insel, war ihm unerreichbar. Er hatte sie aber stets im Auge. Eine dort gegründete

Colonie bevölkerte er mit 12,000 (? D. Red.) Colonisten und Negern und gab dem befestigten Hauptorte der Insel seinen Namen Jacobsstadt. Obgleich in weiter Ferne, wurde doch der Handel dahin mit der Zeit eine bedeutende Quelle von Reichthum für ihn und für Kurland. Das fruchtbare Eiland konnte aber noch ganz anders ausgebeutet werden, wenn ihm mehr Arbeitskräfte zugeführt wurden, namentlich solche, denen das Klima nicht schädlich wurde. Um diese zu gewinnen, war Herzog Jacob unternehmend genug, sich feste Punkte und Niederlassungen in Afrika am Gambia und auf der Küste von Guinea zu schaffen. Dass es damit auf den Ankauf von Negern abgesehen war, befremdete nicht, denn man hielt den Sclavenhandel damals für vollkommen erlaubt. Bemerkenswerth ist, dass Herzog Jacob zugleich Sorge für die Christianisirung der dortigen Bewohner trug und zu dem Zwecke einen Prediger als Missionairen hinsendete, den „lieben, andächtigen Herrn Joachim Dannenfeldt.“ Er ernannte ihn zum Pastor von St. Andreas, Neu-Mitau und Friedrichshafen, den von ihm gegründeten Niederlassungen und wies ihn in der mitgegebenen Instruction an, „den herzoglichen Bedienten und Leuten mit Lehren, mit Predigen und aller Treue beizustehen, ihnen mit seinem gottseeligen Leben vorzuleuchten, und vornehmlich dahin zu sehen, wie die heidnischen Gemüther zur rechten Erkenntniss Gottes mögen gebracht werden; weswegen genannter Pastor auf die Sprache der Schwarzen jener Orte sich zu legen und dieselbe zu ergreifen habe.“

So glich die Regierung des Herzogs Jacob in dem wirren Treiben jener Zeit einer friedlichen Insel in wüstem Meere, einer lachenden Oase in dürrer Steppe, auf der das Auge gern weilt. Darin hoffen wir eine stillschweigende Entschuldigung für unser langes Verweilen bei dieser Schilderung zu finden. — Wir sind unseren Lesern aber noch den weiteren Verlauf schuldig, — müssen jedoch gestehen, nur mit innerem Widerstreben an die Erzählung zu gehen, denn das innigste Mitleid muss jeden Leser erfassen, wenn er so mühsam Errungenes, so reich und schön Blühendes plötzlich wie von Mächten der Hölle zerstört sieht. Rohheit und brutale Gewalt triumphiren. Was der emsigste Fleiss aufgebaut hatte, was den Nachkommen als Vermächtniss seltener Regententugenden aufbehalten bleiben sollte, wurde in kurzer Zeit ein Raub krasser Zerstörungswuth und teuflischer List eines übermüthigen Gegners, der

unter der Maske der Freundschaft sich Eingang verschaffte, und sich dann nicht entblödete, wohlwollende Zugeständnisse, ja menschenfreundliche Hülfeleistungen zu schnödem Verrath zu missbrauchen und zu seinem niedrigen Vortheile auszubeuten.

Wir lassen die Thatsachen sprechen.

Schwedens König Karl XI. stand im Kriege mit Polen. Der Herzog Jacob hatte sich zwar durch grosse Summen, die er nach der einen und der anderen Seite ausgab, eine Neutralitätserklärung erwirkt, aber das schwedische Heer unter dem Feldmarschall Douglas achtete nicht darauf, überzog Kurland und setzte sich darin fest. Es verlangte Leistungen aller Art; sie wurden ihm gewährt. Aber damit nicht zufrieden, wollte es auch die festen Schlösser des Landes und selbst das befestigte Residenzschloss Mitau in seine Macht bekommen. Das konnte der Herzog gutwillig nicht zugeben; das hiess sich den Schweden in Gefangenschaft überliefern. Der Herzog und das Land rüsteten; Douglas forderte mit empörendem Uebermuthe. Als der Herzog sich nicht fügte, nahm Douglas zu List und Verrath seine Zuflucht. Er stellte dem Herzoge vor, er wolle die vielen Kranken, die er in seinem Heere in Kurland habe, gern nach Riga schaffen; das könne er aber nicht auf dem Landwege, denn die Kranken ertrügen das Fahren nicht bei so schlechter Beschaffenheit der Strassen; daher bäte er um die Erlaubniss, sie auf dem Aa-Flusse an Mitau vorüber auf Böten transportiren zu dürfen. Der Herzog gab nicht nur seine Einwilligung, sondern ordnete an, dass man auch die Flussböte den Schweden zur Disposition stellen solle. Als die ersten Böte im September 1658 mit wirklichen Kranken den Fluss am Schlosse hinabfuhren, wurden sie von der herzoglichen Familie mit Erfrischungen versorgt. In der dunkeln Nacht folgten aber andere Böte mit Bewaffneten, die nur die Maske der Kranken angenommen hatten. Die Wache rief sie an; sie schützten die Erlaubniss des Herzogs vor und man liess sie passiren. Kaum waren sie bis zur letzten Schanze gekommen, so landeten sie, erstiegen in der Dunkelheit den Wall, bemächtigten sich der Besatzung und drangen in das Residenzschloss. Hier entspannen sich schaudererregende Scenen. Man drang in das Schlafgemach des Herzogs, zog ihn aus dem Bett und setzte ihn gefangen. Das Vorgemach der Herzogin war bewacht. Bei dem entstehenden Lärm kam sie aus ihrem Schlafzimmer, als eben einem sich wehrenden Manne von einem schwedischen Soldaten der rechte Arm vom Rumpfe gehauen wurde. Sie empfing den Eindruck, und die Frucht — so sagt man,

— die sie unter ihrem Herzen trug, war ein einarmiges Kind, der nachmalige Prinz Alexander. Die herzogliche Familie wurde nun bei kalter, stürmischer Nacht in die Böte geschafft und zunächst nach Riga transportirt. Von da führte man sie nach Iwangorod bei Narwa.

Damit war dem schwedischen Heere das Signal zu Raub und Verwüstung gegeben, die denn auch im ganzen Lande auf empörende Weise geübt wurden. „Alles musste zu Grunde gehen, Alles zu Boden fallen," sagt eine alte Urkunde, „was der Eine nachgelassen, das nahm der Andere." Die Frucht anhaltenden mühsamen Fleisses war in kurzer Zeit auf lange zerstört.

Während dieser Katastrophe im Mutterlande lagen im Hafen der Colonie auf Tabago eben fünf grosse nach Windau bestimmte Schiffe des Herzogs, beladen mit Erzeugnissen jenes Tropenlandes und bereit zum Absegeln. Man wartete nur auf die Ankunft der Kriegsschiffe, die sie geleiten sollten. Diese kamen, namentlich die Fortitudo von 60 und der Jacobus minor von 24 Kanonen, aber sie brachten auch die traurige Nachricht von der Gefangennehmung der herzoglichen Familie, der Verwüstung des Landes und Plünderung der herzoglichen Schlösser. Ohne darauf zu achten, liess der dortige Gouverneur Bevern die ganze Flottille in See gehen und lieferte sie so den Schweden in die Hände. Denn kaum waren die Schiffe in Windau angelangt, so erklärten die Schweden sie für gute Prise. Der Verlust an Waaren allein betrug mehr als 100,000 Thlr. Auch konnten sich die Besitzungen des Herzogs in Tabago und auf der Küste von Guinea ferner nicht halten; sie fielen in fremde Hände.

Als nach zwei Jahren die Freilassung und Rückkehr des Herzogs erfolgte, nahm er zwar mit bewundernswürdiger Energie das alte Arbeitsfeld wieder auf, restaurirte und befestigte seine Schlösser, suchte die Schifffahrt wieder zu beleben und baute von neuem Kriegs- und Handelsschiffe, aber trotz dieser Unternehmungen gelangte das Land nicht mehr zu seiner früheren Blüthe. Auch that der Herzog bei der englischen Regierung Schritte zur Wiedererlangung der Insel Tabago, jedoch auch das vergeblich.

Als Zeugniss für seinen Charakter führen wir noch an, dass er, ungebeugt von so schweren Schicksalen, sich neue Wege des Verkehrs zu bahnen suchte. Mit dem Könige von Dänemark ging er einen Vertrag ein, der ihm das Recht gab, in Norwegen Silber, Blei und Kupfer bergmännisch zu gewinnen, und als er hierbei seine Rechnung fand, suchte und erhielt er auch die Erlaubniss, seine

Schiffe nach Island zu schicken, um von dort Pelzwerk und Fische zu holen. Aber die tiefen Wunden, die der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, liessen sich nicht verwischen.*)

In diese Zeit fällt das Leben des Verfassers unserer Chronik, Goldberg's des Vaters, aus der wir Mittheilungen zu machen haben. Ueber sich berichtet er also: „Den 17. Martii 1643 bin ich, Melchior Goldberg, im Zeichen des Krebses und unter dem Jupiter oder Morgenstern geboren als der jüngste unter sechs Geschwistern. Mein Vater ist früh verstorben, da ich ein Jahr alt war. Meine selige Mntter aber hat mich in aller Gottesfurcht und geistlichen Tugend erzogen, fleissig zur Schule gehalten und hernach zu einem Buchhalter gegeben, bei welchem ich die Rechenkunst und Buchhalterei erlernt habe. In meinem 13. Jahre sollte ich darauf nach Riga, weilen aber 1656 die moskowitische Belagerung vor Riga geschehen, 1657 die grosse Pest in Riga und Kurland regiert, auch 1658 ganz Kurland durch den schwedischen Generalfeldmarschal Robert Douglas überzogen und alle Schlösser eingenommen, die hochfürstliche Herrschaft Herzog Jacobus und seine Gemahlin Lovisa Charlotta mit vier fürstlichen Prinzen und drei Prinzessinnen von der Mitau nach Riga und weiter nach Iwangorod geführt, und ganz Kurland und Semgallen in elenden Zustand gesetzt worden, hat es sich mit mir verzogen, bis ich 1659 in Riga bei Herrn Henning Wolters, königlich schwedischem und fürstlich kurländischem Factoren in Dienst getreten und neun Jahre treu und ehrlich daselbst verblieben bin. Hernachmals bin ich nach Krozen in eine jesuitische Schule gegangen, um die polnische Sprache zu erlernen, allwo mich der Höchste zu einem guten Manne gebracht, nämlich dem damaligen Parocho oder Pleban Petrus Wagner, einem Preussen von Geburt, der mir viele Wohlthat und Gütigkeit sonder grosse Vergeltung erwiesen hat."

„In meinem 26. Jahre habe ich angefangen mich im Landleben zu üben, eine Arrende gehalten und meine eigene Wirthschaft geführt."

*) Die obigen Notizen über Herzg Jacob sind aus Otto von Mirbach's Briefen aus und nach Kurland (Mitau 1844) genommen, die das Verdienst haben, die Geschichte Kurlands, insbesondere des Herzogs Jacob, in ansprechender Weise dem lesenden Publicum vorzuführen, und leicht den Wunsch erwecken, es möchte eine geschickte Feder das vorräthige Material noch einmal durchmustern und uns ein erweitertes Bild von dem Wirken und Leben des Herzogs, sowie seiner Familie und seiner Umgebungen ausführen. Wir würden mit Vielen dafür dankbar sein.

„Wie ich nun in der Folge gesehen, dass mir so alleine zu leben nicht nützlich gewesen, habe ich mir vorgenommen zu heirathen unter fleissigem Bitten und Beten, dass Gott mir ein tugendsam Weib und eine friedliche Ehe geben wolle, welches er mir auch aus Gnaden bescheret hat.“

Seine Wahl war auf eine Wittwe, „Frau Anna Dorothea Fabricius, des seligen Herrn Jacob Philips, Erbherrn zu Eckhoff und fürstlichen Amtsverwalters zu Sessau nachgelassene Gattin,“ gefallen, die ihm eine Tochter und einen Sohn aus erster Ehe zuführte. Er hatte seinen Wohnsitz in Eckhof, einem herzoglichen Lehngute, und war somit im Dienste des Herzogs. Dieser bedurfte auch alsbald seiner Dienste zu einer speciellen Mission. — Darüber spricht sich Goldberg also aus:

„Anno 1677 den 20. Februar haben Seine hochfürstliche Durchlaucht Herzog Jacobus durch zwei Befehle mich beordert, vor das Lehngut Eckhof nach Warschau zu reisen mit dem Herrn Gesandten, Herrn Ewald Franke, damaligen kurländischen Kanzler. Zwar war der Herr Obersecretair Heinrichs beordert, diese Gesandtschaft mit zu verrichten und diese Reise zu thun. Weilen dieser aber sich excusiret, so musste ich die Stelle eines Secretarii vertreten und mich zugleich bei der Geldausgabe gebrauchen lassen. Es war aber allda, wo Seine königl. Majestät Johannes der dritte im Aprilmonat nach abgehaltenem Reichstage das Lehn mit grosser Solennität dem herzoglichen Herrn Gesandten im grossen Reichssaale zu Warschau mit einer schönen kostbaren Fahne übergaben. Diese Fahne war von rothem Damast mit goldenen und rothseidenen Frangen; auf einer Seite das königlich polnische, auf der andern das fürstlich kurländische Wappen in Gold; oben ein goldener Knopf.“

Nach seiner Rückkehr aus Warschau ist Goldberg erfreut, die Geburt seines Sohnes notiren zu können, des nachmaligen Fortsetzers der Chronik seines Vaters bis in das Jahr 1725. Er schreibt darüber also: „Den 8. Juli 1679, im Zeichen des Scorpion hat Gott unseren Ehestand gesegnet und uns beiderseits einen jungen Sohn begabet, welcher in der barbernschen Kirche durch den Herrn Pastor Joh. Kölbelius getauft, die Namen Melchior Heinrich erhalten hat.“

Aus den ferneren Aufzeichnungen, namentlich vom Jahre 1681 und 82, erfahren wir, dass Melchior Goldberg nicht blos Verwalter eines herzoglichen Lehngutes, sondern auch herzoglicher Capitain zur See gewesen. Das lässt uns einen Einblick in den Haushalt des Herzogs thun. Selbst an vielseitige Thätigkeit gewöhnt, nutzte

er die Dienste seiner Beamteten in gleicher Weise. Er stellte sie hin, wo er sie geeignet glaubte und wo er sie eben brauchte. Es kann uns also nicht auffallen, dass der Verwalter eines Landgutes auch zu Handelsreisen auf dem Meere gebraucht wird und gelegentlich die Führung eines Schiffes bekommt. Auf hohen Lohn durften sie dabei nicht rechnen. Der Lehrer der herzoglichen Kinder, ein ehrenhafter Candidat, bekam hundert Thaler jährlich und freie Station. War doch der Herzog selbst für seine Person äusserst genügsam. Sein Arbeitszimmer diente zugleich zum Schlafcabinet, wo er unter ganzen Stössen von Papieren von morgens fünf bis zum späten Abende thätig war. Selten bedurfte er eines Schreibers. Auch seine Handelsbriefe verfasste er selbst und übersah bei der Gelegenheit auch nicht die Bedürfnisse des Haushaltes. „Sendet mir ein Tönnchen mit Kartoffeln (einer damals noch ungewöhnlichen Frucht) für meinen Tisch," schrieb er seinem Agenten in Lübeck. Kerngesund wie er war, scheute er keine Anstrengungen und erwartete Gleiches von seinen Untergebenen. Eine Unpässlichkeit konnte ihn ausser Fassung bringen. Einst liess er seinen Arzt rufen, klagte über heftigen Husten und Brustbeschwerden, die ihm den Schlaf raubten. Der Arzt untersuchte seinen Auswurf und fand zu seinem Erstaunen den Schleim mit Wollenfasern gemischt. Wie ging das zu? Auf natürlichem Wege liess sich das nicht erklären. Die Rathlosigkeit war gross. Da musste Zauberei im Spiele sein. Es musste jemand dem Herzoge etwas angethan haben. Der hohe Herr sann nach und kam zur Ueberzeugung, das sei kein anderer, als Magnus Lufft, der Verwalter von Neugut, denn dieser hatte um jene Zeit eine unangenehme Scene mit dem Herzoge gehabt. Die Justiz in solchem Falle war damals eine sehr summarische, Verhör, — Tortur, — Verbrennen. Solchen Process musste der arme Lufft leider durchmachen. Später erwies sich freilich die natürliche Ursache jenes wolligen Auswurfes. Die alten vermoderten Wollentapeten an den Wänden um das Lager des Kranken wurden durch den Luftzug bei jedem Oeffnen der Thüren in Bewegung gesetzt und gaben eine Wolke von Wollenfasern ab; der Herzog athmete sie ein und sie waren die Ursache des Auswurfes.

Ueber die oben erwähnten schiffsmännischen Aufträge heisst es in unserer Chronik:

„Anno 1681 den 19. Julii haben Seine fürstliche Durchlaucht, damaliger ältester Prinz Friedrich Casimir (Sohn des Herzogs Jacob) mir eine Reise nach Lissabon in Portugal aufgetragen. Ob es zwar

eine gefährliche Reise, so habe ich doch auf gnädige Beschützung meines lieben Gottes gebauet und zu Forthelfung der Meinigen die Reise angenommen. Als wir bis Amsterdam gekommen waren, habe ich eine andere Resolution fassen müssen, und das Schiff, St. Casimir genannt, daselbst ausgeladen, alles Gut und die Wolle verkauft und meine Rechnung richtig gethan. Wie nun Se. fürstl. Durchlaucht mit meiner Verrichtung gar wohl zufrieden waren, haben Sie mich beschenkt und mir wieder eine Reise nach Frankreich, nämlich nach Roscou und Rochel aufgetragen. Bin also

Anno 1682 den 3. Januar mit dem Schiff St. Sophia, das mit Leinsaamen beladen war, von der libauschen Rhede in Gottes Namen abgesegelt; habe in Roscou und Roschel meine aufgetragene Commission gar wohl verrichtet, und zu des hochseligen Herzogs Jacob Beisetzung Wein und andere Perselen geholt. Weilen aber die Reise im Winter gemacht wurde, habe ich Frost, Schnee, Ungewitter und Sturm auf der Nord- und Ostsee und auf der spanischen See, wohin die Winde das Schiff verschlugen, ertragen müssen. Mit Gottes Hülfe bin ich glücklich nach vielen Gefahren zu den Meinigen heimgekehrt. Die Belohnung für beide Reisen war aber gar schlecht, also dass ich nicht einmal meine versprochene Capitains-Monatsgage bekommen. Als daher Se. fürstliche Durchlaucht wollten, ich sollte eine dritte Reise mit zwei beladenen Schiffen nach Portugal auf mich nehmen, habe ich das abgelehnt und ist der Amtsverwalter Otto Hillbrandt von Annenburg an meiner Stelle geschickt worden. Mich aber liess der Herzog hülflos und musste ich andere Hülfe suchen."

Bei Gelegenheit der Verheirathung seiner Stieftochter 1682 giebt Melch. Goldberg ein genaues Verzeichniss von den Gegenständen der Aussteuer, das insofern für uns Interesse hat, als es eine Vergleichung mit unseren Sitten und Moden zulässt. Gold, Silber und Edelsteine nahmen damals wie heute die erste Stelle ein. Zinn spielte in jener Zeit eine bedeutende Rolle im Küchen- und Tafelgeschirr, während Messing und Kupfer kaum genannt werden. Heute ist's umgekehrt. Das Zinn ist aus der Küche und vollends von der Tafel geschwunden. In der Küche behaupten sich Kupfer und Messing und auf der Tafel Fayence und Porzellan. Feine und weisse Leinengespinnste und Leinengewebe waren damals wie heute der Stolz einer gut ausgesteuerten Braut, besonders wenn sie aus Holland und Bielefeld kamen. Als auszeichnenden Schmuck gab man den feinsten Stücken noch Spitzen.

In diesen Dingen haben die Modegegenstände sich nicht wesentlich geändert. Aber die Garderobe einer in jener Zeit wohl ausgestatteten Braut im Vergleiche mit unserer Zeit scheint eine völlige Umwandlung erfahren zu haben. Wir überlassen unsern Lesern die Vergleichung, indem wir eine treue, wenn auch abgekürzte Abschrift des Verzeichnisses der Garderobenstücke aus unserer Chronik hersetzen, die Fräulein Philips mitbekommt.

Ein schwarz Tercinellen Rock und Wambs mit schwarze seidene Spitzen.

Ein goldfärb Tobin Rock, gefüttert, mit Gold und silbernen Spitzen besetzt.

Ein schwarzseiden grobgrün Manton mit schwarz seidene Spitzen besetzt.

Ein neu schwarz Boratten Kleid und ein Kronraschen Unterrock.

Ein apfelblüth-farbe seiden Camlothen Unterrock mit schwarze seidene Spitzen.

Ein neu schwarz Pollmitten Pelz mit schwarz Katzenfell gefüttert.

Ein braun Tobin Jackchen.

Ein braun Schersen Röckchen.

Ein weiss atlassen Rock, blau gefuttert mit breite seidene Spitzen besetzt.

Ein gross Schersen Rock mit Kattun besetzt.

Eine Kronraschen Gardine blau mit seidene Frangen.

Eine grüne seidene Damast Bettdecke roth gefüttert.

Eine indianisch Kattun Bettdecke gelb gefüttert.

Eine Zobel-Mütze mit plüisen Kolpack.

Eine Wolke und ein Aufsetzliss.

Im Jahre 1694 tritt Goldberg in nähere Verbindungen mit Nic. Korff von Kreuzburg, „Starosta zu Resiten, livländischen Schatzmeister, Erbherrn der kreuzburgschen, preekulnschen, bledauschen und telschen“ Güter, und wird Ober-Inspector über die königliche Starostei Resiten und über Korff's polnisch-livländische Besitzungen. Sein fester Wohnsitz ist Ruschendorf an der Ewst, ein Gut, das er von Baron Korff für 5000 Rthlr. Alb. in Pfand nimmt.

Sein Sohn ist indessen bis zu schulfähigem Alter herangewachsen und wird nach Dusiat in das Haus des Obersten und königl. polnisch-livländischen und dünaburgschen Starosta Joh. Heinr. v. Plater gegeben, wo er zugleich mit den Söhnen des Starosta selbst die

Information eines gelehrten Mannes, Dav. Werner, später Rector in Bausk, geniesst. Der Starosta mit seiner Familie ist anfangs dem Glauben der augsburgschen Confessionsverwandten zugethan, lässt sich aber, um Wojewode des polnischen Fürstenthums Livland zu werden, „persuadiren" zur römisch-katholischen Kirche überzugehen.

„Weilen deshalb der junge Goldberg in diesem Hause wenig im Christenthum zugenommen, ist er 1692 zu dem wohlehrwürdigen und wohlgelehrten Herrn Josepho Leonhardi, Pastoren zu Brüggen, und hernach auf Born in die Schule gegeben und daselbst auch zum ersten male zum heiligen Sacrament des Altars gegangen." Mit diesem Act hat er zugleich angefangen, an jedem Freitage zu fasten und ist diesem seinem Vornehmen treu geblieben, wie er 1742 ausdrücklich bemerkt.*)

Seine weitere Ausbildung erlangte Goldberg der Sohn in der Jesuitenschule in Dünaburg, wo er zwei Jahre zubrachte. Der Einfluss dieser Schule auf seine religiöse Denkungsweise ist unverkennbar und wäre gewiss noch tiefer gegangen, wenn seine Aeltern ihn, wie er es wünschte, in das Jesuiten-Collegium in der Wilda (Wilna) hätten ziehen lassen. Seine Aeltern aber hielten es für rathsam, ihn nach Bauske in das Haus und die Schule des Propstes Mag. Joh. Adolph Hollenhagen zu geben, wo er drei Jahre blieb.

Nach Beendigung dieser Schulzeit 1698 bemerkt der Vater: „In diesem Winter habe ich meinen Sohn auf Universitäten zum Studiren, und andere fremde Länder und Städte zu sehen, gesandt. Gott schütze ihn und gebe ihm seine Gnade, dass ich ihn gesund und gescheidter wiedersehe!"

Der Sohn begab sich zunächst nach Königsberg in Preussen auf die Universität und widmete sich dem Studium der Theologie, Philosophie und Rhetorik. Mit seinen theologischen Studien war es ihm Ernst, denn er betrat im darauf folgenden Jahre die Kanzel.

Während seines Aufenthaltes in Königsberg war er Zeuge der ersten Königskrönung daselbst. Er bemerkt darüber in seinem

*) Um die Anschauungsweise des jüngeren Goldberg zu charakterisiren, mit der er in jener Zeit nicht allein stand, heben wir folgende Stelle aus einer Vorschrift hervor, die er seinen Kindern hinterliess: „Ein Bet-, Buss-Fasten an alle und jede Freitage lasse meinen lieben Kindern treulich befohlen sein. Denn ein rechtes Buss-Fasten wendet die Strafe Gottes ab, dient zur Dämpfung und Tödtung der sündlichen Lust, fördert die Gottseligkeit und erhält die Gesundheit des Leibes. — Das Fasten am Freitage aber wird gewählt, weil an dem Tage Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben, Christus verrathen und gestorben ist, Petrus ihn verleugnet, Judas sich erhängt hat."

Tagebuche: „1701 am 15. Januarii wurde Ihre Churfürstliche Durchlauchtigkeit von Brandenburg Friedrich III. zum ersten Könige von Preussen in der königsbergschen lutherischen Schloss- und Residenz-Kirche mit grossem Pomp und Pracht und Solennitäten von den Priestern als Bischöfen Ursino und Herrn von Sanden gesalbt. Nach der Krönung wurden güldene und silberne Krönungsmünzen von unterschiedlicher Grösse ausgeworfen, auf deren einer Seite das mit Lorbeeren bekränzte Brustbild des Königs und die Unterschrift zu sehen ist: Fridericus Rex, darunter unct. Regiom. den 18. Jan., — auf der anderen eine Krone, darüber die Worte: prima meae gentis und darunter die Jahreszahl 1701.

Dem Volke überliess man die Tuchbekleidung des Fussbodens und des Thrones, speisete es und liess aus dem Schnabel aufgerichteter Adler Wein fliessen. Die Festlichkeiten, Aufzüge und das Schaugepränge dauerte bis zum 8. März. Gepredigt wurde über den Text: 2. Sam. 7, 18. 19.“

Nach beendeten Studien begab Goldberg sich aus Königsberg auf die Universität Rostock und nach zweijährigem Aufenthalte daselbst 1704 nach Leipzig. Seine Studien in Leipzig wurden durch die Weisung des Vaters, er möge in die Heimat zurückkehren, unterbrochen. Mit günstigen Zeugnissen von allen diesen Universitäten versehen, trat er die Rückreise an. Charakteristisch ist es für den Stand des Buchhandels in Riga, dass Goldberg an die 100 Rthlr. anwendete, um in Leipzig sich mit den nöthigsten Büchern zu versehen. Ueber Jena, Halle, Wittenberg, Berlin, Hamburg und Lübeck gelangt er nach Riga und eilt von dort nach Ruschendorf. Hier tritt er mit einer feierlichen Anrede vor seine Aeltern, wie sie in unseren Zeiten wohl unmöglich wäre. Das vertrauliche Du war aber damals den Kindern gegen ihre Aeltern noch nicht erlaubt. Ueber die Geltung des vierten Gebots war man einverstanden, aber wenn dieser Geltung Ausdruck gegeben werden sollte, wagte man es nicht, dem natürlichen Gefühle freien Lauf zu lassen, als ob damit der Achtung gegen die Aeltern Eintrag geschähe. Es bedurfte der ganzen Kraft namhafter Männer, die sich das Geschäft naturgemässer Erziehung zu ihrer Lebensaufgabe machten, solchen Bann zu lösen und solch unnatürliche Spannung zwischen Kindern und ihren Aeltern hinwegzunehmen. Nachdem der rückkehrende Sohn sich in seiner Anrede mit Joseph, dem Sohne des Erzvaters Jacob und mit dem jungen Tobias verglichen, fährt er fort: „Solche Freude findet sich bei mir, weilen ich Sie, meine allerliebste Aeltern, noch

lebendig sehe, meine Studia und meine Reise dabei glücklich vollbracht. Vor solche mir erwiesene Güte danke und preise zuvörderst den grossen Gott, der Sie lebendig erhalten. . . . Weilen ich solche Wohlthat zu erwidern unvermögend bin, so werde ich jederzeit dahin bedacht sein, dass solches ein andächtiges und inbrünstiges Gebet, welches täglich vor Ihro Wohlsein zu Gott schicken werde und dann auch ein kindliches Gehorsam ersetzen soll."

Zur Freude seines Vaters wohnt sich der Sohn im Aelternhause ein und scheint seinem freigewählten Berufe als Theolog in der ersten Zeit gefolgt zu sein. Er tritt schon am 7. December desselben Jahres (1704) in einer Predigt in der kalzenauschen Kirche an Stelle des dortigen Pastors Joh. Wilh. Schultz auf. Aber die Zeiten waren nicht danach angethan, dem angehenden Prediger eine friedliche Laufbahn zu öffnen, wie der Vater es wünschte. Krieg und Kriegsgeschrei kam immer näher und häufte bald schwere Drangsale auch auf die Familie Goldberg, so dass der Sohn sich bald seinem anfänglichen Berufe ganz entfremdete.

Schon unter dem 9. Januar 1705 schreibt er: „Früh Morgens fielen die Herren Russen mit 4000 Mann in Laudohn und ferner in schwedisch Livland ein und führten unsere werthen Nachbaren, Freunde und Schwäger mit ihren ganzen Familien gefangen weg, und weilen vor denen Herren Schweden und Russen, wie auch Polen das Seinige zu behalten sehr unsicher war, so reisete ich mit den besten Schriften, Sachen, Kasten und Büchern nach Riga und gab sie dort in treue Hände zur Verwahrung."

Es war der Krieg zwischen Kaiser Peter dem Grossen und dem schwedischen Könige Karl XII., der sich über Livland zog und die Capitulation Rigas zur Folge hatte Unter dem 26. Juli notirt unser Gewährsmann „die blutige Action zwischen Schweden und Russen, derer Generalfeldmarschall Knäs Bogdan Scheremetjeff war, unter dem gemäuerten Hofe in Kurland, da die Schweden Niederlage erlitten und Kurland räumen mussten."

Von da an enthalten die Aufzeichnungen eine Reihe von Gewaltthaten, die von Freund und Feind verübt werden. Am 4. September bemächtigen sich die Russen zur Fortschaffung ihrer Artillerie einer Anzahl Pferde des ruschendorfschen Gebietes. Am 7. October nehmen die Schweden was die Russen zurückgelassen haben, und führen es auf der Düna hinab nach Riga. Am 15. erscheint der schwedische Obristlieutenant von Glasenapp mit 300 Schweden und zieht nach Bersohn in die Winterquartiere, aus denen er aber durch

den russischen Generalmajor Bauer vertrieben wird. Dieser rückt den 29. Januar 1706 mit 8000 Mann Moskowitern weiter in Livland vor, verheert das Land und verbrennt Höfe, Schlösser und Häuser. Eine Abtheilung von 150 Mann erreicht am 1. Februar Ruschendorf von Bersohn aus, um flüchtige Livländer zu suchen. Von ihrem Verfahren berichtet die Chronik: „Sie schlugen alles auf, durchsuchten und plünderten und führten letztlich auch mich sammt dem Herrn Vater, sowie den Advocaten Reiske und den Pastor zu Kalzenau, Joh. Heinr. Hugke, deren Frauen und Töchter, nebst einer Anzahl anderer Flüchtlinge, die sich in unserer Badstube aufhielten, mit deren Hab und Gut nach Bersohn zu dem Generalmajor Bauer. Gott aber fügte es, dass wir unserer fünf Gnade fanden, freigelassen und mit unserem Eigenthum wieder nach Ruschendorf escortirt wurden. Die andern, der Pastor Hugke und der Schulmeister mit ihren Frauen, wurden im bersohnschen Pastorate zurückbehalten. Den 2. Februar verliess diese Heeresabtheilung Bersohn und nahm ihren Marsch über Ruschendorf nach Kreuzburg und weiter nach Kurland, überall Asche und Staub zurücklassend.“ Die Einbusse, die Goldberg und seine Freunde erlitten, schätzt derselbe auf tausend Reichsthaler, fügt aber auch hinzu: „Gott dem Allerhöchsten sei es gedankt, dass er die Feinde verblendet und uns dadurch vor noch grösserem Schaden und Unglück behütet hat, weil sie den Administratoren von Kalzenau, Herrn Geist mit seiner Familie, den sie suchten, nicht bekamen, den ich in einer Bodenkammer versteckt hatte.“

Generalmajor Bauer kann seine Soldaten nicht in Zucht halten. Sie plündern, rauben und brennen, und wenn Goldberg bei ihm darüber Klage führt, spricht er beschwichtigende Worte und ladet zur Tafel ein, „was sich zu dreien Malen ereignet hat.“ — Mit den Russen vereinigt sich ein übelgesinnter Nachbar, der kreuzburgsche Pastor Matt. Mich. Mittelpfort, stachelt die Feinde durch allerlei Angebereien auf und beraubt auf offener Strasse Goldberg seines Reitpferdes und später eines vollständigen Anspannes mit Wagen und Pferden. Darüber wird Goldberg, der Vater, krank, und als er das Abendmahl nehmen will, muss aus Bersohn der Pastor Christopher Wendelbaum geholt werden.

Nach dem Abzuge der Russen scheinen abermals Schweden das Terrain besetzt zu haben, denn unsere Chronik bemerkt: „Den 16. May (1706) am Sonntage. Das schöne kreuzburgsche Pastorat in währender Gasterei mit denen Herren Schweden zum grossen

Schaden des alten Herrn Starosten totaliter bei Salvegebung abgebrannt;“ — und unter dem 3. Juni heisst es: „Der Herr Obristlieutenant Carl Otto von Freimann und von Zöge marschirten mit 400 Mann Finnen aus schwedisch Livland nach polnisch Livland.“

Den Schweden folgten gegen den Herbst polnische Truppen, die die Sache wieder auf ihre Weise trieben. Sie verlangen von Kreuzburg eine Contribution von 8000 Tympfen, die Goldberg, der Vater, als Verweser des abwesenden Gutsherrn beibringen soll. Als er eine so hohe Summe zu zahlen beanstandet, nehmen sie ihn und den Sohn als Geisseln mit, bis diese sich dazu verstehen, dem Obersten eine Anweisung auf 799 Rthlr. Alb. nach Riga auf das Haus Carl Berens auszustellen. Von den Soldaten auch anderweitig beraubt, kehren Vater und Sohn nach Ruschendorf zurück.

Kaum sind die Polen fort, so wird Goldberg, der Vater, durch den Majoren Koskull arrestlich eingezogen und nach Riga zu dem schwedischen Generalen Löwenhaupt geführt, „weil er es mit den Polen halte.“ Zugleich requiriren die Schweden in Ruschendorf 200 Lof Roggen. Goldberg's Gefangenschaft dauert von einem Monate zum andern, und als man Riga nicht mehr für sicher genug hält, führt man den kranken Mann nach Mitau. Endlich gelingt es dem Sohne, für 100 Rthlr. seine Freilassung zu bewirken. Er wird nach Ruschendorf geführt, nimmt vom festenschen Pastor Hugke das Abendmahl und stirbt den 12. Mai 1708.

Inzwischen war Generallieutenant Bauer mit seinen russischen Truppen abermals passirt und hatte die Spuren seines Durchzuges in Kreuzburg hinterlassen, denn die Chronik bemerkt unter dem 13. April 1708: „Denselben Tag, am Freitage, hat der Generallieut. Bauer, aus Druja kommend, das schöne Schloss Kreuzburg sammt dem gemauerten Pastorate und dem Städtchen ganz eingeäschert. Nur die schöne Kirche ist verschont geblieben. In dieser Kirche fand denn am 30. Oct. das Leichenbegängniss Melchior Goldberg's durch die Pastoren Jac. Wilh. Pusin und Joh. Heinr. Hugke mit grosser Solennität statt. Ein gedrucktes deutsches Carmen von Pusin: „Die verlassene Kreuzburg,“ hat sich erhalten. Später wurde der Sarg vom Sohne mitten im Gange tief versenkt und ein grosser Grabstein darüber gelegt, auf dem die Worte stehen: „*mihi et meis.*“

Das Jahr 1709 begann mit ungewöhnlich starkem und anhaltendem Froste, „wie seit Menschengedenken nicht gewesen, so dass viele Menschen, Pferde, Vieh und Vögel umkamen.“ Die Gewässer

froren bis auf den Grund, und die Folgen waren im Frühlinge verwüstende Ueberschwemmungen. In Riga drang das Wasser der Düna bis in die Domkirche, so dass man beim Ausschöpfen daselbst Fische fand.“ Zudem nahm der Krieg nach der Schlacht bei Poltawa immer grössere Dimensionen an. Im October sammelten sich russische Truppen bei Kreuzburg und Ruschendorf in grösseren Massen an, um vor Riga verwendet zu werden. Goldberg schreibt: „Sie ruinirten mich und meine Bauern totaliter; spürten auch die vergrabenen Vorräthe auf, Korn, Kleider und was sonst geborgen war, und gaben uns dem äussersten Mangel preis.“ Den 27. Oct. wurden Brücken über die Ewst geschlagen und am 30. brach Generallieutenant Bauer mit einer Abtheilung des Heeres nach Riga auf. Wenige Tage später nahm eine zweite ihren Weg in der Richtung nach Fehteln.

Im Gefolge dieser Durchmärsche waren Contributionen und Gewaltthaten aller Art, — und endlich die furchtbarste Geissel des Krieges, die Pest. Dadurch stieg das Elend auf das Höchste, so dass alles, was fliehen konnte, sich auf die Flucht machte. Goldberg verlor seine Mutter, eine Verwandte mütterlicher Seite, die Frau Katharina v. Laudon aus Totzen, endlich auch seine Stiefschwester mit drei Kindern und eine grosse Zahl seiner Leute an der Pest. Da hielt's ihn nicht mehr zu Hause; er verliess Haus und Hof allein zu Pferde und floh nach Livland hinein über Lasdohn hinaus, „weilen wegen der sehr grassirenden Pest nirgends bleiben konnte,“ schreibt er.

Mit diesen Drangsalen, wie sie damals das ganze Land empfand, besonders Riga und dessen Umgebungen und die Gegenden an den Heerstrassen, nahete das grosse Drama, dessen Anfang bei Narwa war, und das am Prut und bei Poltawa fortspielte, seinem Ende. Riga capitulirte den 14. Juli 1710. Die dort nicht mehr zu verwendenden Truppen traten ihren Rückmarsch an gleich rückläufigen Wogen, die das Land überschwemmten. Goldberg kehrte nach eilfwöchentlicher Abwesenheit nach Hause zurück und fand alles verwüstet, die Viehställe nebst dem Vieh von Soldaten verbrannt, die Wohnungen ihrer letzten Habseligkeiten beraubt, die Aecker unbestellt und das Korn noch auf dem Halme. „In diesem 1710. Jahre,“ berichtet er, „ist wegen Aussterbung der Leute alles im Sommer gesäete Korn auf dem Felde geblieben, und auch kein Roggen gesäet.“ Von 216 wohlbesorgten Gesinden blieben nur 60 einigermaassen bevölkert nach.

Das einrückende Militär fand nichts mehr von Belang. Es stellte Forderungen, verlangte Contributionen, verhängte Arrest, übte Gewaltthaten, aber es war eben nichts da, woran man sich halten konnte. In dieser Zeit, den 24. August, passirte das Corps des Grafen Scheremetjeff auf seinem Marsche nach Pommern hier durch. Der Graf selbst besuchte die sehr alte hölzerne Kirche orthodox-griechischen Bekenntnisses in Jacobstadt, — ein Musterbau, wie ein zweiter in den Ostseelanden nicht zu finden ist, — gegenwärtig wegen Alters dem völligen Zusammensturz überlassen.

Indessen, wie ein lebender Körper, der irgend wo eine Wunde empfangen hat, nicht anders kann, als dass er auf Heilung hinarbeite, und wäre die Wunde auch noch so gross, so arbeitete und mühte sich auch hier der gesellschaftliche Organismus zu ergänzen und neu zu schaffen, was vergangen und verdorben war. So besserten sich die Verhältnisse nach und nach und schienen in das frühere Gleis zu gelangen. Da kam im August 1719 noch ein Rückschlag, und zwar durch mecklenburgische Truppen, die im Dienste des russischen Kaisers standen. Sie kamen aus Polen und hauseten „ärger als zuvor Moskowiter und Kosaken." „Dadurch," sagt die Chronik, „konnte kein Heu gemähet und das liebe auf dem Felde schon reif stehende Sommer- und Winterkorn nicht geärntet und eingenommen, — geschweige denn das Land zur neuen Wintersaat präparirt werden. Und zwar, weilen die Herren Mecklenburger selbst Wirth spielten. Solchen Ruin sehend, begaben sich alle Bauern, alles hinterlassend, in die Wälder, womit die delicaten Herren sehr zufrieden waren, indem sie nun erst recht in Häusern, Gärten und Feldern nach ihrer gottvergessenen Art disponirten. Solches Elend, solchen Jammer und Ruin des ganzen kreuzburgischen Districtes konnte nicht ferner ansehn und begab mich mit einem Schreiben des dünaburgschen Starosta Joh. Ludwig Plater zum Generalgouverneuren Anikita Repnin, stellte dem die Sache vor und erlangte glücklich die schleunige Ordre, dass die mecklenburgischen Völker unverzüglich abzumarschiren hätten."

So verlief sich auch diese Kriegesfluth, und man merkte, dass eine starke Hand nunmehr sämmtliche Ostseelande einheitlich zusammenhalte. Am 30. Aug. 1721 folgte darauf der förmliche Abschluss des Friedens zu Nystadt. Der Kaiser selbst überlebte ihn nur wenige Jahre. Er starb nach einer zwölftägigen Krankheit zu Petersburg am 28. Januar 1725. Am 10. März fand sein Leichenbegängniss statt; am 9. April beging Riga die Trauerfeier und am

14. wurde in den Landkirchen dem Volke über den Text im ersten Buche der Könige, im zweiten Capitel und zehnten und elften Verse gepredigt: „Also entschlief David mit seinen Vätern und ward begraben in der Stadt Davids. Die Zeit aber, die David König gewesen ist über Israel ist vierzig Jahre. Sieben Jahre war er König zu Hebron und dreiunddreissig Jahre zu Jerusalem."

Hiermit schliesst die Chronik. Wir haben unserem Auszuge nur noch einige Nachrichten hinzuzufügen, die Goldberg über sich in einem Anhange bis zum Jahre 1743 giebt.

Im Jahre 1714 vermählt er sich mit Fräulein Anna Dorothea v. Luhren, Tochter des schwedischen Lieutenants Thomas v. Luhren, Erbherrn auf Suhr-Pallo im jerwenschen Kreise Estlands und dessen Gattin Elsa Agneta, geb. v. Freimann. Die Hochzeit wird in Jummerdehn gefeiert bei dem Stiefvater der Braut, dem schwedischen Rittmeister Hans Hinrich Böck, Pfandhalter von Jummerdehn. Das junge Ehepaar zieht alsbald nach Ruschendorf, hält sich aber auch zeitweise in Resiten auf, weil Goldberg diese Starostei als Generalinspector verwaltet. Aus dieser Ehe stammen 11 Kinder, von denen die meisten in frühem Alter sterben. Nach Ablauf der Pfandjahre für Ruschendorf erwirbt Goldberg käuflich das Gut Gustavsberg im jürgensburgschen Kirchspiele Livlands von dem Kammerjunker Jacob Gustav von Clodt, Erbherrn von Jürgensburg, für die Summe von 2600 Rthlr. Alb., eine Summe, die der damaligen Beschaffenheit des Gutes entsprach. Denn der am 10. August 1726 geschlossene Kaufcontract besagt: Viehweiden sind auf benachbarten Wüsteneien zu suchen, Wald zu Brennholz ist nothdürftig vorhanden, zu Bauholz nur „etwas Gränen." Das Bauerland beträgt $3^7/_8$ Haken, von denen $2^3/_4$ Haken wüst und unbebaut liegen, der Rest nothdürftig besetzt ist. Die Bauerschaft besteht aus 9 männlichen und 10 weiblichen arbeitsfähigen Individuen; zwei alten und unvermögenden und 26 Kindern (12 Knaben und 14 Mädchen), also 47 Individuen. Die grosse Zahl von Kindern lässt vermuthen, dass auch hier Krieg und Pest stark aufgeräumt haben. Die Baulichkeiten des Hofes sind: ein völlig unbewohnbares und unbrauchbares Wohnhaus und wenige grösstentheils verfallene Wirthschaftsgebäude. Dem entsprechend sind die Felder. Ein Garten ist in seinen Umrissen zu erkennen, im übrigen von der Wildniss nicht zu unterscheiden.

Das ist die actenmässige Beschreibung des Gutes, und sie mag auf viele Güter passen, wie sie sich nach den Kriegsjahren vorfanden.

Hätten wir die genauen Angaben über den gegenwärtigen Werth und Bestand des Gutes Gustavsberg zur Hand, so könnten wir in einem genauen Zahlenverhältnisse den Fortschritt ausdrücken, der hier in anderthalb Jahrhunderten sich kenntlich macht, und wir würden keinen Fehlschluss thun, wenn wir daraus auch einen gleichen Fortschritt für das ganze Land folgerten. Es verhält sich aber in Wirklichkeit noch anders. Livland ist in den anderthalb Jahrhunderten des Friedens,. die es genossen hat, weiter fortgeschritten, als überhaupt eine arithmetische Zahl auszudrücken vermag. Es sind geistige Factoren hinzugetreten, die sich nicht zählen und messen lassen, deren Expansionskraft mit jedem Jahre zunehmen muss, das liegt in ihrer Natur, und die sich einzureihen streben in den grossen Verband des übrigen Europa. Welcher Kämpfe und Wehen im Aeusseren, und welcher geistigen Anstrengungen, welch unausgesetzten Ringens im Innern bedurfte es, ehe das Land die rationelle Benutzung des Bodens sich so weit angeeignet hat, und ehe die socialen Fragen so weit zur Geltung gekommen sind, die unsere Zeit besonders bewegen! Noch sind sie nicht zu Ende geführt. Ihre Lösung bleibt als Vermächtniss unserer Zeit dem Glücksterne der Zukunft überlassen. Es geht auch da nicht ohne Kämpfe und Wirren ab. War der Uebergang aus dem 17. Jahrhundert in das 18. ein schmerzensvoller, wie die benutzte Chronik Goldberg's uns gezeigt hat, so ist als Frucht jener leidensvollen Zeit der Frieden zu preisen, dessen das letztere genossen hat, wir aber haben festzuhalten an den Errungenschaften unserer Zeit in treuer Arbeit, in Eintracht und Glaubensfestigkeit. Nur so können wir der Zukunft eine gedeihliche Fortentwickelung sichern. A. D.

Dänemarks Neutralität im Kriege zwischen Schweden und Russland 1788.

In den Zeiten der calmarischen Union hatte Dänemark an der Spitze der scandinavischen Staaten gestanden. Schweden und Norwegen waren gleichsam die Provinzen Dänemarks gewesen. Die national-monarchische Revolution in Schweden führte die Macht und den Einfluss Dänemarks auf ein bescheidenes Maass zurück. Es zeigte sich, dass hierauf Schweden in Europa mehr bedeute als Dänemark. Die Intervention Gustaf Adolf's in Deutschland war erfolgreicher als diejenige Christians. Schweden konnte eine Zeit lang eine Grossmacht heissen. Ohne Norwegen zu besitzen, beherrschte es den ganzen Ring der Länder an dem bottnischen und finnischen Meerbusen, an der Ostsee. Aber die Eifersucht zwischen beiden scandinavischen Mächten hatte eine Reihe von Kriegen zur Folge. Beide Mächte strebten nach Annexionen benachbarter Provinzen. Nachdem Dänemark die südlichen Provinzen des heutigen Schwedens an dasselbe hatte abtreten müssen, hoffte es, dieselben wieder erobern zu können. Schweden hielt es für möglich, Norwegen zu erobern.

Dänemark war der natürliche Verbündete Russlands. Aehnlich den Verträgen, welche zwischen Russland und Preussen in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zum Zweck der Theilung Polens geschlossen wurden, bestanden zwischen Dänemark und Russland Verträge zum Zweck einer Theilung Schwedens. In dem Vertrage von 1766 hatten die beiden Gegner Schwedens einander das Fortbestehen der unseligen adelsrepublikanischen Verfassung in Schweden gewährleistet. Eine Defensivallianz zwischen den beiden Mächten für den Fall eines Angriffes von Seiten Schwe-

dens wurde geschlossen. Als Gustaf III. seinen Staatsstreich vollzog, konnte man in Schweden der Intervention Dänemarks und Russlands gewärtig sein. In Kopenhagen wie in St. Petersburg begriff man sehr wohl, dass eine Steigerung der monarchischen Gewalt in Schweden auch einen Aufschwung der auswärtigen Politik Schwedens bedeutete. Gustaf III. wiederum war sich sehr wohl der Gefahr bewusst, mit beiden Mächten zugleich Krieg führen zu müssen. In den siebenziger Jahren schon hat er wohl die Aeusserung gethan: er brauche stets drei Heere, eines in Finnland, ein zweites in Schonen, ein drittes an der Grenze Norwegens.

Es gab Staatsmänner in Schweden, welche dem Könige riethen, in ein enges Bündniss mit Dänemark zu treten, um mit um so grösserer Sicherheit gegen Russland auftreten zu können. Der Hass, den Gustaf gegen Dänemark hegte, hinderte ihn daran, eine solche Politik zu befolgen. Er zog es vor, in Berlin und London Bundesgenossen gegen Russland und Dänemark zu werben.

Katharina II. hatte im Jahre 1773 einen Vertrag mit Dänemark geschlossen, demzufolge die letztere Macht im Falle eines Angriffs von Seiten Schwedens auf Russland verpflichtet war, mit einer gewissen Anzahl Schiffe und einer bestimmten Menge Truppen eine Diversion zu Gunsten Russlands zu machen, d. h. Schweden im Rücken oder in der Flanke anzugreifen.

Als Gustaf 1788 den Angriff auf Russland vorbereitete, suchte er über das eventuelle Verhalten Dänemarks Erkundigungen einzuziehen. Es gelang ihm nicht, über diesen Punkt klare Einsicht zu gewinnen. Er drohte noch vor dem Ausbruche des Krieges mit Russland, er werde nöthigenfalls stark genug sein, es gleichzeitig mit beiden Mächten aufzunehmen, falls Dänemark sich nicht völlig neutral verhalte. Es werde ihm, liess er verlauten, ein Leichtes sein, auch im Verlaufe eines Feldzuges in Finnland so starke Truppenmassen gegen die dänischen Grenzen vorrücken zu lassen, dass Dänemark ihnen nicht leicht gewachsen sein werde.

In der That hielt es die dänische Regierung, als der Krieg zwischen Gustaf und Katharina ausbrach, nicht für gerathen, sehr entschieden und rasch zu Gunsten Russlands aufzutreten. Den wesentlichsten Dienst leistete indessen der dänische Hof der Kaiserin dadurch, dass man in St. Petersburg zuallererst aus Kopenhagen genauere Nachrichten über die schwedischen Rüstungen erhielt. Ob Dänemark verpflichtet war, dem Vertrage von 1773 gemäss mit

sechs Linienschiffen und 12,000 Mann Hülfstruppen zu Russlands Gunsten eine Diversion zu machen, hing von der Entscheidung der Frage ab, welche von den kriegführenden Parteien den Angriff gemacht habe. Sowohl dieser Vertrag zwischen Dänemark und Russland, dessen Bestimmungen dem Könige Gustaf III. sehr wohl bekannt waren, als auch die staatsrechtliche Bestimmung in Schweden, dass der König ohne Zustimmung des schwedischen Adels keinen Angriffskrieg führen dürfe, veranlassten den König zu einer Reihe von kleinlichen Kunststücken, welche bezweckten, Russland die Rolle des Angreifers aufzuzwängen. Diese Bemühungen des Königs waren vergebens. Der schwedische Adel hielt den Krieg als einen Angriffskrieg für eine Verletzung der Verfassung, und Dänemark konnte ebenfalls nicht umhin, in dem Angriff des Königs einen *casus föderis* in Betreff seiner Verpflichtungen gegen Russland anzuerkennen.

Gustaf scheint indessen gehofft zu haben, dass er als der angegriffene Theil erscheinen, dass also Dänemark zu der vertragsmässigen Hülfeleistung nicht verpflichtet sein werde. Indem er mit Heer und Flotte nach Finnland aufbrach, hielt er es nicht für nothwendig, die westlichen Grenzen Schwedens in Vertheidigungszustand zu setzen. Er hatte kurz vor Eröffnung der Feindseligkeiten einen Besuch in Kopenhagen abgestattet, hatte den Kronprinzen von Dänemark zu einer militärischen Revue in Schonen eingeladen, und hielt es nicht für nothwendig, zum Schutze Schwedens bedeutende Truppenmassen zurückzulassen.

Dänemark aber folgte mit grosser Spannung allen Bewegungen seines Nachbars. Von Allem, was in Stockholm und in dem Kriegshafen vorging, hatte man in Kopenhagen sehr genaue Kunde. Aan musste Vorsichtsmaassregeln ergreifen. Sogleich wurden 6 Linienschiffe segelfertig gemacht. Zugleich fanden Sitzungen des geheimen Rathes statt; 3000 Matrosen wurden aus Norwegen einberufen. Als man von den ersten Scharmützeln an der finnischen Grenze hörte, erfuhr man zugleich, dass Schweden der angreifende Theil sei.*) Offenbar lag der *casus foederis* vor: Dänemark musste sich zu der vertragsmässigen Hülfeleistung verpflichtet halten. Der dänische Feldmarschall Prinz Karl von Hessen, entschiedener als andere von den leitenden Persönlichkeiten in Kopenhagen, drang darauf, dass Dänemark seinen Russland gegenüber eingegangenen Verpflichtungen

*) Die russ. St. Petersburger Ztg. 1788 S. 685, 720, 865, 954.

nachkomme.*) Er hatte in einem Privatbriefe den König Gustaf vor übereilten Schritten gewarnt; jener hatte mit Drohungen geantwortet. Dänemark musste sich entscheiden.

Dennoch verging viel Zeit bis zur dänischen Intervention. Wochenlang, während der Krieg in Finnland thatsächlich ausgebrochen war, zögerte Dänemark mit seinen militärischen Operationen. Die ersten Schüsse zwischen schwedischen und russischen Truppen wurden schon Ende Juni gewechselt, aber erst im September erschienen dänische Truppen auf schwedischem Gebiete. Man ist allerdings heutzutage in solchen Dingen an ein anderes viel rascheres Zeitmaass gewöhnt; dennoch erscheint ein so langsames Vorgehen Dänemarks bei jener Gelegenheit auffallend. Russland hätte ein Recht gehabt, über Nichterfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten zu klagen.

Während Dänemark einige Vorsichtsmaassregeln ergriff, eine Kriegscommission berief, eine Hülfsflotte und ein Hülfsheer nach Norwegen abzusenden sich anschickte, verblieb der schwedische Botschafter Baron Sprengtporten ruhig auf seinem Posten in Kopenhagen. Erst im August gab der dänische Minister Graf Bernstorff dem schwedischen Gesandten gegenüber die Erklärung ab, die Kaiserin bestehe in dem vorliegenden Falle auf Vollziehung des Vertrages von 1772, und daher werde Dänemark sich genöthigt sehen, mit einem Hülfscorps zu Gunsten Russlands eine Diversion zu unternehmen. Im Publicum indessen hoffte man auch damals noch so sehr auf Erhaltung des Friedens, dass man noch am 26. Aug. aus Kopenhagen schrieb, es gehe das Gerücht, dass es nicht zum Kriege kommen werde. Etwas später wird aus Schweden gemeldet, „es habe den Anschein, als drohe von Dänemark her ein Ungewitter.“**) Schweden war durchaus nicht auf einen Krieg mit seinem westlichen Nachbar eingerichtet.

Für Russland war die dänische Hülfe von der grössten Bedeutung. Der türkische Krieg erforderte ungeheure Opfer im Süden des Reichs. Der Norden war von Truppen entblösst. Die Haupt-

---

*) Horst, Geschichte des letzteren schwedisch-russischen Krieges, Frankfurt a. M. 1792, S. 91. „Wehe der Macht, sagte Prinz Karl, die nur auf gegenwärtige Convenienzen sieht und dabei kleinmüthiger Weise die alten Verbindlichkeiten vergisst.“

**) Russische und deutsche St. Petersburger Zeitung. Correspondenzen aus Kopenhagen und Stockholm.

stadt konnte leicht den grössten Gefahren ausgesetzt sein. Die Vertheidigungsanstalten in Finnland und den Ostseeprovinzen waren sehr unbedeutend. Wenn Dänemark Schweden im Rücken angriff, so konnte eine solche Diversion Russland am wirksamsten Rettung bringen.

Die russischen Admirale Powalischin und Desin, welche mit einigen Schiffen an der Küste Norwegens und der Westküste Schwedens kreuzten, hatten von St. Petersburg aus Befehl, sich mit der dänischen Flotte zu vereinigen und sodann Gothenburg, Morstrand und andere Plätze im südlichen Schweden anzugreifen.*) Zu nicht geringem Verdrusse der Kaiserin aber kamen aus Dänemark Nachrichten, welche den Beweis lieferten, dass man dort einem ernstlichen Kampf auszuweichen suche. Die dänische Regierung schrieb, sie sei bei der Erschöpfung ihrer Mittel ausser Stande, energisch einzuschreiten. Sie bat wenigstens um Subsidien. Katharina grollte den Dänen, sie bemerkte, schon Peter der Grosse habe eine Abneigung gegen das dänische Cabinet gehabt; es sei besser, das russische Geld im Lande zu behalten und es zu eigener Ausrüstung zu verwenden, als es den Dänen zu senden. Ohnehin hatte sie Ursache, über die geringen Erfolge der österreichischen Allianztruppen im türkischen Kriege zu klagen. „Es wäre fast besser, ohne solche Verbündete allein Krieg zu führen," sagte sie in ihrem Unmuth über Oesterreich und Dänemark.**)

Indessen sah man in St. Petersburg doch nicht ohne Befriedigung, dass Dänemark — wenn auch sehr langsam — rüstete. Als nach Ausbruch der Rebellion der finnischen Offiziere in Gustafs Lager von Friedensunterhandlungen die Rede war, mahnte der Minister Graf Besborodko von den letzteren ab, weil ja sonst Dänemark in seinen Rüstungen leicht aufgehalten werden könne. Als der König trotz der Rebellion in seinem Heere nicht an Frieden dachte, baute man in St. Petersburg die grösste Hoffnung auf Dänemark. Gustaf hatte sich in Högfors verschanzt und war nicht von russischem Gebiet fortzubringen. Da meinte die Kaiserin am 1. August: „In diesen Tagen wird er die dänische Declaration erhalten und vielleicht aus freien Stücken abziehen." Am russischen Hof sprach man damals mit Entzücken von dem bevorstehenden Angriff der Dänen auf Gothenburg.***)

*) Aus dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin.
**) Ebendaselbst.
***) Ebendaselbst.

Dänemark konnte im glücklichen Falle durch eine Intervention viel gewinnen. Man sprach davon, dass Russland den Dänen zum Lohn die Abtretung Gothenburgs und der Provinz Bohuslän gewährleistet habe.*) Der dänische Gesandte in St. Petersburg, Saphorin, theilte dem russischen Minister im Vertrauen mit, dass Dänemark in derselben Weise, d. h. durch Anstellung innerer Unruhen, die Provinz Schonen zu erwerben hoffe, wie Russland das ganze Finnland.**)

Sonderbarer Weise sollte eine solche Intervention Dänemarks zu Gunsten Russlands nicht als eine Verletzung der Neutralität Dänemarks gelten. Selbst England und Preussen, welche die Bedrängniss Schwedens sehr ungerne sahen und erklärten, sie würden eine Vernichtung des letzteren Staates nicht zugeben, scheinen anfangs solche Auffassung gehabt zu haben. Am 13. (24.) August erklärte der englische Gesandte in Kopenhagen, Elliot, dem Grafen Bernstorff, England billige die Handlungsweise des dänischen Hofes, der seinen gegenüber der Kaiserin eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen suche, werde aber nicht gleichgültig bleiben, falls Dänemark mehr Truppen gegen Schweden ausrüste, als vertragsmässig von Russland für diesen Fall ausbedungen sei. Eine ähnliche Erklärung gab der preussische Gesandte ab. So glaubte denn Dänemark nicht aus seiner Neutralität herauszutreten, indem es zum Kriege gegen Schweden rüstete. Man beabsichtigte dänischerseits einen Angriff auf Gothenburg und Karlskrona. Man traf Maassregeln, den Feldzug auch im Winter fortsetzen zu können. Vergebens sandte Gustav III. den Grafen Wachtmeister nach Kopenhagen, um die dänische Regierung zu ersuchen, zwischen Schweden und Russland zu vermitteln; vergebens bemühte sich Elliot, der dänischen Regierung begreiflich zu machen, dass eine gewissenhafte Erfüllung des Vertrages von 1773 im Grunde gar nicht dem Interesse Dänemarks entspreche — das dänische Geschwader mit den 12,000 Mann Hülfstruppen schickte sich an abzusegeln.

In aller Eile ergriff man in Schweden allerlei Maassregeln zur Vertheidigung der Küsten und der Grenze. Gustaf bot die Dalekarlier auf, organisirte die Milizen, suchte mit patriotischen Reden die Bevölkerung zu begeistern.

Als Hauptbefehlshaber der dänischen Truppen reiste Prinz Karl von Hessen mit denselben nach Norwegen ab. Das Geschwader segelte unter russischer Flagge. Die dänischen Truppen überschritten

*) Posselt, Geschichte Gustaf's III. Karlsruhe 1792.

**) Aus dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin.

die Grenze, und noch immer wusste man nicht, ob es ein Krieg mit Dänemark sei oder nicht. Von der Unklarheit der Vorstellungen in diesem Punkt zeugt Folgendes. Als die Dänen sich dem schwedischen Städtchen Strömstadt näherten, fragte der in der Nähe dieses Ortes mit einer Abtheilung schwedischer Truppen postirte schwedische Oberst Trauefeldt, welches die Absichten des dänischen Feldherrn seien. Der Prinz von Hessen liess hierauf entgegnen, der König von Dänemark denke nicht daran, gegen Schweden Krieg zu führen, es seien die Truppen, welche er, der Prinz von Hessen befehlige, lediglich Hülfstruppen, welche Dänemark der Kaiserin von Russland vertragsmässig zur Verfügung gestellt habe, diese Truppen würden nöthigenfalls feindlich verfahren. Der Oberst Trauefeldt drückte sein Bedauern über die Sachlage und die Hoffnung aus, dass beide Völker, Dänen und Schweden, miteinander in Frieden verbleiben möchten.

Ein solcher Kriegszustand war in der That höchst seltsam. Dänemark und Schweden hielten den Frieden als nicht gebrochen, obgleich dänische Truppen in Schweden Eroberungen zu machen sich anschickten. Es entsprach einer so wunderlichen Verwirrung der Begriffe, dass der Prinz von Hessen sich hierauf noch berechtigt halten konnte, den Obersten Trauefeldt einzuladen, bei ihm zu speisen, was dieser allerdings ablehnte. Eine solche Courtoisie hielt den dänischen Feldherrn nicht ab, schon anderen Tages Strömstadt nach einem unbedeutenden Gefechte, bei welchem nach schwedischer Version 200, nach dänischer nur 21 dänische Soldaten getödtet und verwundet wurden, einzunehmen. Hierauf besetzten die Dänen noch die Städte Uddewolla und Wenersborg, wo sie bedeutende Vorräthe erbeuteten. Bereits schickte sich der Prinz von Hessen an, Gothenburg zu belagern, als es Gustaf gelang, einerseits durch Volksbewaffnung und geschickte Operationen diese Stadt in guten Vertheidigungszustand zu setzen, andererseits die Intervention Preussens und Englands zu Gunsten Schwedens in Anspruch zu nehmen. Der Volkshass in Schweden gegen die Dänen entzündete sich. Mit grosser Virtuosität setzte man allerlei den Dänen nachtheilige Gerüchte in Umlauf. Bald hiess es, die dänischen Truppen hätten sich furchtbare Räubereien zu Schulden kommen lassen, obgleich sie in der That eine musterhafte Mannszucht beobachtet hatten; bald erregte man die leidenschaftlichste Entrüstung dadurch, dass man chirurgische Instrumente, welche die Schweden von den Dänen erbeutet hatten,

als Folterwerkzeuge bezeichnete, welche von den Dänen für die Schweden bestimmt worden seien.*)

So steigerte sich die Spannung mehr und mehr. Es fragte sich, wie lange noch die Fiction von einem zwischen Schweden und Dänemark bestehenden Frieden aufrecht erhalten werden konnte.

Der englische Gesandte Elliot verfügte sich nach Schweden, traf den König Gustaf III. in Karlstadt und trug ihm die guten Dienste Englands an, um Schweden mit Dänemark zu versöhnen. Er behauptete, der Prinz von Hessen habe die ihm von der dänischen Regierung gegebenen Instructionen überschritten, sei mit seinen Truppen zu weit vorgerückt, und führte aus, dass England und Preussen nicht mehr in der Lage seien, die Truppen des Prinzen von Hessen als nicht-dänische, sondern als russische anzusehen. Der Gesandte drohte, wenn nicht sogleich alle Feindseligkeiten eingestellt würden, mit einem Angriff Preussens und Englands auf Dänemark.

Die Einnahme von Gothenburg wäre für Dänemark ein ausserordentlich grosser Gewinn gewesen. Ohne die Intervention des englischen Gesandten wäre der Platz vielleicht gefallen. Unter diesen Umständen aber konnte der Prinz von Hessen nicht umhin, einen vorläufigen Waffenstillstand auf 8 Tage abzuschliessen. Bei allen Unterhandlungen, die gepflogen wurden, bestand der Prinz auf der sophistischen Auslegung, dass er nicht im Namen des Königs von Dänemark, welcher niemals an einen Krieg mit Schweden gedacht habe, unterhandle, sondern nur als Befehlshaber der von Dänemark an Russland überlassenen Hülfstruppen. Alle Gegenvorstellungen blieben vergebens. Die Fiction sollte fortdauern.

Wie wenig stichhaltig im Grunde diese Auffassung war, kann man daraus ersehen, dass Dänemark gerade in dieser Zeit sich die Bedrängniss Schwedens zu Nutze machen und die Provinz Schonen erwerben wollte, dass die Schweden dänische Proviantschiffe kaperten, dass die schwedischen Pfarrer die Instruction erhielten, in ihren Predigten die Bevölkerung zum Kampfe gegen Dänemark aufzustacheln, dass die Dänen eine beträchtliche Geldsumme, welche von Preussen aus über Dänemark nach Schweden geschickt wurde, mit Beschlag belegten u. dgl. m. Beiderseits wurden Klagen geführt über Verletzung des Waffenstillstandes. Die wesentlichste

*) Ueber diese Ereignisse s. die Denkwürdigkeiten des Prinzen Karl von Hessen über den Feldzug gegen Schweden im Jahre 1788. Flensburg, Schleswig und Leipzig 1789. Schantz, Historia öfver kriget emellan Sverige och Ryssland etc. Stockholm 1819. I. 64—70 und die russ. St. Petersburger Ztg. jener Tage.

Meinungsdifferenz aber betraf die Eigenschaft der dänischen Truppen, welche in den von Elliot redigirten Entwürfen zu Waffenstillstandsverträgen schlechtweg als „die Truppen und die Flotte Sr. Maj. des Königs von Dänemark" bezeichnet wurden, wogegen der Prinz stets lebhaft protestirte.*)

So viel indessen hatte die Intervention Elliot's erreicht, dass der dänische Feldzug nicht wieder aufgenommen wurde. Von Zeit zu Zeit wurden die vom Prinzen von Hessen zugestandenen Waffenstillstände verlängert. „Wir sind die Dänen los," schrieb König Gustaf am 4. December 1788 an seinen Freund, den Grafen Stedingk, nach Finnland, „wir sind die Dänen los, und der ganze Angriff derselben hat nur dazu gedient, das Nationalgefühl zu wecken und ein mir ergebenes Heer in Schweden auf die Beine zu bringen." **)

Katharina war in hohem Grade unzufrieden mit Dänemark. Das heroische Auftreten Gustafs in Gothenburg brachte sie um die Vortheile, welche die Verschwörung der finnischen Offiziere Russland bot. Der zwischen dem Prinzen von Hessen und Schweden abgeschlossene Waffenstillstand erschien ihr als ein Bruch des Allianzvertrages. Mit Entrüstung sagte sie: „Niemals thun wir dergleichen ohne Einwilligung von Seiten unserer Bundesgenossen." Sogleich befahl sie, einen Courier mit der Aufforderung nach Kopenhagen zu senden, die Dänen sollten sofort gegen Gothenburg marschiren. Dem preussischen Hofe liess sie sagen, ein Angriff auf Dänemark werde einer Kriegserklärung an Russland gleichgeachtet werden. Sie klagte über den Grafen Bernstorff, er sei ein Knecht Albions, und über den Prinzen von Hessen, er sei so nachgiebig, weil er seine Tochter an den dänischen Kronprinzen zu verheirathen wünsche und dieser ein Bewunderer Englands sei. In einem Handschreiben an den Vicekanzler Ostermann, beklagte sich Katharina darüber, dass Dänemark, statt als kriegführende Macht aufzutreten, stets nur von den Hülfstruppen gesprochen, dass es die Intervention der andern Mächte zugegeben und einen Waffenstillstand abgeschlossen habe; eine solche Handlungsweise beraube Russland jeder Hoffnung auf die dänische Allianz.***)

---

*) Sämmtliche Entwürfe von Actenstücken mit Verbesserungen im Laufe der Verhandlungen s. in den Denkwürdigkeiten des Prinzen Karl von Hessen.

**) Mémoires posthumes du comte de Stedingk. I. 138.

***) Aus dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin.

Katharina suchte noch direct auf die leitenden Persönlichkeiten in Dänemark zu wirken. Sie schrieb an den König von Dänemark, an den Kronprinzen, an den Prinzen Karl von Hessen. Ein ausserordentlicher Bevollmächtigter, Numsen, ward an den dänischen Hof abgesandt, „um die Dänen auf Schweden zu hetzen." Er erhielt Instructionen: er solle besonders auf die dem Kronprinzen nahestehenden Personen zu wirken suchen. Der Geheimschreiber der Kaiserin, welchem diese die eben erwähnten Handschreiben vorlas, bemerkt in seinen Aufzeichnungen, es seien „starke" Aeusserungen darin vorgekommen.

Es war Alles vergebens, Dänemark blieb neutral. Von dieser Seite hatte Russland keine Hülfe zu hoffen.

Betrachten wir nun diese Neutralität Dänemarks, so erscheint sie in Widerspruch mit den heutzutage geltenden, dem modernen Rechtsbewusstsein entsprechenden Normen des Völkerrechts. Es dürfte heutzutage unmöglich sein, sich für neutral zu halten und gleichzeitig ein Kriegsgeschwader von 6 Linienschiffen und eine Armee von 12,000 Mann gegen einen Nachbar zu senden. Mit Heeresmacht in benachbartes Gebiet einzufallen, die dort postirten Truppen anzugreifen, mehrere Städte im fremden Lande zu besetzen, Contributionen zu erheben — und dabei zu erklären, dass man nicht als kriegführende Macht auftrete: eine solche Handlungsweise liesse sich heutzutage nicht denken. Solche Theorien waren noch vor einem Jahrhundert möglich. In der Praxis wurde auch damals schon dagegen protestirt. Sowohl Schweden als England, als auch die Kaiserin von Russland tadelten die subtile Unterscheidung zwischen einem eigentlichen Kriegszustande und einer „Diversion mit vertragsmässig überlassenen Hülfstruppen." Das moderne Rechtsbewusstsein verlangt von den neutralen Mächten eine unvergleichlich strictere Beobachtung der Neutralität. Die Gewissen sind auch in dieser Beziehung zarter geworden.

Die Rechte und Pflichten der Neutralen sind eines der neuesten und wichtigsten Capitel des Völkerrechts. Jeder Congress, jeder Friedensschluss, jeder Krieg während der letzten Jahrzehnte hat die Theorie von den Rechten und Pflichten der Neutralen fortentwickeln helfen.

Betrachten wir im Hinblick auf die oben mitgetheilten Ereignisse aus dem vorigen Jahrhundert einige Sätze und Regeln aus dem „modernen Kriegsrecht der civilisirten Staaten" als Rechtsbuch dar-

gestellt von Bluntschli (Nördlingen 1866), so finden wir unter Anderem Folgendes:

§ 225. „Neutral heissen die Staaten, welche weder Kriegspartei sind, noch zu Gunsten oder zum Nachtheil einer Kriegspartei an der Kriegführung Theil nehmen."

Dagegen heisst es allerdings im Widerspruche mit dem Vorstehenden in § 227: „Es giebt eine vollständige und eine theilweise oder beschränkte Neutralität, indem ein Staat einer Kriegspartei vertragsmässig zu einer beschränkten Hülfe verpflichtet sein und diese Pflicht erfüllen kann, ohne im Uebrigen sich an dem Kriege zu betheiligen."

Dieses sowie der folgende § liessen sich allenfalls zu Gunsten Dänemarks in dem oberwähnten Falle anführen. Es heisst im § 233: „Sogar wenn ein Bundesgenosse zur Unterstützung einer Kriegspartei verpflichtet ist, aber sich jeder Theilnahme an dem Kriege enthält und diesen Willen der Gegenpartei ankündigt, so hat er einen Rechtsanspruch darauf, von derselben als neutraler Staat geachtet zu werden." Aber auch diese Bestimmung ist völlig unhaltbar, wenn man sie mit § 225 zusammenhält, so wie auch mit §§ 238 und 239, wo es heisst: „Da die thatsächliche Nichtbetheiligung am Kriege die natürliche Voraussetzung der Neutralität ist, so ist der neutrale Staat, wenn er seine Neutralität wahren will, verpflichtet, sich jeder thatsächlichen Unterstützung einer Kriegspartei zu Kriegszwecken zu enthalten." „Insbesondere darf der neutrale Staat nicht einer Kriegspartei Truppen liefern, noch Subsidien bezahlen, noch Kriegsschiffe zur Verfügung stellen." Diese §§ werden einige Zeilen weiter durch den folgenden wiederum einigermaassen auf den besprochenen Fall anzuwendenden § 241 aufgehoben: „Wenn ein Staat durch frühere Verträge, welche nicht in der Voraussicht des eingetretenen Krieges zum Behuf der Unterstützung einer Kriegspartei abgeschlossen worden sind, verpflichtet war, dem Staate, der nun Kriegspartei geworden ist, Truppen zu stellen, so wird die Anwesenheit dieser Truppen in Feindesland, und selbst die Theilnahme derselben am Kriege nicht als Verletzung der Neutralität jenes Staates betrachtet, wenn im Uebrigen die friedliche Gesinnung des letzteren unzweifelhaft ist und er sich strenge innerhalb der Schranken seiner vertragsmässigen Verpflichtung hält. Die gelieferten Truppen sind feindliche Personen, aber der Staat, der sie nicht für diesen Krieg geliefert hat, ist nicht zum Feind geworden durch Ausbruch des Krieges."

Man sieht, besonders wenn man sich solcher concreter Fälle wie der oben mitgetheilte erinnert, wie schwer eine Codification des Völkerrechts ist. Der von Bluntschli unternommene Versuch ist dankenswerth. Der letzte Krieg ist geeignet, auch in solche Fragen grössere Klarheit zu bringen.

Im Verlaufe desselben Krieges, von dem die vorhergehenden Mittheilungen handeln, ereignete sich in Kopenhagen eine Episode, welche auf das ganze Verhältniss der betreffenden Cabinete und Völker ein eigenthümliches Schlaglicht wirft, und daher hier noch ihren Platz finden möge.

Ein russisches Geschwader von mehreren Linienschiffen und einigen Fregatten hatte während des Sommers 1788 in den Gewässern der Ostsee gekreuzt, den Schweden vielfachen Schaden zugefügt, einige Küstenplätze beschossen und sogar Gothenburg bedroht. Dieses Geschwader, unter der Führung des Vice-Admirals Desin, war nun im Spätjahr 1788 in einiger Gefahr, von der winterlichen Jahreszeit auf dem Meere überrascht zu werden. Es waren lange Zeit hindurch gar keine Nachrichten über dasselbe nach Petersburg gekommen. Man erfuhr, dass an den Küsten viel Schnee und Eis sich gezeigt habe. „Mir liegt ein Stein auf dem Herzen," sagte die Kaiserin, „die 11 Schiffe werden verloren gehen. Der Einfaltspinsel Desin wird die Zeit verschlafen." So sprach sie in den letzten Tagen des December. Da erhielt man endlich am 31. December die Nachricht, die ganze Escadre sei wohlbehalten in den Hafen von Kopenhagen eingelaufen.

Die dänische Regierung hielt es nicht für eine Verletzung der Neutralität, den russischen Kriegsschiffen den Aufenthalt in dem Hafen der dänischen Hauptstadt zu gestatten. Dagegen sprach man davon, die schwedische Regierung sei über diesen Umstand aufgebracht.

Zwei Aeusserungen von Staatsmännern darüber, dass Gustaf III. einen furchtbaren Streich gegen das im Hafen von Kopenhagen überwinternde russische Geschwader vorbereite, werden berichtet. Der französische Gesandte am russischen Hofe, Ségur, erzählt in seinen Memoiren, der Minister in Frankreich, Graf Montmorin, habe bereits

im December 1788 geäussert, Gustaf grolle den Dänen so sehr, dass er den Plan habe, die dänische Flotte zugleich mit dem russischen Geschwader im Hafen von Kopenhagen zu verbrennen. Dieselbe Aeusserung soll, dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin Katharina (vom 24. Dec. 1788) zufolge, der russische Gesandte am französischen Hofe, Simolin, gethan haben. Es ist natürlich schwer zu ermessen, welchen Werth solche leicht hingeworfene Aeusserungen haben.

Wenige Wochen später ward in der That folgender Anschlag entdeckt. Ein gewisser Benzelstjerna, welcher sich bereits längere Zeit in Kopenhagen aufhielt, hatte ein englisches mit leicht entzündlichen Stoffen — Pech, Pulver, Rum u. dgl. — beladenes Schiff für die Summe von 1200 Thalern gekauft und mit dem Führer des Schiffes, einem Schotten, O'Brien, die Verabredung getroffen, das Fahrzeug als Brander zu gebrauchen, um das russische Geschwader zu verbrennen. Für jedes in Flammen aufgehende russische Schiff hatte Benzelstjerna dem O'Brien die Summe von 5000 Thalern versprochen.

Die Polizei in Kopenhagen hatte von diesem Vorhaben Kunde erlangt und suchte sich der Personen der Schuldigen zu bemächtigen. Zuerst wurde O'Brien verhaftet. Den Hauptanstifter des Attentats suchte man lange Zeit und entdeckte endlich, dass Benzelstjerna sich in dem Hause des schwedischen Gesandten, Albedyl, aufhielt, wo er das Asylrecht in Anspruch zu nehmen hoffte. Man erzählte sich sogar, dass der schwedische Gesandte dem Verbrecher offenbar seinen Schutz angedeihen lasse und demselben zur Flucht zu verhelfen wünsche. Hierauf wurden sehr umfassende Maassregeln zur Ergreifung Benzelstjerna's genommen, das Haus des schwedischen Gesandten mit Wachen umzingelt und auf diese Weise die Verhaftung des Schuldigen erzwungen. Bei dieser Gelegenheit wallte die Bevölkerung von Kopenhagen leidenschaftlich auf. Eine dichte Menschenmasse umringte das Haus des schwedichen Gesandten. Man wollte nicht blos Benzelstjerna zerreissen, sondern auch Albedyl. Ein Zeitgenosse versichert, der russische Gesandte in Kopenhagen, Baron Krüdener, habe sich mitten im dichtesten Gewühl bei dem schwedischen Gesandtschaftshotel befunden, und zwar als Matrose verkleidet. Gleich darauf reiste Albedyl nach Schweden ab.

Es begann der Prozess der Angeklagten. Eine Confrontation zwischen O'Brien und Benzelstjerna ergab mancherlei Enthüllungen. Es wurden noch mehrere Personen verhaftet. Die ganze Stadt kam

in Aufregung. Man erzählte sich alle Einzelnheiten der Verhaftung Benzelstjerna's, zu welcher man erst nach vorgängiger Berathung des dänischen Ministers, Grafen Bernstorff, mit mehreren Vertretern des diplomatischen Corps zu schreiten sich entschlossen hatte. Es war eine ausserordentliche Gerichtscommission ernannt worden. Die Prozessacten sind nicht bekannt geworden. Es verbreitete sich das Gerücht, man habe die ganze Stadt Kopenhagen in Brand stecken wollen. Bei mehreren Personen soll man leicht endzündliche Stoffe gefunden haben. Auf einem Trockenboden sollen Lunten und Raketen gefunden worden sein. Der Geheimschreiber der Kaiserin Katharina sagt ferner, es habe sich auch um „einen Anschlag auf die Person Ihrer Majestät" gehandelt, aber die Kaiserin habe ihm gegenüber nicht damit herausrücken wollen.

Der König von Schweden erschien bei dem ganzen Handel ein wenig compromittirt. Wohl liess er nach Kopenhagen melden, dass er mit äusserster Entrüstung von diesem Attentat vernommen habe; in Schweden selbst aber, wo der König soeben durch einen Staatsstreich auf dem Reichstage den Unwillen des Adels in noch erhöhterem Maasse als bisher erregt hatte, ward das Gerücht verbreitet und geglaubt, dass Gustaf III. selbst dem Unternehmen Benzelstjerna's nicht ganz fremd geblieben sei. Aus Kopenhagen ward damals nach Stockholm geschrieben: „Nicht uns allein, sondern ganz Europa gebührt es, zu Gerichte zu sitzen über diese Angelegenheit und die Uebelthäter. Durch dieses Unternehmen sind nicht blos die Regeln der Gastfreundschaft verletzt worden, sondern auch die Gesetze des Völkerrechts. Die Stadt Kopenhagen befand sich in der grössten Gefahr. Es giebt Verbrechen, welche alles Maass übersteigen, und für welche es kein Strafgesetz giebt. Thaten, welche die ganze Menschheit empören, sollte man lieber mit dem Schleier des Geheimnisses zudecken. Wenn es sich aber um das Leben vieler Tausende handelt, darf von keiner Milde die Rede sein." Man versicherte, als verschiedene Gerüchte über die Ergebnisse der mit den Verhafteten angestellten Verhöre sich verbreiteten, „Europa werde als den Hauptanstifter des Verbrechens nicht Benzelstjerna, sondern eine noch viel ränkevollere Person kennen lernen." Man machte darauf aufmerksam, dass die Verbrennung der russischen Flotte in dem Hafen von Kopenhagen gerade zu der Zeit stattfinden sollte, als der Hader des Königs von Schweden mit dem Adel seinen Höhepunkt in der Verhaftung einiger Edelleute erreicht hatte.

So viel uns bekannt ist, ergaben sich übrigens keine besonderen Indicien gegen Gustaf III. Wir finden in den zeitgenössischen Aufzeichnungen die Angabe, dass Benzelstjerna in den Verhören erklärt habe: nur die Vaterlandsliebe habe ihn zu einem solchem Vorhaben bestimmt: er habe zur Ausführung desselben lediglich seine eigenen Geldmittel verwendet. Man hielt den Verbrecher für einen ausserordentlich begabten Menschen, bei dem indessen „die Vaterlandsliebe in Laster ausgeartet war." Man sagte: die Haltung Dänemarks, welches den entschiedenen Forderungen Schwedens in Betreff der zu beobachtenden Neutralität lange Zeit auszuweichen suchte, habe dem fanatischen Verbrecher den Gedanken zu einer solchen That eingegeben. Mancherlei Angaben finden sich in den Tagesblättern jener Zeit über das Verhalten der Verhafteten während des Prozesses, über ihr körperliches Befinden u. s. f. Von dem Gerichtsverfahren selbst bemerkt ein Zeitgenosse, d'Aguila, dessen Lebensbeschreibung des Königs Gustaf durchaus zu Gunsten des letzteren geschrieben ist, es sei mit einem undurchdringlichen Dunkel bedeckt. Man erfuhr allerdings nicht sehr viel von den Ergebnissen der Untersuchung. Beachtenswerth ist der Umstand, dass die Experten, welche zu Rathe gezogen worden, erklärt haben sollen, das Fahrzeug, welches als Brander hatte dienen sollen, sei für diesen Zweck gar nicht tauglich gewesen; d'Aguila bemerkt ferner, der schwedische Gesandte habe, als er dem von der Polizei verfolgten Benzelstjerna seinen Schutz angedeihen liess, nichts von dessen Vergehen gewusst; auch habe Gustaf ausdrücklich die Hoffnung ausgesprochen, dass alle Einzelnheiten des Attentats durch den Prozess an's Licht kommen möchten. Erst im December des Jahres 1789 wurden Benzelstjerna und O'Brien verurtheilt, und zwar zum Tode. Im Januar 1790 soll Katharina den König von Dänemark um eine Milderung der Strafe ersucht haben. Am 17. März erfolgte die Entscheidung: die Strafe wurde in lebenslängliche Haft umgewandelt.

So viel ist uns über diesen Vorfall bekannt. Er verdient es, seine Stelle in den Annalen der Criminaljustiz zu finden. In den dänischen Archiven und vielleicht auch in den schwedischen wäre der Aufschluss über die historisch wichtige Frage zu finden, ob und in wie weit die schwedische Regierung von dem verbrecherischen Vorhaben unterrichtet war. Es ist seltsam, dass vor wenigen Jahren noch ein schwedischer Historiker, Gyllengranat, in seiner Geschichte der schwedischen Flotte den ganzen Fall als ein von leidenschaftlichen Parteien erfundenes Gerücht bezeichnet hat, als eine Intrigue,

welche den Zweck gehabt habe, den Hass zwischen Dänen und Schweden zu schüren, und welche aus denselben Quellen stamme, welche die finnischen Offiziere zur Rebellion gegen den König Gustav veranlasst hatten. Er behauptet ferner, es sei überhaupt unmöglich, mit einem solchen Brander eine Flotte anzünden zu wollen. Von einem Antheil der schwedischen Regierung an dem Unternehmen will er vollends nichts wissen.

A. Brückner.

Gustaf Adolf. Von G. Droysen. Zweiter Band.

(Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1870. 666 S.)

Mit dem vor mehreren Monaten erschienenen zweiten Bande von des jüngeren Droysen Werke über Gustaf Adolf schliesst eine Arbeit ab, welche eine wesentliche Lücke in der deutschen Geschichtsliteratur ausfüllt und zu den Zierden derselben zählt. Wir haben bereits in einem früheren Hefte der „Balt. Monatsschr." bei Gelegenheit des Erscheinens des ersten Bandes auf die Bedeutung dieser Studien aufmerksam gemacht, welche einen so überaus wichtigen allgemeineuropäischen Stoff der neueren Geschichte zum Gegenstande haben. Führte uns der erste Band bis zur Geschichte der Intervention Gustaf Adolfs in den deutschen Angelegenheiten, so behandelt der zweite eben diesen unleugbar anziehendsten Abschnitt der Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Wir verfolgen hier die glänzendste Phase der Heldenlaufbahn des schwedischen Königs, mit welcher die Geschicke Deutschlands so innig verflochten waren. Die Bedeutung Gustaf Adolfs für den ganzen Welttheil tritt uns hier mehr noch als in dem ersten Theile entgegen. Mit noch grösseren Zahlen wird hier gerechnet als bis zum Jahre 1630; ein noch höheres Spiel wird gewagt, gewonnen und verloren; noch drastischere Vorgänge, noch wirkungsreichere Peripetieen fesseln unser Interesse; hier haben wir es mit der eigentlichen Weltbühne zu thun.

G. Droysen ist in seinem Stoffe seit längerer Zeit bereits völlig zu Hause. Bereits früher hat er gerade über diesen Abschnitt der deutschen Geschichte Specialstudien gemacht und u. A. über das Schicksal Magdeburgs in den „Forschungen für deutsche Geschichte" über die archivalische Ueberlieferung in Betreff der Schlacht bei Breitenfeld im „Archiv für sächsische Geschichte" monographische

Arbeiten veröffentlicht. Auch nachdem er jetzt seinen zweiten Band des „Gustaf Adolf“ herausgegeben, gedenkt er einzelne Fragen, wie die Brochürenliteratur in Betreff der Schlacht bei Breitenfeld (Droysen kennt gegen 80 derartige Flugschriften), über die Katastrophe Magdeburgs, über eine bald nach Gustaf Adolfs Landung in Deutschland gegen sein Leben angezettelte Verschwörung u. dgl. monographisch zu bearbeiten. Die reichen Schätze archivalischer Materialien, über welche er verfügt, werden nicht sobald erschöpft sein. Seine Forschungen namentlich in den Archiven zu Dresden und München sind für den zu behandelnden Stoff von entscheidender Wichtigkeit gewesen. Unvergleichlich vollständiger als bisher tritt uns hier das Bild jener welthistorischen oft erzählten Vorgänge entgegen. Wenn auch bereits früher in Werken der allgemeinen Geschichte, u. A. in Raumers Geschichte Europas, seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viel Material über die Geschichte des Krieges zusammengetragen worden war, wenn es auch selbst Einzeldarstellungen dieses Gegenstandes gegeben hatte, wie z. B. diejenigen Mabold's, Söltl's, Barthold's u. A., so werden doch durch die neueren Forschungen, deren Ergebnisse uns in Werken wie Ranke's „Wallenstein“ oder Droysen's „Gustaf Adolf“ geboten werden, sehr wesentliche Lücken ergänzt, viele Räthsel gelöst. Es ist, wie wenn der Physiolog mit einem sehr wesentlich verbesserten Mikroskop zu arbeiten anfängt. Man gewinnt neue Gesichtspunkte; man erkennt die einzelnen Thatsachen viel genauer als bisher; man fühlt sich bei Beurtheilung des Zusammenhanges der Ereignisse sicherer.

Es ist in dieser Beziehung der Mühe werth, genauer zuzusehen, von welcher Wichtigkeit das Material ist, mit welchem Droysen arbeitete. Aus dem dresdener Archiv konnte er u. A. für die Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Kurfürsten Johann Georg und Gustaf Adolf manche wichtige Correspondenzen benutzen, lernte er viele wichtige Einzelnheiten über den Fall Magdeburgs kennen, erfuhr er mancherlei über die Wirkung der ersten Siege Gustaf Adolf's auf die öffentliche Meinung in Deutschland u. s. f. Von vielleicht noch grösserem Gewinne waren die in dem münchener Archiv angestellten Forschungen, welche u. A. die Möglichkeit boten, aus Tilly's und Pappenheim's Briefen Einzelnheiten sowohl über die militärischen Operationen als auch über die politische Lage kennen zu lernen, den Gang der Verhandlungen zwischen Gustaf Adolf und Wallenstein vor des letzteren Wiedereintritt in den Dienst des Kaisers zu verfolgen, die Geschichte der

Sprengung der Liga, der diplomatischen Beziehungen Maximilian's von Baiern mit Frankreich und Gustaf Adolf zu erforschen. Besonders anziehend war für den Verfasser die Lectüre der Briefe Pappenheim's, welche er als sehr geistreiche und belehrende „Essais" über die politische Situation, über Heereseinrichtungen, Kriegführung etc. bezeichnet. Die sehr geringen Verdienste Tilly's, seine Unentschlossenheit und Schwäche, seine Unfähigkeit, den Sieg über Magdeburg auszunutzen, seine greisenhafte Unlust zum Handeln — alles dieses wird durch die von dem Verfasser ausgebeuteten Materialien in das rechte Licht gestellt, während wir zu gleicher Zeit erfahren, wie thatkräftig und frisch in der Kriegsführung, wie scharf und sicher im Urtheil über Menschen und Verhältnisse Pappenheim war. — Eine zweite sehr wichtige Gruppe von Materialien, über welche der Verfasser in noch grösserer Menge verfügte als bei der Abfassung des ersten Bandes, ist die Brochürenliteratur. Wir staunen über den Sammlerfleiss des Verfassers sowohl, als auch über den Reichthum der Bibliotheken, welche so viel lose Druck- und Flugschriften, flugschriftlich gedruckte Schlachtberichte, Manifeste, Actenstücke, Satyren und Pamphlete über die Ereignisse dieser Zeit haben zusammentragen können. Hier tritt uns die Publicistik jener Zeit entgegen, die geistige Atmosphäre, das öffentliche Urtheil, die verschiedenen Nüancen der allgemeinen Meinung, die Friction der verschiedenen Interessen, der Kampf der Parteien. Ueber die Geschichte der Hanseaten, die Katastrophe Magdeburgs, die Unterhandlungen zwischen dem König von Schweden und den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, über die Kläglichkeit der deutschen Verhältnisse, z. B. bei Gelegenheit des leipziger Convents, über den Hass zwischen den Schweden und den Kaiserlichen, über die Stimmungen zu Gunsten des Kaisers Ferdinand oder des Königs Gustaf Adolf, oder der Neutralität, über den Jubel bei Gelegenheit der Siege der Schweden in Mittel- und Süddeutschland bietet die zahllose Menge von Brochüren viel Aufklärung. — Nehmen wir endlich hinzu, dass dem Verfasser ausser holländischen und dänischen Quellen, welche er benutzte, die Schätze der schwedischen Geschichtsliteratur, welche selbstverständlich seit langer Zeit diesen glorreichen Ereignissen viel Aufmerksamkeit schenkte, zur Verfügung standen, so können wir allein aus diesen Angaben über den Rohstoff zu dem Buche Droysens auf dessen Bedeutung schliessen. Wie wir bereits in der Anzeige über den ersten Band dieses Werkes äusserten, ist der Verfasser, ein Schüler seines Vaters, Joh. Gustaf Droysen's, und Georg Waitz', nicht

blos ein fleissiger Sammler und in der Technik der Kritik geübter Forscher, sondern auch ein geschmackvoller Schriftsteller. Er wendet sich mit seinem Werke nicht blos an die Gunst der Historiker, es kommt einem weiten Leserkreise zu gute. Der Stoff ist übersichtlich gruppirt, das Ganze sorgfältig gekleidet; man ist bei dem vielen Detail, das uns geboten wird, doch stets klar über den Zusammenhang der Thatsachen. Die reich gespendeten Citate bieten dem Kundigen Gelegenheit, einen tiefen Einblick zu thun in die Werkstätte des Verfassers.

Schon in dem Vorworte zum ersten Theile hob Droysen hervor, dass Gustaf Adolf nicht als Glaubensheld aufgefasst werden dürfe, dass er sich nicht so sehr von religiösen als von weltlichen Interessen zu seinen Handlungen bestimmen liess, dass namentlich seine Intervention in die deutschen Angelegenheiten motivirt war durch die politische Situation und nicht durch kirchliche Gegensätze. Dieser Gesichtspunkt kommt denn in dem zweiten Bande wiederholt zur Erörterung. Der Verfasser gelangt mit grösster Klarheit zu dem Ergebniss, das die Frage von der Ostseeherrschaft, von dem *Dominium maris Balthici* Gustaf Adolf veranlasst habe, aggressiv in deutschen Landen aufzutreten. Es galt dem Hause Oesterreich, welches danach trachtete, „die allgemeine Monarchie über die ganze Welt" zu erlangen, entgegenzutreten. Um die baltische Frage drehen sich die Verhandlungen mit dem Kaiser im Jahre 1629, von der baltischen Frage ist die Rede in den diplomatischen Correspondenzen mit Holland, um die baltische Frage handelt es sich bei den Besprechungen des Reichsrathes, welcher den Beschluss zum Kriege fasste. Dass der Feind sich eine Flotte schaffen, sich der See bemächtigen, den schwedischen Handel hindern, die Communication mit Preussen und Livland erschweren werde, galt mehr, als die katholische Reaction in Deutschland. Nur insofern die Gefahr nahe lag, dass die Papisten und Kaiserlichen, nachdem Deutschland abgethan sein werde, sich gegen andere Reiche wenden würden, war es für Gustaf Adolf Pflicht, zu den Waffen zu greifen. Nicht um Deutschland zu erretten, sondern um Schweden zu beschützen zieht er in den Krieg. Die Inschrift auf damals geprägten Thalerstücken „*Oceani et Maris Balthici Admiralius*" war das Programm Gustaf Adolf's. Dass gelegentlich in Briefen, Manifesten und Reden auch der Religion, des Protestantismus erwähnt wird, widerspricht dieser Auffassung Droysen's nicht. Als Gustaf Adolf in Deutschland eintraf, hat er wohl die religiösen Motive hervorgekehrt, aber sein

Krieg war darum doch kein Religionskrieg. Er hat nie Bekehrungsversuche gemacht; selbst der Papst hat die Bemerkung gemacht, die Religion sei dabei ausser Spiele; es sei keine eigentliche Gefahr für die Katholischen; Gustaf Adolf schütze jeden bei seiner Religion; der Papst hielt nach der Schlacht bei Lützen eine Trauermesse für Gustaf Adolf. Ueber die Absichten des Königs hat sein grosser Kanzler Axel Oxenstjerna sich so deutlich wie möglich ausgesprochen, indem er lange nach Gustaf Adolf's Tode an Bengt Oxenstjerna sagte: „König Gustaf Adolf wollte die Ostseeküste haben, sein Gedanke ging darauf, dermaleinst Kaiser von Scandinavien zu werden, und dieses Reich sollte Schweden, Norwegen, Dänemark bis zum grossen Belt und die Ostseeländer umfassen. Zu diesem Zwecke schloss er zuerst mit Dänemark einen Frieden, so günstig, wie man ihn damals nur zu erhalten vermochte, und darauf wegen der Ostseeküste mit Russland. Den Polen nahm er die Küste und die Flussmündungen durch die einträglichen Zölle. Dann griff er den römischen Kaiser an und forderte als Kriegsentschädigung von den protestantischen Fürsten, denen dafür katholische Gebiete gegeben werden sollten, Pommern und Mecklenburg. Auch Dänemark sollte bis zum grossen Belt verkleinert und Norwegen unser werden. So wollte dieser grosse König ein unabhängiges Reich gründen. Dass er aber, wie die Rede geht, deutscher Kaiser werden wollte, ist nicht wahr."

So in seinen einzelnen Theilen scharf und bestimmt mag denn doch Gustaf Adolf's Programm nicht gewesen sein, aber dass Schweden bereits vor Gustaf Adolf die Tendenz hatte zur Gründung eines allgemein-baltischen Reiches wissen wir aus mancherlei Thatsachen eben so gut, wie dass auch später immer wieder das Project einer Annexion Norwegens auftaucht und der Gedanke einer scandinavischen Union. Aber Oxenstjerna spricht nicht blos von dem, was Gustaf Adolf wollte, sondern auch von dem, was er nicht wollte, und da ist denn die Frage von den Entwürfen des Königs von Schweden in Betreff Deutschlands von allergrösstem Interesse. Es versteht sich von selbst, dass umfassendere Gedanken in Betreff einer Umgestaltung der deutschen Dinge, der Erlangung der Kaiserwürde nicht eher auftauchen konnten, als bis die grossen militärischen Erfolge errungen waren. Es konnten also weitreichendere Entwürfe nur in den letzten Monaten vor der Schlacht bei Lützen bestehen. Wenn wir nun nach denselben fragen, so müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, dass die damaligen staatsrechslichen Verhältnisse sehr wesentlich von den gegenwärtigen abwichen. Damals war es

möglich, dass u. A. Gustaf Adolf nach der Besetzung Augsburg's von der gesammten Bürgerschaft einen Huldigungseid verlangte und entgegennahm, unbeschadet ihrer Reichsfreiheit; es war möglich, dass die Augsburger schwuren, „ihrem allergnädigsten König und Herrn und der Krone Schweden getreu, hold, gehorsam und gewärtig zu zu sein, alles zu thun, was getreuen Unterthanen ihren Herrn zu thun und zu leisten obliegt," und dass sie bei alledem Republikaner blieben. Es war möglich, dass man in Frankreich ernstlich daran dachte, dem König Ludwig XIII. die Kaiserkrone zuzuwenden, dass Heinrich IV. eine Art Protectorat über die protestantischen Fürsten auszuüben gedachte u. dgl, m. In ähnlicher Weise mochte Gustaf Adolf mehr an Erweiterung seines Einflusses als an eine Umwälzung der bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisse gedacht haben. Droysen kommt zu dem Ergebnisse, dass Gustaf Adolf zunächst schon darum an keinen Sturz des Kaisers habe denken können, weil ein durch den völligen Sieg der evangelischen Partei geeinigtes und daher starkes Deutschland den Interessen eines unabhängigen Schwedens zuwider sein musste. Dieses schliesst indessen die Möglichkeit nicht aus, dass Gustaf Adolf momentweise an die Erlangung der Kaiserwürde dachte. „Sein Verhängniss," sagt Droysen, „riss ihn fort in Bahnen, an deren Ziel wohl eine Kaiserkrone winken konnte, nicht aber ein Heiligenschein." Dass er an eine Restitution Friedrich's von der Pfalz ernstlich und gewissenhaft dachte, ist gewiss; ebenso dass er, wenn dies gelang, durch die Verbindung mit den Kurfürsten von Pfalz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg eine sehr starke Stellung erlangte. Es galt nur, dass eine solche Stellung, statt durch blosse diplomatische Beziehungen, durch kündbare Verträge gestützt zu sein, irgend eine festere organische staatsrechtliche Form gewann. Da ist es denn der Plan, ein sog. *Corpus Evangelicorum* im Reiche zu bilden. Damit sollte ein Religionsfrieden erlangt, das deutsche Gemeinwohl gefördert, das Interesse Schwedens wahrgenommen werden. Es sind Entwürfe wie sie später in der Gründung des Rheinbundes zu Gunsten Frankreichs zur Ausführung gelangten, Entwürfe, bei denen es offenbar nicht um eine Lösung der damals nicht in so bestimmter Weise wie später aufgeworfenen deutschen Frage sich handelt, sondern um das Interesse einer ausserdeutschen Macht. — Bei der Zerfahrenheit des deutschen Wesens war indessen damals an keine dauernden neuen staatsrechtlichen Gründungen zu denken. Die Unterhandlungen über diesen Punkt führten zu keinem Ziele. Die deutschen Fürsten, zwischen allen Parteien schwankend,

verstanden es meisterhaft, alle derartige Angelegenheiten zu verschleppen, „aus schönen Redensarten ein Seil zu drehen.“ In dem trüben Fahrwasser der politischen Intriguen suchen die deutschen Fürsten ihre Unabhängigkeit zu wahren. Brandenburg, Sachsen, Baiern — alle denken vorzugsweise daran, wie sie zwischen Schweden und dem Kaiser neutral bleiben könnten, und dies ist denn auch damals leichter möglich, als Aehnliches bei ähnlichen Verhältnissen später möglich war. So blieb man stets bald französischen, bald schwedischen, bald kaiserlichen Einflüssen ausgesetzt. — Da sehen wir denn Baiern eine Zeitlang in engem Anschluss an den Kaiser, während es später den Einflüsterungen Frankreichs Gehör giebt: dass es bald Zeit sein dürfte, die wittelsbachische Krone an die Stelle der habsburgischen zu setzen. Da sehen wir Sachsen eine Zeit lang im Bündniss mit Gustaf Adolf, und etwas später ist es gewiss, einen Separatfrieden mit dem Kaiser abzuschliessen, einen Frieden, der nachher den Krieg um vierzehn Jahre verlängerte. Unentschlossenheit, Machtlosigkeit ist der Charakter der Politik der deutschen Fürsten. Man weiss, wie Brandenburg und Sachsen den Siegeslauf Gustaf Adolf's zu erschweren bemüht waren. „Es habe,“ sagt Droysen, „etwas, das wie die Komik eines Fastnachtsspieles wirken würde, wenn es nicht in deutschen Gemüthern eine andere Stimmung hervorriefe, dass Angesichts welterschütternder Umwälzungen etliche evangelische deutsche Fürsten zusammentraten, beriethen, planten und beschlossen, dass sie ihre eigenen Interessen gegen jeden Fremden wahren würden, und dann, von der Faust des Siegers gefasst, nicht eine Miene machten, für ihre Pläne und Beschlüsse einzutreten. Das war nicht mehr im Sinne nationaler Ehre und Selbständigkeit, das war Unverstand, Ohnmacht, Furcht, die vollendete Erbärmlichkeit.“ „Es war immer von Neuem der Versuch, nicht durch Thaten, sondern durch Worte zu einer leidlichen Stellung zu gelangen.“ „Sie wissen nicht,“ sagte Gustaf Adolf von den Evangelischen in Deutschland, „ob sie lutherisch oder ob sie päpstlich, ob sie kaiserlich oder ob sie deutsch, ob sie endlich frei oder Sclaven sein wollen.“

Ein solcher politischer Jammer sollte in Deutschland noch lange dauern, ehe in unseren Tagen eine Wiedergeburt möglich war. Aber im Hinblick auf jene Zeit der Invasion Gustav Adolf's können wir erst recht die Bedeutung der Ereignisse der neuesten Zeit würdigen. Das unsägliche Elend des dreissigjährigen Krieges ist das vollendete Gegenbild zu dem Ruhm der Jetztzeit. Die damaligen Ereignisse führten zu dem Zerfall des Reiches, zu jenem *jus foederum*,

welches die deutschen Fürsten in auswärtigen Angelegenheiten souverän machte, dem Auslande noch mehr als früher die Möglichkeit zur Einmischung in die deutschen Dinge darbot; die letzten Siege der Deutschen haben die letzten Reste der Kleinstaaterei begraben, ein deutsches Reich mit völliger politischer Einheit geschaffen, der Demüthigung Deutschlands durch das Ausland ein Ende gemacht. Je grösser die Erfolge in dem letzten Jahre waren, desto lehrreicher ist es, auf die Geschichte früherer Zeiten zu blicken und sich durch das Studium jener Epoche des dreissigjährigen Krieges darüber belehren zu lassen, aus welchem Abgrund von politischem Unglück Deutschland hat gerettet werden müssen. Deutschland war der Ambos, Hammer war, wer irgend Initiative hatte. So war eine Invasion möglich, wie diejenige Gustav Adolf's, so war die undeutsche Politik der Habsburger möglich, so war die Rheinbundspolitik Frankreichs möglich. Man kann nicht sagen, dass die Intervention Gustav Adolf's ein Attentat war auf die Unabhängigkeit Deutschlands. Es gab keine solche, es gab kein Deutschland. Insofern Gustaf Adolf als Protestant und Germane in Deutschland erscheint, ist er fast deutscher als die habsburgischen Ferdinande. Seine Invasion kann, insofern sie dazu beitrug, die evangelischen Fürsten unabhängiger zu machen vom Kaiser, insofern sie also der Entwickelung Brandenburg-Preussens Vorschub leistete, gewissermaassen als eine Vorstufe zu politischen Reformen in Deutschland betrachtet werden. Weit über die Schranken der schwedischen Interessen hinaus geht die That Gustaf Adolf's. Bedenkt man, dass er an der Spitze eines Staates stand von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, dass dieses kleine Land eine Zeit lang allein diese schweren militärischen und finanziellen Leistungen trug, dass Gustaf Adolf anfangs ohne Bundesgenossen war, so muss man die Kühnheit bewundern, mit welcher ein solches Unternehmen beschlossen und das Beschlossene ausgeführt wurde. Der Erfolg wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht Gustaf Adolf der Repräsentant gewesen wäre neuer reformatorischer Principien auf verschiedenen Gebieten menschlicher Entwickelung. Gegenüber dem Chaos staatlicher Verhältnisse in Deutschland vertritt er den Gedanken der Monarchie, der Einheit der diplomatischen und militärischen Führung. Gegenüber der Lockerung in der Kriegführung der Kaiserlichen vertritt er die Idee der Manneszucht und eines gesitteten Kriegsrechts. Er reformirt das Waffenhandwerk und die Medicinalpolizei im Kriege, er bezeichnet durch neue Principien der Heerführung, durch grössere Beweglichkeit der Truppen, durch

das Zusammenwirken verschiedener Waffengattungen eine neue Epoche der Geschichte der Taktik. Gegenüber der mittelalterlichen Idee von Kaiser und Reich macht er das Princip der Souveränetät und Gleichberechtigung aller Staaten geltend. Dem Mangel eines wirklichen Staates in Deutschland will er durch ein Zusammenschliessen der Evangelischen in Deutschland abhelfen. So hat er Bedeutung für die Geschichte Deutschlands, Europas, der Civilisation. Droysen's Buch trägt wesentlich dazu bei, diese Bedeutung Gustaf Adolf's kennen zu lehren. A. Brückner.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 21. August 1871.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Der lutherische Kirchenpatronat in Livland.

Eine rechtsgeschichtliche Skizze.

Im Schlussheft des letzten Jahrganges der Baltischen Monatsschrift wiesen wir kurz auf die Bewegung hin, welche in neuerer Zeit unter der bäuerlichen Bevölkerung der baltischen Provinzen gegen den Kirchenpatronat entstanden ist und gegenwärtig vielfach in unserer Presse lebhafte Erörterungen hervorgerufen hat. Die Forderung der bäuerlichen Bevölkerung nach Betheiligung am Kirchenregiment ist besonders vernehmlich in Kurland hervorgetreten und hat sowohl dort als in Estland bereits die Landtage des vorigen Jahres beschäftigt, während sie in Livland bis vor kurzem nur in vereinzelten Fällen eine praktische Bedeutung gewonnen hat. Erst seit einem Jahr beginnt auch in Livland die Predigerwahl der Gegenstand theoretischer und praktischer Kämpfe zu werden. Nur sind hier der Anlass und das Feld der Kämpfe andere als dort. In Kurland und Estland handelt es sich um die Erweiterung des Pfarrbesetzungsrechts, um die Gewährung einer Mitbetheiligung der bäuerlichen Gemeinden an der Predigerwahl, um die Einschränkung des jus patronatus und des Ernennungsrechts der Pfarrer durch das Consistorium (letzteres nur in Kurland). In Livland ist der Patronat der Gutsbesitzer nicht angegriffen. Dagegen entbrennt immer heftiger ein Streit um das Besetzungsrecht derjenigen Pfarren, welche dem j. patronatus der Gutsbesitzer nicht unterliegen. Dort ist der angreifende Theil ausschliesslich die bäuerliche Bevölkerung, hier in einzelnen Fällen wenigstens auch der Predigerstand selbst, dort handelt es sich um ein unbestrittenes Recht, hier um die Feststellung unklarer, schwankender Gesetze. Die Veranlassung zu dem heutigen Streit in

Livland gab und giebt das Patent der Livl. Gouv.-Reg. vom Jahre 1870, Nr. 128, welches den bäuerlichen Vertretern auf den neugeschaffenen lutherischen Kirchen- und Schulconventen „das volle Stimmrecht in allen zur Verhandlung und Beschlussfassung kommenden Gegenständen, vorbehältlich jedoch der auf dem j. patronatus beruhenden besonderen Rechte“ zugesteht. Diese Verordnung ist die jüngste in einer langen Reihe unklarer und ungenügender Verordnungen und Gesetze. Wir wollen in Nachstehendem versuchen, uns über die Tragweite dieser Bestimmung und das heutige Rechtsverhältniss des Kirchenpatronats in Livland einigermaassen klar zu werden. Wenn es uns hierbei geboten scheint, etwas weit auszuholen, wenn wir nicht nur die heutigen Begriffe des gemeinen Kirchenrechts vorausschicken, sondern auch in die Geschichte der kirchlichen Verfassung Livlands weit zurückgreifen, so geschieht es theils weil wir die heutigen Verhältnisse nur feststellen können, indem wir sie aus denen weit entlegener Perioden unserer Geschichte heraus construiren, theils weil über den vorliegenden Gegenstand bei uns so karge und so unklare Begriffe herrschen, als zum Glück nur über wenige andere Gegenstände von gleicher Bedeutung für unser Land. Denn nicht nur dem Laien fehlt jede Kenntniss der kirchlichen Rechtsverhältnisse, — auch der Mann von Fach, der Theologe wie der Jurist, haben in Dorpat leider über diesen Theil der Rechtswissenschaft sich keine Aufklärung holen können und vermögen meist auch später sich über das Wesen des Kirchenpatronats und seine Stellung in den baltischen Provinzen keine Rechenschaft abzulegen.

Ehe wir also auf die besonderen baltischen und livländischen Verhältnisse näher eingehen, wird es nicht überflüssig sein, den Begriff des Kirchenpatronats in seinen Grundzügen nach dem gemeinen Kirchenrecht festzustellen.*)

Das Patronatrecht war ursprünglich ein Schutzrecht und ein Besetzungsrecht der Stifter von Kirchenanstalten, welches diese Stifter durch die Fundation solcher Kirchenanstalten gegenüber der kirchenobrigkeitlichen Gewalt erwarben. Es bildete einen Theil des Eigenthumsrechts der Stifter an den gestifteten Kirchen. Schon früh trat dieses Eigenthumsrecht des Grundherrn an der Kirche zu Gunsten des Rechts der Kirchenobrigkeit an der Kirche zurück, der Patronat wurde

*) Wir benutzen hierzu hauptsächlich Richter, Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts. 5. Aufl., Leipzig 1858.

eine kirchenrechtl. Institution, er wurde auf gewisse Rechte beschränkt und im Laufe der Zeit aus einem persönlich dem Stifter und dessen Erben zustehenden Recht in ein sog. dingliches Patronatrecht, d.h. in ein nicht mehr an gewisse Personen, sondern an ein gewisses Grundstück gebundenes Recht umgewandelt. Dieses ist besonders in Deutschland und so auch in den Ostseeprovinzen geschehen, ohne dass dadurch indessen das persönliche Patronatrecht aufgehoben worden wäre. Die dingliche Eigenschaft des Patronatrechtes wird rechtlich vermuthet.*) Das Patronatrecht kann sowohl von einem Individuum, als von einer juristischen Person erworben werden. Ebenso wie Privatpersonen kann es auch dem Landesherrn zustehen; ein landesherrliches Patronatrecht etwa im Sinne eines Hoheitsrechtes dagegen giebt es nicht. Je nachdem die Stiftung von einem Laien oder von einem Geistlichen oder einer geistlichen Anstalt herrührt, unterscheidet man einen geistlichen Patronat und einen Laienpatronat. In den Ostseeprovinzen findet sich nur der Laienpatronat. Der Inhalt des Patronatrechts besteht heute hauptsächlich in dem Präsentationsrecht, dem j. präsentandi. Der Patron hat bei Erledigung der Pfarre dem Bischof und in der evangelischen Kirche dem Consistorium innerhalb einer gewissen Frist eine Person für das erledigte Amt in Vorschlag zu bringen. Sind mehrere Patrone, sogenannte Compatrone vorhanden, so entscheidet Stimmenmehrheit und bei Stimmengleichheit entscheidet der Bischof resp. das Consistorium. An die Präsentation darf der Patron keine lucrativen Bedingungen knüpfen, weil darin eine versteckte Simonie liegen würde. Etwa vom Präsentirten ausgestellte dahin gehende Reversale sind ungültig.**) Wenn dieses auch vornehmlich von der Uebernahme positiver Verpflichtungen durch den Präsentirten gilt, so ist es doch dem Sinne nach ebenso auf den Verzicht auf etwa dem Patron obliegende Leistungen anzuwenden. Das Präsentationsrecht ist untheilbar, mehrere Erben gelten als eine berechtigte Person. In der evangelischen Kirche hat die Gemeinde meist das Recht, gegen den Candidaten des Patrons aus gewissen Gründen zu protestiren, über deren Triftigkeit das Consistorium entscheidet. Ausser dem Präsentationsrecht hat der Patron das Schutzrecht. Dasselbe gewährt dem Patron Theilnahme an der Verwaltung, an Verfügungen über das Vermögen der Kirche. Nutzbare Rechte hat der Patron gewöhnlich nicht; nur

*) Vgl. Wiese's deutsches Kirchenrecht Bd. II, pag. 415.

**) Ibid. pag. 426.

wird ihm im Falle unverschuldeter Verarmung ein Alimentationsrecht aus dem Kirchenvermögen, so weit solches dazu hinreicht, gewährt. Endlich enthält das Patronatrecht gewisse Ehrenrechte, wie den Ehrenplatz in der Kirche, Fürbitte, Kirchentrauer u. dgl. Eine eigentliche Verpflichtung, namentlich die Bauverpflichtung, existirt in der Regel für den Patron nicht, sofern sie nicht ausdrücklich im einzelnen Falle beim Erwerb des Patronats oder später stipulirt wurde, nur kann der Patron, wie wir unten sehen werden, durch Unterlassung des Wiederaufbaues einer verfallenen Kirche seines Rechtes verlustig gehen. — Erworben wird das Patronatrecht durch die Fundation, d. h. durch Anweisung von Grund und Boden, durch Erbauung einer Kirche, durch Ausstattung des Amtes. *Patronum faciunt fundus, dos et aedificatio* — ist die canonische Rechtsregel. Es können daher mehrere Personen an derselben Kirche das Patronatrecht erwerben, und dieses geschieht stets *in solidum*, zu vollem Recht. Das Patronatrecht wird in der Regel unbeschränkt vererbt, und zwar mit Ausnahme des Präsentationsrechtes auf jeden Erben *in solidum*, zu vollem Recht. Das Patronatrecht ist eine *res sacra* und kann daher nicht durch ein lucratives Geschäft veräussert, wohl aber verschenkt werden. Es wird durch Verjährung erworben, beim Laienpatronat durch 30- oder 40jährige. Endlich wird das Patronatrecht durch Privilegium erworben. Verloren wird das Patronatrecht durch Verzicht zu Gunsten der Kirchenobrigkeit, wenigstens da, wo keine besonderen Verpflichtungen damit verknüpft sind; durch Nichtgebrauch wird das Präsentationsrecht verloren, wenn es durch einen Andern als den Patron ersessen, für sich erworben wird. Die andern Rechte des Patronats gehen aber durch Nichtgebrauch nicht unter. In gewissen Fällen tritt der Verlust des Patronatrechts als Strafe ein. Der unvordenkliche Besitz des Patronatrechts begründet die Vermuthung rechtlichen Erwerbes.

Das sind die für die folgenden Erörterungen genügenden Umgrenzungen des Begriffes des Patronatrechtes, und wir gehen nun zu der Entwickelung des Kirchenpatronats in Livland über.

Die kirchliche Verfassung Livlands gründet sich vornehmlich auf die schwedische Kirchenordnung Karls XI v. J. 1686, in welcher das Cap. XIX vom Predigtamt und darin § VII bis XVII von der Besetzung erledigter Pfarren handeln. Die Bestimmungen dieser Paragraphen sind keineswegs ausreichend, um einen klaren Modus der Pfarrbesetzung überall zu begründen. Sie setzen gewisse Normen für die Besetzung der einzelnen Pfarren voraus, an welche

sie sich anlehnen, und die sie unvollkommen erläutern. Es scheiden sich nach diesen in der S. K.-O. (Schwedischen Kirchen-Ordnung) vorausgesetzten Normen 3 Kategorieen von Pfarren je nach dem Modus ihrer Besetzung von einander ab, nämlich erstens solche Pfarren, deren Besetzung in der Hand der Gemeinden liegt, dann solche, die von der Krone, und endlich solche, die von einer oder mehreren Privatpersonen besetzt werden. Man hat von jeher in den Ostseeprovinzen bei allen Pfarren einen Patronat als vorhanden angenommen, und da das Besetzungsrecht der Pfarre, das *j. praesentandi, eligendi et vocandi pastorem* das vorzüglichste Recht des Patronats ist, so ward und wird noch jetzt im weitern Sinn das Besetzungsrecht selbst Patronatrecht genannt, und zwar abgesehen davon, ob es der Krone, der Gemeinde oder einem Einzelnen zusteht. Im engern Sinn aber wird nur das letztere Recht j. patronatus genannt und ist unter Patron also der individuelle Träger jenes Rechtes zu verstehen, unter Patronatrecht vorzüglich das Präsentationsrecht oder Pfarrbesetzungsrecht. Der Sprachgebrauch bezeichnet nun die Pfarren in Rücksicht ihrer Besetzung nach jener Unterscheidung als Gemeindepfarren, Regal-, Krons- oder publike Pfarren und Patronatspfarren. Wir werden im Folgenden diesen Sprachgebrauch beibehalten. Welches sind nun nach der S. K.-O. die Merkmale und Bestimmungen für jede dieser Kategorieen?

Nach § VII soll die Gemeinde bei Erledigung ihrer Pfarre in 6 Monaten einen neuen Pfarrer wählen, und wenn die Wahl auf Einen fällt, der dessen nicht würdig ist, so sollen der Bischof und das Consistorium einen Würdigen statt jenes verordnen. Auch soll der Bischof, wenn die Gemeinde eine Wahl versäumt, einen oder zwei Candidaten der Gemeinde vorschlagen, die ihren Consens zu geben und zu berufen hat, worauf die Bestätigung durch den Bischof erfolgt. Dieser Paragraph bezieht sich nicht auf Regalpfarren und eben so wenig auf Patronatspfarren. Welche Pfarren aber sind gemeint? Den einzigen positiven Anhalt giebt § XI: „Die Gemeinden, so von Uns oder vorigen Königen ein besonderes Privilegium wegen der Priesterwahl erhalten haben, sollen dasselbe zu gute geniessen; Doch dass der Bischof dabey keineswegs vorbeygegangen werde.“ Hiernach gehören zu den Gemeindepfarren jedenfalls die, welche dieses Recht durch ein Privilegium erhalten haben.

Die zweite Kategorie bilden die Regalpfarren. Nach § X behält sich der König alle Regalpfarren vor, wie solche „von Alters her“ bestanden oder später dazu erklärt wurden oder in Zukunft

könnten erklärt werden. Bei Erledigung einer solchen Pfarre soll der Bischof Pfarrcandidaten präsentiren, der König aber verordnet einen von diesen oder auch einen andern zum Pfarrer nach seinem Gutbefinden. Auch wird der Gemeinde selbst gestattet, den einen oder andern vorzuschlagen. Hiedurch wird jedoch das volle Besetzungsrecht des Königs nicht eingeschränkt. Dieses königliche Recht aber ist kein anderes als ein dem Könige als Besitzer von Krongütern zustehendes Patronatrecht. Denn im § XVI reservirt sich der König ausdrücklich das j. patronatus der Güter, welche an private Personen verschenkt oder sonst wie vergeben worden sind. Das Patronatrecht wird nach der S. K.-O. erworben von Demjenigen, der zum Bau einer Kirche Land hergiebt, der die Kirche erbaut oder bedeutend erweitert, der eine verödete oder verfallene Kirche wiederherstellt und wesentlich verbessert; endlich von Demjenigen, der die Ländereien für den Pfarrhof hergiebt. Dieses Recht kann ein persönliches oder ein dingliches sein und ersteres ist vererblich. Es kann ferner durch ein Privilegium vom Könige verliehen werden. Der Patron hat den Pfarrer „zu ersehen, zu wählen und zu berufen." Der Berufene muss vom Bischof, wenn derselbe nicht besondere Gründe zu seiner Verwerfung hat, eingesetzt werden. Da mehrere Personen an einer Kirche das Patronatrecht haben können, so soll im Fall der Uneinigkeit bei der Besetzung eine Wahl nach Stimmenmehrheit und bei gleichen Stimmen die Entscheidung des Bischofs eintreten.

Dieses sind die wesentlichsten Bestimmungen der S. K.-O. über die Pfarrbesetzung und wir haben nun zu sehen, wie sich auf Grund derselben die Praxis gestaltete.

Was zuvörderst die Gemeindepfarren anlangt, so hat man zu schwedischer Zeit unter dem Begriff der Gemeinde, sofern es sich um die Wahl oder Berufung eines neuen Pfarrers handelte und sofern es landische Gemeindepfarren überhaupt in Livland gab, nur die Eingepfarrten nicht bäuerlichen, leibeigenen Standes als Vertreter der ganzen Gemeinde zu verstehen, auf dem flachen Lande also die Gutsbesitzer und anderen Eingepfarrten freien Standes. In den Städten haben von jeher die Vertreter der städtischen Körperschaften das Besetzungsrecht ausgeübt. Hieraus ergiebt sich, dass dieses Besetzungsrecht nicht etwa ein jedem einzelnen Gemeindegliede zustehendes Wahlrecht ist, wie es wohl hier und da in der evangelischen Kirche vorkommt, sondern ein Patronatrecht der Gemeinde als juristischer Person, als Corporation. Solche ursprüngliche Gemeindepfarren

finden sich in Livland heute wohl nur in den Städten. Wenn die S. K.-O. von Gemeinden spricht, die durch ein Privilegium, durch eine *lex specialis* das Patronatrecht erlangt haben, so scheint thatsächlich doch in Livland diese Art der Erwerbung nicht vorgekommen zu sein *). Neben dieser Erwerbungsart kann aber die Gemeinde als Corporation das Patronatrecht an ihrer Pfarre auf dieselbe Weise erlangen, wie der Einzelne, nach § XII der S. K.-O. Dieses ist der regelmässige Modus in den Städten. Dann hat also die Gemeinde durch ihre Vertreter einen Candidaten zu ersehen, zu wählen, zu berufen und der Berufene wird vom Bischof bestätigt. Die Unterwerfung unter das russische Scepter änderte in dem Besetzungsmodus der Gemeindepfarren nichts. Die Capitulation der Ritterschaft sanctionirte das bisherige j. patronatus und die Capitulation Riga's vom 4. Juli 1710 bestimmt, dass die Prediger „wie bisher ohne interuption von E. E. Rathe gewehlet und darauf ordinirt" werden sollen. Der Gebrauch ist indessen in solchen Gemeinden heute so verschieden, als er es im vorigen Jahrhundert war, wo nach Hupel (N. Misc. 2. St. S. 102) gemeiniglich der Magistrat in den Städten 2 bis 3 Männer vorschlug und den berief, welcher von den Gilden die meisten Stimmen erhalten hatte. Es hängt eben alles von der Verfassung in den einzelnen Gemeinden ab.

Wichtiger weil grösser an Zahl sind in Livland die Kronspfarren. Hupel sagt, in Livland seien viele, in Oesel alle Pastorate publik. In Wirklichkeit hat ihre Zahl sehr gewechselt. Wie wir gesehen haben, behielt sich der König in der S. K.-O. bei Donation von Gütern das etwa darauf ruhende Patronatrecht vor, und ebenso das Recht, in Zukunft Pfarren für regal zu erklären. Diese letztere Drohung war ernstlich genug gemeint, denn während schon früher wiederholt und abgesehen von der berüchtigten Güterreduction Angriffe auf das Patronatrecht unternommen waren, erklärte der König, wie wir aus einer Verordnung Hastfers vom 15. Sept. 1693 sehen, wirklich einfach alle Pfarren in Livland für regal und überliess es dem Einzelnen, innerhalb 6 Monaten sein etwaiges Patronatrecht durch einen „vollenkommenen Beweiss" darzuthun, widrigenfalls er desselben verlustig gehen sollte. Es ist dieses eine Verordnung, ganz im Geiste jener gewaltthätigen Güterreduction gehalten. Die bisherigen Besitzer des j. patronatus werden ihres Besitzes beraubt und ihnen dann gegen den neuen nun factischen Besitzer der Beweis

*) Vgl. Buddenbrock, Livl. Landesordnungen, S. 1829, e.

ihres besseren Rechtes auferlegt. Dieses Gesetz ist jedoch nicht zu seiner verderblichen Geltung gelangt, wahrscheinlich in Folge des bald darauf ausbrechenden schwedisch-russischen Krieges, welcher die Ausführung hinderte (Buddenbrock a. a. O. S. 1136, 7), bis dann im Verlaufe dieses Krieges die wirklichen Rechte der Ritterschaft und der Städte in den Capitulationen derselben mit der russischen Regierung von neuem gewährleistet wurden, wie wir es weiter unten sehen werden. Jene Vergewaltigung des Kirchenpatronats war um so verletzender, als eine andere Verordnung vom 20. Dec. 1694 Art. XIV bestimmte, dass, nachdem nun fast alle Pfarren regal geworden, die Eingepfarrten von Adel „ihr Contingent zur Aufbauung und Reparation derer Kirchen und Schulen .... prästiren, wie auch die dem Priester zukommende Gerechtigkeiten, so wie in allen andern, also insonderheit in allen denen sogenannten Bauer-Küllmitten richtig erlegen" sollten. Nachdem dem Patron und den Eingepfarrten alle Betheiligung am Kirchenregiment genommen war, wurden ihnen alle kirchlichen Lasten ohne irgend welche Entschädigung aufgebürdet.

Der Modus der Besetzung solcher Kronspfarren hat sich im Laufe der Zeit vielfach geändert. Wenn die S. K.-O. dem Könige die Berufung reservirte, so war diese Bestimmung doch schon damals durch die Praxis sehr eingeschränkt. Das sogenannte Priesterprivilegium v. J. 1675, Art. XVI u. XVIII hatte bestimmt, dass bei Erledigung einer Regalpfarre „der Bischof mit der Gemeinde" dem Könige anzeigen solle, welche Person er, der Bischof, der Gemeinde „zur freyen Wahl" vorzustellen gedenke, und auch wenn der König einen andern Candidaten „zu präsentiren" hätte, so solle vom König „nachgehends mit des Bischofs und der Gemeine Consens" in Bezug auf denselben verfahren werden. Und nach Art. XVI soll die Disposition über die Regalpfarren „mit Vorbewusst des Consistorii und mit der Gemeine freywilligen Wahl, Consens und gutem Vergnügen" geschehen. Obzwar nun die später erlassene K. O. Cap. XIX § X nicht mehr in so ausgedehntem Maasse der Gemeinde bei der Besetzung der Regalpfarren die Betheiligung zuspricht, so wird doch noch der Vorschlag der Gemeinde beibehalten, und thatsächlich ist es bei dem früheren Modus der factischen Wahl geblieben. Die Gemeinde wählte aus den ihr vom Bischof vorgeschlagenen Candidaten und der Gewählte wurde vom Generalgouvernement an Stelle des Königs bestätigt. Diese thatsächliche Wahl wurde nun ein gesetzliches Recht seit der Vereinigung Livlands mit Russland. Der

Punkt 3 der Capitulation der Livländischen Ritterschaft vom 4. Juli 1710 lautet:

„Die Vocationes der Prediger bey vacanten Regalpfarren lassen S. Gr. Cz. Mayt. gnädigst also bestellen, dass die Eingepfarrete aus dem Adel und der Landschaft die Freyheit haben und behalten, jedesmahl 2 tüchtige subjecta vorzuschlagen und zu präsentiren.“ Und die zarische Resolution zu diesem Punkt heisst: „Wird accordirt.“

Welches Rechtsverhältniss ist nun durch diesen Accordpunkt geschaffen worden? Was ist den Eingepfarrten und wem ist es übertragen worden? Die erste Frage ist leichter zu beantworten als die zweite. Uebertragen worden ist das Präsentationsrecht im canonischen Sinne. Hierfür spricht der Wortlaut des Accordpunktes selbst, und dann der Umstand, das die Krone Schweden nie ein anderes Patronatrecht als dieses j. praesentandi ausgeübt hat, also ihre Nachfolgerin, die Krone Russland, auch nicht mehr Rechte überkommen und weiter geben konnte, als jene hatte, nach der allgemeinen Regel: *Nemo plus juris in alium transferre potest, quam ipse habet.* Man könnte meinen, dass der Accordpunkt von freier Wahl der Eingepfarrten spreche, von jenem Wahlrecht, welches in der protestantischen Kirche hie und da vorkommt und den Patronat ausschliesst, dass also das bisherige Patronatrecht der Krone Schweden durch diesen Act aufgehoben und ein anderes Recht an seine Stelle gesetzt sei. Dagegen spricht, dass der Accordpunkt einer Wahl gar nicht erwähnt, dass das Patronatrecht wohl durch Gesetz oder völkerrechtlichen Vertrag, aber auch nur durch ausdrückliche Bestimmung aufgehoben werden konnte, dass der Accordpunkt grade den Ausdruck „präsentiren“ braucht, dass endlich vorher wie nachher in Livland überall der Patronat Geltung hatte. Die Antwort auf die Frage, wer das neue Rechtssubject sei, wird hauptsächlich darin bestehen, zu entscheiden, ob die Kirchengemeinde als Körperschaft, oder die einzelnen Eingepfarrten gemeint sind. Wir haben uns eben dahin ausgesprochen, dass das übertragene Recht ein j. praesentandi, also ein Patronatrecht sei. Wurde nun dieses Präsentationsrecht übertragen, so konnte dasselbe nicht so geschehen, dass jeder einzelne Eingepfarrte das Recht *in solidum* erwarb, also Compatron wurde. Denn grade das Präsentationsrecht, um welches es sich handelt, kann abweichend von den andern Patronatrechten nicht auf mehrere Erben *in solidum* übergehen und noch weniger an mehrere Personen *in solidum* veräussert werden

Es wäre möglich, sich ein Verhältniss zu denken, analog der Vererbung des Präsentationsrechts in einer Familie, wo alle Glieder berechtigt sind, aber doch nur zusammen eine Stimme haben. Es ist jedoch einmal misslich, so ein neues Rechtsverhältniss durch Analogie zu construiren, und dann spricht die Praxis dagegen. Hätten die zur Zeit der Capitulation vorhandenen Eingepfarrten aus dem Adel und der Landschaft für sich persönlich das Recht erworben, so waren folgerichtig später nur diese einzelnen Personen und deren Erben als Compatrone die Rechtsträger. In dieser Weise ist der Accordpunkt nie aufgefasst worden, vielmehr ist das Patronatrecht in diesen Gemeinden weder dinglich an gewisse Immobilien, noch persönlich an gewisse Individuen gebunden worden. Erwarben jene Personen nun das Recht weder einzeln als Compatrone noch zusammen als Träger eines Patronatrechts in der Weise der Erben eines persönlichen j. patronatus, so musste eine Gemeinschaft als neues Rechtssubject angenommen werden. Eine solche gab es aber wirklich in der Kirchengemeinde, und diese muss daher unter den „Eingepfarrten aus dem Adel und der Landschaft" verstanden werden. Factisch haben stets diese Eingepfarrten die Präsentation geübt, factisch hat auf den Kirchenconventen die Kirchengemeinde, wie sie zu schwedischen Zeiten bestand, als solche präsentirt, die „Eingepfarrten aus dem Adel und der Landschaft" waren die „Besitzlichen im Kirchspiel", und diese Besitzlichen bildeten die stimmberechtigte Kirchengemeinde. (Vgl. kön. Verordnung v. 29. Nov. 1680, § IV.) Der Zar verzichtete in der That auf das Patronatrecht in den Kronspfarren zu Gunsten der Kirchengemeinde, und diese wurde somit Patronin ihrer Kirche. Die frühere Kronspfarre wurde Gemeindepfarre.

Es hatte die Gemeinde, wie wir oben sahen, ja auch schon früher das Präsentationsrecht ausgeübt. Jetzt änderten sich wohl die bei der Besetzung mitwirkenden Autoritäten, die Präsentation aber blieb nun auch rechtlich bei der Gemeinde. An die Stelle des Bischofs und seines Capitels traten der Generalsuperintendent und das Consistorium, und in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts war (Hupel a. a. O. S. 70) der Gang folgender: Es wurden 2 oder 3 Candidaten dem Gen. Gouvernement präsentirt und dieses bestätigte einen von ihnen. Auch die Statthalterschaftsregierung ertheilte die Bestätigung ohne praktisch in die Wahl der Gemeinde einzugreifen. Im Anfang dieses Jahrhunderts scheint die Gouvernem.-Regierung das Bestätigungsrecht geübt zu haben (vgl. Buddenbrock a. a. O. S. 715, 95).

Obzwar aber die Gemeinde nun Patronin war, entwickelten sich doch die Verhältnisse der Kronspfarren anders als die der gewöhnlichen Patronatspfarren und selbst der ursprünglichen Gemeindepfarren.

Ohne sich über das neue Rechtsverhältniss Rechenschaft zu geben, wurden die betreffenden Pfarren auch nach der Capitulation Kronspfarren genannt, und obgleich die Krone nur ein Bestätigungsrecht sich vindicirte, wurde, wie wir aus Kirchenvisitationsprotokollen und anderen Zeugnissen jener Zeit sehen, der Kaiser noch immer als Patron dieser Kirchen angesehen. Die Staatsregierung selbst trug zu dieser Unklarheit der Rechtsverhältnisse bei, indem sie die Bezeichnung Kronspfarre beibehielt und wiederholt sogar gewisse in der S. K.-O. für die Regalpfarren enthaltenen Rechte der Krone wieder aufleben liess, wie wir gleich sehen werden. Die Gemeinde hatte in den Kronskirchspielen, die wir nun publike nennen wollen nachdem sie ihren regalen Charakter verloren haben, nach der Capitulation einen Candidaten „zu ersehen, zu wählen und zu berufen." Sie hatte als Patronin nur einen Candidaten zu präsentiren, und dieses geschah längere Zeit hindurch. Im Jahre 1734 erklärte das Gen.-Gouvernement, die Krone habe dadurch, dass „dem Lande . . . das Beneficium Präsentandi allergnädigst accordiret worden, sich der Wahl und Bestallung der Prediger bei publiken Pfarren keineswegs begeben." Es sollen daher nicht mehr blos ein Candidat, und noch weniger etwa gar nach geschehener Wahl, sondern zwei Candidaten präsentirt werden. Denn das Gen.-Gouvernement habe auch hierin „Jura Majestatis zu beobachten." Seitdem blieb die Präsentation zweier oder dreier Candidaten üblich. Diese Verordnung ist der erste Versuch, jenen Accordpunkt wieder aufzuheben, es sollte das j. praesentandi zu Gunsten völlig haltloser Jura Majestatis auf ein Minimum eingeschränkt werden. Ferner wurde in einem Erlass von 1768 für Oesel, wo nur Kronspfarren in Frage kamen, verordnet, dass die Normen der S. K.-O. zu beobachten und bei der Predigerwahl die Kirchenvormünder der undeutschen Gemeinden hinzuzuziehen seien. Weitere Neuerungen hierin wurden durch ein vom Gen.-Gouvernement erlassenes Patent vom 6. Nov. 1780 eingeführt. Dasselbe bestimmt, dass bei einer Predigervacanz die Kirchenvorsteher dieselbe dem Gen.-Superintendenten anzuzeigen und drei Candidaten der Gemeinde vorzuschlagen haben, von denen nach gehaltenen Probepredigten auf einem Wahlconvent, auf welchem ausser den deutschen Eingepfarrten auch die

Kirchenvormünder als Repräsentanten der „sämmtlichen unteutschen Gemeinde . . . zur freien Wahl zugelassen“ werden sollen, einer zu wählen sei. Obzwar dieses Patent sehr bald durch ein anderes, vom 13. Mai 1787 datirtes, aufgehoben wurde, weil es verschiedene dem j. patronatus und der S. K.-O. widersprechende Neuerungen enthielte, so ist der darin festgesetzte Modus der Pfarrbesetzung in einigen Stücken, und zwar dort, wo nach der allgemeinen Meinung kein Privatpatronat ihm entgegenstand, doch beibehalten worden. — Wir finden hier zuerst die Kirchenvorsteher zur Mitwirkung bei Besetzung erledigter Pfarren gesetzlich herbeigezogen. Sie sollen die Candidaten ersehen und zur Wahl bringen; diese soll auf einem von den Kirchenvorstehern zu berufenden Wahlconvent vor sich gehen, und nachdem die Kirchengemeinde, aus deutschen wie undeutschen Gliedern bestehend, die Stimmen abgegeben hat, sollen die beiden Candidaten, welche die meisten Stimmen haben, dem Gen.-Gouvernement vorgestellt werden, welches einen bestätigt. Abweichend vom Patronat wird auch hier die Vorstellung zweier Candidaten, und zwar an das Gen.-Gouvernement, nicht an das Consistorium, wie dort, verlangt. Ferner wird die durch die S. K.-O. Cap. XIX § VII schon angeordnete Thätigkeit des Propstes hier erweitert, indem ihm aufgegeben wird, auf dem Convent das Protokoll zu führen und dasselbe dann (bei „Kronspfarren“) dem Gen.-Gouvernement zuzusenden. Dass die Bauerschaften mit positiver Stimmberechtigung zur Wahl gezogen wurden, ist nun allerdings auffallend im Hinblick auf die bestehende Leibeigenschaft, und Buddenbrock sagt mit Recht von dieser Anordnung (a. a. O. S. 1137, f. Anm.): „Die undeutsche Gemeinde hat bei ihrer *glebae adscriptio* kein anderes Stimmrecht, als blos in ihrem Guts- und Dienstherrn.“ Der humane Standpunkt aber, den auch Hupel (a. a O. S. 72 ff.) gegenüber jenem strengen Recht vertritt, scheint im Lande die Oberhand behalten zu haben, denn wir finden in den Acten des Livl. Consistoriums verschiedene Beispiele aus der Zeit nach 1780, wo die Kirchenvormünder mitgestimmt haben. Um einen praktischen Ueberblick über den Gang der Besetzung in den Kronspfarren zu geben, lassen wir ein Beispiel hier folgen:

Die Gemeinde Wolmar umfasst sowohl die Stadt, als auch landische Eingepfarrte, und es ist nicht ganz leicht zu entscheiden, zu welcher Kategorie diese Pfarre gehört, ob sie publike oder Privatpatronatspfarre ist. Es hat früher, zu schwedischer Zeit, mehr als eine Pfarre in Wolmar gegeben, über die wir keine genauen

Nachrichten haben weil im Jahre 1702 eine Feuersbrunst die bezüglichen Documente vernichtet hat. Eine „historische Nachricht, das Wolmarsche Diakonat betreffend", sagt jedoch, dass im J. 1674, als Oxenstjerna dem Diakonus eine Beihülfe bestimmte, das Diakonat lange schon bestanden haben müsse. Von 1729 an seien alle Diakone von der Regierung berufen und bestätigt worden, das Diakonat also „eine hochobrigkeitliche Einrichtung". Ein Document vom J. 1806 lässt das Diakonat von Oxenstjerna fundirt sein, dem Wolmar vom Könige war donirt worden. Das Diakonat wurde später vom ganzen Kirchspiele unterhalten und als das Diakonatsgebäude im J. 1824 abbrannte, befahl die Livländische Gouvernements-Regierung, es solle „vom ganzen Kirchspiele" wieder aufgebaut werden. Das Kirchenvisitationsprotokoll vom J. 1739 enthält als Antwort auf die Frage nach dem Patron die Worte: „Se. Majesté" und weiss von keinen Compatronen. Ueber einzelne Wahlen zu diesem Diakonat, der heutigen wolmarschen Pfarre, weisen die Acten folgende Anhaltspunkte auf: Im Jahre 1766 präsentiren die Eingepfarrten 2 Candidaten der Regierung; 1771 wird von den „gesammten Eingepfarrten" ein Candidat präsentirt; im Jahre 1786 werden nach einander zwei Pfarrer durch die Statthalterschaft bestätigt, welche bei ihrer Wahl die „mehrsten Stimmen sowohl der teutschen als der Bauer-Gemeine erhalten" hatten; 1796 wird ein, 1797 werden 2, von „den Eingepfarrten" erwählte Pastore von der Livländischen Gouvernements-Regierung bestätigt. Dem schon angeführten Document v. J. 1806 zufolge wurde damals nach Stimmenmehrheit mit Zuziehung der Bauergemeinden gewählt. Später wählen wiederholt nur die Vertreter der Güter, der Stadt, des Pastorates, und die Kirchenvormünder üben ein negatives Votum aus. Stets wird der Convent von den Kirchenvorstehern berufen. Endlich im Jahre 1871 verlangen die an Stelle der Kirchenvormünder getretenen Gemeindeglieder ein positives Stimmrecht, weil Wolmar publike Pfarre sei. Wie verhalten sich nun Gesetz und Recht zu diesem Entwickelungsgange der Besetzung der wolmarschen Pfarre?

Wenn es erwiesen wäre, dass Oxenstjerna die jetzige wolmarsche Pfarre fundirt habe, so könnte die Frage nach dem Privatpatronat aufgeworfen werden; doch ist dieses nicht erwiesen, vielmehr unerweisbar und sogar unwahrscheinlich. Hat die Pfarre schon vor 1674 „lange bestanden," so war sie regal und blieb es bei der Donation von Wolmar an Oxenstjerna. Dann wurde sie durch die Capitulation publike Pfarre im neueren Sinne, die Ge-

meinde erlangte das Patronatrecht. Durch eine „Beihülfe“ konnte Oxenstjerna kein Patronatrecht erwerben. Eher erwarb die Kirchengemeinde das Compatronatrecht durch den Wiederaufbau des abgebrannten Diakonats i. J. 1824. Der Besetzungsmodus ist seit jeher der bei „Kronspfarren“ übliche gewesen, von Privatpatronen ist nirgends die Rede und das Visitationsprotokoll bezeichnet die Pfarre ausdrücklich als eine „Kronspfarre.“ So ist diese Qualität für die wolmarsche Pfarre wohl unbestreitbar.*)

Man sieht aus diesem Beispiel, wie von 1780 bis 1787 wirklich die Bauerschaften zur positiven Wahl hinzugezogen worden sind, und wie dieses dann in Folge der Aufhebung des Patents vom Jahre 1780 wieder aufhörte. Seit 1787 wählen in Wolmar wieder wie früher die eingepfarrten Gutsbesitzer adligen und nichtadligen Standes, „Eigenthümer, Arrendatore und Zehntner.“ Sie bilden noch immer die Kirchengemeinde, wie sie früher gemäss dem Capitulationspunkt 3 bestanden hatte und schon zu schwedischer Zeit die „freie Wahl“ ausgeübt und ihren „Consens“ bei der Predigerwahl gegeben hatte. Wenn es vorgekommen ist, dass den Kirchenvormündern bei Predigerwahlen zu Kronspfarren ein positives Stimmrecht auf Grund jenes Patents vom 6. Nov. 1780 zugesprochen wurde, wie es beispielsweise noch neuerdings durch die Journalverfügung der Livl. Gouv.-Verwaltung vom 14. Mai 1854 bei einer Predigerwahl in Arrasch geschehen ist, so beruht das eben auf der Nichtberücksichtigung des jene Verordnung aufhebenden Patents vom 13. Mai 1787. In der Mehrzahl der publiken Kirchspiele indessen blieb das positive Stimmrecht der Kirchenvormündsr thatsächlich Gebrauch und so entstand schon im Anfang dieses Jahrhunderts in den einzelnen Präposituren und Kirchspielen in dieser Beziehung die bunteste Mannigfaltigkeit. Ausser diesem Stimmrecht hat, wie wir schon bemerkten, die Praxis trotz der Aufhebung jenes Patents von 1780 gewisse andere durch dasselbe festgesetzte Einrichtungen beibehalten. Wie in Wolmar, so blieb es auch nach 1787 in anderen Kronskirchspielen Gebrauch, dass die Kirchenvorsteher den besonderen Wahlconvent ausschrieben und 2 oder 3 Candidaten vorschlugen; dass der Propst den Convent leitete; dass ein Protokoll angefertigt und dem Consistorium vorgestellt wurde.

*) Wir haben uns erlaubt, auf den vorliegenden Fall näher als vielleicht sonst nöthig gewesen wäre einzugehen, weil die Frage nach der Qualität der wolmarschen Pfarre im Augenblicke streitig ist

Es erhielt sich auch, obgleich seit 1710 die publiken Pfarren den Gemeindepfarren rechtlich gleichgestellt waren, bei ersteren der irreguläre Gebrauch, dass mehr als ein Candidat präsentirt wurde, und zwar nicht dem Consistorium, sondern der Regierung.

Was die Zahl der publiken Pfarren betrifft, so hat sich dieselbe auch nach der Capitulation von 1710 vielfach geändert. Trotz einiger Angriffe auf den Privatpatronat zu Gunsten des publiken Patronats, von welchen weiter unten die Rede sein wird, haben sich die publiken Pfarren unter russischer Herrschaft gemindert. Die russische Regierung hat sich ein Recht, Patronatpfarren für publike zu erklären, wie es die S. K.-O. dem Könige vorbehielt, nicht vindicirt. Dagegen sind die bestehenden publiken Pfarren seit der Capitulation in Folge eines Senatsukases vom 27. Juli 1781 bedeutend in ihrer Zahl verringert worden. Dieser Ukas setzte fest, dass bei kaiserlichen Donationen von Krongütern zu erblichem und ewigem Besitz mit allen dazu gehörigen Appertinentien das etwa inhärirende Patronatrecht stillschweigend als mit donirt betrachtet werden sollte, und dass nur bei Arrenden oder Vergebungen auf Lebenszeit die Pfarre Kronspfarre bleiben solle. Diese Bestimmung steht im Gegensatz zu dem Vorbehalt des Königs in § XVI der S. K.-O. — Aber sie hat ausserdem rechtlich sehr geringe Bedeutung. Denn nachdem die Krone ihr Patronatrecht auf allen früheren Regalpfarren nach Pkt. 3 der Capitulation den resp. Gemeinden übertragen hatte, besass sie eben kein Patronatrecht mehr, welches sie mit den Gütern zugleich hätte doniren können, es sei denn, dass sie nach 1710 durch neue Fundationen oder andere Erwerbungsursachen ein Patronatrecht an lutherischen Kirchen wieder erworben hätte, wie solches allerdings in einzelnen Fällen vorgekommen ist. Dieses neu erworbene Recht konnte von der Krone natürlich mit den betreffenden Krongütern zusammen stets frei donirt werden, und nur auf solches Recht und solche Kirchen kann jenes Gesetz bezogen werden. Durch missverständliche Auslegung oder Unkenntniss der Gesetze ist diese Verordnung aber auch auf die publ. Pfarren, die durch die Capitulation rechtlich Gemeindepfarren geworden waren, ausgedehnt worden. Es ist in dieser Ausdehnung sogar in einzelnen streitigen Fällen vom Senat auch später aufrecht erhalten worden, und so haben die in früherer Zeit häufig vorkommenden Donationen von Krongütern die Zahl der publiken Pfarren thatsächlich bedeutend beschränkt. Alle diese Unregelmässigkeiten flossen aus der unklaren Auffassung der Rechtsverhältnisse, wie sie sich überall, so

damals wie heute, in diesem Gebiete zeigt. Die Krone hatte sich des nach den Grundsätzen des Kirchenrechts untheilbaren, einen j. praesentandi entäussert, glaubte aber doch noch ein etwas an Rechten zurückbehalten zu haben, indem sie dem Patronat einen ihm in Livland wie in der ganzen protestantischen Kirche fremden Begriff, ein Majestätsrecht, ein oberstes hoheitliches Patronatrecht des Landesherrn unterschob, und im Lande selbst hielt man die Krone noch für Patronin, wo sie längst keinerlei Patronatrechte weder rechtlich hatte, noch factisch ausübte.

Wir gelangen nun zum Patronat einzelner Privatpersonen, gewöhnlich schlechthin Patronat genannt.

Obgleich der Patronat in dem j. praesentandi das Recht verleiht, bei Pfarrvacanzen den neuen Pfarrer, wie die S. K.-O. sich ausdrückt, „zu ersehen, zu wählen und zu berufen," so finden wir doch von jeher die Ausübung dieses Rechtes in Livland beschränkt. Seit die Pfarre aus dem einfachen Privateigenthum des Grundherrn heraustrat, welcher Process in Livland weit später als in Deutschland zum Abschluss gelangte, da wir noch in der letzten schwedischen Zeit Anklänge an dieses Eigenthumsverhältniss finden, — seit die Pfarre als öffentliches Institut in den Händen des früheren Eigenthümers nur gewisse unter dem Namen des Patronatrechts zusammengefasste Rechte und Pflichten zurückliess, scheint in Livland eine Theilnahme der Eingepfarrten bei der Pfarrbesetzung stattgefunden zu haben. Einmal traten neben den ursprünglichen Patron häufig Compatrone, denen die S. K.-O. Cap. XIX § XIV das Wahlrecht gleich dem Patrone gewährte. In Hinsicht des Compatronats wird bis auf unsere Zeit stets eine Unterscheidung zwischen Patron und Compatron gemacht. Aber wohl nur im Namen, nicht im Recht. Wir finden weder in älteren noch in neueren Gesetzen eine ausdrückliche Definition der Rechte des Compatronats und müssen daher die Gleichberechtigung desselben mit dem Patronat auf Grund der Regeln des canonischen Rechts sowohl, als nach der S. K.-O. Cap. XIX § XII und XIV als sicher annehmen.

Abgesehen jedoch von dieser Mitberechtigung des Compatronats betheiligten sich schon früh auch die übrigen Eingepfarrten an der Pfarrbesetzung. Eine königliche Verordnung von 1662 bestimmt (Art. 10): „Damit aber auch keiner Gemeine ein Pastor wider ihren Willen und Consens aufgenöthigt werde, so befinden I. K. M. vor billig, dass derjenige, welcher schon das j. patronatus hat, auch das j. praesentandi, die Gemeine nachmals das *j. elegendi et vocandi*" behalten soll. Das Priesterprivilegium v. J. 1675 sagt ausdrücklich:

„Auch sollen die Priester keiner Gemeine ohne derselben und des Bischofs Consens und guten Willen aufgedrungen werden."

Wie hier, so wird in den gleichzeitigen Verordnungen für die Regalpfarrenbesetzung ein grosses Gewicht auf den Consens der Gemeinde gelegt. Nach jenem Gesetz v. J. 1662 nun soll die Gemeinde auch das *j. eligendi et vocandi* trotz des Patronats haben. Das wäre allerdings eine schwere Kränkung des Patronatrechts gewesen, und die Bestimmung wurde denn auch durch spätere Gesetze und besonders durch die S. K.-O., wenn auch nicht ausdrücklich, so doch durch die genauere Definition des Rechtes des Patrons aufgehoben. Das Ersehen, Wählen, Berufen wurde nun dem Patron gewährleistet und wir finden in der S. K.-O. von dem Consens der Gemeinde bei Patronatspfarren nichts. In der im Jahre 1692 erfolgten königlichen Declaration zu der S. K.-O. für Estland heisst es: „Da aber die von Adel das j. patronatus haben, sollen sie das Recht zu einer freien Priesterwahl, so hernach als bishero, zu geniessen haben, sondern ohne den Propst dazu zu ziehen." — Dieses Patronatrecht der S. K.-O. in Bezug auf die Pfarrbesetzung ist auch später nicht beseitigt worden. Wenn dieses Recht durch die Regalitätserklärung aller Pfarren, wie sie die Verordnung von 1693 aussprach, den meisten Patronen genommen worden wäre, dann allerdings wäre an seine Stelle nach Pkt. 3 der livländischen Capitulation von 1710 die Wahl der Gemeinde getreten. Das ist aber nicht geschehen, sondern das j. patronatus ist ausdrücklich durch die Capitulation auf's neue bestätigt worden. Denn Pkt. 1 der livl. Capitulation setzt fest, „dass im Lande sowohl als in allen Städten" . . . sämmtliche Einwohner „bey der Administration sowohl *internorum* als *Externorum Ecclesiae* von Altersher gewöhnlichen Consistorien und Competirenden jurium Patronatus sonder Veränderung ewiglich conserviret werden." So wurde also das j. patronatus im Sinne der S. K.-O. aufrecht erhalten, und thatsächlich ist in streitigen Fällen der Patron von den Oberbehörden in seinem ausschliesslichen Präsentationsrechte geschützt worden. Der erste Eingriff in das private Patronatrecht geschah 1780 durch das mehrfach erwähnte Patent, welches die Patronatspfarre in der Hauptsache der publiken Pfarre gleichstellte und den Patron auf das Recht beschränkte, zur Wiederbesetzung der Pfarre 3 Candidaten der Gemeinde zur Wahl vorzuschlagen und den *„per plurima* erwählten *Pastorem* oder *Candidatum*" zu vociren. Dieser Eingriff wurde in Folge eines wegen Besetzung der Pfarre des donirten Gutes Lemburg ausgebrochenen und an den Senat gelangten

Processes von diesem durch Ukas vom 13. Mai 1787 (Patent vom 10. Juli) zurückgenommen und die Rechte des Patronats wurden reintegrirt. Nach diesem Ukas soll in Livland bei Anstellung eines Predigers das Patronatrecht beobachtet und genau nach Inhalt und Vorschrift der S. K.-O., l. c. § XII u. XIII verfahren werden, wonach der Patron „ein tüchtiges Subject auszumitteln, es zu erwählen, zu berufen und dem Generalsuperintendenten zur Bestätigung vorzustellen hat, ohne die Eingepfarrten mit wählen oder Stimmenmehrheit eintreten zu lassen." Das Patent vom November 1780 soll von nun an nicht mehr als ein Gesetz betrachtet werden.

Ein allgemeiner Angriff auf den Privatpatronat wurde unter russischer Herrschaft, als Wiederholung jener Willkürmaassregel Hastfers, im Jahre 1781 versucht. Ein Patent Browne's vom 23. Juni dieses Jahres verordnet, indem es an jenen Erlass v. J. 1693 anknüpft und sich auf ihn stützt, Folgendes: „Wann nun die Güther, die in diesem Fall gewesen" (nämlich innerhalb 6 Monaten ihr Patronatrecht erweisen zu müssen), „nothwendig ihr Recht damals deduciret und eine Resolution darauf erhalten haben werden; und man gegenwärtig diese, ein Regal betreffende Sache in gesetzmässige Gleise zu bringen bemüht ist; So wird allen und jeden, die sich zum Jure patronatus berechtiget glauben, hierdurch aufgegeben: von denen Anno 1693 und 1694 eingereichten Deductionen und darauf gefallene Resolutionen, Copeyen *in forma authentica*, und was sie sonst zu ihrem Behuf und Beweis allegiren können, längstens innerhalb zwei Monaten anhero einzuliefern, mit dem Bedeuten, dass die Pfarren dererjenigen, die hierinnen manquiren, nach Anleitung der Kön. Schw. Verordnung den Regalpfarren werden zugezählt werden."

So wahrte Browne *„jura Majestatis,"* die nicht existirten, indem er den Patronat einfach als ein Hoheitsrecht, ein Regal bezeichnete, als ob er seine ursprüngliche Quelle in der Majestät oder einem Privilegium, und nicht, wie überall so auch hier, in der Kirche hätte, als ob er nicht ein Recht wie andere nichtstaatliche Rechte wäre, eine *res*, eine Sache im juristischen Sinn, die nur als *res sacra*, als heilige Sache, ausser dem gewöhnlichen Verkehr sich befindet und dem Kirchenrecht unterliegt. Wenn die auch in der baltischen Kirche bestehende Consistorialverfassung in dem Landesherrn als Haupt der Kirche zu gipfeln pflegt, so bestehen doch in den baltischen Provinzen besondere Verhältnisse auch in dieser Beziehung, und nirgend ist heute, auch dort, wo die Consistorialverfassung in der

lutherischen Kirche gilt, dem Landesherrn ein regales Patronatrecht beigelegt worden.

Wenn nun dieser Erlass — so viel uns bekannt ist — durch keine Verordnung ausdrücklich beseitigt wurde, so ward er doch auch nicht ausgeführt, und das oben besprochene Patent v. J. 1787 mag dann auch diese ganze Frage endgültig zu Grabe getragen haben. Dieses letztere Patent begünstigte sogar den Privatpatronat gegenüber dem publiken Patronat dadurch, dass es jenen von uns schon erwähnten Senatsukas vom 27. Juli 1871 von neuem bestätigte, welcher bei Donationen von Kronsgütern dem Donatar das Patronatrecht zusprach und so die Zahl der Patronatspfarren mehrte. Es war, wie wir gesehen haben, dieser Process eigentlich nicht möglich, denn die Krone hatte nach 1710 kein Patronatrecht mehr und konnte daher kein solches doniren. Unklarheit und ungenügende Gesetze haben aber manches thatsächlich geschaffen, was nach der strengen Logik des Rechts eine Unmöglichkeit war.

Trotz jener klaren Gesetze über das Patronatrecht nun hat die Praxis meist an der humanen Auffassung festgehalten, indem die Patrone freiwillig die Ausübung ihres Rechts der Präsentation zu Gunsten der Gemeinde einschränkten. Die Gemeinde, d. h. die Eingepfarrten mit Ausschluss der Bauerschaften, sind von jeher um ihren Consens regelmässig befragt worden, und es hat sich allmälig die Meinung befestigt, dass die Eingepfarrten ein gewisses Recht auf ihre positive Mitwirkung bei der Pfarrbesetzung, auf ein Wahlrecht, haben. Diese im Allgemeinen sich kund thuende Auffassung entsprang vielfach aus der Gleichgültigkeit der Patrone gegen die Sache, ja es wurde das Patronatrecht oft mehr als eine Last denn als ein Recht aufgefasst. Und wo solche persönliche Beweggründe eines indolenten Patrons auch nicht vorlagen, da wurde jene Anschauung, wenn auch durch kein Gesetz, so doch durch eine Rücksicht der Billigkeit unterstützt. Denn wenn wesentliche Opfer, die für Gründung, Ausstattung, Erbauung und Erhaltung der Pfarre gebracht werden, ein Compatronatrecht verleihen, wenn auf diese Weise von Einzelnen oder von der Gemeinde dem Recht des Patrons gegenüber ein gleiches Recht erworben werden kann, so liegt es nahe, auch für weniger wesentliche Opfer einen verhältnissmässigen Antheil an der Verwaltung eines Instituts zu verlangen und zu erhalten, das in seinem Zweck für jeden Eingepfarrten von derselben Bedeutung als für den Patron ist. — Die Landpfarren in unsern

Provinzen sind fast immer durch Widmen, durch Einkünfte aus Grund und Boden sichergestellt. Aber es wurden daneben die Eingepfarrten immer mehr zu Leistungen an die Pfarre herbeigezogen. Während zu schwedischen Zeiten und auch später nur die Gutsbesitzer als Eingepfarrte zum Unterhalt der Pfarre beitrugen, wurden die Naturalgefälle der Pfarrer, die sogen. Priesterkülmite, im Jahre 1773 nach dem Haken, dem Werthmaass für das Bauerland, auf die Güter repartirt, sie wurden eine Reallast des Bauerlandes, und die späteren Gesetze haben dann die kirchlichen Lasten zwischen Gutsherren und Bauergemeinden in bestimmten Verhältnissen getheilt. Die von den Eingepfarrten für die Erhaltung der Pfarre getragenen Lasten schienen ihnen ein Anrecht auf die Betheiligung an der Besetzung der Pfarre zu geben, und in einzelnen Fällen ist diese Anschauung auch darin zum Ausdruck gelangt, dass, wo der Patron sein Recht gegen die Meinung der Eingepfarrten und trotz ihres Widerspruches gegen eine Predigervocation durchsetzte, die Eingepfarrten verlangten, dass der Patron dann auch alle kirchlichen Lasten allein trage. Eine analoge Entwickelung dieses Gewohnheitsrechts, soweit es das negative Votum, den begründeten Widerspruch der Gemeinde gegen die Vocation einer bestimmten Person durch den Patron betrifft, finden wir auch in Deutschland, wo das Protestrecht der Gemeinde schon früh sich gewohnheitsrechtlich einbürgerte. In Livland aber ging die Betheiligung eines Theiles der Eingepfarrten der deutschen Gemeinde auch über das Protestrecht hinaus. Es wurde vielfach Gebrauch, dass, wie bei Kronspfarren, so auch bei Erledigung von Patronatspfarren, ein Kirchenconvent ausgeschrieben wurde, auf welchem der Patron gewöhnlich 2 Candidaten, die vorher ihre Probepredigt gehalten hatten, in Vorschlag brachte und jeder, der im Kirchspiel ein Gut hatte, „er sei adligen oder bürgerlichen Standes, Erbherr oder Arrendator," seine Wahlstimme abgab. Der Patron berief den durch Stimmenmehrheit Erwählten und die Vocation wurde durch das Consistorium bestätigt. Der Patron unterschrieb die Vocationsurkunde und fertigte sie aus, wobei die Einwilligung der Eingepfarrten darin bemerkt wurde. Der Wirrwarr wurde besonders bei Pfarren mit Compatronen gross, deren Rechte eben nie dem allgemeinen Bewusstsein klar waren, so dass hier oft Compatrone und Kirchenvormünder wählten, der Patron aber nur bei Stimmengleichheit den Ausschlag gab. So geschah es in ganzen Präposituren bis in die allerneueste Zeit. Bei Patronatspfarren Einzelner scheinen die Bauerschaften nie ein positives

Stimmrecht geübt zu haben. Die Billigkeit und wohlverstandenes Interesse aber, noch unterstützt durch die schon erwähnte Indolenz der Patrone, griffen ganz allgemein in der Weise ergänzend ein, dass den Kirchenvormündern, als Repräsentanten der Bauerschaften, wenigstens ein negatives Votum, jenes Protestrecht eingeräumt wurde. So wurde die frühere Kirchengemeinde, die schon zu schwedischen Zeiten ihren „Consens" zu geben hatte, jetzt in dieser Beziehung erweitert. Dieses Gewohnheitsrecht brach sich aber nur sehr allmälig Bahn, und es sind stets einzelne Fälle vorgekommen, wo Patrone gegen die Meinung der Kirchengemeinde und besonders der Bauerschaften, ihr Recht der Pfarrbesetzung, ihr j. praesentandi geltend machten.

Alle diese Umstände, die Unklarheit in den Rechtsbegriffen, die ungenügende Gesetzgebung, endlich die in natürlicher Folge immer wachsende Macht der Gewohnheit, des Usus, brachten, wie wir gezeigt haben, die Patronatspfarren in dem Modus ihrer Besetzung den publ. Pfarren und den Gemeindepfarren in manchen Stücken näher, sie brachten es mit sich, dass wir heute in den Acten und Wahlprotokollen häufig kaum mehr die drei Kategorieen livländischer Pfarren von einander unterscheiden können. Und wie wir aussen Stehenden es nicht vermögen, so konnten auch im einzelnen Falle weder die Eingepfarrten noch die Oberbehörden die Kategorie, die Norm für die Pfarrbesetzung erkennen, so dass es kaum eine beliebige Combination der Pfarrbesetzung giebt, die nicht hier oder da in Livland vorgekommen wäre.

Unter so wirren Verhältnissen erschien das „Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche in Russland vom 28. December 1832," welches auch für die Ostseeprovinzen factische Geltung erlangte.

Es ist oft schon die Ansicht ausgesprochen worden, dass dieses Gesetz eigentlich nur für die lutherische Kirche in Russland ausserhalb der Ostseeprovinzen erlassen sei. — Wenn man die Rücksicht in Erwägung zieht, die das Gesetz den Verhältnissen der Ostseeprovinzen in Beziehung auf den Modus der Pfarrbesetzung angedeihen lässt, so muss man, von andern Dingen abgesehen, jener Ansicht allerdings unwillkürlich Raum geben. Bei so schwanken, verworrenen Zuständen, wie wir sie eben geschildert haben, wäre eine klare, eingehende Normirung des Rechtes der Pfarrbesetzung eine Wohlthat, ein Bedürfniss gewesen. Wir finden für diesen

Gegenstand in dem Kirchengesetz die Art. 289—299*) (156—166), und unter ihnen als grundlegend den Art. 290 (157), welcher kurzweg bestimmt: „Die Ordnung bei Besetzung der erledigten Predigerstellen bleibt in jeder Gemeinde dieselbe, wie sie bisher bestanden hat.“ So wurde nicht eine Ordnung, sondern eine allgemeine und aussergewöhnliche Unordnung in der Pfarrbesetzung gesetzlich fixirt. Denn die übrigen hierher gehörigen Paragraphen des K.-G. (s. h. Kirchengesetzes) sind nicht dazu angethan, die vielen Zweifel zu lösen, die im Einzelnen bei dieser Frage sich darbieten. Wir haben nun diese Bestimmungen, so gut es geht, genauer zu erörtern.

Der erste, auf den Gegenstand näher eingehende Artikel 291 (158) ist in Livland nur selten anwendbar. Er sagt, dass bei Pfarren, „wo das Recht der Ernennung des Predigers unmittelbar der Krone zusteht“, der Prediger auf Vorstellung des Ministers des Innern vom Kaiser zu ernennen sei, und dass wenn der Minister keinen tüchtigen Candidaten kennt, er von dem Consistorium eine Liste der würdigsten Candidaten zu verlangen habe. Dieses kann auf die publiken Pfarren im gewöhnlichen Sinne nicht bezogen werden, denn es stimmt zwar zu der S. K.-O. Cap. XIX § X, nicht aber zu Punkt 3 der livl. Capitulation, woselbst den Eingepfarrten der publiken Pfarre das j. praesentandi, das die Vocation einschliesst, zugestanden ist. Die Krone hat sich ihres auf das j. praesentandi beschränkten Patronatrechts in den früheren Kronspfarren begeben. Der Art. 291 kann daher nur auf solche Pfarren bezogen werden, an denen die Krone nach 1710, sei es durch Fundation oder einen andern Modus das Patronatrecht erworben hat. Dieser Fälle dürfte es aber nur wenige geben, die Zahl der Kronspatronatpfarren ist verschwindend gering. Die principielle Gleichstellung der alten publiken Pfarren und der Gemeindepfarren in Betreff des Präsentationsrechts, wie sie sich historisch herausgebildet hat, ist auch nach 1832 unverändert geblieben.

Von den publiken Pfarren handelt der Art. 292 (159). Er spricht von den „Gemeinden, wo die Krone nur das Recht der Bestätigung der Prediger hat, die Wahl aber der Gemeinde selbst oder aber einem Theil derselben zusteht“. Dieses Bestätigungsrecht hat die Krone in den publiken Pfarren, abweichend von dem Modus auf allen übrigen Pfarren, sich vindicirt, wie wir oben gezeigt haben, und der Art. 292 ist also auf diese Kategorie der Pfarren zu beziehen, wo die Besetzung durch Wahl der Gemeindevertreter geschieht.

*) Ausg. v. J. 1857. Die in Klammern beigefügte Zahl bezeichnet den Artikel nach der Ausgabe v. J. 1832.

Aber der Art. 292 spricht von der Wahl „der Gemeinde selbst oder eines Theiles derselben". Rechtlich und gesetzlich können wir hier keinen Unterschied annehmen: wahlberechtigt sind eben nur die Eingepfarrten aus dem Adel und der Landschaft, allein oder in Concurrenz mit den Kirchenvormündern, in ihrer Eigenschaft als Vertreter der Kirchengemeinde auf dem Kirchenconvent. Rechtlich und gesetzlich wählt auf publiken Pfarren die Gemeinde durch ihre verfassungsmässige Vertretung, mag diese auch in ihrer Zusammensetzung im Laufe der Zeit sich geändert haben; Träger des Rechts bleibt stets die Gemeinde als Körperschaft. Wir können einen Sinn in jener Unterscheidung nur finden wenn wir auf die factisch bestehenden Verhältnisse bei der Wahl Rücksicht nehmen. Diese zeigen, dass ausser den Gutsbesitzern gewöhnlich auch die Kirchenvormünder auf publiken Pfarren in neuerer Zeit positiv wählen. Der Kirchenconvent bestand in neuerer Zeit regelmässig aus den Kirchenvorstehern, den Gutsbesitzern, dem Prediger und den Kirchenvormündern, welche letztere gesetzlich ohne Stimmrecht concurriren. Häufig stimmten sie nun aber wirklich positiv, nämlich bei Predigerwahlen für die meisten publiken Pfarren. Dann wählte also der ganze Kirchenconvent, „die Gemeinde selbst". Wo die Gewohnheit den Kirchenvormündern das positive Stimmrecht nicht eingeräumt hatte, da wählte nur ein Theil des Kirchenconvents, „ein Theil der Gemeinde". Nehmen wir hinzu, dass § 290 bestimmt, die bis 1832 bestandene Ordnung der Pfarrbesetzung solle auch ferner dieselbe bleiben, so müssen wir schliessen, dass der Art. 292 die gewohnheitsmässige Weise der Wahl für publike Pfarren mit jener Unterscheidung zwischen „der Gemeinde selbst" und „einem Theil derselben" gemeint hat, oder: dass jene Unterscheidung für Livland keine Geltung hat. Das letztere erscheint uns als wahrscheinlicher.

Ein Unterschied zwischen publiken und Gemeindepfarren liegt nun allein in dem Bestätigungsmodus des vocirten Pfarrers: In den publiken Pfarren wird nach Art. 292 (159) der von der Kirchengemeinde Erwählte dem Consistorium, und von diesem durch den Gouverneur dem Minister d. J. zur Bestätigung vorgestellt, während in den Gemeindepfarren ein anderer Modus gilt, wie wir gleich sehen werden.

Der Art. 293 (160) ist für Livland wirkungslos da hier keine durch das Consistorium zu besetzenden Pfarren existiren.

Der Art. 294 (161) bestimmt, dass in Kirchspielen, wo „die Gemeindeglieder selbst, oder der Patron, oder mehrere Patrone das Recht der Berufung und Ernennung des Predigers haben", „der

Erwählte" dem Consistorium blos zur Ordination vorgestellt werde, welches ihn nur aus besonderen gesetzlichen Gründen verwerfen darf. Gegen solche Verwerfung giebt der Art. 298 (165) dem Patron eine Beschwerde beim Gen.-Consistorium. Der Art. 294 handelt von Patronatspfarren und Gemeindepfarren, er setzt das dem Patron, resp. der Gemeinde als Patronin gebührende Recht der Berufung und Ernennung fest, spricht aber zugleich von dem „Erwählten". Was unter dieser Wahl zu verstehen ist, soll durch den Art. 296 erläutert werden. Hier wird ganz allgemein von der Wahl gesprochen, und es soll bei Stimmengleichheit zweier Candidaten das Consistorium die Wahl unter diesen beiden haben. Dieses ist eine Verordnung, die allenfalls auf Gemeinde- und publike Pfarren anwendbar wäre, wo beim Wahlact viele Stimmen concurriren. Man könnte auch an die Wahl mehrer Compatrone denken. Aber beides kann in dem Artikel nicht ausschliesslich gemeint sein, denn er sagt ausdrücklich, dass bei Stimmengleichheit in Pfarren, „wo ein Patron oder Compatrone vorhanden sind, der Patron" den Ausschlag geben soll, ja er macht am Schluss eine Unterscheidung zwischen Compatronen und Patron in einer Gemeinde, er giebt dem Patron ein Vorzugsrecht. Diese Unterscheidung ist nach gemeinem wie nach livländischem Kirchenrecht nicht anwendbar. Es wird also auch bei Patronatspfarren eine Wahl vorausgesetzt. Wir haben oben gesehen, dass in der That der Gebrauch auch bei Patronatspfarren Wahlconvente und positives Votum der Eingepfarrten mit Ausschluss der Bauerschaften im Laufe der Zeit an vielen Orten eingeführt hat. Es fragt sich nun, ob etwa das j. praesentandi des Patrons durch Recht oder Gesetz geschmälert oder aufgehoben worden ist, ob jener Gebrauch etwa eine rechtskräftige Basis gewonnen hat.

Das Recht des Patrons besteht nach der S. K.-O. in dem Ersehen, Wählen und Berufen. Wie wir gesehen haben, ist dieses volle j. praesentandi wiederholt und zuletzt im Jahre 1787 durch Verordnungen und Gesetze der Staatsregierung bestätigt worden. Das K.-G. von 1832 selbst handelt in Art. 657 bis 667 (502—512) von dem Patronatrechte, unterlässt es aber — merkwürdiger Weise — gänzlich, von seinem Inhalte, von dem zu sprechen, was man unter diesem Rechte zu verstehen habe. Da nun kein neueres Gesetz den Inhalt des Patronatrechtes, wie er durch die S. K.-O. und unter russischer Herrschaft durch verschiedene Erlasse und Bestätigungen fixirt ist, alterirt hat, so besteht gesetzlich dieser Inhalt noch heute zu Recht und jener Gebrauch hat gegen das Gesetz Eingang ge-

funden. Es bleibt also zu untersuchen übrig, ob nicht auf anderm Wege als durch die gesetzgebende Gewalt das Patronatrecht in seinem Inhalte geändert worden ist und jener Gebrauch Rechtskraft erlangt hat.

Durch Gewohnheit kann ein Recht entstehen. Wenn auf diesem Wege das Patronatrecht allgemein in Livland beschränkt werden sollte, so musste auch die Gewohnheit eine allgemeine sein. Das war sie aber nicht, vielmehr haben stets die Patrone häufig ihr ausschliessliches Präsentationsrecht gewahrt.

Durch Ersitzung kann ein Recht erworben werden. Dazu gehört aber, dass die auf Ersitzung Anspruch machenden Personen das Recht während der Dauer der Verjährungsfrist — im vorliegenden Falle 30 oder 40 Jahre — stets in gutem Glauben an ihr Recht geübt haben. Dieses wäre im einzelnen Fall zu beweisen. Indessen finden sich wohl in allen Wahlprotokollen auf Patronatspfarren ausdrücklich der Patron und die Compatrone genannt, die Vocation geschieht durch den Patron, er unterschreibt die Urkunde, er schlägt den Eingepfarrten Candidaten vor. Diese Handlungen gehören zum Inhalt des j. praesentandi und das j. praesentandi ist ein untheilbares Recht. Indem die Eingepfarrten dem Patron diese Handlungen als sein Recht zugestehen und ihn ausdrücklich als Patron bezeichnen, gestehen sie zugleich, dass ihm das j. praesentandi gebühre, und sie können daher nicht Handlungen des Patronatberechtigten im guten Glauben an ihre eigene Berechtigung vollziehen. Das Patronatrecht ist daher wohl nirgend ersessen worden.

Endlich kann das Patronatrecht durch Schenkung und durch Verzicht vom Patron veräussert werden. Dieses kann im einzelnen Fall wohl geschehen sein und wäre, wenn ein Streit entsteht, zu erweisen. Für unsere allgemeinere Frage ist es von keiner Bedeutung.

Wir kommen somit zu dem Schluss, dass das Patronatrecht in Livland auch auf anderem Wege, als durch Gesetz, nicht alterirt worden ist, dass also der Patron noch immer allein das Recht hat: zu ersehen, zu wählen und zu berufen.

Wie ist hiemit nun der Art. 296 in Einklang zu bringen? Offenbar gar nicht. Es hätte das Patronatrecht ausdrücklich abgeschafft oder abgeändert werden müssen wenn in Patronatspfarren der Gemeinde ein Wahlrecht gegeben werden sollte, oder es hätte mindestens ausdrücklich der Gemeinde das Wahlrecht verliehen werden müssen. Beides ist nicht geschehen, wir kommen erst durch Interpretation zu dem Schluss, dass das K.-G. auch bei Patronatspfarren an eine Wahl der Gemeinde gedacht habe. Eine solche

durch Interpretation erlangte Bestimmung kann aber ein ausdrückliches Gesetz nicht aufheben. Und dass diese Neuerung von dem Gesetz wirklich nicht beabsichtigt worden ist, ergiebt sich auch aus dem Gesetz selbst. Denn der folgende Artikel 297 (164) welcher „von dem Rechte der Gemeinde bei Besetzung einer Predigerstelle" handelt, giebt der Gemeinde nur jenes in der lutherischen Kirche allgemeine Recht, aus triftigen Gründen gegen die Vocation eines bestimmten Predigers zu protestiren. Ueber die Triftigkeit der Gründe entscheidet das Consistorium. Das soll auch „in allen den Gemeinden, die nicht das Recht haben, selbst ihre Prediger zu wählen" stattfinden. Wenn nun nach Art. 296 in allen Patronatspfarren die Gemeinde das Wahlrecht hätte, wie sie es in den Gemeindepfarren und den publiken Pfarren ja schon hat, so bliebe keine Gemeinde in Livland übrig, die das Wahlrecht nicht hätte. Der Artikel 297 setzt aber Gemeinden ohne Wahlrecht als vorhanden voraus, er kann nur Patronatsgemeinden im Auge gehabt haben, er widerspricht strict dem Art. 296, und zwar mit gleicher Kraft als dem Art. 296 zukommt: durch die logische Interpretation. Da sich nun das ausdrückliche Gesetz auf die Seite des Patronats stellt, so müssen wir den Art. 296 soweit er von einer Wahl bei Patronatspfarren handelt als unanwendbar auf Livland bezeichnen, und das Recht des begründeten Widerspruchs der Gemeinde gegen eine Vocation behält seine Geltung für Patronatspfarren.

Wir kehren nun zu Art. 294 zurück. Nach dem eben Gesagten ist der hier enthaltene Ausdruck, der „Erwählte", auf Patronatspfarren unanwendbar. Es kann bei Patronatspfarren nur von dem Berufenen die Rede sein. Der Patron ersieht, wählt und beruft vollständig unbeschränkt nach seinem Belieben, die Gemeinde hat nach Art. 297 nur das Recht, zu verlangen, dass der Ersehene eine Probepredigt halte, und darnach etwaige triftige Gründe gegen ihn dem Consistorium zur Entscheidung vorzulegen. Der Ausdruck Erwählte passt allenfalls auf die Gemeindepfarren, jedoch auch hier wenigstens nicht im technischen, kirchenrechtlichen Sinne, welches dem j. patronatus entgegengesetzt ist. Denn auch die sog. Gemeindepfarren sind eben Gemeindepatronatspfarren und werden besetzt indem die Gemeindevertretung ersieht, wählt und beruft. Man darf hier nicht an die freie Wahl der Gemeindeglieder denken.

Zum Schluss dieses Abschnittes des K.-G. erwähnen wir des Art. 289 (156), welcher die nach gemeinem Kirchenrecht gewöhnliche Frist für die Präsentation von 4 bis 6 Monaten beibehält und

ausserdem eine kurze, durch das Consistorium im einzelnen Fall zu bestimmende Nachfrist gewährt. Innerhalb der Frist muss der Candidat präsentirt werden, widrigenfalls das Consistorium den Pfarrer ernennt. Nach gemeinem Recht ist anzunehmen, dass innerhalb der Frist und solange die Bestätigung nicht erfolgt ist, andere Candidaten zur Auswahl dem Consistorium nachpräsentirt werden dürfen, und dass der Patron, resp. die Compatrone das Recht haben, falls durch den Einspruch der Gemeinde oder durch sonst fehlerhafte Präsentation ein Candidat nicht bestätigt worden ist, innerhalb der Frist einen andern zu präsentiren.

Damit sind die Bestimmungen des K.-G. von 1832 über die Pfarrbesetzung im Wesentlichen erledigt. Sie sind nicht nur völlig unzureichend, sondern wie wir gesehen haben wenigstens sofern sie auf Livland und die Ostseeprovinzen im Allgemeinen Anwendung finden sollen, widerspruchsvoll und verwirrend. Als wichtigste Verordnung erscheint daher die, dass Alles beim Alten bleiben solle.

Hinsichtlich des Patronatrechts im Allgemeinen und abgesehen vom besondern Präsentationsrecht enthält das K.-G. eben so wenig befriedigende Bestimmungen. Die bezüglichen Art. 657 bis 667 schliessen sich eng an die S. K.-O. an. Wir bemerkten schon, dass eine Definition des Inhalts des Patronatrechts ganz fehlt. Der Art. 661 lässt das dem Besitzer eines Gutes zustehende Patronatrecht sammt den entsprechenden Ehrenrechten und Pflichten (Art. 664) bei Abtretung oder Verkauf des Gutes auf den neuen Besitzer übergehen und hält die Verordnung hinsichtlich donirter Güter — wie aus den früheren Erörterungen hervorgeht wenigstens für Livland missverständlich — aufrecht. Der reale Charakter des j. patronatus wird hier zur Regel gemacht. Daneben soll das Patronatrecht aber nach Art. 660 dort, wo es nicht an einem Grundstück haftet, erblich sein, und es sind somit beide Arten des Patronatrechtes, das dingliche wie das persönliche, gesetzlich sanctionirt. Im Allgemeinen sind die Bedingungen des Erwerbes des Patronatrechts dieselben, wie sie bereits durch die S. K.-O. festgesetzt sind. Nur tritt als neues Requisit bei Erlangung des Patronatrechts die kaiserliche Bestätigung (Art. 659) hinzu. Hinsichtlich des Verlustes des Patronatrechts enthält der Art. 665 vier Fälle, in denen derselbe als Strafe für gewisse Handlungen und Unterlassungen eintreten soll. In bestimmten Fällen verliert der Patron sein Recht zu Gunsten der Gemeinde, jedoch nur für die Lebensdauer des Patrons. Nach seinem Tode soll es wieder seinen Erben zufallen.

Diese Bestimmung ist deshalb bemerkenswerth, weil sie von dem gemeinen Kirchenrecht abweicht, nach welchem das Patronatrecht nicht an die Gemeinde, sondern an die Kirchenobrigkeit zurückfallen müsste. Es ist hier nur von dem Präsentationsrecht die Rede, wie denn überhaupt das K.-G. unter „Patronatrecht" blos das j. praesentandi versteht.

Seit dem K.-G. von 1832 sind keine neueren, umfassenden Ergänzungen der Gesetze über den Kirchenpatronat erlassen worden. Im Jahre 1840 erschien ein Patent (Nr. 35), welches bestimmte, dass im Falle der Abwesenheit eines Patrons nicht der temporelle Besitzer des Gutes, an welchem das Patronatrecht haftet, dasselbe auszuüben habe, sondern bei Besetzung der Pfarre die Vocation dem Kirchspiele „gleich denjenigen Gemeinden, in welchen keine Kirchenpatrone vorhanden sind" anheimgestellt bleiben soll. Diese Bestimmung schliesst sich jenem zuletzt erwähnten Princip des Art. 665 des K.-G. an, wonach an die Stelle des Patrons, der an der Ausübung des Patronatrechts verhindert ist, nicht die Kirchenobrigkeit, sondern die Gemeinde tritt.

Wir gelangen nun zu dem eingangs erwähnten Patent vom Jahre 1870 Nr. 128, welches die bisherigen Versammlungen der Kirchspielsgemeinden reformirte.

Im Laufe unserer Darstellung sind wir bereits mehrfach diesen Versammlungen begegnet. Schon früh, etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir das Amt des Kirchenvorstehers, und das Priesterprivilegium von 1675, Art. 23 gestattet den Pfarrern, „Convocationes der Eingepfarreten" anzustellen, auf denen über Kirchenbauten, kirchliche Einkünfte u. dgl. berathen wurde. Es sollen sich dazu entweder die ganze Gemeinde, oder „deren Gevollmächtigte, die Kirchenvormünder und Sechsmänner" einfinden. Die Zusammenberufung soll vom Pastor mit Beirath derer, „denen solches zusteht", d. h. wohl der Kirchenvorsteher erfolgen und nach einer späteren Verordnung nicht ohne vorherige Vereinbarung mit dem eingepfarrten Adel. Ob die hier genannten Kirchenvormünder etwa in früherer Zeit ein Stimmrecht auf den Kirchspielsversammlungen gehabt haben, wissen wir nicht. Später hatten sie jedenfalls nur ein consultatives Votum gleich dem Prediger, während die eingepfarrten Gutsbesitzer und die beiden Kirchenvorsteher die eigentlich beschliessende Vertretung der Gemeinde bildeten. Die Thätigkeit dieses Kirchenconvents in Bezug auf die Pfarrbesetzung war zu schwedischer Zeit, von den Gemeindepfarren abgesehen, sehr beschränkt. In Regal-

pfarren durfte er nach der S. K.-O. einen Pfarrcandidaten vorschlagen, bei Patronatspfarren hatte er das Recht des Widerspruchs gegen eine Vocation, und hier wurden wohl auch die Bauerschaftsvertreter zur Abgabe der Stimmen oder doch zu einer allgemeinen Meinungsäusserung zugelassen. Seit 1710 erweiterte sich das Recht der Kirchenconvente bei der Besetzung von publiken Pfarren durch das ihnen im Punkt 3 der Capitulation gewährte Präsentationsrecht. Wir haben gesehen, wie der Kirchenconvent sich im Laufe der Zeit verschieden zu dem Pfarrbesetzungsmodus in den einzelnen Pfarrkategorieen und den einzelnen Landestheilen gestellt hat, wie die Kirchenvorsteher mit der Berufung des Convents betraut wurden, wie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Kirchenvormünder als Vertreter der Bauerschaften in den Kronsgemeinden ein positives Stimmrecht erhielten, ja wie sogar in Patronatspfarren häufig die Rechtssphäre des Patrons zu Gunsten der Eingepfarrten auf dem Wahlconvente freiwillig eingeengt wurde. Seit 1821 muss bei Predigerwahlen der Sprengelpropst auf dem Convente gegenwärtig sein, widrigenfalls die Wahl auf etwaige Anregung als Nullität aufgehoben werden soll. Dadurch wurde ein Unterschied in die Besetzung der Predigerwahlconvente und der gewöhnlichen Kirchen- oder Kirchspielsconvente gebracht. Im Jahre 1833 bestimmte ein Landtagsrecess, dass ausser den Kirchenvormündern auch die Gemeindevorsteher mit consultativer Stimmberechtigung auf dem Kirchen- oder Kirchspielsconvente erscheinen sollten sofern es sich um Bewilligungen der Bauergemeinden handelte. Obzwar unseres Wissens diese landtägliche Bestimmung wenigstens keine allgemeine Anwendung gefunden hat, ist sie doch von einiger Bedeutung. Den Kirchenvormündern ist bekanntlich die Handhabung der Kirchenpolizei, der kirchlichen Disciplin anvertraut, sie stehen daher unter dem unmittelbaren und sehr maassgebenden Einfluss des Ortspfarrers. Wo es sich auf den Conventen um Bewilligungen der Bauergemeinden handelte, war es daher misslich, nachdem der Bauerstand längst eine freie Stellung erlangt hatte, diese abhängigen Organe des Predigers auf den Conventen als Organe der Bauergemeinden stimmen zu lassen. Es schien mit dem Begriff der Bewilligungen nicht zu harmoniren, dass die Organe des Predigers über das Vermögen der Bauergemeinden verfügten da wo es sich um die Uebernahme von Leistungen an die Kirche oder den Pfarrer selbst handelte. Diesem Uebelstande suchte zuerst jener Landtagsrecess dadurch abzuhelfen, dass er für solche Fälle der Bewilligungen die Gemeindevorsteher

als blos von der Gemeinde abhängige Beamte zu den Conventen hinzuzog. Wenn, wie bemerkt, diese Bestimmung auch in der Praxis keinen allgemeinen Eingang fand, so war sie doch in einer Beziehung ein Vorläufer des Patents Nr. 128 vom Jahre 1870.

Dieses Patent bestimmt:

1. Die bisherigen Convente der ländlichen Kirchspiele Livlands zerfallen hinfort in Kirchspielsconvente, auf denen die die lutherische Kirche und Schule nicht berührenden Angelegenheiten des Kirchspiels zur Verhandlung zu kommen haben, und in luther. Kirchen- und Schulconvente, ausschliesslich für die die lutherischen Kirchen und Schulen berührenden Fragen.

2. Auf den Kirchspielsconventen der ländlichen Kirchspiele sind die einzelnen Landgemeinden des Kirchspiels hinfort in Ausführung des § 20 Lit. c und d der Baltischen Landgemeinde-Ordnung vom 19. Februar 1866 durch ihre Gemeindeältesten zu vertreten.

3. Auf den lutherischen Kirchen- und Schulconventen der ländlichen Kirchspiele sind dagegen hinfort die zu den Leistungen der lutherischen Kirche und Schule des Kirchspiels beitragenden Landgemeindeglieder durch je einen für jede Gemeinde zu diesem Zweck von ihnen aus der Zahl der lutherischen Gemeindeglieder auf drei Jahre zu wählenden Delegirten zu vertreten. An der Wahl dieses Delegirten haben, für jede Landgemeinde besonders, sämmtliche für die lutherische Kirche und Schule beisteuernden Eigenthümer und Pächter bäuerlicher Grundstücke Theil zu nehmen und findet dieselbe in dem betreffenden Gemeindehause unter Leitung des Gemeindeältesten, oder, wenn dieser griechisch-orthodoxer Confession ist, eines lutherischen Gemeindevorstehers, und, in Ermanglung eines solchen, eines lutherischen Gemeindegerichtsgliedes statt.

4. Den bäuerlichen Vertretern auf den Kirchspielsconventen, sowie auf den lutherischen Kirchen- und Schulconventen, steht gleich den Vertretern der Rittergüter das volle Stimmrecht in allen zur Verhandlung und Beschlussfassung kommenden Gegenständen, vorbehältlich jedoch der auf dem j. patronatus beruhenden besondern Rechte, zu.

5. Für jede einzelne Landgemeinde und jedes einzelne Rittergut steht den betreffenden Vertretern derselben eine besondere Stimme zu.

6. Durch die sub 2–5 geregelte Vertretung hört die bisherige Betheiligung der Kirchenvormünder und Gemeindevorsteher an den Kirchen- und Kirchspielsconventen auf.

7. Von den beiden in jedem Kirchspiel zu wählenden Kirchenvorstehern ist der eine derselben hinfort von dem Kischspielsconvent, der andere dagegen von dem lutherischen Kirchen- und Schulconvent zu erwählen.

Wir haben es hier nur mit dem Kirchen- und Schulconvent zu thun. Der Kirchspielsconvent bildet hinfort die Vertretung der politischen Gemeinde, der Kirchen- und Schulconvent aber die der lutherischen Kirchengemeinde. Man sieht auf den ersten Blick, von wie eminenter Bedeutung dieser Beschluss des Livl. Landtages vom Februar vorigen Jahres ist. Unser Gegenstand verbietet uns, auf die weittragenden Folgen dieser für die politisch selbständige Entwickelung und Thätigkeit des Bauerstandes grundlegenden Neuerung näher einzugehen. In kirchlicher Beziehung ist die Absicht des Landtages unverkennbar, den Bauerstand selbstthätig und selbständig in dem Kirchen- und Schulconvent zu stellen. An die Stelle der vom Ortspfarrer abhängigen Kirchenvormünder und der Gemeindevorsteher sind frei gewählte Delegirte der Bauergemeinde getreten. Diese Vertreter bekommen nun definitiv gleich den Gemeindeältesten in den Kirchspielsconventen ein volles Stimmrecht, welches dasjenige des Gutsbesitzers durch seine Stimmenzahl balancirt. Wenn es bereits vorgekommen ist, dass livländische Prediger laut gegen diese Neuerung protestirt haben, so geben wir hier diesen zu bedenken, dass die Neuerung vor allem eine Rechtsbeschränkung des Standes der Gutsbesitzer enthält, die dieser sich auferlegt hat. Die Prediger hatten bisher kein positives Stimmrecht auf den Conventen, wohl aber die Gutsbesitzer. Wenn sich daher einzelne livländische Prediger gegen die Verdrängung der Kirchenvormünder durch die Delegirten erhoben haben, so zeugt das eben so sehr von völliger Verkennung der Grenzen ihrer Rechte und ihrer Stellung als von politischem Unverstande. Sie sollten sich hüten, sogar offen zu zeigen, wie lieb und werth ihnen das priesterliche Gängelband ist, welches nun an seiner Haltbarkeit thatsächlich allerdings merklich geschmälert worden ist.

Doch kehren wir von diesem unerquicklichen Seitenwege zurück. Welche Wirkung hat dieser Landtagsbeschluss auf den Kirchenpatronat, wie gestalten sich nun heute die Verhältnisse der Pfarrbesetzung in Livland?

Die Besetzung der Patronatspfarren ist durch den Landtagsbeschluss nicht wesentlich tangirt worden. Der Patron resp. die Compatrone haben das Recht, zu ersehen, zu wählen und zu berufen,

d. h. nach der Terminologie des canonischen Rechts das j. präsentandi; die Gemeinde hat auf dem Kirchenconvent über etwaigen Widerspruch gegen die Vocation zu beschliessen; die bäuerlichen Delegirten stimmen hierbei positiv mit. Denn nach Punkt 4 des Patents werden die „auf dem j. patronatus beruhenden besonderen Rechte" ausdrücklich gewahrt. Die Pfarrbesetzung bei Patronatspfarren bleibt auch im Uebrigen dieselbe, wie wir sie oben dargestellt haben.

Der Vollständigkeit halber berühren wir hier noch eine Frage, die von einiger praktischen Wichtigkeit ist und in nächster Zeit es vielleicht noch mehr werden dürfte. Nachdem wir uns über den Modus der Besetzung unstreitiger erledigter Patronatspfarren ausgesprochen haben, sei ein kurzer Hinweis auf die Qualität der Patronatspfarre und deren Beweis im Streitfalle gestattet.

Zuvörderst müssen wir einer Anschauung entgegentreten, die vielfach im Laienpublikum geläufig ist. Der Kirchenpatronat wird häufig als ein Privilegium, als eine privilegirte Institution angesehen. Es ist nicht zu leugnen, dass besonders da, wo ihm keine Pflichten obliegen, sondern nur Rechte, und wo, wie gewöhnlich, der Grund seiner Entstehung im einzelnen Falle, also *fundus, dos* oder *aedificatio,* dem Auge der Jetztlebenden entrückt ist, der Patronat den äusseren Anschein einer privilegirten Institution hat. In Dingen, welche das tiefe Interesse sämmtlicher Gemeindeglieder berühren, entscheidet ungebunden ein einzelnes Gemeindeglied, ohne dafür die übrigen Glieder regelmässig durch irgend welche Verpflichtungen seinerseits zu entschädigen. Nichtsdestoweniger ist das Patronatrecht keineswegs ein Privileg, sondern einfach ein dem Einzelnen zustehendes kirchliches Recht, eine *res sacra,* eine heilige Sache, die wie jede andere Sache im juristischen Sinn nach einem bestimmten Rechtsgang auf den Besitzer gekommen ist. Es wird niemandem einfallen, das Erbbegräbniss etwa für eine privilegirte Einrichtung zu erklären, und in der That ist dieses beim Erbbegräbniss eben so wenig der Fall, als beim Patronat. Der Patronat selbst kann sogar durch Privileg verliehen werden, hat an sich aber mit dem Privileg nichts zu thun. Dieses ist nun von Wichtigkeit bei der Frage nach dem Beweise der Patronatsqualität im einzelnen Falle. Es sind neuerdings immer häufiger Streitigkeiten entstanden über die Frage, ob eine gewisse Pfarre Patronatspfarre oder „Kronspfarre" in livländischer Terminologie sei. Hier greift oft die Anschauung von der privilegirten Stellung des Patronats Platz. Beim Privileg gilt die Beweisregel,

dass im Zweifel, wenn also die gesetzliche Existenz des Privilegs nicht dargethan werden kann, die rechtliche Vermuthung gegen dasselbe spricht, dass im Streitfalle die einfache Ausübung eines auf ein Privileg gegründeten Rechts, der juristische Besitz des Rechts den Besitzer nicht schützt. Gälte dieses vom Patronatrecht, so hätte der Patron im Streitfall die erste Begründung seines Rechts zu erweisen. Diese Pflicht liegt aber dem Patron keineswegs ob. Wenn ihm sein Recht bestritten wird, so behält er vorläufig dasselbe, er präsentirt nach wie vor bei Erledigung der Pfarre, das gemeine Recht schützt ihn in seinem Besitz. Um den Quasibesitz zu erweisen, genügt es, die letzte ruhige Ausübung des Rechts darzuthun.*) Der Gegner hat dann ein besseres Recht zu beweisen.

Im allgemeinen, abgesehen von dem Beweise des Gegentheils im einzelnen Fall, wird in Livland anzunehmen sein, dass dort, wo bei Pfarrbesetzungen kein Patronat ausdrücklich geltend gemacht wird, die Pfarre publike Pfarre sei, die Gemeinde nach der Capit. v. 1710 Pkt. 3 das Patronatrecht habe. Hiebei ist trotz entgegenstehender Praxis in einzelnen Fällen darauf zu achten, dass Donationen fiscalischer Güter, welche nach 1710 stattgefunden haben, keinen Einfluss auf die Patronatsverhältnisse mehr ausüben können, da der obengenannte Punkt der Capitulation von 1710 endgültig bereits in dieser Sache zu Gunsten der Gemeinde entschieden hat. Die Berufung auf eine später erfolgte Donation und auf die oben erwähnten Senatsukase von 1781 und 1787, wie sie beispielsweise bei einer Predigerwahl für Laudohn i. J. 1833 zu Gunsten mehrer i. J. 1744 donirter Güter erhoben worden ist, oder die Berufung auf das K.-G. v. 1832, Art. 661, kann daher in dieser Frage nicht als stichhaltig gelten. Im einzelnen Fall getroffene Entscheidungen können nicht als Präjudicate gegen jenen Accordpunkt und die auf Grund desselben ganz allgemein wohlerworbenen Rechte der Gemeinden maassgebend sein, sofern nicht etwa andere Rechtsgründe, wie etwa Ersitzung, im einzelnen Fall hinzukommen.

Es gibt in Livland gegenwärtig 28 Pfarren, die als publike Pfarren gelten. Aus allem Angeführten geht hervor, dass es für die Qualität der publiken Pfarre völlig gleichgültig ist, ob heute noch ein Krongut in dem betreffenden Kirchspiel eingepfarrt ist oder nicht. Einmal hat vor 1710 nicht jedes Krongut ein dingliches Patronatrecht gehabt so wenig als jedes Privatgut, und dann hat nach 1710

*) Vgl. Wiese a. a. O., Thl. II, pag. 422 ff.

die Krone eben gar kein Patronatrecht mehr in Livland besessen, soweit sie es nicht neu erworben hat. — Auf den vorhandenen 28 publiken Pfarren ist die Gemeinde Patronin und hat das j. praesentandi, das Pfarrbesetzungsrecht, durch ihre gesetzliche Vertretung auszuüben. Diese ist nun durch das Patent 128 vom v. J. in der Weise reformirt worden, dass neben den Vertretern der Rittergüter die Vertreter der Bauergemeinden das volle Stimmrecht haben. Wenn der Punkt 4 des Patents die „auf dem jus patronatus beruhenden besondern Rechte" von der Competenz der so zusammengesetzten Convente ausnimmt, so will er offenbar nur das Patronatrecht Einzelner schützen. Er versteht unter dem j. patronatus eben nur das, was die landläufige Terminologie darunter meint, das j. patronatus des Einzelnen, die Rechtsverhältnisse auf den sogen. Patronatspfarren. Wenn er in seinem Wortlaut gegen die Begriffe des Kirchenrechts verstösst, wenn er übersieht, dass es streng kirchenrechtlich in Livland eben keine anderen Pfarren als Patronatspfarren giebt, möge der Patron nun ein Einzelner oder mehrere Einzelne, oder die ganze Gemeinde sein, so ist diese wissenschaftliche Ungenauigkeit, auch wenn man sich streng an den Ausdruck hält, doch von keiner wesentlichen Bedeutung für unsere Frage. Denn wenn das j. patronatus gegenüber dem Convent geschützt werden soll, so wird jedenfalls auch das j. patronatus der Gemeinde geschützt, und wo die Gemeinde ihr Recht gegen sich selbst wahren soll, da bleibt es eben einfach beim Alten. Auf allen publiken Pfarren also sind bei Erledigung der Pfarrstelle die Gemeindedelegirten nunmehr unzweifelhaft berechtigt, das j. praesentandi neben den Vertretern der Rittergüter auszuüben. Sie haben auf den Wahlconventen volles Stimmrecht, sie haben den neuen Pfarrer mit „zu wählen und zu berufen". Wie wir oben zeigten geschieht das „Ersehen", das Vorschlagen zur Wahl seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Kirchenvorsteher als Vertreter der Gemeinde und dürfte sich dieses auch in Zukunft als eine wohlthätige Einrichtung bewähren.

Ueber den Modus der Pfarrbesetzung in den ursprünglichen Gemeindepfarren haben wir nichts weiter hinzuzufügen. Jenes Patent erstreckt sich nur auf die Landgemeinden, die sog. Gemeindepfarren aber sind thatsächlich städtische Pfarren. Hier bleibt es also bei dem alten Modus der Besetzung durch die verfassungsmässige Vertretung der Magisträte. Etwaige Neuerungen, welche in Beziehung auf den Präsentationsmodus in einzelnen Städten von diesen selbst eingeführt werden, wie solches namentlich in jüngster Zeit in Riga geschehen

ist, betreffen eben nur die Art der Vertretung der Kirchengemeinde und berühren das Patronatrecht selbst nicht, mit welchem allein wir es hier zu thun gehabt haben.

Wir haben in Vorstehendem uns darauf beschränkt, die rechtswissenschaftliche Seite der Frage zu erörtern, zu zeigen wie die heutigen Verhältnisse des Kirchenpatronats in Livland sind und wie sie geworden sind. Ein Anderes wäre es, auf die politische Seite näher einzugehen, auf die Frage, ob es in Livland und in den Ostseeprovinzen überhaupt geboten wäre, den Kirchenpatronat in seinem Recht zu beschränken oder gar ihn ganz aufzuheben. Ohne dieser vielbesprochenen Frage hier nachgehen zu wollen berühren wir sie mit einigen Worten. Unsere Erörterungen werden hoffentlich bei dem Leser die Ueberzeugung wenigstens hervorgerufen haben, dass es denn doch rechtlich einige Schwierigkeit mit etwaigen einfachen landtaglichen Abolitionsdecreten für den Kirchenpatronat ohne die Zustimmung der Patrone haben dürfte. Der Kirchenpatronat ist eben keine öffentlich staatliche Institution wie etwa die ständische Verwaltung der Gerichtsbarkeit es ist, er ist kein Privileg und am allerwenigsten kein Standesprivileg, das kurzweg und ohne Verletzung privater Rechte durch Gesetz bei Seite geworfen werden könnte. Man hört bei uns gelegentlich wohl die Ansicht aussprechen, die Ritterschaft sei Patronin der Kirche. Wenn man sich hiebei überhaupt etwas denken soll, so könnte es doch nur dieses sein, dass die einzelne Ritterschaft eine gewisse allgemeine Schutzpflicht gegenüber der luth. Kirche ihrer Provinz habe, eine Pflicht, die ihr als Landesvertretung in allen allgemeinen Landessachen obliegt. Diese Pflicht aber erstreckt sich nur auf die Kirche als Ganzes, keineswegs auf den Kirchenpatronat, der völlig unabhängig ist von ständischen Verhältnissen. Der Politiker wird daher mit dem Juristen harte Kämpfe ausfechten müssen ehe sie sich über Veränderungen in den Rechtsverhältnissen des Kirchenpatronats einigen. Noch heute besteht dieses Institut in der gesammten lutherischen Kirche mit nur wenigen Lücken zu Recht; die uns in der Cultur weit vorgeschrittenen Staaten im Westen haben es nicht für nothwendig erachtet, den Kirchenpatronat in protestantisch-autonomistischem Sinne zu Gunsten der Gemeinde zu beseitigen. Dass der Geist des Protestantismus auch in dieser Frage gegenüber der hierarchischen Ordnung anderer Religionsgesellschaften nach Selbstthätigkeit der ganzen Gemeinde drängt — wer vermag es zu leugnen! Aber uns scheint es ein arges Missverständniss zu sein,

wenn man meint, dass bei uns in den baltischen Provinzen der protestantische Geist so stark und lebendig geworden sei, dass die Gemeinde der freien Verwaltung dieser kirchlichen Interessen unmöglich länger entbehren könne. Sollten wir denn wirklich so urprotestantisch sein, sollte die freiheitlich durchgeistigte lutherische Lehre grade bei uns so hoch im Sinne Luthers sich zur Blüthe entfaltet haben, dass wir eine kirchliche Verfassungsinstitution wegen ihres so zu sagen oligarchischen Charakters nicht mehr zu ertragen vermöchten, eine Institution, die sich mit dem Freiheitssinn, ja mit dem demokratischen Sinn der grossen Mehrheit unserer Confessionsgenossen im Westen bis heute noch gar wohl verträgt? — Wir zweifeln! — Sicherlich ist nicht das religiöse Bedürfniss unserer Gemeinden, die vorgeschrittene religiöse Bildung unseres Landvolks das maassgebende Motiv zu einer allgemeinen Reform des Kirchenregiments.

Es wäre ja gewiss möglich, dass der Stand der Gutsbesitzer durch Landtagsschluss die Rechte derjenigen seiner Glieder, in deren Händen der Kirchenpatronat liegt, zu Gunsten der Gemeinden beschränkte. Wir zweifeln keineswegs daran, dass die einzelnen Patrone, falls irgend welche Umstände es fordern, auf ihr Recht aus Patriotismus verzichten würden, aus der Ueberzeugung darauf verzichten würden, dass es für das Land, für das Landvolk vielleicht von Nutzen wäre, wenn sie freiwillig ihr wohlerworbenes Recht aufgäben. Aber vorläufig sehen wir nichts, was einen solchen Schritt als patriotisch erscheinen liesse.

Wir sehen aber wohl in dieser Frage etwas Anderes, als das Patronatrecht, was patriotischen Sinn erheischt, und das ist die Pflicht des Patrons. Wenn diese nicht in patriotischem Sinne geübt wird, dann allerdings wird der Patronat selbst erschüttert. Zu der Pflicht des Patrons aber gehört es einmal, bei Besetzung der Pfarre eine wirklich taugliche und würdige Person zu berufen, und dann: den berechtigten Wünschen der Gemeinde, und namentlich auch der bäuerlichen Gemeinde soweit es irgend möglich und zulässig ist, nachzukommen. Der Patron darf nicht vergessen, das er nicht mehr, wie vor 500 Jahren, den Pfarrer für sich selbst wählt und beruft, dass jeder der vielen Miteingepfarrten bei der Berufung eben so sehr interessirt ist als er, dass er für diese grosse Masse, nicht für sich, zu berufen hat. — Ebenso nothwendig als die Rücksicht des Patrons auf die Bedürfnisse und Wünsche der Gemeinde, ist die aufmerksame Berücksichtigung des etwaigen Widerspruchs der Gemeinde bei der einzelnen Vocation durch das Consistorium.

Die „triftigen Gründe", welche das Kirchengesetz beim Widerspruch der Gemeinde verlangt, geben dem Consistorium ein sehr dehnbares Mittel zur Beeinflussung der Pfarrbesetzung in die Hand. Es ist offenbar geboten, diesen unbestimmten Begriff immer weiter auszudehnen, diese Gründe in der Regel und soweit sie der Würde der Kirche und des Predigtamts nicht zu nahe treten, als triftig anzuerkennen.

So sind wir der Meinung, dass wenn Patrone und Kirchenobrigkeit ihre Pflicht thun, wenn die positiven Rechte der Gemeinden geachtet, ihre billigen Wünsche berücksichtigt werden, wir vor der Hand keiner grossen gesetzgeberischen Reformen des Kirchenregiments bedürfen. Wir geben jedoch gern zu, dass es besser ist den Bedürfnissen des Volks in kleinen Schritten nachzugehen, als zu warten, bis eine Kluft auf dem Wege entstanden ist, die einen gefährlichen Sprung erfordert. Nicht einer einschneidenden Reformation, wohl aber einer sorgfältigen Codification der bestehenden Rechtsverhältnisse des Kirchenpatronats bedürfen wir. Seit 1686 ist kein umfassenderes Gesetz für den Kirchenpatronat in Livland ausgearbeitet worden und doch hat sich seitdem Vieles geändert. Jede Codification wirkt in gewissem Grade zugleich reformirend, und besonders da, wo sie, wie in den balt. Provinzen in Rücksicht unseres Gegenstandes, einer ungezügelten Macht der Gewohnheit gegenübertritt. Es ist Zeit, dass der Arbeit und Entwickelung zweier Jahrhunderte auch auf diesem kirchlichen Gebiete durch ein die allgemeine Haltlosigkeit und Verwirrung begrenzendes, klärendes Gesetz Rücksicht getragen werde.

Wenn wir in vorliegender Abhandlung einen so wirren und bisher wenig durcharbeiteten Gegenstand historisch oder rechtswissenschaftlich nicht genügend oder irgend erschöpfend ausgetragen haben, so wird doch unsere Absicht erreicht sein, falls dadurch Andere sich anregen lassen, dieses wichtige und vernachlässigte Gebiet weiter und besser zu bearbeiten.

Riga, den 11./23. September. E. B.

Von der Ostsee.

Livländische Erzählungen

von Eduard Barclay de Tolly.

I. Wenden.

1. Die Schlacht am See Smolin.

An einem Februarmorgen in der Mitte des 16. Jahrhunderts öffnete sich die schwere Thür des mitten in der alten Hansestadt Riga gelegenen Büringschen Hauses und auf den Arm eines hochaufgeschossenen Jünglings gestützt trat ein alter bärtiger Invalid mit einem Stelzfuss auf die Gasse hinaus. Während der Jüngling durch ein reiches Wamms von Seide, über welches ein Mantel von feiner spanischer Wolle geworfen war, und durch das mit Kakadufedern geschmückte Barett von der üblichen bürgerlichen Tracht abwich, zeigte auch des Invaliden Anzug heute etwas Aussergewöhnliches. Sonst nur der eifrigen Führung der Bücher des grossen Handlungshauses Büring obliegend, schien nun einmal wieder der kriegerische Geist vergangener Tage in dem Alten rege geworden zu sein und ihn bewogen zu haben, im ziemlich abgenutzten Lederkoller, mit Sturmhaube und Schwert statt der alltäglichen schlichtbürgerlichen Kleidung angethan, seinem ehemaligen Feldherrn, dem Protector Livlands Reichsfürsten Plettenberg, bei dessen heutigem Einzug entgegenzueilen. In den engen, zusammengedrängten Städten jener Zeit traf man statt der modernen verweichlichten Bewohner, deren Bürgerwehren in den Revolutionsjahren die geläufige Zielscheibe des Spottes wurden, ein energisches Geschlecht an, das ebensogut, wenn es noththat, mit dem Schwert dreinzuschlagen verstand, als mit dem Federkiel umzugehen. So hatte auch der alte Buchhalter seiner

Zeit einen tüchtigen Reitersmann abgegeben und war, wie seine Verstümmelung bewies, den sausenden Kugeln nicht aus dem Wege gegangen. Glücklich und stolz einem so tapfern Krieger den Arm bieten zu können, schritt der selbst den Schmuck einer ziemlich breiten Narbe über dem linken Auge tragende Jüngling durch die von dichten Menschenströmen erfüllten Gassen. Alles wollte den greisen Plettenberg begrüssen, dessen grosser Feldherrn- und Regentenruf weit in die Mitwelt gedrungeu war und der den Rigaern nicht gar häufig die Gunst seines Besuches erwies, da er am liebsten in Wenden, welches von jeher der Hauptsitz der Herrmeister von Livland gewesen ist, zu residiren pflegte.

Es war ein frischer Wintertag, nicht zu kalt, doch grade so, dass man gern die reine Luft vollen Zuges einathmete und das Blut unter ihrem anregenden Einfluss rascher durch die Adern rollte. Das schöne Wetter übte seine erheiternde Wirkung auf alle diese sonntäglich geputzten Menschen und mit verdoppelter Lust genossen sie den improvisirten Festtag. Hie und da rief einer der stattlichen Bürger, seine im kostbarsten Pelzwerk einherschreitende Ehehälfte zur Seite, dem alten Buchhalter in weit herablassenderer Weise einen Gruss zu, als es sonst von diesen auf Patrizierthum und gefüllte Geldkasten stolzen Herren zu geschehen pflegte. Einigermaassen befremdete Blicke flogen wohl auch auf seinen jungen Begleiter hinüber, der seine Vaterstadt früh verlassen hatte und, erst ganz kürzlich von weiten Seefahrten heimgekehrt, dort noch wenig bekannt war; kaum wusste jemand etwas von einem Sohn des alten Büring. Freundlicher jedoch und weniger Anstoss an dem hierorts nicht Ueblichen in seiner Kleidung nehmend, schien manches Frauenauge den Jüngling zu betrachten und sich von dem frischen, leichtgebräunten Gesicht mit den offenen, einnehmenden Zügen, dem die Narbe auf der Stirn, die dichten Brauen, ein leichter Flaum auf Oberlippe und Kinn einen unternehmenden Ausdruck verliehen, nur mit Mühe wieder abwenden zu können. Einige andere Kriegergestalten, ehemalige Waffengefährten des alten Buchhalters, begrüssten ihn, für Augenblicke aus dem rasch vorübereilenden Gewimmel auftauchend. Auch sie schienen mit den Kollern, Sturmhauben und Schwertern den keck militärischen Ton jüngerer Jahre wieder aus der Rüstkammer herausgeholt zu haben, zum grossen Ergötzen ihrer Bekannten, die mit ihnen meist nur in höchst nüchterner Weise über die Preise des Stockfisches, der Häringe und ähnlicher Dinge zu discurriren gewohnt waren.

In der Kalkstrasse schloss sich eine Schaar englischer Seeleute von dem Schiffe, auf welchem der junge Büring diente, an ihn an und mässigte dem alten Buchhalter zu Liebe ihren Schritt. Mit lebhaftem Interesse hörten sie des Letzteren Erklärungen über den Ursprung des Plettenbergischen Ruhmes an und der Alte hatte sich schon in einen Vortrag über den letzten Feldzug vertieft, als sie zum Sandthor hinausgelangten. Der breite Raum zwischen Stadt und Vorstadt, die mässige Anhöhe zur Linken — der Kubsberg, waren von einer unruhig durch einander treibenden Menge so bedeckt, dass das blitzende Schneetuch, das die im Winterschlaf ruhende Erde verbarg, kaum an einzelnen Stellen hindurchschimmerte. Selbst die Zweige der im weissen Reif prangenden Bäume trugen neugierige Zuschauer; die rothen Gesichter lustiger Buben schauten mit blauen weitgeöffneten Augen aus ihnen hervor. Die gravitätischen Krähen, welche sonst auf dem Schnee ungestört ihren tiefsinnigen Betrachtungen nachhängen konnten, flatterten heute unruhig in der Luft umher, von dem ungewohnten Lärm aufgescheucht. Welche Verschiedenheit von Trachten war hier auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, welche Menge verschiedener Sprachen und Mundarten zu hören! Vorherrschend war der kurze schwarze Rock des deutschen Reichsbürgers, auf dessen Brust eine metallene Kette mit dem Abzeichen einer der städtischen Körperschaften glänzte. Nur selten schmückte eine Feder die schwarzen Barette und sehr wenige der ernsten Handelsherren oder ehrsamen Zunftmeister hatten es wie der alte Buchhalter nicht unter ihrer Würde erachtet, zu Ehren des heutigen Tages ihre Kampfrüstung hervorzuholen. In ihrer Gesellschaft erschien der fremde Seefahrer in seiner damals noch einigermaassen ritterlichen Kleidung, das Schwert zur Seite, den der ausgebreitete Handelsverkehr häufig in die blühende Hansestadt führte. In den zahlreichen grauen Gruppen der sonst so schüchternen lettischen Landbewohner zeigte sich dieses mal mehr Leben und sogar kein geringer Hochmuth lag in dem meist feinen Spott, welchen sie den hie und da sichtbar werdenden Häuflein hellbraun gekleideter Litthauer zukommen liessen über deren im letzten Kriege, an den heute die Erinnerung neu wurde, oft versprochene und nie geleistete Hülfe. Aber nur stumpfes Grinsen, bei dem aus den borstigen Bärten zwei Reihen weisser Zähne zum Vorschein kamen, wurde ihnen von den geistig hülflosen Gegnern entgegengesetzt. Ernster schien sich ein Streit zu gestalten zwischen einer Schaar Esten in schwarzen Röcken mit rothen Verbrämungen und einigen russischen Kaufleuten,

die sich als solche durch ihre langen Talare und fuchsig rothen Bärte kennzeichneten. Die Esten, welche sich gleich den Letten in gehobener Stimmung befanden, — hatten sie doch neuerlich zum ersten mal an der Seite der Deutschen kämpfend nicht wenig zu den grossen Erfolgen bei Maholm, an der Siritza und am See Smolin beigetragen, — rieben sich an den Russen, die von zwei Liven, Gliedern des früher im baltischen Lande herrschenden Volks, angestachelt, dieser Neckereien bald überdrüssig wurden. „Knechte der Stummen", — so werden die Deutschen noch heute in Russland benannt — hiess es hier, „Sklaven der Tataren" erfolgte als Erwiderung. Damit war das Zeichen zu einem Handgemenge gegeben, welches gewiss sofort entbrannt wäre, hätten nicht eben jetzt der alte Buchhalter mit seinem Gefährten sich zwischen die erhitzten Köpfe geschoben. „Peter Iwanowitsch", redete er einen der ihm bekannten Russen an, „was wollt Ihr Euch mit dem Bauernvolk einlassen? Das steht unter guter Zuchtruthe; da braucht Ihr Euch nicht noch zu incommodiren." Und zu den Esten sich wendend warf er ihnen in ihrer Sprache scherzend vor, wie sie doch wissen müssten, dass der Friede die Moskowiter vor ihren Streichen geschützt hätte. Des Vermittlers ehrwürdige Gestalt, der halb befehlende, halb joviale Ton seiner Worte, der Seeleute entschlossene Haltung, die sich auf einen Wink seines jungen Begleiters um ihn schaarten, bewirkten, dass Esten und Russen sich lächelnd gegen ihn verbeugten, während die beiden Liven sich unbemerkt in der Menge verloren. Der Alte schritt nun weiter und sich an einen der am Abhang des Kubsbergs befindlichen Bäume lehnend, den Stelzfuss über das noch vorhandene Bein schlagend, wendete er sich zu einem der Engländer, einem untersetzten Mann mit hochrothem Gesicht, welcher der Kleidung zufolge der Hervorragendste unter den Seeleuten zu sein schien. „Mister William", redete er ihn auf Plattdeutsch an, der damals auf den Meeren wohlbekannten Sprache, „recht gut habe ich bemerkt, wie Ihr mit den Achseln zucktet und Euern Begleitern spöttische Winke zuwarft, als ich vorhin sagte, dass wir Deutsche am See Smolin unsrer nur 15000 gegen mehr denn 100000 Russen standen. Aufschneiden kann ich nicht, wie ein Jägersmann oder gar wie ein Seefahrer, wenn er von bestandenen Stürmen oder indischen Wunderdingen erzählt. Ruhig, Mann, seit wann versteht Altengland keinen Spass?" Dies bezog sich auf die halb scherzhafte, halb drohende Miene, mit der Mister William die Hand an sein breites, kurzes Schwert gelegt, wovon ihn jedoch das miss-

billigende Kopfschütteln des jungen Büring sogleich wieder abbrachte. „Sagt aber selbst", fuhr der greise Redner fort, „wo sollten wir mehr Männer hernehmen, um sie dem Moskowiter entgegenzusetzen? Die braunen, stupiden Kerle, die Ihr da seht, die Litthauer, unsere Bundesgenossen, liessen uns im Stich. Unsere Brüder zu Lübeck und Wisby begnügten sich nicht einmal damit, sondern verkauften dem Zar Pulver und wussten doch, wem er es eingeben wollte. Dem Dänenkönig konnten wir noch danken, wenn er nicht gemeinsame Sache mit unsern Feinden machte, und der Hoch- und Deutschmeister, selbst unter Polen geduckt, konnte uns kaum ein paar hundert Reisige senden. Wo sollten da mehr als 15000 Streiter für uns herkommen und dass die Pleskowiter und ihre Landsleute leicht 100000 dagegen aufbringen konnten, begreift Ihr auch wenn die Gefangenen diese Zahl nicht ausdrücklich bezeugt hätten.

„Na, schon gut, Vater Mathes, sagte der Engländer, bin überzeugt, waret also Eurer 15,000 gegen 100000 und mehr Moskowiter, Tataren und was sonst noch für Volk. Sagt uns nur aber, wie es denn da bei der grossen Schlacht am See Smolin hergegangen." „Ja das erzählt uns bis der Protector angezogen kommt", riefen die andern Seeleute, „ja erzählt" fiel Büring mit ein, „dann wird meinen Gefährten recht klar werden, dass auch ein Livländer stolz auf seine Heimat sein darf." Der Alte schob seine Sturmhaube etwas zurück und strich den Reif von seinem Bart. Dann, eine Stütze an des Jünglings Schulter suchend, hub er an, hin und wieder zu seiner Erzählung mit dem Krückenstock demonstrirend.

„Nicht weit von der uralten Feste Isborsk stiessen wir auf den Feind. Es war ein heller trockner Septembermorgen und doch schienen am Rande der weiten Ebene schwere Nebelmassen gelagert zu sein. Wir Schwarzhäupter von Riga und die von Reval waren voran und sahen bald wie einige Wölkchen sich von der grossen Nebelmasse ablösten und auf uns zuflogen. Dann, als sie näher gekommen und wir in den Staubwirbeln deutlich Harnische blinken sahen, wendeten sie sich wieder rückwärts. Wir hatten Halt gemacht und auf unsre Meldung kam bald der Feldherr mit einigen Ordensbrüdern angesprengt. Nachdem der das heranziehende Unwetter beobachtet hatte, gab er uns den Befehl umzuschwenken und uns zurückzuziehen. Selbst seine Anwesenheit hinderte nun nicht, dass ein Geflüster die Reihen durchlief, man sehe jetzt, wie vermessen es gewesen, in der Pleskowiter Gebiet einzu-

fallen, da man leicht hätte vorherwissen können, dass bei der ungeheuren Ueberzahl der Feinde solch ein Rückzug kommen musste. Indess wir aber erwarteten, den Truppen, welche dort am Ufergestrüpp des See's Smolin eine Linie bildeten, werde nun auch der Befehl zur schleunigen Umkehr ertheilt werden, besonders da es unmöglich schien, niedriges Gesträuch und eine Wasserfläche im Rücken, eine Schlacht zu liefern, befahl uns die tiefe ruhige Stimme des Feldherrn, uns neben der kleinen Anhöhe, auf der unsere 6 Kanonen standen und an deren andern Seite das Fussvolk sich im Vierecke formirte, an die Geschwader des Ordens, des rigaschen, revalschen und dörptschen Stifts anzuschliessen. Wir bildeten mit ihnen zusammen eine Reitermasse von 7000 Pferden. Als wir uns umschauten bemerkten wir zu unserm nicht geringen Schrecken, dass unser Lager, welches zur Linken etwas entfernt lag, offenbar eine ganz unzureichende Wache von einigen hundert Bauern hatte. Sollte der Feind, wie nur zu wahrscheinlich, die Hand danach ausstrecken, so ward es seine leichte Beute. Im Herzen legten wir bereits Trauer um unsere preisgegebene fahrende Habe an und nur die grossen dunkeln Augen des Feldherrn, welcher langsam die Schlachtlinie herabgeritten kam und uns durchdringend anblickte, hinderte die Klagen laut zu werden. Jetzt hielt er seinen Schimmel an und mit weithin schallender Stimme ermahnte er uns, auch dieses mal das Panier Livlands hochzuhalten, sich genau nach seinen Befehlen zu richten, was auch geschehen möge, und des Erfolgs gewiss zu sein. „Noch eine heisse Stunde", rief er, „und die so furchtbar scheinenden Sturmwogen des Feindes, an Euern ehernen Reihen zerschellt, werden sich verlaufen. Die Heimat wird Euch einen dauerhaften Frieden danken und Euch mit Ruhm und Preis empfangen. „Dort", schloss er, mit dem Schwert auf die in der Ferne blinkenden Kuppeln von Pleskau zeigend, „dort finden wir das Ende des Krieges!"

Unterdessen waren des Feindes Massen nahe an uns herangekommen; im weiten Halbkreis umstarrte uns ein Wald von Lanzen, deren eherne Spitzen wie die Wellen einer vordringenden Flut im Sonnenlicht schimmerten. Eine Reitergruppe in bunten Kaftanen und goldglänzenden Harnischen sprengte auf uns an bis auf Kanonenschussweite. Sie beobachteten unsre Stellung, kehrten aber, als eine Kugel einen Wojewoden niederstreckte, zu den Ihrigen zurück. Nun schieden sich die Moskowiten in zehn Haufen, jeder einzelne nicht viel kleiner als unser ganzes Heer, und nie werde ich das Geschrei vergessen, das mit dem Wiehern der tausende von Pferden

vermischt, die Luft zerriss und wohl manches Herz heftiger schlagen machte. Fürst Plettenberg gab ein Zeichen, eine Rakete stieg zischend in die Luft empor. Wir Reisige schlossen uns enger an einander an, auf der Anhöhe stellten sich die Kanoniere mit brennenden Lunten zu ihren Geschützen und bei den Vierecken des Fussvolks sank die erste Reihe auf das Knie mit vorgestreckten Speeren, während die zweite mit den Musketen im Anschlage stand. Jetzt waren die feindlichen Heeressäulen gebildet und, Schützen mit Hakenbüchsen und tatarische Bogenmänner vorauf, wälzte sich die Sturmflut von den in Gold strahlenden Bojaren geführt auf uns zu. Die Lagerwache floh ins Dickicht des Ufers, vom drohenden Anblick und wüthenden Geheul rasch fortgescheucht. Salven fielen und Pfeile schwirrten auf uns los; da gaben unsere Kanonen die donnernde Antwort und grässlich war es zu sehen, wie die Feinde reihenweise von den Kettenkugeln niedergerissen wurden. Gegen uns Reiter kam ein unabsehbarer Strom von Gepanzerten mit gezogenen Säbeln angebraust, von Lanzenreitern, von Tataren mit Bogen und Pfeilen. Da wendete sich der Feldherr, sein Schlachtschwert mit beiden Händen erhebend, zu uns um und „vorwärts!“ rufend, sprengte er voran gegen den Feind. Die Trompeten schmetterten, wir gaben unsern Rossen die Sporen und stürmten gestreckten Laufes mit unwiderstehlicher Wucht auf die Gegner ein. Welch ein Eisengerassel, welch ein Schreien von Menschen, Wiehern von Pferden! Dazu das Spritzen von Blut, wenn unsere breiten Schwerter mit deutscher Manneskraft geschwungen hier einen Arm abschlugen, dort durch Helme hindurchfahrend die Köpfe spalteten, das Aechzen der am Boden Liegenden und von den Pferdehufen Getretenen, — Wochenlang nachher habe ich davon geträumt! Mehrmals durchbrachen wir, uns hin und her wendend, die dichte Feindesmasse; endlich nach hartnäckigem Kampf lag der grösste Theil derselben am Boden, wie Halme des Feldes vom Schlossenwetter geknickt. Was noch übrig war entfloh. Der Gegner Pfeile waren machtlos gegen unsere guten Rüstungen geklirrt, ihre Lanzen, die sie nicht recht zu handhaben wussten und die ausserdem schwach waren, brachen leicht unter unsern Hieben, nur der krumme Säbel der Bojaren war einigen von uns verderblich geworden, aber auch nur sieben. Statt des wilden Hurrahgeschreis hallte jetzt ein ohrenzerreissendes Klagegeschrei über die Ebene.

Nicht besser war es den auserlesenen Haufen ergangen, die gegen die Artillerie herangezogen waren; was die Kettenkugeln nicht

umgeworfen oder eigentlicher gesagt zerrissen hatten, lief in wilder Flucht davon, während die tapfern Führer vergebens die Leute zum Stehen zu bringen suchten. Selbst dass sie einige Flüchtlinge niederhieben, verfing nichts mehr.

Als wir uns nach unserm trefflich gelungenen Angriff wieder sammelten, sahen wir zu unsrer grossen Freude den Fürsten, der sich mit offnem Visir in den dichtesten Feindesknäuel geworfen, unverletzt an uns vorbeireiten. Den unermesslichen Jubel, der ihm aus unsern Reihen entgegenschallte, mit dem Winken der einen Hand dämpfend, beschattete er seine Augen mit der andern, um zu sehen, was zur Linken vorging. O Jammer! zahllose Feinde plünderten das Lager, ohne sich weiter um die in's Röhricht entflohenen Bauern zu bekümmern. Aber zufrieden winkte der Fürst, ein wohlgefälliges Lächeln umspielte seinen Mund und endlich rief er laut lachend: „Fürwahr, Eure Habseligkeiten helfen siegen und beschäftigen Feinde genug. Jetzt jagt die Raben 'mal auf, in Pleskau findet sich reicher Ersatz für die Einbusse." Hundert Lanzen wurden zur Säuberung des Lagers abgesendet, zugleich einige tausend den Fliehenden nachgeworfen. Mit dem Rest wendete sich der Fürst zur Rechten, wo Hülfe noth that. Eines unsrer Vierecke war gesprengt worden und siegestrunken hieben die Bojarenreiter in dasselbe ein. Dabei war es, wie wir später hörten, so zugegangen: Als die feindlichen Schaaren gegen das Fussvolk anrückten, hatte ein Schuss dem Träger der Marienfahne, Conrad Schwartz aus dieser Stadt Riga, die Brust durchbohrt und ihn niedergestreckt. Ein gewisser Franz Hammerstedt, kürzlich erst aus Braunschweig herübergekommen, durch verschiedene Redensarten schon allgemein verdächtig, hatte ihm die Fahne abnehmen wollen, wessen sich aber Schwartz geweigert. Nun hatte der Schurke Hammerstedt ihm die Hand, mit der er die Fahne hielt, abgehauen, dann Schwartz, als er sie mit den Zähnen erfasste, vollends getödtet und war mit dem Panier zum Feinde übergelaufen. Alles das war so rasch und unerwartet gekommen, dass zwar Unordnung entstand, niemand aber dem Verräther sein böses Vorhaben vereiteln konnte. Diese Unordnung hatte sich ein feindlicher Reiterhaufe zu Nutzen gemacht und war in das Viereck eingebrochen, während das übrige Fussvolk sich mit Mühe der übermächtigen Angriffe erwehrte. Rasch waren wir zur Stelle und hieben die siegestrunkenen Moskowiten auf das Grimmigste zusammen. Kaum einer entrann dem Blutbad, zwischen uns und das wieder Muth fassende Fussvolk eingekeilt. Da ergriff

der Schrecken die noch kämpfenden Feinde und sie entflohen. Ein greuliches Morden begann bei der Verfolgung und furchtbar wurden ihnen die barbarischen Verwüstungen unsres Landes heimgezahlt. Man sagt, die Bäche der ganzen Umgegend seien noch Tage nachher vom vergossenen Blut roth gefärbt gewesen. Ich selbst konnte nicht lange an dieser Jagd theilnehmen, denn ein Schuss von gehacktem Blei zerriss mir so arg das Bein, dass es sofort abgenommen werden musste."

Soweit war der alte Buchhalter in seiner Erzählung gekommen, zu der sich allmälig ein ansehnlicher Kreis von Zuhörern zusammengefunden hatte, als grosse Bewegung in der versammelten Menge entstand und von fern der Schall kriegerischer Musik sich hören liess. Hellebardiere hatten Mühe genug Raum für den herannahenden Zug offen zu erhalten. Jetzt kam aus der dem Sandthor gegenüber ausmündenden Hauptstrasse der Vorstadt eine geharnischte Reiterschaar. Eine Standarte mit einem Mohrenkopf ragte aus ihrer Mitte empor, schwarze Federbüsche schwankten an den Helmen der Reiter und auf den Köpfen der starken holsteinschen Pferde. Die geöffneten Visire zeigten die jugendlichen Gesichter wohlbekannter Patriziersöhne der Stadt, welche das tapfere Schwarzhäuptercorps bildeten, dessen Waffen einst selbst den Ordensrittern bei Neuermühlen und auf dem Eise der Dünamündung so verderblich gewesen waren. Ihnen folgte die vereinigte Trompeter- und Paukenschlägerbande der Stadt und des rigaschen Stadtcomthurs, dann kam ein langer Zug von Rittern des rigaschen Stifts, reiche seidene Mäntel über die von Gold- und Silber strahlenden Rüstungen geworfen, Barette mit mächtigen bunten Federbüschen auf den Köpfen, während auch die unter ihnen tanzenden Rosse von edler Rasse auf das Kostbarste geschirrt waren. Feine Stickereien auf den Decken, Perlen und Edelsteine an den Zäumen bemerkte man durchweg. Wieder erschallte kriegerische Musik: es war das Feldcorps des Ordens, von dem nunmehr eine Kolonne von tausend eisenstarrenden Männern, das schwarze Kreuz des deutschen Ordens auf den weissen Mänteln, vorbeizog. Auf der Spitze der Steigbügel ruhten die mächtigen Streitlanzen mit flatternden schwarzweissen Banderolen. An die Ritter schloss sich ihr Gefolge von Knappen und Edelknaben an. Dann erschien zu Fuss der Bürgermeister von Riga in schwarzer Amtstracht, eine schwere Goldkette um den Hals, an der das Wappen der Stadt hing; etwas hinter ihm schritten die beiden Aeltermänner der grossen und der kleinen Gilde einher. Auf sie folgte der ganze „wohledle" Rath,

dem sich die protestantische Geistlichkeit anschloss. Gleich hinter der schlichten Erscheinung dieser würdigen Männer kam der katholische Klerus in reichen, gestickten Gewändern und das Domkapitel vorüber, beide Körperschaften in den wehenden weissen Talaren des deutschen Ordens, dessen Vasallen sie waren. Hierauf zeigte sich auf kohlschwarzem Ross der Bannerträger des Herrmeisters, Livlands Standarte in der Faust; man sah auf goldnem Grunde die Jungfrau schweben, die Beschützerin des Landes, mit dem Christuskinde auf dem Arm. Aber misslich musste es mit ihrer Herrschaft stehen, denn kaum wagte noch hin und wieder ein Papist sie durch eine Kniebeugung zu begrüssen unter dem Spott seiner Umgebung. Dagegen schien gleich darauf ein Sturmwind alle diese tausende von Köpfen entblösst zu haben und wie das Tosen desselben schallte es durch die Lüfte: „hoch der Protector!“ Und da kam er, eine gemessene Strecke hinter dem Banner langsam daherreitend, im rothen mit Hermelin verbrämten Sammetmantel, unter dem das weisse Ordenskleid den kraftvollen Körperbau eng umschloss. Schwarze und weisse Federn nickten vom Barett, aus dem einige weisse Locken hervorquollen, das Einzige was noch vom Haarwuchs übrig war. Von den buschigen weissen Brauen beschattet, schauten freundlich die dunkeln, feurigen Augen umher, unter der geschwungenen Adlernase dräute ein mächtiger Schnauzbart, der, wie der lang hinabwallende Bart, silberweiss schimmerte. Ein wohlwollendes Lächeln spielte um den Mund und mit der Hand dankte der Fürst für den begeisterten und unverkennbar dem Herzen entströmenden Jubelruf der Menge. Ihm zur Seite, um halbe Pferdeslänge zurück, ritten der Erzbischof von Riga im Ordensgewand und der Hauscomthur des städtischen Schlosses. Landedelleute in grosser Zahl, von Frauen und Töchtern begleitet, Ordensritter, fremde Gesandte, Patrizier der Stadt, Geistliche, alle zu Ross und in festlicher Tracht, schlossen in unabsehbarer Reihe den glänzenden Zug.

Während noch der alte Buchhalter und die Seeleute in stummer Bewunderung verloren zuschauten, hatte Büring sich, ohne ein Wort zu sagen, plötzlich von ihnen entfernt und hielt mit einem reichgezäumten Zelter gleichen Schritt, das im Sattel sitzende junge Fräulein fest im Auge behaltend. Wohl mochte allein schon die liebliche Erscheinung des etwa sechzehnjährigen Kindes, in dessen Miene sich die naive Freude über all das Neue und Schöne, welches es hier erblickte, deutlich aussprach, die stumme Aufmerksamkeit des jungen Mannes erklären. Das war es jedoch nicht

gewesen, was ihn veranlasste, seine Begleiter zu verlassen. Sein scharfes Auge hatte entdeckt, dass der Sattelgurt vom Zelter des Fräuleins sich gelockert und der nichts Ahnenden bei einer lebhafteren Bewegung ein böser Sturz drohte. Fröhlich hatte sie mit dem neben ihr reitenden Vater geplaudert, bis die auffallende Gestallt des Jünglings und sein sonderbar spähender Blick ihre Aufmerksamkeit nach der anderen Seite zog. Eben wollte Büring das junge Mädchen auf den sich lösenden Riemen aufmerksam machen, da verlor sie auch schon das Gleichgewicht, um im nächsten Augenblick, vor Schreck der Sinne fast nicht mächtig, sich in den festen Armen des jungen Mannes zu fühlen. Aengstlich besorgt rief der Vater: „Vogel, wo bist Du?“ und sprang vom Pferde, während ein Reitknecht die ledigen Thiere am Zaum ergriff und sich anschickte dem Zelter den am Boden liegenden Sattel wieder aufzuschnallen. Eine Edelfrau sprengte eilend herbei ihr Riechfläschchen darbietend, das auch sofort gute Dienste leistete und es dem Vater möglich machte, die krampfhaft um ihres Retters Hals geschlungenen Hände seines Kindes zu lösen. Bald hatte das sonst recht nervenstarke Fräulein sich erholt, erglühend verneigte es sich gegen den Jüngling, dem zugleich der Vater kräftig die Hand schüttelte. Rasch schwangen sich beide wieder in die Sättel und sprengten dem Sandthor zu. Aber noch lange stand der junge Seemann, der heute einer Dame seinen ersten Ritterdienst geleistet, auf demselben Fleck in tiefes Sinnen versunken, noch immer glaubte er die zarte Gestalt mit dem Arm zu umschliessen, bis ihn endlich seine Begleiter wieder auffanden und mit ihm zur Stadt zurückzogen.

2. Fastnacht in Riga.

Zwar war Riga's Bürgerschaft der Lehre Luthers ganz und gar ergeben, deswegen jedoch dachte man nicht daran die althergebrachte Fastnachtfeier zu vernachlässigen. Vielmehr sollte sie dieses mal so glänzend wie noch nie begangen werden, da der seltene Mann, die Freude und der Stolz der bis dahin fast immer in Zwietracht gespaltenen Parteien von Stadt und Land, von geistlichem und Ordensregiment, ihr beiwohnen wollte.

Wolter von Plettenberg stammte aus der westphälischen Grafschaft Mark, der Wiege so mancher tüchtiger Männer. Früher Landesmarschall, ward er 1494 unter den schwierigsten Zeitumständen Herrmeister von Livland. Das mächtige Volk im Osten hatte sich von der Tatarenherrschaft befreit und seine volle ver-

einigte Kraft in die Hand des Grossfürsten von Moskau gelegt. Mit diesem aber stand wegen der Bestrafung einiger russischer Verbrecher zu Reval ein schwerer Krieg bevor. Hülfe war keine in Aussicht. Auf den Reichstagen zu Worms und Lindau hatte das deutsche Reich den livländischen Ruf nach Unterstützung bei Seite geschoben, die Hanse leistete den schuldigen Zuzug nicht, vielmehr strich Lübecks engherziger Krämergeist mit Behagen reichen Profit beim Verkauf von Schiessbedarf an den Zaren ein. Mit König Johanns von Dänemark Allianz stand es so, dass die dringendste Bitte mit Mühe erwirkte, dass er sich nicht dem Feinde verband. Der deutsche Orden in Preussen war unter Polens Herrschaft gerathen und konnte kaum einige hundert Mann senden, wozu er noch die Anordnung von öffentlichen Hülfsgebeten fügte, Plettenbergs einziger Verbündeter, Grossfürst Alexander von Litthauen, blieb für Livland unthätig. Der Herrmeister, dem übermächtigen Sturm aus Osten zu begegnen somit auf die eigenen Mittel angewiesen, hatte seine schwierige Aufgabe herrlich gelöst, trotz alles Widerstrebens der Ritterschaft von Harrien und Wierland, die von unverständigen Neutralitätswünschen beseelt war, und trotz der Missbilligung, mit welcher die kriegerische Abrichtung der Landeseingeborenen und deren Verwendung beim Kampf aufgenommen worden waren. In wenig glorreichen Siegen hatte Plettenberg den Frieden mit Russland errungen. Vom Kaiser zum Reichsfürsten erhoben und seit 1526 Protektor von Livland, verstand er es die dem Protestantismus zuneigenden Städte, welche bis dahin in der Hand der Geistlichkeit dieser die Mittel geboten, der Herrschaft des Ordens die Waage zu halten, durch kluges Gewährenlassen in religiösen Dingen an sich zu fesseln. Zugleich gehörte er aber als Haupt eines geistlichen Ritterordens der alten Kirche an und war ihre einzige Stütze. So waren beide Religionsparteien an ihn geknüpft: die Lutherischen aus Dankbarkeit für seine Duldung, die Päpstlichen aus Furcht, er könne, wenn sie es mit ihm verdürben, sich der neuen Lehre zuwenden und alles Kirchengut einziehen. Aber nicht blos als Kriegsheld und Diplomat hatte er sich weithinschallenden Ruhm erworben, am höchsten stand er da als weiser Regent und nie war Livland blühender gewesen als unter ihm. Der neue Aufschwung des Handels durch Amerikas Entdeckung war namentlich auch Rigas Schifffahrt zu Gute gekommen und Seefahrer dieser Stadt hatten bereits Plettenbergs Namen auf ein neuentdecktes Vorgebirge Afrikas übertragen. So glühte denn in den Herzen aller livländischen Patrioten eine so echte, reine

Verehrung für den Schirmer des Landes, wie sie selten einem politischen Mann zu Theil wird. Mit Freude gehorchte ihm das stolze Riga, sonst stets gewöhnt sich unter seinem Erzbischof dem Orden gleichberechtigt an die Seite zu stellen und ein grosses Fest war es der Bürgerschaft, wenn es dem Fürsten einmal gefiel die Stadt zu besuchen.

Heute nun verdoppelte sich der Jubel, denn die berühmte rigasche Fastnachtfeier, zu der man von nah' und fern herbeizuströmen pflegte, erhielt durch die zugesagte Theilnahme des greisen Protektors einen höhern Schwung. Besonders um den Artushof herum, das Gebäude der Schwarzhäupter, war das Gewühl der Menge lebhaft. Während die jüngern Mitglieder dieser kriegstüchtigen Körperschaft draussen auf der schneebedeckten Weide den Ordensrittern und Landedelleuten ein glänzendes Vogelschiessen gaben, bei dem man sich einer alten silbernen Armbrust bediente, wurden auf dem Marktplatz vor dem Artushof Vorbereitungen zur würdigen Aufnahme der zum Bankett und Tanz erwarteten Gäste getroffen. Der Hausknecht der schwarzen Häupter, der alte Claus, erschien in seiner alljährlich erneuerten Kleidung von Amsterdamer schwarzwollnem Zeug vor dem Hauptthor des Gebäudes und trug das schwarze Haupt des fabelhaften Mohren Mauritius auf den Markt heraus. Ihm folgten die beiden zu Weihnacht erwählten Fastnachtschaffner, der Aeltermann des Corps und seine zwei Beisitzer. Der Negerkopf ward im Beisein dieser Würdenträger über der Thür ausgehängt zum Zeichen, dass Gäste erwartet wurden. Darauf brachte der alte Claus mit Hülfe seiner Untergebenen einen Tannenbaum herbei und richtete denselben mitten auf dem Markt auf. Unterdessen näherte sich dem Artushof vom gegenüberliegenden Rathhause der Kämmerer des Raths, Herr Schröder, in voller Amtstracht mit einem hinter ihm her geführten Schlitten voll Fackeln und Holzspänen oder Pergel, die man in alten Zeiten in eine Ritze der Mauer steckte und die angezündet die Stelle von Kerzen vertraten. Mit weitschweifigen Reden und einem Ernst, als handle es sich um die wichtigsten Dinge, ward die althergebrachte Gabe des Raths den Schwarzhäuptern übergeben und angenommen. Hierauf liessen die Schaffner ein Hanfseil in ziemlicher Höhe über den Marktplatz ziehen, mit drei starken Kränzen daran für das Stechreihen. Selbst der alte düstere Artushof hatte mittlerweile ein festliches Aussehen angenommen; bunte Decken und Heiligenlaken verzierten lang herabfallend den grossen breiten Giebel des Hauses. Immer dichter ward die Menschenmenge auf dem Markt und die Fenster aller umliegenden Häuser füllten sich mit Zuschauern, mehr

aber noch mit Zuschauerinnen. Gern hatten die ehrsamen Bürgerfrauen den Ankömmlingen vom Lande gegenüber die alte rigasche Gastfreiheit bewährt und auch vornehmen Litthauern, Russen und sonstigen den fremden Gesandtschaften angehörigen Personen die besten Plätze an ihren Fenstern eingeräumt, sowie dafür Sorge getragen, dass es an schwerem ausländischen Bier und „trocknem Kraut“ (verzuckerten Paradieskörnern) zur Bewirthung der Gäste nicht fehle. Getrunken musste in jener Zeit nun einmal bei jeder Gelegenheit werden. In einem der Erker, welche keinem Hause mangeln durften, stand am geöffneten Fenster, von einigen Genossinnen ihres Alters umgeben, das jugendliche Fräulein, welches Hans Büring beim Sturz vom Pferde aufgefangen hatte. Hinter ihr befand sich ihr Vater, der alte Kubbe von Treiden, welcher seine Abstammung auf einen livischen Häuptling Kaupo zurückführte. Er unterhielt sich mit dem russischen Fürsten Onsky, einem noch jungen Mann von offenbar tatarischer Abkunft, welcher mit einer Sendung des Zaren an Plettenberg beauftragt war, in diesem Augenblick jedoch mit einer selbstertheilten Mission sich beschäftigte. So oft es nur anging, wendete er sich von der Unterredung mit dem alten Edelmann zu dessen frischblühender Tochter ab und liess sich von ihr über die ihm fremden Gebräuche belehren. Ob er viel Nutzen aus der willig und unbefangen ertheilten Auskunft zog, mochte bezweifelt werden, wenn man wahrnahm, wie des Fürsten geschlitzte Augen an den grossen, tiefblauen des Fräuleins, an ihren freundlichen Zügen hingen und wie er in sichtlicher Zerstreuung befangen kaum auf das Gesagte hinhörte. Das junge Mädchen bemerkte selbst seine Unaufmerksamkeit, sie unterbrach ihre Erklärungen und wendete sich vom Russen weg mit einem Zuge von Verdruss um ihre rosigen Lippen, die kein Bitten des Fürsten wieder öffnete. Merkwürdig war es aber, dass diese Miene des Unmuths auf des Fräuleins Antlitz plötzlich die gleiche Miene von den Zügen eines Jünglings wegscheuchte, der vom Markt aus kein Auge von der schlanken Gestalt verwendete. Man behauptet, die Frauen hätten einen sechsten Sinn, vermittelst dessen sie stets die Nähe eines Bewunderers erriethen. War nun das auch hier der Fall oder lag in dem dunkeln Auge des Betrachtenden eine magnetisch anziehende Kraft, — kurz der Blick, den die junge Dame über die Menge schweifen liess, traf den des Jünglings, in welchem sie sogleich ihren aufmerksamen Ritter beim Einzuge wiedererkannte. Sie liess ihm ein leichtes Nicken des Erkennens zukommen, was er mit einer tiefen Verneigung erwiderte.

Nun näherte sich dem Marktplatz der Schall der Trompeten und Pauken, welche dem Umritt der Schwarzhäupter durch die Stadt, nach beendigtem Vogelschiessen, voraufzogen. Die Musiker erschienen endlich auf dem Markt und stellten sich am Fuss der grossen offenen Treppe des Artushofs auf, der Aeltermann trat mit seinen Gästen auf dieselbe hinaus und auf dem Altan des Rathhauses erblickte man die ehrwürdigen Väter der Stadt. Eine Schaar von 70 Schwarzhäuptern, einer hinter dem andern und jeder von seinen einheimischen oder fremden Gästen begleitet, umzog, durchweg trefflich beritten, beim Klang der Musik den Marktplatz. Darauf bildeten sämmtliche Reiter zwei Reihen dem Hanfseil mit den Kränzen gegenüber. Die beiden Fastnachtsschaffner bezeichneten immer je drei Reiter, welche es versuchten beim Uebersetzen über eine unter dem Seil errichtete Schranke, einen Kranz durch einen Lanzenstoss herabzureissen. Dieses Stechreihen war eine Art Ersatz für die im Bereich des Ordensstaates verbotenen Turniere. Nur sehr wenigen der Gäste gelang es einen glücklichen Stoss zu führen; meist verfehlten sie das Ziel gänzlich, was noch der glücklichere Fall war, oder sie liessen, wenn die Lanze nicht kraftvoll genug geführt worden war, dieselbe in dem kupfernen Reif stecken, um den der Kranz gewunden war. Doch geschah das Loslassen der Lanze nicht immer zeitig genug und mancher stürzte rückwärts von dem über die Schranke setzenden Rosse in den Schnee. Auch manchem Pferde misslang der Sprung, es fiel und wälzte sich mit seinem Reiter am Boden, wobei einige kleine Verletzungen und Brüche vorkamen, die aber in jener Zeit nur dazu dienten, das Interesse der Zuschauer am Schauspiel zu erhöhen. Die jungen Schwarzhäupter selbst begnügten sich als höfliche Wirthe mit Darlegung verschiedener Reiterkünste beim Uebersprungen der Barriere, ohne von ihrer Lanze Gebrauch zu machen. War es nun einem der Anrennenden glücklich gelungen einen Kranz abzureissen, so erfolgte auf ein Zeichen des Aeltermanns ein Tusch, welcher sich wiederholte, wenn der Sieger seine Trophäe einer der zuschauenden Schönen darbot und damit das Recht erwarb, den Stechreihentanz des Abends mit ihr auszuführen. Ein junger Ritter aus dem rigaschen Stift, Heinrich Boismann, hatte den von ihm errungenen Kranz auf der Spitze seiner Lanze zu dem Erker hinaufgereicht, in welchem unsere Bekannte, Elisabeth v Kubbe, sich befand. Zwar war sie angenehm durch eine Huldigung überrascht, die ihr zum ersten Mal widerfuhr und die ihr den Beweis gab, dass die Kinderschuhe für

sie nunmehr abgelegt waren, doch zögerte sie den Kranz anzunehmen nach einem flüchtigen Seitenblick in die Gegend, wo Hans Bürings Gesicht eben wieder ein unwillkürliches Missvergnügen überzog. Dieses Zögern, welches Fürst Onsky sehr geneigt war auf die Rechnung seiner Liebenswürdigkeit zu setzen, fand ein baldiges Ende durch des alten Kubbe Zuruf: „Was besinnst Du Dich, Vogel? Nimm den Kranz und danke unserm lieben Freunde Heinrich!“

Das Stechen war zu Ende, aber dennoch blieben Markt und Fenster mit Zuschauern erfüllt. Es sollte sich ihren Augen bald noch mehr Merkwürdiges bieten. Der Aeltermann, ein Herr Vegesack, war mit allen Schwarzhäuptern und Gästen in den grossen Saal des Artushofes hinaufgestiegen, während Reitknechte die Pferde fortführten. Man reihte sich um die langen, mit kostbarem Silbergeräth besetzten Tische, der Aeltermann trat an die Spitze des mittleren, hinter ihm befand sich der alte Hausknecht Claus mit seiner würdigen Ehehälfte und weiter zurück standen in ehrerbietiger Haltung die vier Schenken der Körperschaft, weisse Handtücher über der Schulter. Claus läutete die grosse Glocke, welche über dem Platz des Aeltermanns hing, und dieser sprach, „nachdem Stille eingetreten: „ich gebiete Euch zu hören! Wer einen Gast hat, der trinke ihm zu und mache ihm einen guten Muth, Und hiermit seid Alle wohlvergnügt!“ Aus mächtigen Humpen mit starkgewürztem ausländischen Bier trank man nun einander zu und wer etwa aus Unachtsamkeit mehr auf den Boden vergoss, als er mit dem Fuss bedecken konnte, ward sofort von den aufmerksam umhergehenden Fastnachtsschaffnern zur Strafzahlung von einem Pfund Wachs aufgezeichnet. Während des Zutrinkens traten die Spielleute zum Aeltermann und brachten ihm ein Ständchen, wofür derselbe ihnen einen Trunk verabreichen liess, mit dem sie an ihren Platz zurückkehrten. Wieder läutete die grosse Glocke und Herr Vegesack sprach: „hier wird der ehrsame Rath zu uns kommen, der Gott und uns willkommen ist. Gott gebe dem ein gutes Jahr, der ihnen Raum gibt und ihnen höflich zutrinkt und hiermit seid Alle wohlvergnügt!“ Er erhob sich von seinem Lehnstuhl und unter dem Vortritt der Musik, begleitet von sämmtlichen Aeltesten oder Corpsgliedern, von denen die vier jüngsten Feuerpfannen trugen, begab er sich über den Markt ins Rathhaus, um den Rath abzuholen. Die Schwarzhäupter voran, schritt hierauf der letztere in voller Amtstracht, mit schweren goldenen Ketten und den Abzeichen seiner Würde geschmückt, die stattliche Figur des Bürgermeisters Benkendorf an der Spitze, zum Artushof. Daselbst

nöthigte man ihn in eine von kunstvollem Gitterwerk umfasste sogenannte Laube, wo rothe Kissen auf den Bänken ausgebreitet waren. Dann nahte sich der Aeltermann, ein feinbenähtes Handtuch um den Hals geworfen und präsentirte den Herren vom Rath in einem goldenen Fässchen Kraut (Eingemachtes von Ingwer und Muskat), wobei ihn seine Beisitzer unterstützten. Unterdessen bewirthete der Hausknecht in der Vorhalle die gleichfalls eingeladenen Bürgermeisterdiener. Nach einigem gegenseitigen Zutrinken und weitschweifigen Complimenten entfernte sich der Rath, von vier Fackelträgern begleitet. Nun leitete der Aeltermann einen zweiten Auszug mit folgenden Worten ein: „wir sind Sinnes den Brüdern auf der grossen Gildstube die Fastnacht nach alter Gewohnheit zu bringen. Gott gebe dem ein gutes Jahr, der sich uns anschliesst, damit unsere Reihen desto länger werden.“ Alle Anwesenden begaben sich nun, die Musik vorauf, in grosser Procession im Tanzschritt*) über den Markt die Kaufstrasse hinab zur grossen Gildstube. In der daneben liegenden kleinen oder St. Johannisgilde war man schon in vollem Festjubel. Seit einem neuerlichen Zwist unterliess die Schwarzhäuptercompagnie die früher übliche Einladung an diese Körperschaft der vereinigten Zünfte, dem Fastnachtsbankett beizuwohnen. Jetzt ignorirte man sich gegenseitig. Wieder ging der Zug, durch die Grossgildischen verstärkt, zum Artushof und damit hörte für die Zuschauer draussen das Interesse auf, welches sie noch festgehalten, denn weiter sollte sich kein Akt der althergebrachten Ceremonien ausserhalb der altersgrauen Mauern jenes Gebäudes abspinnen. Im Saal desselben ward die grosse Gilde in die Lauben geführt, wo aber keine rothen Kissen mehr auf den Bänken lagen, und das Poculiren und Zutrinken begann aufs Neue. Allein bald erhob sich der Aeltermann, dem noch manche Obliegenheit des Tages freie Köpfe für sich und seine Schwarzhäupter wünschenswerth erscheinen liess. Die Glocke gebot Schweigen und er sprach: „es ist Zeit zur Vesper nach Hause zu gehen. Kommt nach der Mahlzeit wieder und so einer eine Jungfrau oder eine Frau gebeten, der bringe sie heute herauf. Man wird wohl mit Euch umgehen.“ Es war zwei Uhr, als Alle sich entfernten.

Um 6 Uhr fand auf dem Rathhause ein grosses Abendessen statt, zu Ehren des Fürst-Protektors, dem die vornehmsten Fremden und Einheimischen beiwohnten. Um wenigstens unter den Augen

*) Die Chronik sagt: „tanzten“.

des Herrmeisters seinen Luxusgesetzen zu genügen, beschränkte man sich auf die Zahl von 75 Gerichten und diejenigen, welche sonst goldene Ketten bis zum Gewicht von 21 Pfund zu tragen pflegten, hatten sich heute eine leichtere Bürde umgehalset.

Während man hier noch wohlgemuth speiste und zechte, erhellten sich gegenüber die Fenster des Artushofes und vor die Front des Gebäudes ward eine Reihe von Pechpfannen aufgepflanzt. Zur festgesetzten Zeit, nicht später, erschienen von allen Seiten die Schwarzhäupter und ihre Gäste. Reichaufgeschirrte Pferde hielten an der grossen Haupttreppe, wo der Aeltermann und seine Beisitzer die vom Sattel gleitenden Männer, Frauen und Jungfrauen willkommen hiessen. Man entledigte sich der Pelzhüllen, übergab sie den Reitknechten, welche sich mit den Pferden entfernten, und begab sich die Treppe hinauf in den von tausend im blanken Messing der massiven Kronleuchter wiedergespiegelten Wachskerzen tageshell erleuchteten grossen Saal. Dort empfingen die beiden Fastnachtsschaffner die Gäste, sprengten den Frauen seltene Wohlgerüche auf die schweren Kleider und führten sie zu den Sitzen. In erster Reihe fanden die Jungfrauen Platz, die die grösste Ehre genossen, in zweiter, die Ehefrauen, von denen jedoch keine unter drei Tänzen weggelassen zu werden pflegte. War etwa Mangel an Tänzern, so nahmen die Schaffner keinen Anstand hinunter auf den Markt zu eilen, um welche heraufzubitten. Abgesondert von den Frauen gruppirten sich auf der andern Seite des Saales die Männer, unter denen wir auch Hans Büring finden. Wieder war seine Tracht reicher und modischer, als bei den Rigaern damals üblich. Ein weissseidenes Wams umschloss seine kräftige schlanke Gestalt, die Beinkleider von roth und weiss gestreiftem Seidenzeug, oben bauschig waren weiter unten knappanliegend, die Schuhe hatten hohe Schnäbel, der über die eine Schulter geworfene hellrothe Sammetmantel war am Rande goldgestickt, eine kleine spanische Krause lief um den Hals und das Barett mit den blassrothen Kakadufedern hatte nun eine Agraffe von Diamanten erhalten. An einer feinen Goldkette, die auf die Brust herabfiel, hing ein kleines Medaillon mit dem Bildniss eines berühmten englischen Seehelden. Da nun Trachten damals weit langsamer vordrangen als jetzt, so erregte manches an diesem Anzuge Kopfschütteln bei den ältern Kaufherren und forderte die Kritik der jüngern Männerwelt heraus, bis das Erscheinen einiger ähnlich gekleideten polnischen und deutschen Vornehmen die letzteren zu dem stillen Vorsatz brachte, die neue Mode baldmöglichst

nachzuahmen. Büring selbst bemerkte am wenigsten die ihm zu theilwerdende Musterung, da sein Auge unausgesetzt den Eingang zum Saal bewachte. Sein bisher nur um Sturm, Seekampf und fremde Länder sich bewegender Ideenkreis war seit heute Morgen durch eine ihm bis dahin unbekannte Macht gewaltsam durchbrochen worden und er fühlte, wie fortan der Strom seines Lebens um einen neuen Mittelpunkt zu kreisen hatte. Kaum gelang es ihm den einen ihn so gänzlich erfassenden Gedanken soweit zu bemeistern, dass er einigen Verwandten und Handelsfreunden seines Vaters Rede zu stehen vermochte, sowie jungen eleganten Patriziern, die sich ihm als Schulfreunde zu erkennen gaben, nicht allzuzerstreut zu antworten und seine über die an ihn in Betreff der von ihm besuchten neuentdeckten Länder gestellten lächerlichen Fragen aufkeimende Ungeduld zu unterdrücken. Endlich aber, als er den alten Ritter Kubbe mit seinem zufrieden lächelnden Töchterlein, einigen Edelfrauen ihrer Sippe aus den Geschlechtern Liwen und Ungern-Sternberg, sowie dem angesehneren Theil ihres Gefolges in den Saal ziehen sah, antwortete Büring so kühl und zerstreut, dass man allgemein fand, er sei seiner Heimat sehr entfremdet und wohl auch nicht weit herumgewesen, da er von den Goldländern, wo das edle Metall nur so am Boden umherliege, nichts wisse. Während diese ungünstigen Urtheile über ihn ergingen, war der Jüngling, jede zufällige Lücke des Gedränges gewandt benutzend, schon bis in die Nähe des treidenschen Ritters gelangt, welcher ihn sofort wiedererkennend rief: „sieh' da, unser Freund von heute Morgen. Vogel, mit dem musst Du tanzen, denn ohne seinen rechtzeitigen Beistand könntest Du vielleicht heute gar nicht hier herumfliegen." Gern sagte die erröthende Elisaheth Büring einige Tänze zu und etwas erstaunt erkundigten sich zwei Herren aus ihrer Begleitung, Fürst Onsky und der Kranzdarbringer vom Stechreihen, Boismann, nach dem Ursprung dieser Bekanntschaft. Elisabeth ertheilte die gewünschte Auskunft, wünschte aber selbst den Namen ihres neuen Tänzers zu erfahren und beauftragte mit der Erforschung desselben den zum Gefolge ihres Vaters gehörenden Kastellan von Treiden, einen ehemaligen Kaplan, dem die Reformation sein Amt genommen und der nun eine Art Gnadenbrot vom alten Kubbe erhielt, wofür er die Zielscheibe seiner und seiner Gäste oft recht plumpen Scherze abgab. Während der Kastellan dem ihm ertheilten Auftrage nachkam, füllte sich allmälig der Saal mit neuen Gästen. Die Frauen musterten die Toiletten in ihrer Nähe und die Männer, meist in lebhafte

Gespräche verwickelt, fanden dennoch gleichfalls Zeit das gegenseitige Aussehen zu prüfen, dem die Sitte noch nicht die heutige schwarze Eintönigkeit zum Gesetz gemacht, sowie kritische Blicke auf den Flor von blühenden Jungfrauen und stattlichen Frauen hinüberzusenden. Ungeachtet der Luxusgesetze Plettenbergs, die Zobel und kostbares Pelzwerk ganz untersagt und den Schmuck mit Steinen und edeln Metallen wesentlich beschränkt hatten, entfaltete sich doch ein grosser Reichthum in der Kleidung von Frauen und Männern. Auch das treidensche Fräulein hatte sich nicht überängstlich an das Gesetz gebunden. Zwar war der Stoff ihres weissen, von goldenen Arabesken durchwebten Kleides lange nicht von dem Werth des schweren Brokats der verheiratheten Frauen, dafür aber umhüllte ihre noch wenig gerundeten Arme eine Fülle von feinen, durchsichtigen, von Goldfäden durchzogenen Spitzen und den oberen Rand ihres Kleides fasste eine Reihe farbiger Edelsteine ein, die sich schimmernd von dem blendend weissen Grunde, von Brust, Schultern und Nacken abhoben. Den schlanken Wuchs des Mädchens umschloss ein gleichfalls mit kostbaren Steinen besetzter Gürtel und an der Seite hing ihr eine wunderbar schön gearbeitete Perlentasche. Glücklich zum ersten Male einem so glänzenden Feste beizuwohnen, plauderte Elisabeth fröhlich mit Basen und Muhmen und benahm sich zur Freude ihrer älteren Verwandten so gesetzt und nicht ohne anmuthige Würde, wie sie es von des wilden Kubbe munterm „Vogel“ kaum erwartet hatten. Indessen die Art und Weise, wie ihr bei dem diesmaligen Besuche der Stadt bereits drei junge Männer bewiesen, dass sie die Schwelle des Jungfrauenalters erreicht, hatte seine Wirkung auf ihr Selbstbewusstsein nicht verfehlen können; ihren angehenden Bewunderern gegenüber regte sich in ihr jedoch einstweilen nichts, als eine gewisse unbestimmte Erkenntlichkeit für deren Aufmerksamkeiten.

Endlich ertönte von der grossen Treppe her ein Tusch von Trompeten und Pauken, die Männer im Saale ordneten sich in Reihen, die Frauen erhoben sich von ihren Sitzen. Weisse Rittermäntel mit schwarzen Kreuzen wurden am Eingang sichtbar, der alte Herrmeister erschien im Saale, geführt vom Aeltermann der schwarzen Häupter und begleitet von den Gewaltigen des Ordens. Einen Augenblick blieb der Heldengreis stehen und überblickte die glänzende Versammlung, deren Jubelruf: „hoch lebe der Fürst-Protektor!“ sich in das Schmettern der Instrumente mischte. Freundlich dankte Plettenberg für den Gruss und durchschritt dann den ganzen

Saal, er selbst und sein Gefolge durch die schlichte Kriegertracht sehr abstechend von dem ringsum entfalteten Glanz. Zuerst den ihm persönlich bekannten Frauen höfliche Worte sagend, liess er sich von ihnen ihre heranblühenden Töchter vorstellen, denen seine heitere Laune bald die Befangenheit nahm, besonders da er heute für kleine Ueberschreitungen der Luxusgesetze blind zu sein schien. Höchstens wunderte er sich, wo gar zu arg über die Schnur gehauen worden war, wie wohlfeil Schmuck und Spitzen doch geworden und was man alles heutzutage für zehn Mark Silber haben könne. Das war nemlich der höchste erlaubte Werth für Kostbarkeiten in der Tracht. Auch an unser treidensches Fräulein kam die Reihe vorgestellt zu werden und ihr kleines Herz schlug heftiger, als die Base Ungern-Sternberg ihren Namen nannte, theils vor Wonne den berühmten Helden des Vaterlandes vor sich zu erblicken, theils aber auch, weil sie sich in diesem Augenblick so überreich gekleidet glaubte, dass ein finstrer Blick der feurigen Augen, unter den buschigen Brauen hervorblitzend, sie ihrer Meinung nach sicher treffen musste. Denn ein solcher Blick und stillschweigendes Vorbeigehen hatte schon manche Dame vermocht fortan überladener Pracht zu entsagen. Das aber ereignete sich hier nicht. Zwar meinte der Fürst, sie strahle ja wie die sieben Nordsterne ihres Familienwappens, welches Papst Innocenz III. ihrem heidnischen Vorfahren bei der Taufe verliehen, — von Jugend und Schönheit, fügte er jedoch nach einer kleinen Pause heiter lachend hinzu, und es gäbe wohl viele im Saal, die leichtlich vom Glanze zweier blauen Augensterne mehr geblendet würden als von dem ganzen grossen Sternenheere am Nachthimmel. Nach den Frauen kam die Reihe an die Männer und zuvörderst an die vornehmen Fremden, welche damals in grosser Zahl nach Livland kamen, meist um politischer Intriguen willen. Plettenbergs glorreiches Leben neigte sich zum Untergang und es liess sich vorhersehen, dass nach seinem Tode das baltische Land aufs Neue das Jagdgebiet der mächtigen Nachbarn werden würde. Scheu und vorsichtig begann man bereits wieder das Treiben, dem vor einigen dreissig Jahren des Meisters blutige Streiche Einhalt gethan, und niemand arbeitete eifriger am Ruin von Livlands Macht, als eben die Zucht- und Sittenlosigkeit der Livländer selbst. Alle Maassregeln, die der weise Regent dagegen versuchte, konnten ihrem reissenden Einbruch selbst unter die Ordensglieder nicht wehren. Kaum dass man noch in seiner Gegenwart den äusseren Schein wahrte, seine unnachsichtige Strenge

fürchtend. Dem Meister nagte der stille Schmerz am Herzen über die geringe Dauerhaftigkeit seiner Schöpfung, doch war er schon seit lange soweit resignirt, um blos nach seiner Pflicht zu handeln und den Erfolg Gott anheimzustellen. Unter den fremden Herren, mit denen er redete, befand sich ein Herr Lorentzen aus Holstein, von dem nach einer livländischen Königskrone lüsternen Herzog Magnus in das Land gesendet, wo er im Geheimen Aussaat für seines Herren Pläne mit vollen Händen streute. Zu diesem Diplomaten äusserte sich jetzt Plettenberg besorgt über sein Aussehen, dem die vielen Fahrten in dieser Jahreszeit nicht dienlich zu sein schienen. Dem allbekannt um seine Gesundheit ängstlich bekümmerten Holsteiner wich vollends alle Farbe aus dem Gesicht, als ihm der rigasche Comthur Holtei mittheilte, an der Grenze sei der schwarze Tod ausgebrochen und durch reisende Moskowiten bereits weit in das Land hineingetragen worden. Andern Tages war Lorentzens Spur verweht zum nicht geringen Erstaunen des moskowitischen Gesandten, mit dem er über seines Herren Pläne verhandelt und sogar dessen Bereitwilligkeit in Aussicht gestellt hatte, des Zaren Hülfe mit Vasallenschaft zu erkaufen. Doch das waren Dinge, die erst in der Zukunft reifen sollten; noch schritt der alte Löwe ruhig einher und niemand gelüstete es die Macht seiner Tatze zu fühlen. Mit den Herren aus Moskau unterhielt sich der Meister über ihre glanzvolle Hauptstadt, wo er in jüngern Jahren längere Zeit als Ordensgesandter gelebt. Schwedische und dänische Grosse wurden begrüsst, doch auch ihnen zu verstehen gegeben, wie ihre Absichten auf einstige Theilung des Ordensstaates nicht unbekannt geblieben. „Hier in diesem lebe ich fort!“ sagte Plettenberg schliesslich, die Hand auf des Wendenschen Comthurs Bruggenei Schulter legend, wie um von den auf seinen Tod gebauten Hoffnungen abzuschrecken. Mehrere Herren aus Deutschland, dem stets ohnmächtigen, wenn es galt Livland beizustehen, liess der Meister unbeachtet; nur einen Senator aus Lübeck konnte er nicht umhin zu fragen, wie denn jetzt der Salpeter- und Schwefelhandel gedeihe. Dreist, obgleich wohl wissend worauf die Frage zielte, erwiderte der Patrizier, im Voraus über seine geistreiche Antwort wohlgefällig lächelnd: „Recht gut, fürstliche Gnaden, besser wir nehmen das Geld dafür ein, als Andere.“ „Just das“, äusserte der in Plettenbergs Gefolge befindliche harrische Ritter Reinhold Brackel, als der Meister, ohne erst die Antwort abzuwarten weitergegangen, „just das, was neulich der Büttel meinte, als man sein Amt ehrlos schalt.“ Allgemeine Zustimmung erfolgte,

nicht am wenigsten eifrig von den russischen Grossen, die, obschon sie vom lübischen Krämergeist natürlicher Weise Nutzen zu ziehen nicht unterliessen, dennoch denselben tief verachteten. Der Senator entfernte sich aus der Versammlung, während der Protektor in freundschaftlichster Weise mit dem polnischen Grosswürdenträger Chodkiewicz sprach, dessen dem Bündniss mit Livland so günstige Gesinnung bekannt war. Einen der kleinen Becher Canariensect, welche jetzt mit Kraut umhergereicht wurden, ergreifend trank Plettenberg auf das Wohl der befreundeten Macht. Nachdem er noch einige Worte mit Stiftsadligen und Patriziern der Stadt gewechselt und an das obere Ende des Saales, von wo er seinen Rundgang begonnen, zurückgekehrt war, holte der Aeltermann bei ihm die Erlaubniss zum Beginn des Tanzes ein und ersuchte den Fürsten denselben zu eröffnen. Von der Pfeiferbank her erschallte der rauschende Feldmarsch des Ordens und feierlich nach dem Takt der kriegerischen Klänge setzte sich der lange Zug in Bewegung, des Landes Glanz und Blüthe in sich fassend. Voran schritt der greise Fürst im wallenden Ordensmantel, unter dem auf weissem Wams ein grosses schwarzes Kreuz hervorblickte, mit der schönen rigaschen Patriziertochter, Jungfrau Stoppelberg.*) Ihm folgte Aeltermann Vegesack mit dem Fräulein Freitag von Loringhofen und dann kam eine lange, lange Reihe von Trägern anderer altadliger Namen. Durchdringend schmetterten die hellen Töne der Trompeten und die schweren Paukenwirbel durch den Saal, als gälte es zum Kampf aufzurufen. Man hielt zwei Umzüge, während die Weise des Ordens gespielt wurde, beim dritten Umzuge aber begann auf des Herrschers Verlangen der St. Mauritiusmarsch, der schwarzen Häupter Schlachtmusik. Nach dem Tanz trank der Fürst von dem dargereichten seltenen Sect einen Becher auf das Wohl seiner liebwerthen Stadt Riga und des tapfern Artushofes. Hierauf entfernte er sich mit seinem Gefolge, denn obschon er die nunmehr vorsätzlich bis in den Aschermittwoch hinein verlängerte Festfreude als katholischer Ritter nicht theilen konnte, so mochte er doch andrerseits nichts ihr hemmend in den Weg legen.

Nach dem Abzug der weissen, schwarzbekreuzten Talare begann der ungebundene Jubel. Man trat zum Reihentanz an und unter den im Saale herumwirbelnden Paaren befand sich auch Büring mit dem Fräulein von Treiden. In den Zwischenpausen des Tanzes entspann sich zwischen beiden eine Unterhaltung, die mit dem Dank

*) Alle diese Familiennamen finden sich in der Chronik.

des jungen Mädchens für den am Morgen geleisteten Beistand anfing und sich bald so fesselnd für beide Theile gestaltete, dass sie auch nach dem Ende des Reihens in einer Fensternische fortgesetzt wurde. Büring, dessen Name und Beruf das Fräulein durch den Kastellan erfahren, musste von seinen Seefahrten erzählen, wobei gleich anfangs der jungen Dame Mitgefühl sich lebhaft regte, da er bereits in früher Jugend vom Vater aufs Meer geschickt worden war. Sie wollte recht genau alle Einzelheiten der harten Schule, die er durchgemacht, und seine vielfachen körperlichen und geistigen Entbehrungen kennen lernen, so dass der junge Mann, so unangenehm auch sonst Mitleidsäusserungen seinem männlichen Sinn waren, doch nicht umhin konnte angenehm bewegt zu werden durch einen Antheil an seiner Person, wie er ihm in dieser Weise bisher noch nie begegnet war. Elisabeth versetzte sich so lebhaft in manche geschilderte Scene und ergänzte sich mit ihrer lebhaften Einbildungskraft so vollkommen das Bild derselben, dass sie oft ausrief: „armer Junge!“, ganz das gegenwärtige Alter des armen Jungen vergessend. Oder sie beklagte, wenn sie bei Schilderung eines Sturmes, einer Enterung, eines Zusammenstosses mit Wilden aus der rein sachlichen Darstellung den persönlichen Antheil des jungen Mannes daran sich entziffert hatte, die Abwesenheit einer weiblichen Hand bei der Pflege der Verwundeten und hin und wieder blitzte sogar das kühnere Verlangen am Kampf theilzunehmen durch. Es gelang Büring endlich — nicht ohne Mühe — die Rollen zu vertauschen und aus dem Gefragten ein Frager zu werden. Da erfuhr er aber nicht viel. Das Kind ihm gegenüber war abgesondert von dem wüsten Treiben im väterlichen Schlosse von einer alten Tante, mit der sie einen der Thürme desselben bewohnte, auferzogen und für die damalige Zeit gut genug unterrichtet worden. Doch hatte ihr Vater nie ganz den Verkehr mit seinem muntern „Vogel“, wie er sie nannte, sich nehmen lassen und empfand es bei aller Verdorbenheit seiner Gewohnheiten und Sitten als eine Wohlthat, dazwischen sich an dem harmlosen Geplauder eines unschuldigen Kindes zu ergötzen. Sorgsam hielt er von Elisabeth all das Unreine und Wilde seines sonstigen Umgangs ab und wenn ihm in lichteren Stunden seine und seiner Standesgenossen Lebensweise trocken wie der Sand der Wüste vorkam, so eilte er zu seiner blühenden Oase. Nur betrachtete er seine Tochter fast wie einen Knaben, leitete sie zu allerlei Leibesübungen an, zum Reiten, Schiessen, ja selbst Fechten, und fand in ihr eine willige und geschickte Schülerin. Glücklicherweise

sorgten die Tante und ein gut angelegtes Naturell dafür, dass diese körperlichen Uebungen nicht in einen unweiblichen Hang zur Rohheit ausarteten, wohl aber verliehen sie dem jungen Mädchen schon früh Selbständigkeit und Selbstvertrauen. Was aber sonst auch ihre Freude ausmachte, wie ein grosser Wolfshund, ein Hühnerhof, ein Taubenhaus, ein Fischteich, — kam ihr heute mit einem mal so unbedeutend vor, dass sie dieser Dinge nur auf eingehendes Befragen Bürings erwähnte. Lange plauderten sie ungestört in der Fensternische, welches sie, ohne es zu ahnen, hauptsächlich dem grossen Manne zu danken hatten, der mit ausgebreitetem Mantel, den Rücken ihnen zugekehrt, scheinbar in ein Gespräch mit einem Rathsherrn vertieft dastand, in Wahrheit aber sich an dem harmlosen Geplauder hinter ihm ergötzte, aus dem ihm oft bedeutsamere Anklänge herauszutönen schienen, den Betheiligten selbst noch unbewusst. Der Mann, der sich auf diese Weise zum Schutzgeist eines, wie ihm däuchte, sich entspinnenden Verhältnisses bestellte, war der vornehme Pole Chodkiewicz, der aus den vernommenen Aeusserungen Bürings eine so vortheilhafte Meinung von dem jungen Mann gewonnen, dass er ihm noch auf dem Ball selbst höchst ehrenvollen Eintritt in seinen Dienst anbot und seine jederzeit warme Protektion zusicherte.

Während dieser Zeit war Elisabeth kaum von jemanden vermisst worden. Ihr Vater würfelte und pokulirte im Seitengemach, ihre weiblichen Verwandten schritten, sich mit Bekannten unterhaltend, im weiten Saale auf und ab und glaubten Elisabeth selbst auf gleiche Weise beschäftigt, Fürst Onsky war in eine Unterredung mit dem treidenschen Kastellan gerathen, die ihn sehr zu interessiren anfing, als er in dem Manne eine Masse Gift und Galle gegen seinen Gebieter und das ganze ketzerisch gewordene Land im Allgemeinen entdeckte. Doch hielt der Fürst es für gerathen den Exgeistlichen erst noch bei dem Besuch, welchen er dem alten Kubbe auf Treiden abstatten wollte, näher zu ergründen, ehe er von seiner augenscheinlichen Bereitwilligkeit, den Moskowiten nützlich zu sein, Gebrauch machte. Nur der Ritter Heinrich Boismann spähte nach der reizenden Elisabeth umher, die er schon seit früher Jugend kannte und die ihm seit kurzem in ganz neuem Lichte erschien. Zudem stand auch bald der Haupt- und Schlusstanz des Abends bevor: der Reigen um den auf dem Markt aufgerichteten Tannenbaum, bei dem sie seine Partnerin sein sollte. Er unterbrach die Unterredung des russischen Fürsten mit dem Kastellan und fragte letztern nach dem Fräulein. Alle drei fingen nun an in verschiedenen Richtungen nach

ihr zu suchen. Der Kastellan entdeckte das in der Fensternische plaudernde Paar zuerst und da Elisabeth als eifrige Schülerin des lutherischen Pfarrers, welcher ihn um seinen Kaplanposten gebracht, nie sein Liebling gewesen, so stellte er sich neben den Polen Chodkiewicz auf solche Weise hin, dass er ihre Unterhaltung ungesehen belauschen konnte. Elisabeth hörte voll gespannter Aufmerksamkeit eben auf Bürings Erzählung von der Enterung eines grossen spanischen Schiffes, die ihm die Wunde über dem Auge und das Medaillon mit dem Bildniss des englischen Seehelden eingetragen, unter dessen Befehl er damals gefochten. Das war kein Stoff, der dem Uebelwollen des Kastellans Rechnung bot und so begnügte er sich, indem ein höhnischer Zug seinen Mund umzog, damit, vor dem Fräulein mit dem Ausruf zu erscheinen: „Endlich, endlich finde ich Sie, schon seit einer Stunde sucht man Sie überall. Sie haben sich gut versteckt.“ „Versteckt, Kaplan? Vor wem sollte ich mich verstecken? Und mein Vater sucht mich? Führen Sie mich sogleich zu ihm“, war des zürnenden Mädchen Antwort, die den Geistlichen verwirrte, da ihn eine Klage Elisabeths leicht des Ritters von Treiden Gunst für immer verscherzen lassen konnte. Zum Glück für ihn kam eben Boismann herbei, froh seine Tänzerin für den Reigen, zu dem die Musik schon das Zeichen gab, zu finden. Es konnte nicht ausbleiben, dass zwischen ihm und Büring, die sich rasch als Rivale erkannten, ein finstrer Blick hin und her flog. Die Gesellschaft begab sich, die Musik voran, die Treppe hinab und die Frauen entnahmen den in der Vorhalle harrenden Reitknechten ihre Pelzumhüllungen. Der Tannenbaum auf dem Markt war glänzend erleuchtet und im weiten Kreise von Fackelträgern umringt. Auch jeder der Tänzer schwang eine Fackel in der Hand, indem man den Baum umkreiste. Es war ein effectvolles Bild: die schwarze Finsterniss von der Mitte des grossen Platzes durch den hellen Schein der Kerzen des Baumes und die rothen Flammen der funkensprühenden Fackeln zurückgescheucht, eine Menge von Köpfen mit neugierig zuschauenden Augen ringsum, die erregten Mienen der Tänzer, die leise lächelnden oder erröthenden der Tänzerinnen, welche verriethen, dass dieser Tanz wie gewöhnlich Anlass zu wärmeren Gefühlsäusserungen gab; — schliesslich das hellaufleuchtende fröhliche Feuer, als alle Fackeln auf einen Haufen um den Tannenbaum geworfen wurden, welches dennoch nicht im Stande war den alten grauen Gebäuden am Markt, die für kurze Zeit aus dem Dunkel der Nacht auftauchten, ihr düsteres griesgrämiges

Aussehn zu nehmen. Diese Scene bildete einen würdigen Schluss des Festes, welches mit dem Tanz um den Baum für die Frauen wenigstens zu Ende war. Sie bestiegen mit Hülfe der Schwarzhäupter, ihrer höflichen Wirthe, ihre Zelter und ritten nach Hause. Die Männer jedoch versammelten sich wiederum im Saal, in den man lange Tische gebracht und mit allerlei kalten Speisen und Krügen Bier besetzt hatte. Der Aeltermann nahm seinen Lehnstuhl ein, liess die Glocke läuten und sprach also: „hier ist genug, hier bleibt genug. Niemand soll von hier gehen bis das Bier aus sei, bei einer Last Wachs, bei einer Last Flachs, bei 100 Last Salz, bei 100 Last Malz, und hiermit seid Alle wohlvergnügt!“ Eine Aufforderung, der man beim Pokuliren und Rollen der Würfel bis zum grauenden Morgen getreulich nachkam.

3. Kleinhedwig.

Der feuchtwarme Hauch des nordischen Frühlings strich über das Land, der Schnee verschwand und war in grösseren Massen nur noch im Schooss der Wälder anzutreffen, die Bäume trugen einen grünen Anflug und das frische Gras bildete bereits hier und da recht ansehnliche, mit gelben Blumen durchwirkte Teppiche. An einem Frühmorgen, einige Wochen nach dem Fastnachtsjubel in Riga ritt ein junger Mann durch die mächtigen Waldungen im südlichen Livland, welche die Aa in den verschlungensten Windungen durchfliesst. Die noch niedrige Sonne röthete die Stämme der Fichten und liess das junge Grün der Linden und Birken erglänzen, die sich am Rande der Landstrasse eng zusammendrängten und dem Blick nicht erlauben wollten, in das Innere des Forstes zu dringen, gleich als wären sie die Hüter seiner Geheimnisse. Der grosse Mantel, welcher den Reisenden umhüllte, sowie sein Pferd, trugen reichliche Spuren des aufspritzenden Wassers der Lachen und kleinen Bäche, welche aus der Waldestiefe kommend und durch den schmelzenden Schnee genährt, sich quer über den Weg ergossen. Ringsum herrschte tiefe Stille, kaum vom Gezwitscher einiger bereits angelangten Zugvögel unterbrochen, kein menschliches Wesen zeigte sich und obwol Livlands Strassen, die nie die adlige Wegelagerei Deutschlands gekannt, höchst selten von entlaufenen Leibeigenen unsicher gemacht wurden, liess doch des Reiters vom Morgenwind dann und wann geöffneter Mantel, ein Paar Pistolen und einen krummen Säbel durchblicken, von der Art, die man mehr auf Schiffen als bei Landgefechten gebrauchte. Doch war das Tragen von Waffen

weniger Vorsichtsmaassregel als in der Sitte der Zeit begründet. Der Ritter war so tief in seine Gedanken versunken, dass das Pferd es sich getrost erlauben konnte, aus dem Trab in den Schritt überzugehen, ohne dass es sich zu grösserer Raschheit angespornt fühlte, und doch hatte es bis dahin aller Anstrengung bedurft um der Ungeduld seines Herren zu genügen. Dieser war von seinen Träumen wieder einmal zu dem Augenblick zurückgeführt worden, durch welchen er wie mit einem Zauberschlage in einen ganz neuen Ideen- und Interessenkreis versetzt worden war, zu dem nämlich, als er das junge Mädchen aus Treiden bei ihrem Fall vom Pferde aufgefangen und in seinen Armen gehalten hatte. Die nähere Bekanntschaft mit ihr auf dem Ball hatte die Bande, welche ihn zu umstricken anfingen, nur noch fester gezogen, und der junge Büring, den wir in dem Reiter wiedererkennen, musste sich gestehen, dass die Angeln seines bisherigen Daseins, Seesturm und Seeschlacht, rostig für ihn wurden und dass das Leben höhere und edlere Ziele habe als das stäte Bekämpfen von Gefahr, um Beute zu erjagen. Als er auf jenem Ball entdeckte, dass die schöne Elisabeth auch reich an Gaben eines entwickelten Geistes und eines warmfühlenden Gemüthes sei, welchem die eigenthümliche Frische des Landmädchens so ungekünstelten Ausdruck verlieh, und dass er, um sie zu gewinnen, gern auf Alles verzichten würde, was er bisher als höchsten Reiz des Lebens angesehen, hatte er am Morgen darauf durch den alten Buchhalter seinen meist einsiedelerisch auf seinem Zimmer weilenden Vater bitten lassen, ihn sprechen zu dürfen. Das Verhältniss zwischen Vater und Sohn war nämlich ein höchst kühles und fremdes, was daher rührte, dass des Sohnes Geburt der schwärmerisch geliebten Gattin des alten Büring das Leben gekostet hatte und dass des Knaben auffallende Aehnlichkeit mit der Mutter dem sonst nur dem Handel lebenden Vater zur stechenden Pein wurde, dessen Herzen die früh Verstorbene die erste und einzige Quelle wärmerer Empfindung hatte entspringen lassen. Er sendete den Sohn, sobald es irgend anging, zur See, um seinen Anblick los zu werden, und so wuchs der Knabe auf, ohne verwandtschaftliche Liebe kennen gelernt zu haben, und so kam es, dass Elisabeths warmes Interesse an seinem Schicksal als etwas Neues ihm tief in das Herz drang. Der junge Mann trat in das Zimmer seines fast an einer Monomanie leidenden Vaters mit dem beklemmenden Gefühl, welches falsche Verhältnisse nothwendig erzeugen. Die Unterredung in dem düstern, beinahe dürftig möblirten Gemach, dessen einziger Schmuck das lebensgrosse Bildniss

der Dahingeschiedenen war, endete bald und führte zu dem Resultat, dass des Sohnes reicher Antheil an den Prisen, die er mit hatte erkämpfen helfen, in des Vaters Handlung so angelegt wurde, dass es ihm jederzeit möglich war, denselben zum Ankauf von Land flüssig zu machen. Einige Wochen vergingen, bis Hans Büring seine Verhältnisse geordnet und sich die nöthigen Empfehlungen an den Ritter Kubbe verschafft hatte, bei dem er einige Zeit zu verweilen gedachte, um sich dort mit der Landwirthschaft bekannt zu machen, ehe er an einen Gutskauf ging. Ist es schwer zu errathen, warum ihn plötzlich das Landleben so sehr anzog und warum er seine Lehrzeit grade auf Treiden abzuhalten wünschte?

Während der Reiter seinen Gedanken nachhing, ermässigte das Pferd den Schritt so sehr, dass ein baumhoher Bauer, der plötzlich aus dem Dickicht des Waldes hervorgetreten war, dasselbe überholte und alsdann sich im Gehen umwendend, den Reiter scharf ins Auge fasste. Büring öffnete, wie durch eine zufällige Bewegung den Mantel, um die guten Waffen zu zeigen, welche er nöthigenfalls dem keulenartig geformten jungen Birkenbaum entgegenzusetzen hatte, der dem Letten als Reisestab diente. Der Fussgänger verstand seine Absicht, lachte hell auf und rief: „Eure kleinen Donnerer, Jungherr, merken nicht auf das, was hinter Euch vorgeht. Ein Räuber hätte mit einem so nachdenklichen Herrn leichtes Spiel gehabt und solch ein Knüttel könnte Euch für immer alle Lust zum Grübeln vertrieben haben, ehe Ihr nur eine Ahnung von einer Reisegesellschaft gehabt hättet.“ Dieser von der demüthigen Weise der Letten so entfernte kecke Ton fiel Büring auf; er fasste nun seinerseits den Fussgänger näher ins Auge; dessen ganzes Aussehen jedoch verkündete eben nur einen Landmann, freilich von so ungewöhnlich grosser und kräftiger Körperbeschaffenheit, wie sie unter den schwächlichen Letten höchst selten ist. „Der Herr will wol zum Wackenfest auf Segewold?“ forschte der Bauer und Büring fand keinen Grund nicht zuzugeben, dass er allerdings nach Segewold wolle. „Das wird ein schönes Fest werden“, meinte sein Begleiter, indem er seinen Schritt dem des Pferdes anpasste, „da kommt man von weit und breit zusammen, die sächsischen Herren und wir gehorsamen Knechte und alle trinken wir Meth und Bier bis keiner mehr weiss, was er mit seinen Beinen machen soll, ausser die den Rausch mit wackern Dirnen vertanzen. Ja, wenn die bekreuzten Leute 'mal ein Fest geben, das wird auch etwas Gehöriges.“ „Was ist ein Wackenfest“ fragte Büring, dem als Stadtkind und nach seiner langen Abwesenheit von Livland

nicht alle einheimischen Gewohnheiten bekannt waren. Erstaunt blickte ihn der Bauer an: „Was, Ihr wisst nicht was ein Wackenfest ist? Seid also über das Meer gekommen, einer von den vielen adligen Herren, für die der arme Lette sich plagen muss, bis die leeren Geldbeutel alle voll Gold sind?“ „Beruhigt Euch, Freund Riese, ich bin kein Fremder, sondern aus der guten Stadt Riga, aber lange auf der See gewesen. So kommt es, dass ich von dem schönen Wackenfest nichts weiss“, entgegnete Büring. „Nun, in Segewold werdet Ihr ja sehen, was das für ein Ding ist. Jetzt aber hüllt Euch gut in Euren Mantel, Perkuhns der Donnergott schickt uns ein kleines Gewitter. Allvater, schone unser. Hier das gute Stück Schinken gelobe ich Dir darzubringen.“ Damit zog der Lette geräuchertes Fleisch aus der Tasche und legte es sich auf die Schulter. Der Regen brach in der That sehr bald los, einige Gewitterschläge erfolgten, dann verzogen sich aber die Wolken und die Sonne schien wieder warm herab. Der riesige Lette nahm den Schinken von seiner Schulter und fing an ihn zu verzehren. „Was wird Perkuhns dazu sagen, dass Ihr sein Opfer selbst verspeist?“ fragte Büring lächelnd. „Hm! wer heisst ihn glauben, dass man ein so gutes Stück Fleisch nicht für sich behalten wird. Der Narr! Wie oft habe ich ihn schon auf diese Weise angeführt, aber immer traut er mir aufs Neue“, rief der Lette ein Schnippchen mit den Fingern schlagend. „Doch hier könnt Ihr die Burg Segewold sehen.“ Und damit wies er über die frisch ergrünenden Waldmassen des breiten Aathales hinweg auf ein grosses, graues Gemäuer, über dem man deutlich eine Flagge im Winde flattern sah. Am jenseitigen Thalrande zeigte sich ein gleichfalls graues Schloss — Kremon — und weiter zurück ragten aus einem Kranz von hellgrünem Laub die rothen Thürme Treidens hervor. Büring hielt sein Pferd an und schaute sinnend auf das Ziel seiner Reise. Als er nach kurzem Verweilen weiter ritt und sich nach seinem Begleiter umsah, war derselbe verschwunden und einige in die Tiefe springende Steine konnten fast den Gedanken erwecken, dass er sich durch das Gesträuch thalabwärts entferne, wäre nicht der Abhang, soweit die Dichtigkeit des Anwuchses zu sehen verstattete, gar so abschüssig gewesen. Indess nur wenig Augenblicke dachte Büring noch an den seltsamen Bauern, dann aber trat das Bild des treidenschen Fräuleins, in Folge des Anblicks ihrer Heimat und der Erwartung sie bald wiederzusehen mit verjüngter Kraft vor seine Seele, und der Rappe musste tüchtig ausholen, um den Mahnungen zur Eile nachzukommen, welche des

Reiters Sporen ihm unaufhörlich ertheilten. Bald war der Wald zu Ende; grünende Felder, die Strohdächer zerstreuter Bauergesinde, bei einer Dorfkirche einige Häuser besseren Aussehens und dahinter eine alte Burg zeigten sich dem Auge des Reisenden. Als er sich der Kirche genähert, sah er unter den sie rings umhegenden Bäumen einige Haufen Bauern und Stallknechte theils bei den kleinen Buden zechend, wo ihnen heute auf Kosten der segewoldschen Ordensritter freier Trunk gespendet wurde, theils beim Klange einer Zigeunermusik sich lustig mit ländlichen Dirnen im Kreise herumdrehen. Büring rief einen der Stallknechte herbei, übergab ihm sein Pferd und seinen Mantel und schritt durch die tanzenden und trinkenhen Gruppen hindurch zur Kirche, deren Thür offen stand. Der lutherische Pastor war auf der Kanzel und predigte, aber es herrschte ein solcher Lärm von ab- und zugehenden Landleuten, eine so geräuschvolle Unterhaltung in derselben, dass man kaum ein Wort seiner Rede verstehen konnte. Die Ordensritter und Adligen der Umgegend, die die vorderen Bänke einnahmen, unterhielten sich nicht weniger laut als die Bauern und scherzten auf die ungezwungenste Weise mit einander. Büring bemerkte unter ihnen den Ritter von Treiden und seinen Kastellan, der das Stichblatt wohlfeiler und plumper Witze der vornehmen Herren abgab, und neben Kubbe gewahrte er zu seinem nicht geringen Erstaunen das breite, blasse Antlitz des Fürsten Onsky, den er hier anzutreffen nicht vermuthet hatte und dessen Mienen eine nicht geringe Verwunderung über die ganze Scene um ihn her ausdrückten. Der Pastor verliess die Kanzel und Alles drängte sich zur Kirche hinaus. Dem alten Ritter näherte sich Büring, wurde sofort wiedererkannt und gefragt, welcher glückliche Wind ihn hergeblasen habe. Der junge Mann trug sein Anliegen vor, übergab seine Empfehlungsbriefe und erhielt bereitwilligst die Erlaubniss auf Treiden zu wohnen und landwirthschaftlichen Studien obzuliegen, in denen der alte Herr selbst ihn zu fördern versprach. Denn schon damals wurden bei allem wüsten Leben gute Kenntnisse im Landbau von Livlands Adel sehr geschätzt. Nun hätte er am liebsten sich gleich nach dem nahen Treiden hinbegeben, aber das liess man nicht zu. Er musste mit den versammelten Herren zum Ordensschloss Segewold, an dessen hoher Aussenmauer noch die rothen gekreuzten Schwerter und das gleichfalls rothe Kreuz des ehemaligen, nach einer Niederlage in Litthauen in den deutschen aufgegangenen Schwertbrüderordens prangten. Grau und finster schaute die mächtige Steinmasse auf die heranziehenden Gäste und

nur widerwillig schien sie ihr niedriges Thor zu öffnen, um den Jubel und die ausgelassene Lust einzulassen, die ihren, das Kreuz zu den Heiden tragenden, ernsten Erbauern sehr unbekannt geblieben waren. Gleich am Eingang in den Hof bemerkte Büring, durch eine offene Kellerthür blickend, Stallknecht und Bauer mit Weib und Kind im vollen Gelage begriffen und wie sie aus riesigen Fässern den Meth stromweise in ihre grossen, irdenen Gefässe fliessen liessen. Auf der Kellertreppe lag ein Stallknecht, die Füsse nach oben und so blau im Gesicht, dass unser junger Mann hinunter eilen und ihn in eine andere Stellung bringen wollte, aber der alte Kubbe, seine Absicht bemerkend, hielt ihn zurück und sagte ihm, er möge sich keine Mühe geben, der habe sich zu Tode getrunken, so etwas käme öfter vor. Als nun die Gäste von den Ordensbrüdern geführt in den inneren Burghof traten, fanden sie auch hier ein starkes Gedränge von meist trunkenen Männern, Weibern und Kindern, welche letztere von ihren unwissenden Eltern frühzeitig zu diesem jammervollen Vergnügen angehalten wurden. Vierzehnjährige flachsköpfige Buben tranken einander bereits in kleinen badewannenartigen Holzschaalen zu. Einige Augenblicke ergötzten sich die Herren an diesem Treiben, dann klatschten auf den Wink der Ordensritter einige Laienbrüder mit Peitschen in den Haufen hinein, um Raum für ihre Gebieter zu schaffen. Das Volk taumelte aus einander, belachte diejenigen, welche von den Riemen getroffen sich krümmten, und wem es möglich war die Kleider der vornehmen Sachsen zu erhaschen, der küsste sie ehrerbietigst. Als man so bis in die Mitte des Hofes gelangt war, öffnete sich die Thür eines der grossen runden Thürme der Burg, eine Schaar lose gekleideter Nymphen brach aus ihr hervor und bemächtigte sich der Ordensbrüder, welche jedoch um ihre Gäste zu vergnügen ihnen einige der Schönen für heute überliessen. Büring hatte nun allerdings auf seinen Fahrten dies- und jenseits des Oceans tolle Scenen genug angesehn, so etwas Sittenloses war ihm jedoch noch nicht vorgekommen und am wenigsten hätte er dergleichen am Sitz eines dem Cölibat huldigenden geistlichen Ritterordens und unter Plettenbergs strengem Regiment zu finden erwartet. Neben ihm befanden sich grade Fürst Onsky und der treidensche Exkaplan, welche Beide seit dem Aufbruch von der Kirche grosses Gefallen an ihrer gegenseitigen Unterhaltung zu finden schienen. Sie weideten sich an des Jünglings erstaunten Mienen, der ehemalige Pfaffe blickte ihn verschmitzt lächelnd an und bemerkte: „solches ist nun gute livländische Gewohnheit und

käme der alte Perkuhns selber in seinem goldenen Wagen und schleuderte seine Blitze in das Treiben, so würde wohl auf einige Minuten Alles äusserlich ein gesetztes Ansehn annehmen, aber wenn dann der griesgrämige Papa zufrieden mit dem Erfolg seines zornigen Dreinfahrens weitergekutscht wäre, hei! — wie rasch kämen alle die Vögel wieder aus ihren Verstecken hervorgehuscht und begännen das lustige Leben aufs Neue. Perkuhns ist nun lange abgedankt; kaum fällt es noch einem oder dem andern verstockten Letten ein, ihm in der Stille der Wälder heimlich zu opfern, und unser jetziger Donnerer Plettenberg sitzt in Wenden. Hat er auch manchmal gewüthet, wenn er unversehens in die lustige Wirthschaft hereinbrach, was hilft's dem grauen Störenfried, er allein kann doch nicht die alte strenge Zeit wieder herbeiführen. Das ist nun 'mal nicht im heutigen Geschmack. Weiber soll der Ordensritter nicht halten, das ist gegen die Regel, aber mein Gott! Wirthschaft und Keller werden von Männern nur schlecht versehen, da sind Meierinnen und Muthgeberinnen unerlässlich. Zudem, fügte er spöttisch lächelnd hinzu, sind wir nun ja aufgeklärt genug und wissen, dass es mit dem Cölibat nichts ist. Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang. Na, Ihr seid ja wohl auch gut lutherisch und kennt diese neumodischen Glaubenslehren." „Gewiss bin ich der reinen Lehre zugethan, entgegnete Büring ernst, und Ihr habt Euch gleichfalls, wie Ihr in Riga mir sagtet, derselben aus Ueberzeugung angeschlossen. Ich finde aber in ihr nichts, was zu so bequemen Auslegungen berechtigen könnte." „Nun, nun", meinte der Exkaplan und warf einen von Büring wohlbemerkten Blick des Verständnisses auf den Fürsten, der schweigend und nachdenklich alles was um ihn her vorging beobachtete, „niemand kann lutherischer sein als ich, aber ein Scherz kann schon miteinfliessen, deswegen bleibt doch die reine Lehre die reine Lehre — für uns Gläubige wenigstens, wenn auch nicht für Päpstliche und Moskowiter. Was meint Ihr dazu mein Fürst?" „Glaube jeder das, wodurch er selig zu werden hofft, sagte der Russe. Sagt mir nur, warum will der Herrmeister, selbst für ein lustiges Leben zu alt, ein solches nicht seinen jüngern Ordensgenossen gönnen? Unser grossmächtiger Zar lässt jeden leben wie es ihm gut däucht und hält wohl manchmal noch selbst mit." „Ach, der alte Herr, sowie einige verdriessliche Comthure und nichtsnutzige Pfaffen fabeln von einer guten alten Zeit, wo alles strenger hergegangen sein soll, entgegnete der Kastellan, dem stets das unangenehme spöttische Lächeln um den Mund zuckte.

Sie meinen das Leben schade dem alten, kriegerischen Geist und das viele Saufen ruinire alle körperliche und geistige Kraft. Das müssen die heiligen Ordensbrüder besser wissen, denke ich in meinem bescheidenen, unterwürfigen Sinn, wenn ich diesen Gelagen beiwohne und als Zielscheibe diene, an der ihre geistreichen Einfälle und die ihrer Schönen an- und abprallen, — hier bekam das Auge des Sprechers einen wahrhaft stechenden Glanz, — denn warum heissen sie diese .... Genossinnen (mit Mühe fand er das Wort) Muthgeberinnen. Ist also der Muth etwa unglücklicher Weise schon abhanden gekommen, wie schön wenn man gleich das Mittel weiss, das ihn wieder hervorzaubert. Und wie besorgt sind die edeln Herren, dass der Muth ja auch bei ihren Dienern einkehre! Haben sie selbst sich Muth zum Ueberdruss von diesen Spenderinnen geholt, so kommt die Reihe an ihre Untergebenen, die natürlich mit Freuden die Reste vom Gastmahl der Gebieter sich aneignen oder, um ohne Bilder zu reden, glücklich sind ehrbare, in allem Guten aufgewachsene Ehefrauen in den ehemaligen Muthgeberinnen zu finden. Und der Bauer, wie schön geht es dem! Zwar arbeiten muss er wie ein Pferd, und nicht für sich, sondern für den „Sachsen", den er aber so herzlich liebt, dass ihm die Arbeit leicht von der Hand gehen würde, auch ohne die Auffrischungsmittel, die ihm bald die Peitsche der Aufseher, bald auch ein freier Trunk an solchen Festen wie heute darbietet." „Merkwürdig lustiges Leben das hier in Livland, bemerkte Fürst Onsky, „Gastfreiheit wie nirgend." Des Fremden einzige Sorge, wenn er von Burg zu Burg geleitet wird, ist wahrhaftig nur, wie er den Kopf über dem Wein-, Bier- und Methmeer sich frei erhält, welches unter ganz Livland von einem Keller zum andern sich hinzuziehen scheint. Kaum steigt man irgend vom Ross, so kommt auch schon ein riesiger Pokal mit „schwerem Trunk" angezogen. Dann führt uns der Burgherr in seinen Speisesaal, und es geht ein Tafeln und Pokuliren an, herrlicher fast als bei unserm Zar in Moskau. Es kommt einem so vor, als wäre das ganze Land in einem beständigen Rausch. Ein Leben, wie im Paradies!... Nicht so, junger nachdenklicher Freund?" Büring, an den diese Worte gerichtet waren, erwachte aus dem Nachsinnen, in das ihn die vernommenen Sittenschilderungen versetzt hatten, und meinte, es möchte nur einmal wieder ein tüchtiger Krieg losbrechen, dann würde sich die alte livländische Mannhaftigkeit schon aus diesem Treiben emporraffen. „Meint Ihr, vielgereister Jüngling?" sprach der Exkaplan so ernst und doch dazwischen mit so sonderbarer

Betonung, dass es unmöglich war zu entdecken, ob aus innerer Ueberzeugung oder spottweise, „nun ja, ich denke wie Ihr, was auch griesgrämige Greise, die nicht mehr mithalten können und vergrabene, lichtscheue Chronisten in staubigen Archiven ächzen. Dies lustige Leben frischt die Geister auf und wird nicht, wie die Eulen krächzen, allen Muth durch die Muthgeberinnen und die Ströme Weines hinwegwischen, wird nicht an den Bauern dem Deutschen Feinde im eigenen Hause schaffen, wird nicht Livland zur wehrlosen Beute des Jägers machen. O nein! Bald wird sich das zeigen. Nicht lange kann es mehr währen und der alte Herrmeister geht in die ewige Seligkeit ein, welche er allein schon wegen der Stütze verdient, die er unsrer reinen lutherischen Lehre gewesen ist.“ Hier meinte Büring einen Strahl von Hass aus dem Auge des Exkaplan blitzen zu sehen. „Mit ihm stirbt der Schirm des Landes gegen alle seine Feinde.“ Der Russe sah gleichgültig umher. „Dann wird Livland wieder wie eine Braut von manchem Nachbar umworben werden, etwas zudringlich und gewaltsam vielleicht, die heftige Leidenschaft entschuldigt das jedoch. So etwas Brennen, etwas Morden, etwas Plündern, etwas Sklavenerbeuten, das sind die Symptome dieser Art von Liebe. Aber wartet nur! Wie wird die livländische Tapferkeit sich wieder glänzend zeigen und allen Freiern derb auf die Finger klopfen.“ Hier verfiel der Kastellan in ein so krampfhaftes Lachen, dass er, um nicht umzufallen sich an ein Gitter in der Mauer anklammern musste, welches die Drei im Gehen erreicht hatten und durch welches man auf das reizende Aathal hinüberblickte. Büring verglich bekümmerten Sinnes die gegenwärtig über die Gegend ausgebreitete friedliche Ruhe mit den grausigen Kriegsscenen, die sie bald durchleben sollten, und wünschte, dass ihm alsdann vergönnt sein möchte, sich unter den Vertheidigern jener am gegenüberliegenden Thalrande aufsteigenden rothen Thürmen und Mauern zu befinden, von denen jetzt seine ganze irdische Sehnsucht umschlossen war. Unbehaglich war es ihm, der auf den weiten Meeren allerlei Kameraden ertragen gelernt hatte, mit diesen zwei Männern zusammen zu sein, in denen ihn seine früh erlangte Menschenkenntniss Gegner sowohl des Landesinteresses, als des seines Herzens muthmaassen liess. Den russischen Fürsten mochten nicht blos diplomatische Höflichkeiten gegen den greisen Protektor herbeigeführt haben, wahrscheinlich erkundete er auch bei seinen Kreuz- und Ausfahrten durch das Land dessen schwache Seiten, was ihm bei der arglosen Gastfreiheit der Livländer, die jeden Fremden als willkommene Abwechselung im eintönigen

Landleben betrachteten, leicht genug werden mochte. Zudem hatte der junge Mann die vom Fürsten der schönen Elisabeth bei den rigaschen Festen gezollte Aufmerksamkeit in gutem Andenken und fürchtete, dass dieselbe bei dem nach des greisen Protektors Tode wohl nicht ausbleibenden moskowitischen Einbruch des vornehmen Russen schon jetzt erlesene Beute werden könnte. Noch mehr beunruhigte ihn der Kaplan, in dem er einen tief verletzten, rachsüchtigen Menschen erkannte, der sich mit Freuden an seinem Gebieter für alle die Erniedrigungen rächen würde, die ihm um so empfindlicher sein mussten, als er vorher das hohe Ansehen der Priesterwürde genossen. Den jungen Mann ermuthigte nur der Gedanke, dass der Himmel ihm vergönnt hatte, sich am Orte der Gefahr als stille Schildwache rechtzeitig einzufinden, um in Person über dem erkorenen Abgott seines Herzens zu wachen. Nochmals beschloss er, namentlich gegenüber solchen durch Eifersucht und Hass geschärften Augen, vorsichtig zu sein und seiner heimlichen Neigung nie Zaum und Zügel schiessen zu lassen.

Jeder in seine Gedanken vertieft, standen die drei Männer am Gitter, als ein Edelknabe erschien um sie zur Tafel zu laden. Sie liessen sich von ihm in den grossen Rittersaal führen, wo bei verhängten Fenstern und angezündeten Wachslichtermassen in den massiven Kandelabern die Ordensbrüder mit ihren Gästen und Muthgeberinnen in bunter Reihe um einen unter der Schwere der vielen Gold- und Silbergeschirre sich biegenden Tisch sassen und bereits im Schmausen begriffen waren. Der treidener Herr, welcher für heute weibliche Nachbarschaft ausgeschlagen hatte, liess Büring und den Fürsten sich neben ihn setzen, während der Kastellan an einen Seitentisch zu den Knappen kam. Es war grade ein Fastentag und demgemäss bestand das Mahl meist aus Fisch. Es war durch mächtige silberne Terrinen voll Weinsuppe eingeleitet worden, welche die aufwartenden Edelknaben auf den Tisch gestellt hatten. Darauf folgte eine lange Reihe von Kalkuhnen oder Truthühnern, mit Oliven und Kapern gefüllt, sowie für die Ordensbrüder selbst und diejenigen ihrer Gäste, welche wenigstens vor den Augen der Welt die Fasten noch beobachteten, Hanfmus mit Safran, Pfeffer, Kümmel und Honig, eine Nachahmung des orientalischen Hadschi, dessen gehirnerregende Wirkung der starken Weinsuppe mit nichten nachstand. Ferner frischer, sog. süsser Hering und gesalzener Dünalachs in Essig eingemacht mit Rosinen und Zwiebeln, ein Fisch, der den Rheinsalm an Güte noch übertrifft. Beim Essen herrschte ziemliche Stille im

Saal, denn man beschäftigte sich sehr gewissenhaft mit den Speisen, mittels deren man bei den bevorstehenden Zechkämpfen Ausdauer zu beweisen hoffte. Der zweite Gang des Mahles bestand neben einer Anzahl kleinerer Gerichte aus Stockfisch, frischem Seehund, damals noch zu den Fischen gerechnet, und Flundern oder Butten in Juchensauce; der dritte Gang endlich aus stark gepfeffertem Aal und Gallerten. Den Schluss bildeten Eisenkuchen und russische Aepfel. Darauf erschienen die vollen Methhumpen und gaben das Zeichen zu einem wüsten Gelage, zu einem Schreien und Jauchzen, Lachen und Scherzen, zu einem Lärm und Tumult, zu einer Scene von Rohheit und Derbheit, wie man sie bei den lettischen Bauern wenigstens, den Gemüthsverwandten der Hindus, nicht in dieser Weise antreffen konnte. Hier leerte eine ungestüm angegriffene Dirne einen vollen Humpen über den Kopf ihres ritterlichen Liebhabers unter tobendem Beifall der Tafelrunde, dort wechselte die Muthgeberin des segewoldschen Comthurs, eines greisen Wüstlings, mit dem treidenschen Kastellan schmutzige Witze, die die Zuhörenden mit schallendem Gewieher belohnten. Büring, obwol derartigen Auftritten nicht fremd, war doch durch gute Naturanlage und die besondere Freundschaft seines englischen Befehlshabers, mit dem er am englischen und schwedischen Hofe gewesen, vor dem Schicksal bewahrt worden, ihnen bleibend Geschmack abzugewinnen. Jetzt nun, in der durch die Zuneigung zur holden Elisabeth gehobenen Stimmung, war ihm derartiges Treiben vollends zuwider. Doch der alte Kubbe, dessen Wohlwollen er sich erhalten musste, liess ihn nicht fort und drang ihm Humpen nach Humpen auf. Büring schützte sich vor Trunkenheit, indem er das Manöver des Fürsten Onsky, der das nämliche Bedürfniss nüchtern zu bleiben fühlen mochte, nachahmte. Er wechselte nämlich, so oft es unbemerkt anging, seinen vollen Humpen mit dem leeren eines der Nachbarn, die entweder vergessen hatten, dass sie den ihrigen geleert, oder die dessen neue Füllung der Dienstbeflissenheit eines der Edelknaben zuschrieben. So entging es denn unserem jungen Manne nicht, während er mit dem Anschein von Aufmerksamkeit die endlosen Geschichten des Ritters von Treiden anhörte, dass der Kastellan mit grossem Geschick verschiedenen trunkenen Burgherren die Befestigungsgeheimnisse ihrer Schlösser zu entlocken wusste und dass der russische Fürst sich das Vernommene heimlich aufzeichnete. Indem Büring noch überlegte, ob und wie er in dem herrschenden Getümmel auf diese Auskundungen aufmerksam machen sollte, öffnete sich hastig

die Saalthür, ein Knappe stürzte sichtlich aufgeregt herein und flüsterte dem Comthur etwas ins Ohr. Dieser erhob sich sofort von seinem Sitz und winkte mit der Hand Stille. Allmälig legte sich der Tumult, nachdem verschiedene Angetrunkene nicht ohne Mühe zum Schweigen gebracht worden waren, und der Comthur begann zu reden: „Edle Herren, man bringt mir soeben eine wichtige Nachricht, die besonders Euch angeht, verehrter Ritter von Treiden. Vielen der Anwesenden ist es bekannt, dass vor einem Jahre etwa es auch auf Treiden einen kleinen Bauernaufstand gab, wie man deren plötzlich in Deutschland und hier eine Menge entstehen sah. Die neuen Religionslehren, heisst es, wurden falsch ausgelegt und das Gesindel, geschaffen uns die Erde zu bearbeiten, fing an wirblich zu werden und zu behaupten, die Aecker gehörten von Gottes- und Rechtswegen ihm und nicht den über das Meer hergekommenen „Sachsen". Ihr Alle wisst, wie rasch man hier zu Lande mit dem Unsinn fertig wurde und wie der Fürst-Protektor für gut fand den Bauern Verbesserung ihrer Lage zu versprechen, wie seine Bevollmächtigten überall umherzogen und dass aus deren Berichten nun Massregeln zum Besten der Hörigen hervorgehen sollen. Doch das nebenbei. In Treiden sah es damals besonders gefährlich aus und schon war unter der Anführung eines baumhohen Kerls, den seine lettischen Stammgenossen die kleine Hedwig nannten, ein Schwarm von meuterischen Bauern in den Hof eingedrungen. Unser edler Freund Kubbe stand mit seinen deutschen Leuten bewaffnet an der Haupttreppe und das schöne Fräulein Elisabeth will man mit einer Flinte versehen an einem der Fenster des obern Geschosses erblickt haben, während ihre niedliche Zofe Gertrud mit Kleinhedwig unterhandelte, über den sie grosse Gewalt ausüben soll. Glücklicher Weise erschien noch zur rechten Zeit eine Schaar von Ordensrittern und kremonschen Reisigen, denn die Bauern wollten sich nicht länger beschwichtigen lassen und ein ungleicher Kampf sollte eben entbrennen. Man machte unseren lieben Treidenschen Luft, schoss und hieb auf die Meuterer los, aber einem Theil der Bande mit ihrem Anführer gelang es leider sich ins Freie durchzuschlagen und seitdem ist Kleinhedwig oder der Wälderkönig, wie man ihn auch nennt, die Plage und der Schrecken des Landes weit und breit. Stets von seinen Landsleuten rechtzeitig gewarnt, hat er sich allen Nachstellungen immer zu entziehen gewusst. Da hat heute das treidensche Edelfräulein ihrer Zofe Gertrud erlaubt das hiesige Wackenfest mitzufeiern und schon seit einigen Stunden begriff niemand

ihren Geschmack, sich lieber mit einem alten Pilger zu unterhalten, als sich mit flotten Burschen im Tanz zu drehen. Es soll dann ein Streit zwischen Stallknechten und Bauern entstanden sein, der zu einem Handgemenge geführt hat, in dem die schwächlichen Letten grimmig mitgenommen wurden, bis plötzlich der Pilger mitten unter den Streitenden gestanden und mit seinem schweren Stab so wüthend auf unsere Leute losgeschlagen hat, dass mancher von ihnen in seinem Blut gebadet besinnungslos am Boden liegt. Als es endlich gelang den Pilger zu übermannen, fiel ihm bei dieser Gelegenheit eine Perrücke vom Kopf und der Ruf „Kleinhedwig!“ erhob sich in der Menge. Hatte die unerwartete Hülfe die Bauern so in Erstaunen gesetzt, dass sie unthätig zuschauend dem Riesen mit seiner Keule alle Arbeit überliessen, so konnte auch jetzt, als man ihm die Hände band, sein Schreien und Rufen das feige Volk nicht zum Beistand für ihn aufrütteln. Man wird sogleich ihn und die Zofe in den Saal bringen und wir wollen Gericht über ihn halten.“ Auf des Comthurs Wink eilte der Knappe hinaus und kam bald darauf wieder mit dem Delinquenten, der Zofe und einer starken Wache von Stallknechten, mit Hellebarden bewehrt. Büring erkannte in dem Schuldigen sofort seinen Bekannten vom heutigen Morgen. Der lange Mann schaute unter struppigen Augenbrauen hervor trotzig die Versammlung an; ein leichtes Zucken spielte um seinen Mund, als seine Augen auf Büring fielen; ein wüthender Zornesblitz entfuhr ihnen, als er den treidenschen Ritter gewahrte. Die hübsche, kleine Zofe hatte, alles um sich her und ihre eigene bedenkliche Lage vergessend, den Arm des gefürchteten Wälderkönigs umfasst und weinte bitterlich, den Kopf an denselben gelehnt. Der Comthur brach das Schweigen, welches seit dem Eintritt des riesigen Letten im Saale geherrscht hatte und donnerte ihn an: „Aha, Kleinhedwig, der Krug geht solange zu Wasser, bis er bricht. Mit seinem Waldregiment und seinen Erpressungen unter Androhung von Mord und Brand ist es nun zu Ende. Ja, ja, der schlaueste Hecht beisst endlich in die Angel, wenn er einen so niedlichen Köder daran erblickt. Also diesem schwarzhaarigen Kinde danken wir Segewolder die hohe Ehre des Besuchs des Wälderkönigs.“ „Oh! Oh! ich bin schuld, dass du gefangen bist,“ schluchzte die Zofe. „Tröste Dich, Gertrud, sprach Kleinhedwig, beugte sich nieder und küsste die Stirn des zierlichen Mädchens. Johds, der böse Gott, hat mich heute regiert und Perkuhns mich verlassen. Jetzt muss ich leiden, was meine Feinde über mich verhängen werden.“ — „Schlagt

den frechen Hund nieder! Knüpft ihn auf!“ schallte es durch den Saal und voll Wuth erhoben sich viele der Herren von ihren Sitzen und schienen trunkenen Muthes nicht übel Lust zu haben, selbst Hand an den kecken Letten zu legen. Dem wehrte jedoch der greise Comthur und sprach, als wieder einige Stille eingetreten war. „Edle Herren, nicht Rache wollen wir üben an diesem Empörer, Räuber und Heiden, sondern sein Recht soll ihm werden. He, was sagt Ihr dazu, Kleinhedwig?“ Der lange Mann schwieg und ein höhnisches Lächeln spielte um seinen Mund. „Eigentlich, fuhr der Comthur fort, sollte man Euch sofort auf den Scheiterhaufen führen für Euer verstocktes Heidenthum. Da wird sich dann zeigen, was Euer Perkuhns gegen den wahren Gott der Christen vermag.“ Um die Sache aber kurz abzumachen, überliefern wir Euch hiermit Eurem rechtmässigen Eigenthümer, dem edlen Ritter Kubbe, der mit Euch schalten und walten mag, wie ihm beliebt.“ Hier zuckte der bis dahin unbeugsame Lette einen Augenblick zusammen, fasste sich aber sofort wieder und schaute kalt den treidenschen Herrn an, dessen Antlitz vor wilder Freude strahlte, während die kleine Gertrud in neues Schluchzen ausbrach und sich dem stämmigen Mann um den Hals warf. Aller Blicke hafteten nun auf dem alten Kubbe. „Junger Freund“, sprach derselbe, indem er sich zu Büring wendete und mit Mühe Worte fand vor innerer Aufregung, „habt die Gefälligkeit und befehligt meine Leute, welche den Verbrecher nach Treiden führen werden, wo er morgen unser Urtheil hören soll. Die Gertrud . . . nun der thut nichts. Die wird dem Fräulein, meiner Tochter, überliefert, welcher sie so werth ist, wie mir kaum der beste Jagdhund. Für die Zofe ist es Strafe genug, dass sie ihr Herz an diesen schändlichen Landstreicher gehängt hat und nun zusehn muss, wie es ihm ergeht.“ Der böse Blick, welcher die letzten Worte begleitete, war so ausdrucksvoll, dass die arme Gertrud fast in einen Paroxismus von Verzweiflung gerieth. Hierdurch ward Büring, der einen Augenblick geschwankt hatte, ob er sich zu dem ihm angesonnen Dienst bequemen sollte oder nicht, aller weitern Bedenklichkeit überhoben. Zudem froh sowohl das Gelage verlassen als sich endlich dem Hauptgegenstand seines Denkens und Fühlens nähern zu können, erhob er sich, grüsste die Anwesenden und erhielt vom alten Kubbe die nöthigen Verhaltungsregeln, welche darauf hinausliefen, dem Verbrecher die Arme ja recht fest zusammenzuschnüren und während des Transports auf der Hut zu sein gegen etwaige Ueberfälle von Bauern zu dessen Befreiung, so unwahr-

scheinlich dieselben auch schienen, endlich den Gefangenen in Treiden angelangt, in das tiefste Verliess werfen zu lassen. Nachdem Büring mit Kleinhedwig, der Zofe und der Wache den Saal verlassen hatte, begann das Gelage von Neuem und bald hatte das Toben wieder den früheren Grad von wildem, ausgelassenen Jubel erreicht und sogar noch überboten.

Im Schlosshof ordnete Büring unterdessen alles Nöthige zur Ueberführung des Gefangenen an, ertheilte den auf Befehl ihres Herrn herbeigerufenen treidenschen Leuten verschiedene Weisungen und Aufträge, die sie auf kurze Zeit entfernten, und gewann so einen Augenblick ungestörter Unterredung mit dem riesigen Letten. Zwar befand sich die Zofe neben letzterem aber auf deren Verschwiegenheit war zu zählen. Der Bauer versprach das Land zu verlassen, falls er freikäme, erklärte, es sei ohnehin seine Absicht gewesen nach Moskau zu gehen und in der Zarischen Leibwache, wo hoher Wuchs sehr geschätzt würde, Dienste zu nehmen. Er sei auch nur darum zum heutigen Wackenfest gekommen, um Gertrud zu bewegen, ihm dorthin zu folgen, doch wolle diese ihre junge Gebieterin nicht ohne deren Einwilligung verlassen. Falls der Jungherr, der erste Sachse, der ihm gefallen und dem er hinfort zu jedem Dienst unbedingt ergeben sein werde, ihm noch heute Gelegenheit zur Befreiung gäbe, denn morgen würde die Tortur ihn wohl für immer verstümmeln, so werde er noch eine Woche an dem der Zofe bekannten Orte auf sie warten. Käme sie nicht so ... hier liess der starke Mann den Kopf hängen, ohne fortfahren zu können und eine Thräne rollte ihm in den Bart. Büring schärfte ihm ein, den Augenblick der Flucht ja gut zu wählen. Denn einmal wieder eingeholt, könne er auf keinen weitern Beistand hoffen. Mittlerweile kamen die treidenschen Stallknechte zum Aufbruch gerüstet herbei, ergrimmt über die Unterbrechung ihres Vergnügens und liessen es an höhnischen Reden für Kleinhedwig und die Zofe nicht fehlen. Einige hatten Fackeln, andere Stricke herbeigebracht, auch Bürings Ross stand bereit. Dieser liess dem Delinquenten nochmals die Hände recht fest binden, trennte Gertrud von ihm, indem er sie unter besonderer Wache, einige Schritte vom letztern entfernt, stehen hiess und ordnete überhaupt den Zug mit tadelloser Umsicht an. Zuletzt als er eben sein Pferd besteigen wollte, hielt er es für nöthig sich noch einmal persönlich von der Festigkeit der dem Gefangenen angelegten Stricke zu überzeugen, was die Treidenschen halblaut ein Uebermaass von Vorsicht nannten. Indem er die Bande zu untersuchen schien,

zerschnitt er sie an zwei Stellen mit einem feinen Taschenmesser und drückte die Enden dem Bauern in die Hände. Nun setzte sich der Zug in Bewegung, den steilen schmalen Weg hinab, der durch grünende Baummassen zur Aa führte. Auf einer Fähre überschritt man den Fluss und jenseits lockte die in der nahen Gutmannshöhle entspringende, frische Quelle die vom starken Zechen erhitzten Kehlen der Stallknechte. Büring erlaubte ihnen einen kurzen Halt und sie drängten zu dem im Hintergrunde der Höhle befindlichen klaren Becken, wobei einige Verwirrung entstand und mehrere Fackeln erloschen. In diesem Augenblick erhielten die neben Kleinhedwig stehen gebliebenen Wächter von seinen plötzlich freien Armen so wüthende Stösse, dass sie zu Boden stürzten. Ebenso erging es dem Einzigen, der sich dem gewaltigen Riesen bei seiner Flucht in den Weg zu stellen versuchte. Mit ein paar Sätzen war er ins Freie gelangt und im Dickicht verschwunden. Büring, der zu Pferde vor der Höhle gehalten, bemerkte wie die dunkle Gestalt sich bergauf emporarbeitete und plötzlich von der Erde wie verschluckt schien, fand aber für gut seine Leute eine Zeitlang eine falsche Fährte thalab verfolgen zu lassen, während dessen Gertrud sich selbst überlassen blieb. Nachdem man die Nutzlosigkeit der Nachsetzung eingesehen, machten die Stallknechte, ermüdet und erschöpft und von Bürings scheltenden Worten, der ihnen einen genauen Bericht an den Burgherrn über ihre Fahrlässigkeit verhiess, vollends niedergedrückt, sich auf den Heimweg zum treidenschen Schloss, wo Gertrud bereits vor ihnen angelangt war und vorsorglich Zimmer in demselben Thurme, welches ihr Fräulein bewohnte, für den neuen Ankömmling aus Riga hatte in Bereitschaft setzen lassen.

(Schluss im nächsten Hefte.)

Die Rigasche Volkszählung.

II. Abschnitt.*)

Die factische und die ansässige Bevölkerung.

Der Herausgeber der Rigaschen Volkszählung hat mit der Rigaschen Zeitung einen schon in den Vorbemerkungen zu unserer Besprechung erwähnten heftigen Kampf gekämpft, wobei es sich hauptsächlich um die vielbestrittene Frage der s. g. factischen und ansässigen Bevölkerung handelte. Wir wollen in diesem Abschnitt dieselbe Frage durchsprechen, aber in anderer Weise, als in der Rigaschen Zeitung ihrer Zeit geschah.

Theorie und Praxis sind noch durchaus nicht einig, welche Combinirung der Bevölkerung man ermitteln, welche man publiciren und auf welche man gewisse sociale Erscheinungen beziehen soll. Der Streit dreht sich besonders darum, soll man ermitteln die s. g. ortsanwesende (factische) Bevölkerung, die ortsansässige Be-

*) Erster Abschnitt: Die Volkszählungsformulare und der Modus der Verarbeitung — erschien im Mai- und Junihefte laufenden Jahres dieser Zeitschrift. Seitdem bin ich durch einen Brief von Engel noch auf einen weiteren sehr grossen Vorzug der Zählkartenmethode aufmerksam gemacht worden. Bei der Submission, welche für Lieferung der Zählkarten in diesem Sommer ausgeschrieben wurde, ward verlangt, dass jede Karte ein bestimmtes Gewicht, das auch wiederum auf je 1000 Karten stimmt, haben müsste. Auf diese Weise braucht in Berlin jedem Orte in Deutschland nicht die vermuthlich nöthige Anzahl von Karten (Bevölkerung bei der letzten Zählung, Zuschlag für Bevölkerungszuwachs) zugezählt sondern nur zugewogen zu werden. Ebenso kann jeder Ort, ehe er die bei der Zählung ausgefüllten Karten nach Berlin wieder einsendet, dieselben wiegen und daraus, nach Abzug des etwaigen darauf verschriebenen Dintenquantums, die ungefähre factische Bevölkerung durch Wiegen finden. Dasselbe kann bei der Rückkunft aller Karten in dem Centralbureau zu Berlin geschehen, und so die vorläufige Zahl der Bevölkerung im Deutschen Reich durch Addition aller

völkerung, die ortsangehörige (rechtliche) Bevölkerung, die ortswohnende Bevölkerung (Wohnbevölkerung), die Bevölkerung mit langdauerndem Aufenthalt, die staatsangehörige Bevölkerung und endlich in Deutschland die s. g. Zollabrechnungsbevölkerung? Ausserdem sind aber noch eine Menge anderer Eintheilungen, z. B. die Geburtsbevölkerung möglich, je nach Individualität jedes Statistikers.

Fragen wir zuerst, wie ist man in Riga verfahren? Was die Ermittlung betrifft, so giebt die „Instruction für die Eintragung", abgedruckt auf Seite XX des Vorworts zur Rigaschen Volkszählung, kurzen Aufschluss.

§ 1. Für eine jede Haushaltung ist eine eigene Zählungsliste bestimmt.

§ 2. In diese Zählungsliste ist ein Jeder zu verzeichnen, welcher die Nacht vor dem Zählungstage in der Haushaltung zugebracht hat.

§ 3. Wer in der Haushaltung nicht wohnt, aber die Nacht in der Haushaltung zugebracht hat, dessen Nummer wird unterstrichen.

§ 4. Wer in der Haushaltung wohnt, aber die Nacht nicht in der Haushaltung zugebracht hat, weil er entweder auf der Arbeit, zu Gast, auf der Wache, auf Fahrten oder sonst wo nächtigte, wird in der Zählungsliste seiner Haushaltung mit allen Angaben verzeichnet aber die vor seinem Namen stehende Nummer wird schräge durchgestrichen (so: \) In der letzten Rubrik der Liste ist zu bemerken, wo er die Nacht über gewesen ist.

Ausserdem gehören hieher die beiden Spalten IX und X der Haushaltungsliste über die Ansässigkeit und die Hingehörigkeit. IX „Ansässigkeit (als Ort der Ansässigkeit soll in zweifelhaften

Gewichte ermittelt werden. — Was solche vorläufige Hauptresultate angeht, müssen wir auf ein Versehen der Redaction in unserem ersten Abschnitt aufmerksam machen. Seite 242 Zeile 19 von oben steht, dass bald nach der Zählung in der „Nordischen Presse" die Hauptresultate publicirt worden seien. Im Manuscript stand „Rigasche Zeitung", die Redaction verwechselte diese noch 1867 gleich nach gemachter Zählung publicirten Resultate mit den gleich nach der Publication der Resultate 1870 von der Nordischen Presse mitgetheilten Hauptresultaten. Ausserdem sind folgende Druckfehler zu verbessern: Seite 214 Zeile 11 von unten muss es heissen — publicirt statt vertheilt, wie das schon die darauf folgenden Zeilen zeigen. S. 237 Z. 20 von oben muss es heissen Spaltenüberschriften statt Spaltenunterschriften. S. 231 in dem Schema muss es heissen eine gewisse Anzahl Linien statt Seiten.

Fällen der gelten, wo man seinen eingerichteten Hausstand hat oder zu einem solchen gehört, sollte Jemand solcher mehrere haben, so gilt er in dem Hausstande für ansässig, in welchem er sich zum Zählungstermine befindet)". X „Hingehörigkeit (zu welcher Stadt, su welcher Gemeinde, bei Ausländern zu welchem Staate gehörig). Bei Personen derjenigen Stände, welche nicht angeschrieben zu sein pflegen, als z. B. erbliche Edelleute, Geistliche u. s. w. deckt sich der Begriff der Hingehörigkeit mit dem der Ansässigkeit.)"

Soweit die Instruction für die Zähler und diejenigen Haushaltungsvorstände, welche die Eintragungen selbst machen.

Hierbei kann es kommen, dass ein Individuum doppelt gezählt wird, einmal als zur Haushaltung gehörig aber nicht die Nacht daselbst zugebracht habend, sodann in einem andern Hause als nicht zur Haushaltung gehörig aber die Nacht daselbst zugebracht habend. Wie diese doppelt Gezählten an einem Ort getilgt werden sollen darüber giebt uns Aufschluss die ganz sinnreiche „Specialinstruction für das Verfahren der städtischen Central- und Quartalcommissionen sowie der Zählungscommissaire bei der Reduction der als abwesend von ihrem Wohnort mit einer durchstrichenen Nummer und der als nicht an ihrem Wohnort anwesend mit einer unterstrichenen Nummer Verzeichneten." Diese Specialinstruction geht uns hier nicht speciell an, wir müssen auf dieselbe verweisen*)

Wie ist nun aus diesen Ermittelungen die Bevölkerung berechnet und die berechnete publicirt worden? v. Jung-Stilling sagt darüber Seite VI des Vorwortes: „Es ergiebt sich aus dem Zählungsplan, dass die Zählung der Stadt Riga gleichzeitig die factische und die ansässige Bevölkerung umfasste, indem bei Auslassung der mit durchstrichenen Nummern Eingetragenen sich die factische und bei Fortlassung der mit unterstrichenen Nummern Eingetragenen sich die ansässige Bevölkerung darstellen liess. Die Verarbeitung hat nur die factische Bevölkerung getroffen, weil eine doppelte Verarbeitung die Kräfte des statistischen Bureaus überstieg und eine theilweise Verarbeitung sowohl des einen als des andern Bevölkerungscomplexes wohl nicht hätte gerechtfertigt werden können."

Wenn man unter factischer oder ortsanwesender Bevölkerung alle Individuen versteht, welche die Nacht eines bestimmten Tages an einem Orte zugebracht haben, wie das fast allgemein als Begriff der factischen Bevölkerung angesehen wird, dann ist v. Jung-Stilling's

*) Vergl. auch noch die Anmerkung zu § 4 des Planes der Volkszählung, Vorwort S. IX.

Ermittlung derselben gewiss richtig. Ebenso wenn man unter ansässiger Bevölkerung versteht alle an einem Orte Wohnenden mit Einschluss Derer, welche entweder auf der Arbeit, zu Gast, auf der Wache, auf Fahrten oder sonst wo nächtigten, also mit Ausschluss Derer, welche an dem Orte zur Zählungszeit nur daselbst nächtigten, nicht aber daselbst wohnten, so ist die Ermittlung der ansässigen Bevölkerung durch Auslassung der mit unterstrichenen Nummern, d. h. der nur am Zählungsort Nächtigenden daselbst aber nicht Wohnenden gewiss auch richtig. Auch kann man Herrn v. Jung-Stilling nicht verargen, dass er diese Bevölkerungsgruppirung die ansässige nennen will, nur musste v. Jung-Stilling alsdann sagen, dass seine Benennung ansässige Bevölkerung mit der „gewöhnlich" als ansässig characterisirten Bevölkerung nicht übereinstimmt. Welche Bevölkerung „gewöhnlich unter ansässiger" Bevölkerung verstanden wird, ist allerdings schwer zu sagen, einen *consensus omnium* darüber giebt es nicht, allein wenn neuerdings von ansässiger Bevölkerung gesprochen wird, versteht man darunter meist wohl die Auffassung von Fabricius. Mit der ansässigen Bevölkerung von Fabricius stimmt aber die ansässige von v. Jung-Stilling unserer Meinung nach nicht. Eine kurze strikte Definition von „ansässiger" Bevölkerung hat leider auch Fabricius nirgends gegeben, wenigstens nicht in den drei Abhandlungen in den Jahrbüchern von Hildebrand und in seiner Volkszählung des Grossherzogthums Hessen. Er definirt wohl strikt die factische Bevölkerung als die, welche sich aus den im Lande Anwesenden zusammensetzt, und die rechtliche als die, welche die im Lande Heimathsberechtigten (die Staatsangehörigen im rechtlichen Sinn) umfasst. In Bezug auf die Wohnbevölkerung und die ansässige Bevölkerung holt er weiter aus und sagt: „die im Lande wohnenden Personen zerfallen in zwei Hauptgruppen, von denen die eine die an den einzelnen Orten beständig wohnenden Familienhäupter- und sonstigen Haushaltungsvorstände mit ihren Angehörigen, die andere aber die daselbst zeitweilig wohnenden Personen in sich begreift. Zu dieser letzteren Gruppe gehören namentlich die in fremde Haushaltungen als Gesellen, Gehülfen, Dienstboten, Gesellschafterinnen, Pensionäre, Pflegekinder und so weiter aufgenommenen Personen, sodann die zu den Fahnen einberufenen Militairpersonen, die Verpflegten in Krankenanstalten, die Gefangenen in Gefängnissen u. s, w. Diese Personen kann man entweder an ihren zeitweiligen Wohnorten oder an ihren ständigen Wohnorten, d. h. an den Orten, wo sie selbst, beziehungsweise ihre

Angehörigen dauernd ansässig sind, zählen. Je nachdem die Zählung in der einen oder in der andern Weise erfolgt, erhält man durch Zählung der Anwesenden und auf Reisen Abwesenden aus der Zahl der am Ort der Zählung beständig und zeitweilig Wohnenden die daselbst wohnende Bevölkerung (im engeren Sinne) und durch Zählung der Anwesenden, der auf Reisen und der sonst zeitweilig Abwesenden aus der Zahl der am Ort der Zählung beständig Wohnenden die daselbst ansässige Bevölkerung." *)

Sehr deutlich ergiebt sich aus diesem Wortlaute die ansässige Bevölkerung noch nicht, aber es sollen doch unbedingt zur ansässigen Bevölkerung von Riga gehören alle Familienangehörigen, welche als Gesellen, Gehülfen, Dienstboten, Schüler, Soldaten, Kranke, Gefangene etc. nicht in Riga, sondern an andern Orten sich aufhalten. Diese hat aber v. Jung-Stilling in seine ansässige Bevölkerung kaum mit einrechnen wollen, wo er nur aufführt „die auf der Arbeit, zu Gast, auf der Wache, auf Fahrten oder sonst wo Nächtigenden", denn die Genannten sollen doch solche sein, welche in Riga in einer Haushaltung wohnen.

Die „ansässige" Bevölkerung v. Jung-Stillings entspricht unserer Meinung nach viel eher der Wohnbevölkerung von Fabricius, aber auch dieser nicht genau, denn die Arten der Abwesenheit von der Wohnung in der Zählungsnacht auf der Arbeit, zu Gast, als Wache etc. machen auf uns wenigstens den Eindruck, als ob darunter nur sehr kurz vorübergehende Abwesenheit von Hause verstanden wäre da z. B. Reisen nicht erwähnt sind, und diese wohl weder unter die auf „Fahrten", noch unter die „sonst wo Nächtigenden" subsumirt werden können.

Nach dem Vorstehenden scheint es uns sehr zweckmässig, dass v. Jung-Stilling bei der Wahl zwischen seiner „ansässigen" Bevölkerung und der factischen Bevölkerung die letztere vorgezogen hat.

Man könnte nun leicht meinen: wenn wir mit v. Jung-Stilling einverstanden sind, dass die Hauptberechnungen auf die factische Bevölkerung bezogen werden müssen, so wäre damit dieser Gegenstand erledigt, denn wir wollten ja eine Kritik der „rigaschen Volkszählung" schreiben und nicht eine Kritik des Streites in der Rigaschen Zeitung. Trotzdem müssen wir widersprechen, denn wir haben noch zu zeigen, dass die Berechnungen auf die factische Be-

*) Hildebrands Jahrbücher 1866. Bd. I, S. 305 ff.

völkerung reducirt auch nur in gewissen Schranken ein richtiges Bild geben und dass darum v. Jung-Stilling noch ein paar Daten hätte publiciren müssen, um aus Combinirung derselben mit der factischen Bevölkerung leicht andere Bevölkerungsgruppirungen formen zu können. Endlich aber wollen wir, was in der Rigaschen Zeitung nicht genügend geschah, zeigen, warum die factische Bevölkerung die beste Grundlage für Publication von Volkszählungen ist. Machen wir hiermit den Anfang. v. Jung-Stilling wie der Recensent K. in der Rigaschen Zeitung gehen beide auf die Gründe für Adoption resp. für Verwerfung der factischen Bevölkerung nicht näher ein, sondern sie bekämpfen sich hauptsächlich mit Autoritäten aus der Theorie und Praxis.

Wir haben das sonderbare Schauspiel, dass gewisse deutsche Schriftsteller von beiden Parteien zu ihren Gunsten heraufbeschworen werden, und ebenso dass man die Praxis als sich günstig, dem Gegner ungünstig darstellt. Es kommt dieses zum Theil mit daher, dass man sich um sehr vage Sätze streitet; die beiden gesperrten Sätze des Recensenten K. lauten: „Weder die Praxis noch die Wissenschaft begnügt sich mit der Feststellung der factischen Bevölkerung", und weiter „kein Vertreter unserer Wissenschaft räumt der factischen Bevölkerung die erste Stellung ein". Die Vorschläge von K. gehen aber dahin: „Neben der Ermittlung der factischen Bevölkerung, d. h. der Gesammtzahl der zu der Normalzeit der Zählung angenommenen Stunde innerhalb der Ortsgemarkung anwesenden Personen, ist unbedingt auch die der ansässigen Bevölkerung zu verlangen, d. h.: der Gesammtzahl der im betreffenden Orte den grösseren Theil des Jahres wohnhaften Bevölkerung. In manchen Staaten Europas wird diese in zwei gesonderte Theile zerlegt: in Wohn- und ansässige Bevölkerung. Diese Scheidung erscheint als nicht durchaus geboten. Die Erhebung der rechtlichen Bevölkerung ist als die unwesentlichste zu bezeichnen. Es ist jedoch zu empfehlen, dass Personen, die wenn auch nicht den grössten Theil des Jahres in dem betreffenden Orte sich aufhalten, wirthschaftlich jedoch von Bewohnern des Ortes abhängig sind, z. B. als Schüler, Studenten, angehende Künstler etc. anderweitig wohnen, und von ihren Eltern, Anverwandten etc. unterhalten werden, mit einer entsprechenden Notiz aufgenommen werden."

Die Forderungen von K. gehen auf eine Ermittlung und wohl auch Publication der ansässigen Bevölkerung, er versteht darunter aber etwas Anderes als Fabricius, denn er meint die den grösseren

Theil des Jahres in dem betreffenden Ort wohnhafte Bevölkerung, steht also viel näher dem Verlangen von G. Meyer nach dessen Bevölkerung mit dauerndem Aufenthalt. G. Meyer setzt die Bevölkerung mit dauerndem Aufenthalt zusammen aus der factischen Bevölkerung mit Abzug der vorübergehend Anwesenden und Hinzufügung der vorübergehend Abwesenden.

Die Frage, ob man die factische Bevölkerung oder die ansässige als die eigentliche wahre Bevölkerung eines Landes anzusehen hat, wird besonders wichtig, wenn die Differenz zwischen beiden Bevölkerungsarten eine sehr grosse ist, sie wird unwichtig, wenn beide nur wenig von einander differiren.

Suchen wir daher allgemein zu entwickeln, wie gross unter gewissen Verhältnissen die Differenzen zwischen ortsanwesender und ortsansässiger Bevölkerung sein können.

Zu dem Ende müssen wir annehmen, dass jeder Mensch auf der ganzen Erde irgend wo ansässig ist; das stimmt freilich mit der Wirklichkeit nicht, denn es giebt ganze Classen von Leuten, ja ganze Völkerschaften, welche nirgend ansässig sind, sondern immerwährend vagiren, um nicht zu sagen vagabundiren.

Wäre, wie wir der Einfachheit halber annehmen müssen, Jedermann irgendwo ansässig, so ist selbstverständlich, dass wenn an einem Tage auf der ganzen Erde die Bevölkerung gezählt und genau richtig gezählt würde, die ortsanwesende Bevölkerung mit der ortsansässigen sich decken muss.

Auf der andern Seite kann an einem einzelnen Orte die factische Bevölkerung von der ansässigen merklich differiren. In einem einsamen Waldhause wohne ein Kohlenbrenner mit seiner Familie. Ist diese Familie am Zählungstage anwesend, so ist die factische wie die ansässige Bevölkerung, z. B. = 6. Ist aber am Zählungstage die Familie zufällig zum Besuch, auch nur ein paar Stunden weit entfernt, so bleibt zwar die ansässige Bevölkerung = 6, die factische oder ortsanwesende aber ist gleich 0.

So kommen wir zu der einfachen Formel: „Unter sonst gleichen Umständen differiren die ortsanwesende und ortsansässige Bevölkerung um so mehr Procente, je kleiner das Zählungsgebiet ist.“ Wir sagen ausdrücklich „unter sonst gleichen Umständen“, denn in einer Stadt mit 50,000 Einw. kann die procentale Differenz zwischen beiden Bevölkerungsgruppirungen grösser sein als in einer Stadt von 30,000, weil die erstere als Residenzstadt z. B. viel Militär hat, folglich viele anderswo ansässige vorüber-

gehend dort der Militärpflicht halber ortsanwesend sind, oder weil die grössere Stadt als Fabrikstadt vorübergehend viele Arbeiter aus andern Gemeinden an sich zieht. Und vieles dergleichen. Auf der andern Seite wird gewiss Jedermann zugeben, dass, wenn man ganz Europa an einem Tage zählte, die factische und ansässige Bevölkerung um weniger Procente von einander abweichen würden, als wenn man nur Deutschland zählte, denn die Differenz kann bei Europa nur zwischen denen bestehen, welche in Europa ansässig aber in den andern 4 Welttheilen anwesend und welche in den andern 4 Welttheilen ansässig aber in Europa anwesend sind. Für Deutschland käme noch die Differenz hinzu, welche entsteht durch die Anwesenheit vieler nicht deutschen Europäer und die Abwesenvieler Deutscher in andern Theilen Europas. Geht man weiter zurück auf Preussen, so kommt eine neue Differenz hinzu dadurch, dass viele in Preussen ansässige in andern Theilen Deutschlands sich aufhalten, und dass Viele in andern Theilen Deutschlands Ansässige in Preussen sich aufhalten u. s. w.

Je kleiner das Zählungsgebiet ist, um so wichtiger ist es also beide Arten der Bevölkerung neben einander zu haben, für Städtezählungen also wichtiger als für Länderzählungen.

Neben dieser deductiven Ermittlung der möglichen Differenzen müssen wir inductiv, statistisch die wirklich vorkommenden Differenzen untersuchen. Das statistische Material dafür ist allerdings noch sehr ungenügend, da die ansässige Bevölkerung noch fast nirgends ermittelt worden ist.

Wie gross die Differenzen zwischen factischer, rechtlicher, ansässiger und Wohnbevölkerung in einer mittelgrossen Stadt ist, hat Fabricius an Darmstadt gezeigt; wir geben im Nachstehenden die ganze Zusammensetzung jeder Bevölkerungsgruppirung, weil wir daran später wieder anknüpfen:

I. Die factische (ortsanwesende) Bevölkerung.

1) nach der Heimatberechtigung:		
Ortsangehörige	18,088	
sonstige Inländer	9,397	29,225
Ausländer	1,740	
2) nach Art der Anwesenheit:		
beständig Anwesende	21,899	
zeitweilig Anwesende	6,979	29,225
vorübergehend Anwesende . .	347	

II. Die Wohnbevölkerung:

1) nach der Heimatberechtigung:

Ortsangehörige	18,260	29,142
sonstige Inländer	9,233	
Ausländer	1,649	

2) nach dem Aufenthalt:

Anwesende	28,878	29,142
auf Reisen Abwesende	264	

III. Die ansässige Bevölkerung:

1) nach dem Heimatverhältniss:

Ortsangehörige	21,899	23,128
sonstige Inländer	3,308	
Ausländer	595	

2) nach dem Aufenthalt:

Anwesende	19,225	23,128
auf Reisen Abwesende	189	
sonst zeitweilig Abwesende	1,040	

IV. Die rechtliche (ortsangehörige) Bevölkerung:

Anwesende	18,988	20,939
auf Reisen Abwesende	111	
sonst zeitweilig Abwesende	1,040	
beständig Abwesende	1,700	

Ferner giebt er summarisch neben Darmstadt auch Mainz und Offenbach nach den 4 Arten der Bevölkerungscombinationen an.

	Mainz.	Darmstadt.	Offenbach.
Die factische Bevölkerung	42,704	29,225	19,377
Die Wohnbevölkerung	42,447	29,142	19,438
Die ansässige Bevölkerung	33,183	23,128	14,302
Die rechtliche Bevölkerung	27,574	20,939	10,823

Aehnlich hat v. Scheel darauf hingewiesen, wie in kleineren Orten, z. B. Dörfern die Unterschiede sich gestalten.

v. Scheel wählt dafür eine grössere ländliche Gemeinde, Saaldorf an der Saale in Reuss jüngerer Linie, in welchem Lande er selbst an der Volkszählung betheiligt war, eine halb Ackerbau, halb Industrie treibende Gemeinde. Er untersucht die Differenz zwischen der ortsanwesenden factischen Bevölkerung (787 Köpfe) und der dauernd wohnhaften Bevölkerung oder der s. g. Zollabrechnungsbevölkerung (831 Köpfe), welche er annimmt als gleich der ortsanwesenden (787) — den vorübergehend Anwesenden (13) + den vorübergehend Abwesen-

den (57), also 788 — 13 + 57 = 831. Ueberhaupt hatten sich ihm ergeben:

13 vorübergehend Anwesende,
774 sonstige Anwesende (zur factischen und Wohnbevölkerung gehörig),
787 überhaupt Anwesende (ortsanwesende Bevölkerung),
57 vorübergehend Abwesende,
831 Zollvereinsbevölkerung (dauernd wohnhafte Bevölkerung),
103 sonstig Abwesende,
160 überhaupt Abwesende,
934 ortsansässige Bevölkerung.

v. Scheel vergleicht nur die ortsanwesende und die dauernd wohnhafte Bevölkerung und weist nach, welche Differenzen in den Altersclassen, in dem Civilstand, der Religion, Staatsangehörigkeit, den Haushaltungen, den Berufsclassen und dem Arbeits- und Dienstverhältniss der saaldorfer Bevölkerung sich ergiebt, wenn man alle diese Eigenschaften auf die ortsanwesende und auf die dauernd wohnhafte Bevölkerung bezieht. Die absoluten Zahlen lässt er dabei aus, und giebt nur die relativen Zahlen, um die Differenzen bei verschiedenen Eigenschaften mit einander vergleichbar zu machen. Wir greifen als Beispiele nur die Altersclassen und den Civilstand heraus, wie die Tabelle auf der folgenden Seite zeigt.

Die Differenzen in den beiden Tabellen von Fabricius und v. Scheel sind bedeutend genug um die Frage aufzuwerfen, ob nun entweder die „ansässige“ oder die „dauernd wohnhafte“ Bevölkerung der „eigentlichen“, der „wahren“ Bevölkerung besser entspricht, als die am Tage der Zählung ortsanwesende. Die „eigentliche“ „wahre“ Bevölkerung eines Orts ist aber, wie schon Fabricius und Andere bemerkt haben die „durchschnittlich anwesende Bevölkerung eines Jahres“.

Die durchschnittliche factische Jahresbevölkerung eines Ortes ist die Summe aller von allen Menschen in dem Ort durchlebten Tage, dividirt durch die Zahl der Tage eines Jahres, also 365 resp. 366. Nur wer wirklich alle 365 Tage an einem Ort anwesend war ist ein vollgültiger ortsanwesender Einwohner. Zwei, von denen der Eine 200, der Andere 165 Tage anwesend war, gelten zusammen nur als ein Einwohner u. s. w.

Wenn also am Zählungstage viele Leute am Ort waren, welche nur einen geringen Theil des Jahres daselbst verbringen, so ist die factische Zählungstagesbevölkerung grösser als die factische Jahres-

I. Altersclassen.

Am 3. December 1867 wurden i. Dorf Saaldorf (Reuss j. L.) gezählt Personen	Es betrugen in % der Bevölkerung (= 100,00) die Personen im Alter von												
	unter 5 J.	5—9	10—14	15—19	20—24	25—29	30—34	35—39	40—44	45—49	50—59	60 und mehr Jahren	im Ganzen.
männliche ortsanwesende . .	7,76	6,86	6,99	3,59	2,80	3,17	2,52	2,54	1,64	2,02	2,43	3,56	45,88
„ dauernd wohnhafte	7,29	6,46	7,29	4,78	3,71	3,11	2,64	3,23	2,64	2,03	2,51	3,35	49,04
weibliche ortsanwesende. . .	8,89	5,47	5,59	4,58	3,30	3,94	3,68	3,81	2,66	3,43	4,58	4,19	54,12
„ dauernd wohnhafte	8,13	5,27	5,38	4,43	2,99	3,71	3,47	3,59	2,50	3,23	4,43	3,83	50,96
überhaupt ortsanwesende . .	16,65	12,33	12,58	8,17	6,10	7,11	6,20	6,35	4,30	5,45	7,01	7,75	100,00
„ dauernd wohnhafte	15,42	11,73	12,67	9,21	6,70	6,82	6,11	6,82	5,14	5,26	6,94	7,18	100,00

II. Civilstand.

Am 3. December 1867 wurden im Dorfe Saaldorf gezählt Personen	Unverheirathete			Verheirathete.	Verwittwete.	Geschiedene.	Summa.
	unter 21 J.	über 21 J.	überhaupt.				
männliche ortsanwesende	26,07	4,70	30,77	13,08	2,03	—	45,88
„ dauernd wohnhafte .	26,92	5,62	32,54	14,71	1,79	—	49,05
weibliche ortsanwesende	25,17	8,13	33,30	16,25	4,57	—	54,12
„ dauernd wohnhafte .	23,81	7,89	31,70	14,95	4,31	—	50,96
überhaupt ortsanwesende	51,24	12,83	64,07	29,33	6,60	0,00	100,00
„ dauernd wohnhafte .	50,73	13,51	64,24	29,66	6,10	0,00	100,00

bevölkerung, wenn hingegen am Zählungstage viele abwesend waren, welche den grösseren Theil des Jahres anwesend zu sein pflegen, so ist die factische Zählungstagsbevölkerung kleiner als die factische Jahresbevölkerung. Wie gross die Differenz ist, können wir uns nur denken, statistische Vergleichungen zwischen der factischen Jahresbevölkerung und der factischen Zählungstagsbevölkerung haben wir aus keinem Ort und aus keiner Zeit, die Ermittlung wäre auch eine besonders schwierige, es müsste streng genommen jeder Mensch am Ende des Jahres eine Buchführung darüber vorlegen, wie viel Tage und Stunden im Jahr er an jedem Orte der Erde zugebracht habe, oder es müsste ein Jahr lang an den Thoren jedes Ortes jeder Mensch, nach Namen und Datum seines jedesmaligen Aus- oder Einpassirens verzeichnet werden, es müsste weiter die Zahl derer ermittelt werden, welche das ganze Jahr niemals über die Stadtmauer hinausgekommen sind, und endlich die Zeit des Jahres, welche die in diesem Jahr Geborenen schon und die im selben Jahr Gestorbenen noch in dem Ort zugebracht haben.

Die erste Berechnungsart wäre gar nicht, die zweite nur mit furchtbarer Erschwerung des Verkehrs und enormen Kosten durchzuführen, die letztere ergäbe auch immer nur für einzelne geschlossene Orte die durchschnittliche factische Bevölkerung, selbst wenn Keiner sich aus- oder einschmuggeln sollte.

Da scheint es sich nun sehr zu empfehlen, dass man lieber die ansässige oder die dauernd wohnhafte Bevölkerung allen Berechnungen zu Grunde lege, denn die Differenz zwischen denen, welche am Zählungstage als am Orte ansässig gezählt werden und denen, welche das ganze Jahr in dem Orte ansässig waren, muss nothwendigerweise viel geringer sein als die obige Differenz zwischen der factischen Jahresbevölkerung und der factischen Zählungstagesbevölkerung; man wechselt nämlich den Ort seines gelegentlichen Aufenthaltes viel häufiger als den Ort seiner Ansässigkeit oder dauernden Niederlassung. Bei den Leuten, welche am Ende des Jahres am Ort sind, kann man erfahren, wie lange sie sich am Ort schon dauernd niedergelassen haben und polizeilich liesse sich noch leidlich feststellen, wie viele Familien mit wie viel Köpfen ihre dauernde Niederlassung gewechselt haben und wann sie fortgezogen sind, mit wie vielen Monaten und Tagen des Jahres man diese Weggezogenen also für die jahresansässige Bevölkerung in Rechnung zu setzen hätte. Ja man kann wohl, wenn nicht ganz besondere Umwälzungen in der Niederlassung an einem Orte in

dem betreffenden Jahre stattgefunden haben, annehmen, dass die Zahl der an einem Tage Ansässigen von der im Durchschnitt des ganzen Jahres Ansässigen wenig abweicht. Jedenfalls wird die Abweichung geringer sein als zwischen der factischen Zählungstages- und der factischen Jahresbevölkerung.

Darum sagten wir, es schiene aus diesem Grunde die ansässige Bevölkerung zu Grunde zu legen rathsamer als die factische. Allein selbst wenn die ansässige Bevölkerung des Zählungstages der ansässigen Bevölkerung des ganzen Jahres auch mathematisch genau entspräche, so würde sie doch als Grundlage für die Berechnungen nicht taugen.

Der ganze wirthschaftliche, sociale und moralische Charakter eines Ortes oder eines ganzen Landes richtet sich nämlich viel mehr nach der durchschnittlichen factischen Jahresbevölkerung als nach der durchschnittlichen ansässigen Jahresbevölkerung. Nehmen wir als Beispiel die Consumtion einer Stadt, z. B. an Brod und Fleisch, deren consumirte Quantitäten wir durch die am Thore erhobene Mahl- und Schlachtsteuer kennen, und nehmen wir einerseits einen im Sommer stark frequentirten Badeort und andererseits eine im Sommer ungesunde kleine Residenz, aus welcher monatelang viele Menschen flüchten, welche aber im Winter keine grosse Menge Fremder anzieht. Die ansässige Jahresbevölkerung beider Orte sei 10,000, der Consum an Brod und Mehl 3,666,666 ℔, an Fleisch 855,555 ℔ in dem Badeorte, aber nur 3,000,000 ℔ Brod und 700,000 ℔ Fleisch in der kleinen Residenz. Dann käme auf den Kopf der ansässigen Bevölkerung in dem Badeorte 366 ℔ Brod und 85 ℔ Fleisch jährlich, in der Residenz nur 300 ℔ Brod und 70 ℔ Fleisch. Lebte die Bevölkerung des Badeorts wirklich so viel besser als die der Residenz? Das ist keineswegs nöthig. Lebten z. B. in dem Badeorte durchschnittlich 2 Monate lang 6000 Badegäste und solche Leute, welche die Badegäste nach sich ziehen, so sind diese 6000 Leute à 2 Monat = 1000 Leuten à 12 Monat. Gingen andererseits aus der Residenz 3000 Leute auf durchschnittlich 4 Monate fort, so wäre das = 1000 Leute à 12 Monate, die factische Jahresbevölkerung der Residenz ist darnach 9000 statt 10,000, die des Badeortes 11,000 statt 10,000. In der Residenz consumirten 9000 Leute 3,000,000 ℔ Brod = $333{,}_{333}$ ℔ Brod per Kopf und 700,000 ℔ Fleisch = $77{,}_{77}$ ℔ per Kopf. In dem Badeorte consumirten 11,000 Leute 3,666,666 ℔ Brod = $333{,}_{333}$ ℔ Brod per Kopf und 855,555 ℔ Fleisch = $77{,}_{77}$ ℔ Fleisch per Kopf. Also in Wahr-

heit nicht ein verschiedener, sondern ein gleicher Consum per Kopf der factischen Durchschnittsbevölkerung. Freilich die Beziehung aller socialen Erscheinungen auf die factische Bevölkerung des Zählungstages im Winter, welche 10,000 für jeden der beiden Orte ergiebt, ist um nichts richtiger, denn sie ergiebt, wenn in beiden Orten im Winter keine Menschen vorübergehend oder zeitweilig anwesend sind, auch 10,000, wie die Ermittlung der ansässigen Bevölkerung; wir wollten ja auch nur zeigen, dass da, wo eine bedeutende Differenz in der factischen Bevölkerung stattfindet, die Zählung der ansässigen Bevölkerung um nichts bessere Resultate giebt als die der factischen. Alle Schlüsse, welche aus den Tagesermittlungen in solchen Orten gezogen werden, müssen in beiden Fällen falsch sein, man muss sich also sehr hüten, aus so kleinen Beobachtungsobjecten allgemeine Schlüsse zu ziehen.

So lange man mit der umständlicheren Bevölkerungsermittlung keine bessere Resultate erzielt, bleibe man doch bei der einfacheren stehen! Das ist uns der hauptsächlichste praktische Grund für die factische Bevölkerung.

Die Darstellung der Volkseigenschaften, welche die Zählung ermittelt, wie Alter, Sprache, Confession etc. auf Grundlage der factischen Bevölkerung genügt nun aber nur bei grossen Gemeinwesen von etwa 1,000,000 oder mehr Köpfen. Will man den Charakter kleinerer Gemeinwesen, Städte oder gar Dörfer statistisch schildern, so muss noch Verschiedenes daneben geschehen, damit das Bild nicht ein schiefes wird, damit nicht z. B. in einem Dorf von 500 Seelen, wo nur ein Pastor ist, welcher am Zählungstage 4 Collegen zum Besuch hatte, die Statistik zu ergeben schiene, dass auf die 500 Seelen 5 Pastoren kämen. Die Art des Aufenthalts der durch die Volkszählung an einem Tage ermittelten Bevölkerung muss richtig dargestellt werden. Dazu dienen 2 Mittel. Entweder man stellt neben die Tabellen über Alter, Sprache, Confession etc. der factischen Bevölkerung auch noch Tabellen über dieselben Eigenschaften der ortsangehörigen Bevölkerung, der ortsansässigen Bevölkerung, der Wohnbevölkernng u. s. w. Das ist aber ein viel zu viel Zeit und Publicationsraum kostendes Mittel, und selbst wenn man bei dieser Art der Publication sehr weit ginge, würde immer noch mancher Statistiker gerade die Art der Bevölkerungscombination vermissen, auf welche er ein besonderes Gewicht legt. Oder man wendet das andere Mittel an und publicirt ausser der gesammten

factischen Bevölkerung einige besondere zufällige und zeitweilige Elemente der Bevölkerung, welche so gewählt sind, dass jeder Statistiker durch blosse Additionen zu der factischen Bevölkerung und durch blosse Subtractionen von derselben eine möglichst grosse Anzahl von Bevölkerungscombinationen selbst sich bilden kann. Publicirt man diese Theile der Bevölkerung nur ihrer Ziffer und dem Geschlecht nach, so ist die Mühe keine grosse und verlangt namentlich auch die Publication nicht viel Raum. Viel Zeit kostet es hingegen und sehr viel Raum ist erforderlich, wenn man meint jeden dieser Bevölkerungsbestandtheile nach all den Eigenschaften schildern zu müssen, nach denen man die factische Bevölkerung vorgeführt hat, allein man kann das getrost weglassen, denn diese Tabellen würden besonders nöthig sein, wenn man dieselben zur Aufstellung von Bevölkerungsgesetzen u. s. w. benutzen wollte. Dafür sind aber die Zahlen, welche kleine Orte ergeben, viel zu klein, z. B. für Mortalitätsberechnungen und dergleichen.

Bei Anwendung des oben genannten zweiten Mittels, um die factische Bevölkerung durch andere Combinationen zu ergänzen, fragt es sich, welche Bestandtheile der Bevölkerung man getrennt ermitteln muss? Es sind gar nicht viele und nicht eben schwer zu ermittelnde. Wir knüpfen zum Beweis dessen wieder an die Bevölkerung von Darmstadt an, welche Fabricius berechnet hat.

Nach Fabricius betrug in Darmstadt am 3. December 1864:

I.	Die factische Bevölkerung . . .	29,225	Köpfe
II.	Die Wohnbevölkerung	29,142	„
III.	Die ansässige Bevölkerung . . .	23,128	„
IV.	Die rechtl. ortsangehör. Bevölkerung	20,939	„

Um aus der factischen Bevölkerung alle andern zu finden, waren nur nöthig zu ermitteln:

I. Die Nichtangehörigen,

1) welche vorübergehend, d. h. auf Reisen anwesend waren	=	347
2) welche zeitweilig anwesend waren	=	6,887
Summa I 1—2	=	7,234
3) welche dauernd anwesend waren	=	3,903
Summa I 1—3	=	11,137

II. Die Ortsangehörigen,

1) welche vorübergehend abwesend waren	=	264
2) welche zeitweilig abwesend waren	=	873
Summa II 1—2	=	1,137

3) welche dauernd abwesend waren . . . . . = 1,700

Summa II 1—3 = 2,851

oder 2,837*)

Dann ist die Wohnbevölkerung =

Factische Bevölkerung — den vorübergehend Anwesenden + den vorübergehend Abwesenden in Zahlen, 29,225 — 347 + 262 = 29142.

Dann ist ferner die ansässige Bevölkerung =

Factische Bevölkerung + den vorübergehend und zeitweilig Abwesenden — den vorübergehend und zeitweilig Abwesenden, in Zahlen 29,225 + 1152 — 7235 = 23,128.

Dann ist endlich die rechtliche oder ortsangehörige Bevölkerung =

Factische Bevölkerung — den vorübergehend, zeitweilig und dauernd Anwesenden + den vorübergehend, zeitweilig und dauernd Abwesenden, in Zahlen 29,225 — 11,137 + 2,851 = 20,939.

Will man mit v. Scheel nur unterscheiden zwischen der ortsanwesenden Bevölkerung und der dauernd wohnhaften Bevölkerung, wie v. Scheel sie auffasst, so hat man nur bei der Volkszählung genau zu präcisiren, wer als vorübergehend abwesend betrachtet werden soll, und wer als vorübergehend anwesend. Durch Subtraction der vorübergehend Anwesenden und Addition der vorübergehend Abwesenden fände man die Scheel'sche dauernd wohnhafte Bevölkerung, welche ungefähr der Zollvereinsabrechnungsbevölkerung entspricht.

Sehen wir uns nun noch darnach um, was von verschiedenen Statistikern in separater Darstellung anderer Bevölkerungscombinationen als der factischen geschehen ist, so können wir hier natürlich nur einzelne Beispiele als Muster heraussuchen. In Hessen (Fabricius) sind die Haupteigenschaften der Bevölkerung nicht nur für die factische, sondern auch für die s. g. Zollabrechnungsbevölkerung, ungefähr die dauernd wohnhafte Bevölkerung v. Scheels berechnet. Daneben sind für die anwesenden Fremden und für die abwesenden Ortsangehörigen auch einige Eigenschaften berechnet und publicirt

*) Ganz genau stimmen mir die verschiedenen Angaben bei Fabricius nicht, oder ich verstehe ihn nicht ganz. Einmal bei der rechtlichen Bevölkerung sind angegeben 111 vorübergehend Abwesende und 1040 zeitweilig Abwesende. Summa 1151, dazu 1700 dauernd Abwesende giebt die Obigen 2851. Andererseits sind 1137 als Summe der zeitweilig und vorübergehend Abwesenden nöthig, damit die Summe von 23,128 für die ansässige Bevölkerung herauskommt. Jedenfalls macht die Differenz von 14 Menschen praktisch nichts aus.

worden, also eine Verbindung der beiden Ergänzungsmittel. In Hamburg sind einzelne zufällige und zeitweilige Elemente der Bevölkerung gleichfalls nach einigen Eigenschaften dargestellt worden. Aehnlich in Leipzig. Wenn man nun hierzu ausserdem die Art des Wohnens (wovon unten im III. Abschnitt „die Haushaltungen“) mit in Betracht zieht, kann man neue interessante Eintheilungen der Bevölkerung bilden. So hat Schwabe für Berlin eine Eintheilung in domicilirte und flottirende Bevölkerung versucht.

Domicilirte Bevölkerung.

Haushaltungsvorstände:			
männlich	116,158	141,756	
weiblich	25,598		
Ehegatten resp. Gattinnen:			
männlich	26	105,420	
weiblich	105,394		
Kinder: männlich	122,265	251,621	534,035
weiblich	129,356		
Ständig anwesende Verwandte:			
männlich	7,933	24,353	
weiblich	16,420		
Einzeln lebende Miether und Aftermiether:			
männlich	4,789	10,885	
weiblich	6,096		

Flottirende Bevölkerung.

Commis, Gesellen, Lehrlinge etc.:			
männlich	14,343	15,312	
weiblich	969		
Dienstboten: männlich	6,749	46,463	
weiblich	39,714		
Chambregarnisten: männlich	18,340	24,382	
weiblich	6,042		
Schlafleute: männliche	35,035	43,496	150,072
weibliche	8,461		
Erziehungspersonal:			
männlich	52	444	
weiblich	392		
Sonstige Personen:		8,756	
männlich	3,623	8,312	
weiblich	4,689		

(Fortsetzung der flottirenden Bevölkerung auf der folgenden Seite.)

(Flottirende Bevölkerung. Fortsetzung.)

In öffentlichen Instituten:

für Beherbergung:	männlich .	1,760	2,279
	weiblich .	519	
für Heilung:	männlich . . .	2,019	3,532
	weiblich	1,513	
für Erziehung:	männlich . .	1,074	1,750
	weiblich . . .	676	
für Religion:	männlich . . .	18	29
	weiblich . . .	11	
für Wohlthätigkeit:	männlich .	589	1,511
	weiblich .	922	
für Strafe:	männlich	2,107	2,562
	weiblich	455	

Summa für flottirende und domicilirte Bevölkerung 684,107

An der Gesammtbevölkerung Berlins von 699,981 Seelen fehlt hier nur das Militär in Kasernen, ausschliesslich männlichen Geschlechts = 13,918. Warum Schwabe dieses nicht auch zur flottirenden Bevölkerung gerechnet hat, da gerade Berlin wegen der Garde sich aus allen Theilen Preussens rekrutirt, ist nicht einzusehen; zählt man das Militär der flottirenden Bevölkerung zu, so steigt diese auf 163,990. Ebenso fehlen noch die 1956 zum vorübergehenden Besuch anwesenden Verwandten, diese wären gleichfalls zur flottirenden Bevölkerung zu rechnen, Summa der flottirenden Bevölkerung alsdann 165,946.

Also domicilirt	534,035	= 76,3 %
flottirend	165,946	= 23,7 %
	699,981	= 100 %

Ganz richtig will mir diese Trennung in flottirende und in domicilirte Bevölkerung allerdings noch nicht scheinen, z. B. gehören nicht alle Dienstboten, Chambregarnisten, Schlafleute etc. zur flottirenden Bevölkerung, sondern alle „Berliner Kinder“ sind davon abzurechnen, ebenso gehören schwerlich alle einzelnen directen und Aftermiether zur domicilirten Bevölkerung, immerhin aber ist diese Eintheilung interessant genug, besonders da sie aus denselben Abtheilungen gebildet wird, aus denen auch die 3 Wohnungsarten „im Familienverband“, „in keinem Familienverband“, „in Extrahaushaltungen“

bilden lassen, von denen wir weiter unten handeln.*) Vor allem ergiebt sich bei einer Trennung der beiden Geschlechter, wie stark in der flottirenden Bevölkerung das männliche Geschlecht überwiegt.

männl.	domicilirt	251,171 = 71,5 pCt.		282,864 = 81,7 pCt.		weibl.
	flottirend	100,082 = 28,5 „		65,864 = 18,9 „		
Summa männl.		351,253 = 100 pCt.		348,728 = 100 pCt.		weibl.

Oder von der ganzen Bevölkerung waren 50,2 % Männner, 49,0 % Frauen, von der domicilirten Bevölkerung 47 % Männer, 53 % Frauen, endlich von der flottirenden Bevölkerung 60,4 % Männer, 39,6 % Frauen, trotz der vielen weiblichen Dienstboten.

Die neueste Praxis des deutschen Reiches ist ganz entschieden auf die factische Bevölkerung zurückgegangen, die Schemata für die dieses Jahr stattfindende erste allgemeine deutsche Volkszählung zeigen es auf das Allerdeutlichste, namentlich will man von der ansässigen Bevölkerung nichts wissen, auch die s. g. Zollabrechnungsbevölkerung ist aufgegeben; wozu sollte sie auch beibehalten bleiben, da ja die Einnahmen aus Zöllen und einigen anderen gemeinsamen Steuerhebungen nicht mehr an die einzelnen Staaten vertheilt werden, sondern Reichseinnahmen sind.

In der Anleitung zur Ausfüllung der Volkszählungsformulare steht unter Nr. 3: „Die Volkszählung bezweckt in erster Linie die Ermittlung der ortsanwesenden Bevölkerung. Dieses „in erster Linie" ist aber unbedingt so zu verstehen, dass die Berechnungen nach den verschiedenen Eigenschaften der Menschen nur auf die factische Bevölkerung bezogen werden sollen, denn die vorübergehend Abwesenden werden in die Hauptzählung gar nicht aufgenommen, sondern für dieselben ist eine eigene „Liste für die am Zählungstage etwa von der Haushaltung Abwesenden" gemacht, und von diesen Abwesenden werden viele der Angaben, welche man von den Anwesenden verlangt, gar nicht gefordert, z. B. nicht Mutter-

*) Uebrigens bietet die berliner Volkszählung von Schwabe in sofern einige Schwierigkeiten in der Zusammensetzung, als die Zahlen bei Schwabe s. LI ff. und Seite 12, 13 nicht miteinander stimmen wollten. Es ergaben sich durch Nachrechnungen Druck- oder Rechenfehler: Seite LI in öffentlichen Instituten 11,663 statt 11,575, ebenso flottirende Bevölkerung zusammen darnach 150,072 statt 149,984 und Gesammtbevölkerung 684,107 statt 684,019. Ebenso muss es auf Seite LII unten heissen 11,663 in öffentlichen Instituten statt 11,575. Ausserdem muss es heissen directe und Aftermiether 10,885 statt 10,858. Endlich auf Seite LI in den einzelnen Stadtlheilen muss es heissen in öffentlichen Instituten der Friedrichstadt 1138 statt 1050. Hierdurch scheint der ganze Fehlercomplex entstanden.

sprache, Schulbildung, körperliche und geistige Mängel. Also nach diesen Seiten will man die Wohnbevölkerung oder die rechtliche Bevölkerung, oder die ansässige Bevölkerung nicht berechnen, d. h. man will für alle wissenschaftlichen, socialen, moralischen Beziehungen u. s. w. rein die factische Bevölkerung zu Grunde legen. Dass man namentlich von der s. g. ansässigen Bevölkerung ganz abstrahirt hat, ist deutlich aus dem Verzeichniss Derer, welche unter den von der Haushaltung etwa Abwesenden nicht zu verzeichnen sind, nämlich „die im activen Militairdienst oder zur Ausbildung (Studenten, Gymnasiasten, Lehrlinge u. s. w.) oder als Dienstboten, Gesellen u. s. w. oder als Strafgefangene aus ihrer Familie abwesenden Personen". Gerade diese Personen sind aber diejenigen, welche, um die ansässige Bevölkerung von Fabricius zu finden, gekannt werden müssen. Hoffentlich wird man bei dem Entschluss, die Hauptberechnungen auf die factische Bevölkerung zu beziehen, auch künftig stehen bleiben, wobei es allerdings wünschenswerth wäre, wenn die Mittel dazu reichen die Erhebungen und Publicationen der Art zu machen, dass man durch Addition und Subtraction gewisser Bevölkerungsbestandtheile auch andere Combinationen der Bevölkerung nach den wichtigsten Eigenschaften wenigstens, welche man bei der factischen Bevölkerung beobachtet, berechnen kann.

Was die Publication für einen ganzen Staat angeht, z. B. für das deutsche Reich von 40,000,000 Einwohnern, so glauben wir, übereinstimmend mit dem Vorschlag der Zollvereinscommission, mit der factischen Bevölkerung auskommen zu können, da diese von den andern Bevölkerungsarten wenig differiren wird, z. B. von der Bevölkerung mit dauerndem Aufenthalt nur um so Viele, als die anwesenden Fremden die abwesenden Einheimischen überwiegen, oder hinter den abwesenden Heimischen zurückbleiben.

Städte, welche eine eigene Publication über ihre Zählung veranstalten, werden allerdings, wenn man daraus ein richtiges Bild der Stadt, eine wahre ziffermässige Stadtbeschreibung erhalten soll, nicht umhin können, die Zusammensetzung der Bevölkerung ziemlich detailirt zu geben, aber vielleicht dürfte es unnöthig sein, diese Bevölkerungsbestandtheile nach all ihren Eigenschaften ebenso zu schildern, wie die ganze zu Grunde gelegte factische Bevölkerung, denn zu einer wissenschaftlichen Weiterverarbeitung, z. B. um statistisch gewisse volkswirthschaftliche und sociale Gesetze zu finden, ist das Material selbst von grossen Städten noch meistens zu klein.

In sofern auf die Bevölkerung alle volkswirthschaftlichen und socialen und ethischen Erscheinungen bezogen werden sollen, also für alle Berechnungen per Kopf der Bevölkerung ist es meistens nicht nöthig, die Bevölkerung nach Alter, Civilstand, körperlichen Gebrechen etc. zu kennen, die Zahl genügt hier; so lange man nicht die durchschnittliche Jahresbevölkerung kennt, bleiben freilich alle Berechnungen z. B. Consumtion per Kopf, wie wir oben gezeigt haben, von sehr zweifelhaftem Werth und kann man nicht einmal sagen, auf welche Bevölkerung man dieselbe beziehen soll; in der einen Stadt giebt die Bevölkerung mit dauerndem Aufenthalt ein richtigeres Bild, in einer andern Stadt die factische Bevölkerung, je nachdem welche der durchschnittlichen Jahresbevölkerung am nächsten kommt.

Jedenfalls glauben wir aber im Gegensatz zu vielen Schriftstellern über die Volkszählungen, dass nicht bald die eine bald die andere Bevölkerungscombination zu Grunde gelegt werden darf, sondern dass man immer dieselbe zu nehmen hat. Wollte man z. B. die Consumtion per Kopf der Bevölkerung auf die factische Bevölkerung beziehen, die Production per Kopf auf die mit dauerndem Aufenthalt, so wäre eine Beziehung der durchschnittlichen Consumtion per Kopf auf die durchschnittliche Production per Kopf unthunlich. Gerade die Production meinen viele auf den Kopf der Bevölkerung mit dauerndem Aufenthalte beziehen zu müssen, da die vorübergehend Anwesenden an der Production des Ortes nicht Theil nähmen, wohl aber die vorübergehend Abwesenden. Beides ist nicht ganz genau richtig, denn es kann jemand in vorübergehender Anwesenheit an der Production des Ortes Theil nehmen, und ebenso kann ein vorübergehend Abwesender an der Production des Ortes, in welchem er dauernd seinen Aufenthalt hat, nicht Theil nehmen. Gerade ob viele Leute vorübergehend an einem Orte z. B. einem Badeorte faulenzen, bestimmt den Productionscharakter oder richtiger gesagt, den Nichtproductionscharakter dieses Orts in hohem Maasse. Wenn man das durchschnittliche Product per Kopf der Bevölkerung in verschiedenen Orten mit einander vergleichen und daraus Schlüsse ziehen will, muss man immer den ganzen Productionscharakter des Ortes berücksichtigen, d. h. man muss ausser der absoluten Grösse der Production und der relativen per Kopf der ganzen Bevölkerung, auch die Production vertheilen auf diejenigen, welche an der Production wirklich Theil nehmen, d. h. das Product durch die selbständigen Producenten dividiren.

Wollte man, um die durchschnittliche Production per Kopf zu finden, diejenigen auslassen, welche als vorübergehend Anwesende an der Production sich nicht betheiligen, so müssten ebenso alle diejenigen ausgelassen werden, welche dauernd anwesend sind, aber dauernd an der Production nicht Theil nehmen, also wäre durch die Beziehung der Production auf die Bevölkerung mit dauerndem Aufenthalt weiter nichts gewonnen, als dass man die möglichen Beziehungen zur Consumtion per Kopf eingebüsst hätte; welch interessante Gesichtspunkte aber eine solche Beziehung der Production zur Consumtion eröffnet, hat Engel in einer seiner geistvollsten Abhandlungen gezeigt.*)

Was nun speciel Riga angeht, so fragt es sich, was v. Jung-Stilling nach Art anderer Städtestatistiker hätte thun müssen, um Andern die Möglichkeit zu geben, aus einer factischen Bevölkerung, welche er unseres Erachtens mit Recht der Volksbeschreibung zu Grunde legt, einige der sonstigen Bevölkerungscombinationen zu finden?

Die Frage ist hier eine doppelte.

1) Was hätte, wie einmal die Zählung gemacht war, publicirt werden können, resp. publicirt werden müssen.

2) Was hätte man, um es publiciren zu können, in der Volkszählung noch ermitteln müssen.

Aus der Volkszählung, wie sie gemacht war, konnte Dreierlei publicirt werden, es ist aber nur Eins publicirt worden. Dieses Eine betrifft die Hingehörigkeit der in Riga gezählten factischen Bevölkerung. Es war in Nr. X der Haushaltungsurliste gefragt worden, „zu welcher Stadt, zu welcher Gemeinde; bei Ausländern zu welchem Staat gehörig. Bei Personen derjenigen Stände, welche nicht angeschrieben zu sein pflegen, als z. B. erbliche Edelleute, Geistliche u. s. w. deckt sich der Begriff der Hingehörigkeit mit der Ansässigkeit".

Nach der angeführten Spalte X sind die Tabellen 106 und 107 auf Seite 302 und 304 gearbeitet worden, d. h. die ortsanwesende Bevölkerung nach ihrer Hingehörigkeit, einmal summarisch und dann nach beiden Geschlechtern. Diese Tabellen sind namentlich

*) Engel. Die vorherrschenden Gewerbszweige in den Gerichtsämtern mit Beziehung auf die Productions- und Consumtionsverhältnisse des Königreiches Sachsen. Zeitschrift des Statistischen Bureaus des königlich sächsischen Ministeriums des Innern. Dritter Jahrgang, 1857. S. 129 ff.

für eine Seehandelsstadt sehr dankenswerth. Die ortsangehörige Bevölkerung kann man daraus leider noch nicht finden, denn es fehlen die ortsangehörigen Nichtanwesenden. Diese nicht Anwesenden machen nun aber gerade die Schwierigkeit, denn die Ortsangehörigen, welche keine Familienangehörigen in ihrem Ort haben, entziehen sich der Zählung so lange, bis alle Staaten publiciren, wie viele Angehörige fremder Staaten und fremder Orte bei ihnen sich aufhalten. Die Staaten werden aber schwerlich sobald sich bereit finden, alle Nichtstaatsangehörigen nach den Gemeinden, denen sie angehören zu classificiren. Schon eine genaue Statistik, welchen fremden Staaten dieselben angehören, erfordert bei den vielen Staaten einen grossen Publicationsraum. Ist eine vollständige Statistik der Staatsangehörigen schon schwer, so ist eine der ortsangehörigen Bevölkerung oder der rechtlichen Bevölkerung in diesem Sinne kaum zu ermitteln. Zudem steht nicht einmal fest, was unter ortsangehöriger Bevölkerung zu verstehen ist. Das bringt Engel zu der Aeusserung: „Es liegt an dem zur Zeit in Deutschland noch so mangelhaft ausgebildeten öffentlichen Recht der Gemeinden, dass der Begriff der ortsangehörigen Bevölkerung ein so schwankender ist. Weder die neuesten theoretischen Schriften, noch die in den einzelnen Ländern erlassenen Gesetze über das Gemeindewesen gewähren genügende Anhaltspunkte zur klaren und scharfen Definition obiger Begriffe. Was aber begrifflich noch nicht fest steht, ist auch statistisch nicht fassbar, und so bleibt dem Statistiker nur der Ausweg der durch die Verhandlungen des letzten statistischen Congresses in Florenz empfohlen worden ist. Nach langen Debatten kam man dort allgemein zu der Ansicht, dass die in der factischen Bevölkerung mitbegriffenen zufälligen und nur zeitweiligen Elemente so darzustellen seien, dass ihre Trennung von den Elementen stabilen Charakters möglich sei".

Eine ortsangehörige Bevölkerung von Riga aufzustellen, konnte man also von dem Herausgeber der rigaschen Volkszählung nicht erwarten, und die Forderungen des statistischen Congresses von Florenz, die Ausscheidung der zufälligen und zeitweiligen Elemente der Bevölkerung zu ermöglichen, ist für die nicht ortsangehörige Bevölkerung geschehen; es hätten aber, wenn man einmal die Publication blos der factischen Bevölkerung verliess, auch andere zufällige und zeitweilige Elemente der Bevölkerung, welche ermittelt waren, so publicirt werden müssen, dass man dieselben aus der factischen Bevölkerung ausscheiden kann.

Eine solche weitere Frage war gestellt nach der Ansässigkeit; „als Ort der Ansässigkeit soll in zweifelhaften Fällen der gelten, wo man seinen eingerichteten Hausstand hat oder zu einem solchen gehört; sollte jemand solcher mehrere haben, so gilt er in dem Ort des Hausstandes für ansässig, in welchem er sich zum Zählungstermin befindet". Die Leute, welche nicht in Riga ansässig sind, werden mit denen übereinstimmen müssen, welche in § 3 der Instruction für die Eintragung erwähnt sind — mit den Worten „wer in der Haushaltung nicht wohnt, aber die Nacht in der Haushaltung zugebracht hat, dessen Nummer wird unterstrichen" und welche zugleich nicht in einer andern Haushaltung Riga's noch einmal nach § 4 als durchstrichen vorkommen. Dieser § 4 lautet: „Wer in der Haushaltung wohnt, aber die Nacht nicht in der Haushaltung zugebracht hat, weil er entweder auf der Arbeit, zu Gast, auf der Wache, auf Fahrten oder sonst wo nächtigte, wird in der Zählungsliste seiner Haushaltung mit allen Angaben verzeichnet, aber die vor seinem Namen stehende Nummer wird schräge durchstrichen (so: \). In der letzten Rubrik der Liste ist zu bemerken, wo er die Nacht über gewesen ist". Ein solcher durchstrichener Haushaltungsangehöriger wird nämlich mit je einem andern nach § 3 Unterstrichenen sich decken, wenn er in einer Haushaltung Riga's die Nacht zugebracht hat und dort unterstrichen war. Also die Unterstrichenen und nicht in einer andern Haushaltung Riga's zugleich Durchstrichenen sind in Riga nicht ansässig, sondern anderwärts, und müssen demnach mit den in Rubrik IX Aufgeführten nicht in Riga Ansässigen sich decken. Umgekehrt sind die Durchstrichenen und nicht in einer andern Haushaltung Riga's zugleich Unterstrichenen zwar in Riga ansässig, aber „irgend eine Zeit lang" von Riga abwesend.

Aus den Haushaltungslisten findet man darnach die factische Bevölkerung bei Auslassung der mit durchstrichenen Nummern Eingetragenen, und eine „andere Bevölkerungscombination" bei Auslassung der mit unterstrichenen Nummern Eingetragenen.

Das stimmt fast wörtlich mit dem, was v. Jung auf Seite VI der Einleitung zu den Resultaten sagt: „Es ergiebt sich aus dem Zählungsplan, dass die Zählung der Stadt Riga gleichzeitig die factische und die ansässige Bevölkerung umfasste, indem bei Auslassung der mit durchstrichenen Nummern Eingetragenen sich die factische und bei Fortlassung der mit unterstrichenen Nummern Eingetragenen sich die ansässige Bevölkerung darstellen liess. Die Verarbeitung hat nur die factische Bevölkerung getroffen, weil eine

doppelte Verarbeitung die Kräfte des statistischen Büreaus überstieg und eine theilweise Verarbeitung sowohl des einen als des andern Bevölkerungscomplexes wohl nicht gerechtfertigt hätte werden können."

Wir haben, wie gesagt, nichts dagegen, dass die Verarbeitung nach allen erhobenen Eigenschaften der Menschen nur für die factische Bevölkerung gemacht wurde, allein es hätten wenigstens, ohne die Verarbeitung auf alle Eigenschaften, in den blossen Zahlen vielleicht nach Geschlecht getrennt (wie in Tabelle 106 und 107 mit der Hingekörigkeit geschah) die zufälligen und zeitweiligen Elemente der Bevölkerung publicirt werden können ohne die Kräfte des statistischen Büreaus zu übersteigen.

Es hätten nur gezählt werden müssen: 1) die Durchstrichenen und nicht in einer andern Haushaltung Riga's zugleich Unterstrichenen, d. h. die in Riga ansässigen (oder wohnenden) aber „irgend eine Zeit lang" Abwesenden; 2) die Unterstrichenen und nicht zugleich in einer andern Haushaltung Riga's Durchstrichenen, d. h. die in Riga nicht ansässigen (oder wohnenden) aber „irgend eine Zeit lang" in Riga Anwesenden. Es wäre dafür nicht mehr Zeit und mehr Raum nöthig gewesen, als doppelt so viel wie für die 2 kleinen Tabellen der Hingehörigkeit, und Jedermann hätte durch einfache Addition der irgend eine Zeit lang Abwesenden und gleichzeitige Subtraction der irgend eine Zeit lang Anwesenden eine „andere" Bevölkerungscombination berechnen können. Ob man nun aber diese andere Bevölkerungscombination die „ansässige" nennen darf oder nennen soll, ist noch einen Augenblick zu untersuchen.

Jedem Gelehrten steht es ja freilich, wie schon oben bemerkt wurde, frei eine gewisse Art der Bevölkerungscombinationen als „ansässig" zu bezeichnen, so auch v. Jung-Stilling; allein dann hätte v. Jung-Stilling, da man gewöhnlich unter ansässiger Bevölkerung die Fabriciussche Auffassung versteht, sagen sollen, dass er darunter die von Fabricius gemeinte und oftmals vertheidigte ansässige Bevölkerung nicht verstehe, denn unter die ansässige Bevölkerung Riga's würden nach Fabricius gehören Gesellen, Gehülfen, Dienstboten, Gesellschafterinnen, Pensionäre, Pflegkinder, die zu den Fahnen einberufenen Militärpersonen, die Verpflegten in Krankenanstalten, die Gefangenen in Gefängnissen, welche nicht in Riga, sondern beliebig anderwärts wohnen und nur in Riga ihren dauernden Wohnsitz haben oder unselbständige Angehörige von in Riga dauernd Wohnenden sind. Alle die genannten Personen sind doch

gewiss nicht solche „welche in einer rigaschen Haushaltung wohnen, aber die Nacht nicht in der Haushaltung zugebracht haben, weil sie entweder auf der Arbeit, zu Gast, auf der Wache, auf Fahrten, oder sonst wo genächtigt haben." Die factische Bevölkerung nach Abzug dieser Durchstrichenen und nicht in einer andern Haushaltung Riga's zugleich Unterstrichenen würde viel mehr der Wohnbevölkerung von Fabricius oder der dauernd wohnhaften Bevölkerung von v. Scheel einigermaassen entsprechen. Jedenfalls könnte, wenn eine Tabelle der Unterstrichenen und nicht zugleich Durchstrichenen, so wie der Durchstrichenen und nicht zugleich Unterstrichenen existirte, durch Addition der Letzteren und Subtraction der Ersteren eine interessante neue Bevölkerungscombination geschaffen werden, wie die Städtestatistiken von Berlin, Hamburg, Leipzig etc. dieselbe ermöglichen. Diese zufälligen und zeitweiligen Elemente der rigaschen Bevölkerung, welche ja behufs Vermeidung von Doppelzählungen nach der sehr guten Special-Instruction bis in's Detail berechnet waren, auf 4 Tabellen von zusammen 8 Seiten zu publiciren hätte gewiss v. Jung-Stilling leicht durchsetzen können, so gut als er die 2 Tabellen über die Hingehörigkeit der Bevölkerung, welche nicht einmal zur Controle berechnet werden mussten, in seine Publication aufzunehmen vermochte.

Dorpat, im September 1871.

E. Laspeyres.

Kurländische Correspondenz.

Im Laufe des nächsten Monats versammeln sich in den beiden Nachbarstädten an der Düna und an der Aa die Körperschaften, in denen sich das politische Leben der beiden Provinzen hauptsächlich manifestirt. Drüben in Riga schaut dann die Statue Plettenbergs aus ihrer Nische im Winkel auf die Landräthe und Kreisdeputirten herab, welche an ihr und dem Nachtwächterhäuschen zu ihren Füssen vorüberschreitend hinaufsteigen die marmornen Stufen zu den Sitzungen des livländischen Adelsconvents. Es sind dieses mal nicht die bunten Schaaren, die zum Landtage eingehen, sondern die Väter und Onkel des Landes, welche regelmässig 2 mal jährlich, und wenn es dem Landmarschall und residirenden Landrath nothwendig erscheint, auch zu ausserordentlichen Terminen, 24 an der Zahl, versammelt werden. Hüben in Mitau ist ordinärer Landtag, d. h. es ist die 3jährige Frist verflossen, die zwischen den regelmässigen Berathungen der Deputirten der Ritterschaft verfliessen darf. Doch ich habe eben nicht mehr ganz zeitgemäss gesprochen. Vor anderthalb Jahren kam hier zu Hauf alles was Mitbruder heisst in Kurland, und diese brüderliche Conferenz sann darüber nach, dass im Laufe der Zeit sich hie und da Leute eingefunden hatten, die nicht Mitbrüder waren, sondern Mitvettern oder andere sehr entfernte Verwandte, kurz dass sich das Volk gemehret hatte und Abraham nicht mehr allein war im Lande. Da ward beschlossen, dass auch den Nichtindigenen und Nichtedelleuten, welche ein Rittergut besässen, das Stimmrecht zum Landtage eingeräumt werden solle, und so ist es denn gekommen, das nun ein Landtag zusammentritt, der nicht mehr ausschliesslich ritterschaftlich sein wird. In dem Ausdruck „Ritter- und Landschaft“, der sich seit der Ordenszeit erhalten hat,

könnte nun ein neuer Sinn sich festsetzen; was aber aus der alten und gesetzlich sanctionirten Bezeichnung Mitbruder werden soll, weiss ich nicht. Eben so unergründlich ist es mir, ob durch diese Neuerung ein neues und helleres Licht entzündet werden wird zu Mitau im Casino „an der Bäche". Zu Mitau im Casino an der Bäche werden 33 Deputirte von 33 Kirchspielen die teppichbelegte Treppe hinaufwandeln, ein jeder sein Endchen patriotischen Lichtes in der Tasche, wie er es von Hause mitbekommen hat. Denn so ist es Brauch bei uns: der Landbote darf nur leuchten so weit seine Nachbarn im Kirchspiel es ihm erlauben, und sein Endchen Licht, welches er dazu mitbekommt, ist seine Instruction. Dieses Endchen aber wird gezogen im Kirchspiel wenn sich die eingesessenen Rittergutsbesitzer zur Landtagsconvocation bei Hennig oder Müller oder Henselt im nächsten Städtchen zusammenfinden.

Oft hört man in Livland die Verfassung unseres kurischen Landtages gegenüber derjenigen des livländischen rühmen. Die Massenanhäufungen in Livland bilden allerdings einen schwerfälligen Körper. Wie soll man von etwa 250 Männern, die das Jahr über vollauf mit ihrer Wirthschaft zu thun haben und denen man nur wünschen muss, dass sie durch ihre Wirthschaft noch mehr in Anspruch genommen werden mögen, erwarten, dass sie oder doch die Mehrheit von ihnen nun auf Trommelschlag plötzlich sich darüber klar werden, welche die beste Lösung der oder jener grossen Frage des Gemeinwohls sei? Entweder diese Massenlandtage thun wenig mehr, als Commissionen von Sachverständigen einsetzen, denen die Lösung aufgegeben wird; dazu, nämlich solche Commissionen zu ernennen, bedarf es aber nicht eines so mühseligen und kostbaren Apparats, als der Massenlandtag es ist. Oder diese Versammlungen thun wieder sehr wenig: sie schwören *in verba magistri*, d. i. des oder jenes Parteiführers, resp. auf den brüderlichen Conferenzen in Kurland des Landesbevollmächtigten. Dass dieses Vergnügen auch etwas theuer bezahlt wird, ist klar. Noch ein drittes giebt es, was die Massenversammlungen vielleicht thun: sie lernen, und zwar baltische Politik, gemeinnützige Thätigkeit. Kann sein — kann auch nicht sein, sagt der Mann in der Comödie. Der livländische Landtag, ich gebe es zu, bildet politisch, er weckt und entwickelt das Verständniss für die Landesinteressen. Aber jedes Ding auf dieser börsenmässigen Welt hat seinen Preis, und ich zweifle, ob das Quantum Verständniss, welches ein Landtag producirt, die Kosten des Landtages deckt. Ich rechne zu diesen Productionskosten nicht

blos die Zeit und das Geld, welche von 250 Gutsbesitzern, die 3 oder 4 Wochen in Riga leben müssen, zur Erlangung jenes Verständnisses verausgabt werden. Ich rechne etwas uneigentlich zu den Productionskosten auch die Nachtheile, die für das Land dadurch entstehen, dass vermöge der Masse der Landtagsglieder wichtige Fragen nur sehr populär und flüchtig behandelt werden wollen, weil die Masse nicht monatelang in Riga sitzen kann. Noch weit weniger verständnissproductiv als der livländische Landtag ist natürlich die kurische brüderliche Conferenz. Denn dort kämen mein Freund und ich doch wenigstens alle 3 Jahre dazu, etwas Kluges von der Tribüne herab zu hören, und was wir heute nicht verstanden haben, darüber geht uns vielleicht über 3 Jahre ein Licht auf. Hier in Kurland aber fällt es unserm Landesbevollmächtigten vielleicht in 12 Jahren einmal wieder ein, meinen Freund und mich ins Casino einzuladen. Wie sollen wir da uns verständnissvoll patriotisch entwickeln? Etwa auf den Landtagsconvocationen? Kann sein — kann auch nicht sein. Wir wollen uns die Sache näher ansehen.

Wenn ein Landtag bevorsteht, dann beruft der Kirchspielsbevollmächtigte die eingesessenen Stimmberechtigten, und sie versammeln sich und wählen einen Deputirten. Etwaige Wünsche werden verlautbart und durch Majoritätsbeschluss in die dem Deputirten zu ertheilende Instruction aufgenommen. Diese Instruction bringt der Landbote auf die Landbotenstube zum Relationstermin, es werden aus den Instructionen und andern Anträgen der Regierung oder privater Personen die Deliberatoria zusammengestellt und der Deputirte kehrt in die Heimat zurück. Hier versammeln sich wieder die Eingesessenen und berathen die Deliberatoria mit Beleuchtung durch den Deputirten. Die gefassten Beschlüsse werden in die Instruction aufgenommen, der Deputirte trägt sie zum Instructionstermin nach Mitau und die Quintessenz aller Beschlüsse der 33 Kirchspiele bildet den Landtagsschluss. Was ist nun das Rühmliche an dieser Verfassung? Offenbar das, dass von etwa 250 Stimmberechtigten auf der Landbotenstube nur 33 zur Discussion der Sachen zugelassen werden. Die Verhandlungen auf der Landbotenstube sind vielleicht gediegener als sie bei einer Massenversammlung wären, sie sind weniger kostbar und kürzer. Aber was hier an Zeit und Reden erspart wird, das wird doppelt verschwendet in den Kirchspielsversammlungen. Hier werden oft die wichtigsten Dinge einer Versammlung von 10 oder 15 Männern vorgelegt, die bis dahin nie etwas von der Existenz einer Frage, wie der nun in 2 oder 3

Stunden zu lösenden gehört haben. Besten Falls haben sie sich zu Hause etwas die Sache angesehen. Es wird z. B. eine völlige Umwälzung der Steuerverhältnisse, oder gar der Verfassung der Versammlung vom Kirchspielsbevollmächtigten präsentirt. Ein gediegenes Exposé begleitet das Deliberatorium. Es handelt sich hier um Dinge, über die die gescheutesten Fachleute, Minister und Professoren in ganz Europa sich vergeblich den Kopf zerbrechen. Das Kirchspiel muss aber ja oder nein dazu sagen. Wären die Herren auf einer Massenversammlung in Mitau, nun so darf man annehmen, dass manche Leute sich finden würden, die von der Sache etwas verständen und den Laien aus dem Kirchspiel die Sache klar legen könnten. Nun aber ist unter den 10 oder 15 niemand, der sich je mit Steuern beschäftigt hätte, ausser dass er sie zahlte; niemand vermag Aufklärung zu ertheilen, sogar der Gewinn an Verständniss, den die Massenversammlung brächte, geht hier verloren. Am Ende — ein gutes Rath ist noch vorhanden — einigt man sich auf „ja", denn die Leute in Mitau und der Ritterschaftscomité werden das Ding doch bedacht haben. Man schreibt also in die Instruction die Zustimmung zu der Proposition und noch manches Andere was man will und nicht will. Damit wird der Deputirte wieder seines Weges gesandt. Er wallfahrtet nun wieder an die Bäche und hier ist es seine heiligste Aufgabe, von dem kostbaren Inhalt des Töpfchens, welches seine Instruction heisst, keinen Tropfen zu verschütten, sondern ihn unversehrt in den gemeinsamen Braukessel hinüberzubringen — oder wenn das besser klingt, auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Denn so steht es geschrieben in unseren Gesetzen, als da sind: Regimentsformel, Provinzialrecht und Landtagsordnung. Letztere sagt z. B.: „Da derselbe (d. h. der Deputirte) mit der Uebernahme seiner Instruction es angelobt, seine etwanigen abweichenden Meinungen und Ueberzeugungen der bestimmten Vorschrift und dem wahren Geist und Sinn der Instruction unterzuordnen, so ist die mindeste Abweichung, geschehe sie auch in der besten Absicht, die höchste Verletzung der Ehrenpflicht und ein unverzeihlicher Wortbruch, den die älteren Gesetze mit dem Verluste des Indigenats zu beahnden vorschreiben." Auf der andern Seite ist der eingesessene Stimmberechtigte nicht befugt, die auf ihn gefallene Wahl zum Deputirten ohne ganz besondere Verhinderungsgründe, zu denen die Abweichung von der Meinung der Instruction nicht gehört, abzulehnen. Vergegenwärtige man sich nun die Lage eines gewissenhaften Deputirten. Er wird

zum Vertreter des Kirchspiels ernannt noch ehe er weiss was er vertreten soll, denn das erfährt er in der Hauptsache erst beim zweiten Termin. Er muss die Vollmacht annehmen und dann muss er für eine Sache plädiren, wo er seiner persönlichen Ueberzeugung nach gegen sie sehr viel, für sie nichts anzuführen hätte. Schlechte Advocaten, schlechte Diplomaten und sophistische Philosophen haben es wohl vermocht, in derselben Sache einmal pro und das andere mal contra zu sprechen oder eine Sache mit Energie zu vertheidigen, die sie für sehr schlecht hielten. Es ist aber doch hart, diese Fähigkeit bei Androhung der höchsten Ehrenstrafen von 33 Deputirten zu verlangen, welche sich diesem Amte nicht einmal entziehen können.

Was ist nun die Folge dieser Verfassung, welchen allgemeinen Charakter begründet sie? Die laufenden Geschäfte des Landes werden von dem Ritterschaftscomité geführt. Der, oder das, oder, wie die Gesetze auch sagen, die Comité ist eine ständige Behörde, welche alle Fäden in der Hand hält, im Lande sowohl wie in der Residenz. Der-die-das Comité weiss ziemlich genau, was auf dem Landtage zur Sprache kommen wird und welcher Wink nöthig ist, um diesen oder jenen Gegenstand zur Sprache zu bringen oder zu beseitigen. Derdiedas kann sich also ziemlich genau instruiren über die einzelnen Materien. Kommt nun eine Materie zur Verhandlung, deren Sinn und Natur nicht so gänzlich offen auf der Hand liegen, dass sie in den Kirchspielsversammlungen im Laufe einer Stunde erschöpfend behandelt werden könnte, so sucht das Kirchspiel herauszufühlen, was die Meinung jenes geschlechtslosen Wesens im Casino sei. Das ist meist leicht zu ergründen, denn die Deliberatoria sind gewöhnlich so gestellt, dass darauf mit ja oder nein geantwortet werden kann, und werden von Erläuterungen begleitet, die mit einiger Deutlichkeit oder auch ausdrücklich die Meinung des Comités ergeben. Da nun die wichtigeren Fragen zugleich auch die complicirteren zu sein pflegen, deren gründliche Behandlung dem Kirchspiel gar nicht oder kaum möglich ist, und da ferner es dem Deputirten nicht überlassen werden darf, sich eine eigene Meinung in Berathungen auf der Landbotenstube zu bilden und dann diese zu vertreten, da endlich der Deputirte höchstens einige Wochen Zeit hat, um den Gegenstand zu überlegen und vielleicht, wenn er sich eine eigene Ansicht darüber hat bilden können, die Kirchspielsversammlung für diese Ansicht zu gewinnen, so folgt, dass in der Regel die Meinung des Comités auch die des Landes sein wird. Dass eine ständige Vertretung des Landes stets das grösste Gewicht in jeder Landes-

versammlung haben muss, ist natürlich, und der Unterschied besteht nur in dem Grade dieses Gewichtes. Bei uns nun rührt sich die Wagschale, in welcher Derdiedas sitzt, bei wichtigeren und complicirteren Sachen kaum vom Boden. — Ausserdem gewinnt der Charakter eines Deputirten durchschnittlich folgendes Aussehen. Da er streng an die Instruction gebunden ist, so scheint es ziemlich gleichgültig, ob er eine eigene Meinung und welche er sich gebildet hat. Die eigene Meinung hat nur dann Werth wenn sie zufällig mit der des Kirchspiels zusammenfällt. Das Kirchspiel hat beschlossen — der Deputirte ist nur Mund des Kirchspiels — da ist's kaum nöthig, darüber nachzudenken, ob der Beschluss dem Deputirten auch richtig scheint, denn es hälfe doch zu nichts. Die Verantwortung ruht auf dem Kirchspiel, nämlich die Verantwortung für die reifliche Ueberlegung und für die Fassung des Beschlusses nach ernster Erwägung und bestem Wollen. Daher ziehen sich die tüchtigsten Kräfte leicht von der Uebernahme des Mandats zurück und überlassen es oft weniger tüchtigen Leuten, die sich womöglich noch gar keine Meinung, die ihnen bei Vertretung ihrer Instruction hinderlich sein könnte, gebildet haben, auf der Landbotenstube zu sagen, was in der Instruction steht. Die natürliche Folge dieses Einflusses der Instruction ist wiederum, dass das Gewicht des Comité's gegenüber solchen Deputirten, die mit geringer Verantwortlichkeit und Sachkenntniss ihm gegenübertreten, vermehrt wird.

So ist das heutige Verhältniss. Ob es nun aber so wie es ist gut oder schlecht sei — ist, so paradox es klingt, eine andere Frage, so gut als es bis heute noch unentschieden bleibt, ob Monarchie oder Republik die bessere Staatsform sei. Ich würde mich sogar in unserm Fall gewiss für die Monarchie aussprechen, und zwar aus dem bekannten Grunde dass, wie die Geschichte zeigt und die Psychologie bestätigt, der Staat in gewissen Krisen der Monarchie, des Absolutismus, ja der Dictatur bedarf. Wir könnten aber wohl in unserm vorliegenden Falle ein wenig „beschränkte Monarchie" brauchen. Das würde sich machen wenn die Instructionen, die geschlossenen Vollmachten der Deputirten abgeschafft würden. So viel mir bekannt ist erklärte die vorigjährige brüderliche Conferenz sich mit dem Grundgedanken eines diese Richtung einschlagenden Antrages einverstanden und setzte eine Commission nieder, welche auf diesem Grundgedanken ein praktisches Project erbauen und dasselbe dem nächsten Landtage vorlegen sollte. Der bevorstehende Landtag wird also über diese Neuerung wahrscheinlich beschliessen. Aber er hat

noch nicht beschlossen und der „Grundgedanke“ könnte also wie Geister und Gespenster zu derselben Thür wieder hinausgeführt werden, zu welcher er hereinkam.

Einige Schattenseiten der Instruction haben wir im Allgemeinen besprochen. Nun führt man aber wohl gegen die Abschaffung der Instruction noch an, dass dann die Bedeutung der Kirchspielsversammlungen ganz herabsinken werde und damit das Interesse und des Verständniss für Landessachen und Landespolitik bei den Eingesessenen noch mehr schwinden werde. Aber hat denn die Instruction wirklich das Interesse und Verständniss gefördert? Kann mein Verständniss eines Gegenstandes dadurch gefördert werden, dass ich über ihn ein Urtheil fällen muss auch wenn ich nichts von der Sache verstehe? Offenbar wird mein Verständniss nicht durch mein Ja oder Nein gefördert, sondern nur durch Auseinanderlegungen über den Gegenstand seitens eines besser damit Vertrauten. Solche Sachverständige werden sich für die complicirteren Dinge nur selten im Kirchspiele, viel leichter in der Landbotenstube finden. Hier wirken aber ihre noch so logischen Deductionen wenig, denn der Schwerpunkt der Beurtheilung liegt formell im Kirchspiel und auf dieses kann der sachverständige Landbote auf der Landbotenstube nur indirect wirken, nämlich durch den Landboten des betreffenden Kirchspiels. Die trefflichste Logik, die wuchtigste Energie der Gesinnung, die auf der Landbotenstube aufgewandt werden, haben besten Falles nur die Kraft des Mondlichtes, das im Kirchspiel „trüb durch gemalte Scheiben bricht“. Denn so Unerhörtes unsere Gesetze vom Landboten fordern, so ist doch nicht zu erwarten, dass er die Logik und Kraft der Deductionen von der Landbotenstube einige Wochen später noch rein und klar in seinem Busen umhertrage und seinen Committenten überliefere. Wenn also, was formell sein soll, nämlich dass der Schwerpunkt des Landtages in den Kirchspielen ruhe, factisch wäre, so würden Verständniss und Interesse für die Landesangelegenheiten dadurch doch nicht gefördert, vielmehr würde der nothwendig vorhandene Mangel an Verständniss grade für die wichtigeren Gegenstände eine eben so mangelhafte Behandlung derselben zur Folge haben, und also ein Unglück für das Land sein. Zum Glück ist dem nun nicht so, zum Glück liegt der Schwerpunkt materiell nicht in den Kirchspielen, sondern in der Landbotenstube, und da zwar in dem Derdiedas zur Linken des Landbotenmarschalls. Führte man den Plan, die Instruction abzuschaffen, aus, so verlöre also das Land nichts an politisch-pädagogischen Cursen, und

die Landboten wären wirkliche Deputirte oder, wie man es bei uns jetzt nennen will, Delegirte. Sie kämen aus ihrer gesetzlich unmöglichen Stellung heraus, könnten Beschlüsse fassen, die wirklich Beschlüsse des Landes und nicht allein des Comités wären, und sie könnten immer noch ihren Kirchspielseingesessenen über ihre Thätigkeit Rechenschaft ablegen. Der Comité würde freilich etwas beschränkt werden. Aber mir scheint, Derdiedas bliebe auch dann noch mächtig genug. Und das kommt daher: in Kurland ist der Landesbevollmächtigte nicht wie in Livland der Landmarschall nur so zu sagen diplomatischer Geschäftsträger. Bei Ihnen herrscht der residirende Landrath, und da derselbe alle Monate einmal wechselt, so kann kein stetiges, kein einheitliches, kein consequent energisches Regiment sein. Der Landmarschall hat bald diesen, bald jenen *spiritus rector* über sich und auch er kann daher nicht die gehörige Continuität in seine Geschäfte bringen, ja er hat manche Aehnlichkeit mit unserm Deputirten. Ihr Landmarschall kann sich in seinen Actionen so wenig frei bewegen und hält die Geschäfte im Einzelnen wie im Ganzen so wenig in der Hand, dass es schon um deswillen kein grosser Schaden ist wenn er alle drei Jahre wechselt, wie es wirklich zu geschehen pflegt. Die Verfassung erlaubt ihm gar nicht, im Lande und in der Residenz Wurzel zu schlagen, und so ist die Person bei Ihnen von geringer Bedeutung in dieser Hinsicht. Bei uns ist das Gott sei Dank anders. Da hat mit Ausnahme der Landtagszeit der Landesbevollmächtigte allein was zu sagen und ihn umgeben nur die wenigen Glieder des Comités, die ebenfalls ständig sind. Dadurch ist der tüchtige Landesbevollmächtigte in den Stand gesetzt, das Land *ex fundamento* und ebenso die Factoren in Petersburg kennen zn lernen, mit denen er rechnen muss; er ist im Stande, mit der Zeit Fäden zu spinnen und in seine Hand zu leiten, die im innersten Kern des Landes oder der Residenz wurzeln, kurz er kann die Interessen des Landes weit eingehender und sorgfältiger ergründen und fördern, als Ihr Reichskanzler, der bald von einem Potocki, bald einem Hohenwart, bald einem Andrassy, bald einem Kellersperg abhängig ist. Daher ist es auch sehr wohl begründet, wenn wir unsern Landesbevollmächtigten so ungern wechseln. Denn wenn er tüchtig ist, so verlieren wir oder das Land durch den Wechsel eine Menge von Beziehungen, von Vertrauen, von Mitteln und Wegen, von Kenntnissen, die nur mit der Zeit und durch die grosse Bedeutung des Amtes gesammelt werden konnten und an der Person des Landesbevollmächtigten haften, von seinem

Nachfolger also grösstentheils mit vieler Mühe wieder neu erworben werden müssten.

Derdiedas hätte also noch genügenden Spielraum und das grösste Gewicht auch wenn den Deputirten ihre Handschellen von Instructionen abgenommen würden. Unser Landtag bekäme eine ganz andere Bedeutung und wäre ein wirklich beweglicher und thatkräftiger Körper. Er gewänne einige Aehnlichkeit mit der besten Institution, die Sie in Livland haben, mit Ihrem Adelsconvent. Versammlungen von 33, resp. in Livland 25 Gliedern vermögen unsere Länder noch leidlich zu besetzen, und unser Landtag hätte vor dem livländischen Adelsconvent den Vortheil der Einheit gegenüber Ihrem Zweikammersystem voraus.

Ich wünschte, dass die Instruction nun wirklich abgeschafft würde. Aber der Mensch denkt und Derdiedas lenkt. Wollen sehen, was zu Mitau im Casino an der Bäche geschehen wird.

Den 20. October. E. B.

Berichtigungen

zum Mai-Juniheft dieses Jahrganges.

Seite 269 Zeile 17 ist statt Ruye zu lesen Nuye.
„ 270 „ 17 „ „ Lämmerfälle zu lesen Lämmerfelle.
„ 276 „ 22 ist zu lesen: da es keinen Sold bekam.
„ 278 „ 33 ist statt Lorenz Preis zu lesen Lorenz Ermes.
„ 278 „ 33 „ „ Ludwig v. Osten zu lesen Ludwig v. Oyten.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 2. November 1871.

Druck der Livländischen

Von der Ostsee.

Livländische Erzählungen

von Eduard Barclay de Tolly.

I. Wenden.

(Schluss.)

4. Auf Treiden.

Aus Träumen, die ihm eine lachende Zukunft vorgaukelten, in der die holde Elisabeth eine Hauptrolle spielte, ward Büring durch die Strahlen der schräg in sein Schlafgemach fallenden Morgensonne geweckt. Rasch war er angekleidet und eilte in's Freie. Er schritt durch den Schlosshof, in dem einige schläfrige Stallknechte sich anzuschicken schienen, an ihre Tagesarbeit zu denken, und gelangte in ein hübsches Gärtchen, in welchem sich zwei Lauben vorfanden. In der einen lag auf einem runden Tische eine weibliche Arbeit, vermuthlich am Tage vorher dort vergessen. Büring war es nicht zweifelhaft, dass diese Arbeit, die bei näherer Besichtigung sich als eine reichgestickte Schärpe erwies, von den kunstfertigen Fingern des Fräuleins herrühre. Er nahm sie vom Tisch auf und betrachtete die Stickerei, in Gedanken erwägend, ob auch für ihn dieselben Hände sich einst in Thätigkeit setzen würden, ob wohl die Erinnerung an ihn in den seit der Begegnung in Riga verflossenen Monaten schon ganz aus dem Gedächtniss des Fräuleins entschwunden sei und ob sie ihn vielleicht gar nicht einmal wiedererkennen würde. Diese Befürchtungen, mit der Unruhe verbunden, die ihm die Anwesenheit des Fürsten Onsky auf Treiden erweckte, in der er sehr geneigt war eine Liebeswerbung neben der Verfolgung anderer Zwecke zu erblicken, stimmten, wie das bei Liebenden oft zu geschehen pflegt,

seine bisherigen kühnen Hoffnungen auf das Emporkeimen einer Erwiderung seiner Zuneigung mit einem mal sehr herab. Der Gedanke an die Erringung einer Gegenliebe von Seiten des herrlichen Wesens, dessen erster Anblick wie ein Blitzstrahl zündend in sein Herz geschlagen hatte, schaute ihn heute als ein tolles Irrlicht an, welches ihn auf Abwege leite. Des Mädchens Freundlichkeit gegen ihn auf dem Ball liess sich theils als Neugier, einen Blick in einen ihr fremden Lebenskreis zu thun, erklären, theils als aus natürlicher Gutmüthigkeit hervorgegangen, — kurz, nachdem Büring etwas nachgesonnen, erschien ihm sonnenklar, wie fabelhaft windig es mit seinem ganzen Plan aussähe. Er legte seufzend die Schärpe wieder auf den Tisch und beschloss, ohne erst Gelegenheit zu einem Wiedersehen zu suchen, sogleich zum Verwalter der landwirthschaftlichen Oekonomie zu gehen und durch Arbeit die widerwärtigen Gedanken, welche ihn heimsuchten, aus seinem Hirn zu verjagen. Indem er sich umwendete, bemerkte er ein Blatt Papier, das unter der Schärpe gelegen haben mochte, und das er beim Ergreifen derselben wahrscheinlich vom Tisch gefegt hatte. Er hob es auf und erblickte eine artige Zeichnung, welche den letzten Einzug Plettenberg's in Riga darstellte, im Vordergrunde eine Gruppe, bestehend aus einer jungen Dame, die mit einem losgegangenen Sattel vom Pferde gleitend, von einem jungen Mann aufgefangen wird, ferner aus einem alten Ritter und einer Edeldame, die auf ihrem Zelter mit einem Riechfläschchen heransprengt. Waren die Züge der jungen Dame nach Büring's Ansicht weit unter dem Reiz des Originals geblieben, so überströmte ihn heisse Freude, als er die Genauigkeit wahrnahm, mit der seine eigenen wiedergegeben waren, und die auf ein sehr treues Gedächtniss schliessen liess. Der Himmel war plötzlich wieder aufgehellt und die Sonne schien warm aus wolkenloser Bläue. Da hörte er hinter sich ein Kleid rauschen und ein Liedchen singen. Des Fräuleins Stimme erkennend, steckte er rasch die Zeichnung in sein Wamms und wendete sich um. „Sie hier, Büring?“ rief bei seinem Anblick die überraschte Elisabeth aus und hohes Roth übergoss ihre Wangen. Der junge Mann, nachdem er sich mühsam Fassung errungen, schätzte sich glücklich, von ihr wiedererkannt zu werden und erklärte den Zweck seiner Hierherkunft, nämlich sich landwirthschaftliche Kenntnisse anzueignen. „Von Ihnen also sprach meine Gertrud,“ entgegnete Elisabeth, „als sie bei der Geschichte von der Gefangennahme und Flucht Kleinhedwig's mit so viel Lobeserhebungen des neuen Jungherrn erwähnte, der

sich mit unserer Ackerwirthschaft bekannt machen wolle. Wissen Sie auch, mein Herr, dass der Zofe feuriges Lob bei misstrauischen Leuten ganz merkwürdige Ideen in Bezug auf jene Flucht erwecken könnte?“ Büring lächelte und schwieg. „Ein Glück für Sie,“ fuhr Elisabeth fort, „dass Sie eine Art Mitschuldige vor sich sehen, denn um meiner lieben Gertrud willen, die mit mir aufgewachsen, bin ich oft blind und taub gewesen, wenn sie bei unsern Spaziergängen und kleinen Vogeljagden im Walde sich abseits verlor und Zwiesprache mit gewissen riesigen Geistern des Forstes hielt. Wie es sich nun auch mit Kleinhedwig's Entkommen verhalten mag, ich bin froh, dass heute keine Tortur mit ihm vorgenommen werden kann, denn wenn es gilt Recht zu üben, ist mein guter Vater unerbittlich. Doch lassen wir das. Wie gefällt Ihnen mein Gärtchen hier?“ „Ein herrlicher Tulpenflor, wie ich ihn in Holland nicht schöner angetroffen,“ antwortete Büring. „Ja wohl, die Tulpen sind eine besondere Liebhaberei meiner trefflichen Tante. Ihr werden Sie gewiss auch recht gut gefallen.“ Büring entging es nicht, wie das entschlüpfte „auch“ neue Röthe auf des Fräuleins Wangen hervorzauberte. Schweigend und innerlich beglückt hörte er zu, als das junge Mädchen ihm der Reihe nach alle ihre in diesem engen Raum befindlichen gefiederten und vierfüssigen Freunde zeigte und ihre guten Eigenschaften hervorhob. Ein riesiger Wolfshund sprang in den Garten und schien nicht übel Lust zu haben, auf den jungen Mann loszustürzen, legte sich aber auf des Fräuleins Befehl sofort zur Erde nieder und liess dann ohne sich zu regen die Gebieterin auf sich sitzen. Sie gingen weiter. Elisabeth führte Büring in einen Gartensaal und dort zu einem Erkerfenster mit einem kleinen Balkon, von dem man eine prächtige Aussicht auf das Thal der Aa hatte. Der Fluss ging im rechten Winkel um die Höhe, auf der das rothe Schloss Treiden lag, und man sah Laubhänge sich weit hinziehen und auf beiden Seiten das Thal einfassen, in dessen Mitte durch sandige Ufer der silberne Streif der Aa lief, des unruhigsten aller Gewässer, das sich stets ein neues Bette auswühlt, um es nach einiger Zeit der Versandung zu überlassen, gleich einem Fieberkranken, der sich ruhelos hin und her wirft. Aus dem diesseitigen Laubdickicht stieg das uralte Schloss Kremon hervor, schon zur Livenzeit ein befestigter Ort und einst der Kubbe'schen Familie Sommersitz, heute aber durch Erbtheilung in die Hände der fürstlich Livenschen Familie übergegangen. In dem andern Thalabschnitt, da, wo ein stattlicher Eichenwald sich ausbreitete, konnte man gleichfalls den Wohnsitz

einer den Kubbe's verwandten Familie, derer von Ungern-Sternberg, entdecken. Gerade dem Balkon gegenüber auf der anderen Seite des Thales ragten hohe grüne Wälle hervor, angeblich von den Warägern herrührend, und unweit davon flatterte die deutsche Kreuzfahne im Morgenwind über den Zinnen des grauen Segewold. Im Anschauen des reizenden Landschaftsbildes verloren, welches in seiner eigenthümlichen Schönheit den gepriesensten der Welt nichts nachgiebt, und im glücklichen Bewusstsein neben der Erkorenen seines Herzens zu stehen, in deren Gedächtniss sein Andenken nicht erloschen war, wie ihm die Zeichnung verrathen, genoss der junge Mann schweigend die kostbaren Augenblicke, welche das Schicksal ihm schenkte. Auch Elisabeth's dunkelblaue Augen hafteten auf der Ferne mit jenem eigenthümlichen Ausdruck, welcher zeigt, dass man sieht ohne zu sehen, nämlich ohne des Gesehenen sich bewusst zu werden. Drängte nun auch die jugendlich aufwallende Glut unsern Büring, dem jungen Mädchen seine Empfindungen für sie gleich zu bekennen, so war doch andererseits seine Besonnenheit in den Stürmen und Kämpfen des Seelebens so zeitig gereift, dass er sich selbst nicht durch ein vorzeitig ausgesprochenes unbedachtes Wort um die Erreichung seines Zieles bringen wollte. Von den beiden jungen Leuten unbemerkt stand schon geraume Zeit eine stattliche alte Dame in der Saalthüre und beobachtete das schweigsame Paar. Sie erkannte Büring nach der durch Zeichnung illustrirten Schilderung ihrer Nichte Elisabeth, und es schien, dass sein äusseres Wesen einen guten Eindruck auf sie machte. Wenigstens zeugten ihre Worte nicht von Ungunst, als sie vortrat und zu dem sich tief verbeugenden und ihr nach Landessitte die Hand küssenden jungen Mann sprach: „Ei, ei! Der Jungherr nimmt wahrscheinlich die erste Lection in der Landwirthschaft? Nur glaube ich, dass er von dem Wildfang da bessern Unterricht im Jagen, Reiten, Schiessen erhalten könnte, als in der nützlichen Kunst mit Pflug und Egge umzugehen.“ „Liebe Tante,“ bat Elisabeth, „welchen Begriff geben Sie von mir? Jugend muss austoben, sagt der Vater, und je eher je lieber.“ „Freilich,“ murmelte seufzend die würdige Frau, „nur verlängert sich manchem das Toben bis zum Grabe.“ „Doch,“ fuhr sie mit lauter Stimme fort, „das Nächste für uns wird sein, den Sturm zu beschwören, der bei des Vaters Rückkunft von Segewold wegen Kleinhedwig's Flucht losbrechen muss. Da sehen Sie denn zu, Jungherr, dass der erste Tag ihres Aufenthaltes hier nicht auch der letzte sei, denn Ihnen war, wie Gertrud uns erzählt, die Obhut des Gefangenen anvertraut.“

In demselben Augenblicke erschallte auch schon des Thürmers Hornsignal, man hörte das Rasseln der herabgelassenen Zugbrücke, und an dem grossen Stock auf dem Hauptthurm flog das Banner mit den sieben Nordsternen auf, ein Zeichen, dass der Burgherr daheim war. Die beiden Damen und Büring eilten in den Schlosshof, den alten Ritter zu empfangen, dem bereits auf Segewold die Flucht des langen Letten berichtet worden war. Er schien jedoch keineswegs über die entgangene Rache sehr ärgerlich gestimmt, und liess es bei einigen, freilich etwas gezwungenen Scherzen auf Büring's Unkosten bewenden. Der Excaplan that sich mit Entschuldigungen des jungen Mannes hervor, wobei er jedoch Mittel fand, dieselben so zu drehen, dass die Wachsamkeit, die letzterer bewiesen hatte, eben in kein glänzendes Licht gesetzt wurde. Fürst Onsky begnügte sich damit, einige Minuten Büring und Elisabeth zu beobachten, und wandte sich dann gegen die Tante, sie mit Artigkeiten förmlich überschüttend. Bald nach des Burgherrn Ankunft war alles in das gewohnte Gleis zurückgekehrt, Büring mit dem Gutsverwalter, einem biedern alten Westphalen bekannt gemacht und ihm auf Antrag der Tante vorgeschlagen worden, dem Fräulein in der englischen Sprache Unterricht zu ertheilen. Unnöthig ist es zu sagen, ob er hierauf einging. Von den Feldern zurückgekehrt, welche er mit dem Verwalter besichtigt, und nachdem er diesem einen Theil seiner Geschäfte abzunehmen sich erboten hatte — denn es musste ihm bei seinen Absichten, sich im Lande anzukaufen, sehr ernstlich daran liegen, sich mit der Landwirthschaft bekannt zu machen, — begab Büring sich in den obern Stock des Thurms, zu den Gemächern der Tante. Er fand seine neue Schülerin daselbst bereits vor und war innerlich erfreut, als keine Nachfrage nach jener Zeichnung stattfand, die er sich am Morgen angeeignet. Elisabeth glaubte vielleicht, dass der Wind sie fortgetragen, oder mochte, falls sie über den wahren Sachverhalt Argwohn hegte, natürliche Scheu tragen, dem weiter nachzuforschen. Nach der Lehrstunde musste Büring mit dem alten Ritter, dem Fürsten Onsky und dem Kastellan um zwei Uhr Nachmittags zur Vespertafel und ihnen viel von seinen Reisen erzählen. Es kam ihm vor, als trüge der Burgherr einen stillen Groll gegen ihn im Herzen bei aller anscheinenden Freundlichkeit, und als habe er dessen ursprüngliches Wohlwollen bereits verscherzt. Auch hatte er oft Mühe, die Anspielungen des ehemaligen Priesters, der den Zweck seiner Anwesenheit auf Treiden errathen zu haben schien, sowie die ausforschenden Blicke und Fragen

des Tataren zu pariren. Oft meinte er im Stillen Spuren eines zwischen den drei Tafelgenossen bestehenden gegen ihn gerichteten Bündnisses wahrzunehmen. Nachdem man lange poculirt und eine kleine Siésta gehalten, wurden ritterliche Uebungen vorgenommen und den Abend verbrachte man bei der Tante. So strichen die Tage dahin, und oft brachten Jagden, Gelage und Besuche in der Umgegend Abwechselung in das Leben auf dem Schlosse. An den körperlichen Uebungen zu Fuss und zu Ross nahm Elisabeth zwar manchmal noch Theil, aber zu des Vaters Aerger erst nach vieler Nöthigung und ohne den frühern Eifer. Auch bei den Treibjagden sah man sie nur noch selten. Dafür liebte sie es, mit ihrer kleinen Vogelflinte, vom grossen Wolfshund Nero und von Gertrud begleitet, nachmittags in den Wald zu ziehen. Häufig fügte es sich so, natürlich ganz zufällig, dass Büring's landwirthschaftliche Thätigkeit ihn gerade in die Nähe jenes Waldbereiches führte, wo des Fräuleins Büchse knallte. Dann trafen die jungen Leute bald zusammen und vertieften sich oft in Gespräche, die eben nicht blos die englische Grammatik betrafen, bis der silberne Mondschein durch die Wipfel der Bäume brach und sie an den Heimweg mahnte. Man rief Gertrud herbei, die unterdessen in geringer Entfernung Zwiesprache mit den Geistern des Forstes gehalten hatte. Wenigstens vernahm man sie häufig laut reden, ohne dass sie zugab, ein lebendes Wesen im Walde angetroffen zu haben. Nero, der am Boden geschnuppert und dann freudig bellend sich in den Wald verloren hatte, wurde durch des Fräuleins kleine silberne Pfeife wieder herbeigeholt und man ging heim. Es war einige mal vorgekommen, dass Fürst Onsky das Fräulein auf solchen Waldfahrten begleitet hatte, aber die augenscheinlich üble Laune des jungen Mädchens, welches nicht gewöhnt war, seinen Empfindungen Zwang anzuthun, hatte ihn bestimmt, es künftig zu unterlassen. Kleinhedwig liess sich nicht blicken, doch erfuhr Büring von der Zofe, dass derselbe sein Versprechen fortzuziehen noch nicht erfüllen könne, da eine Reihe aufmerksamer Wachen ihm den Weg nach Russland abschneide. Zu Hause angelangt, musste der junge Mann dem Gutsverwalter über sein Tagewerk berichten und erhielt dann von dem wohlwollenden alten Mann manchen kostbaren Fingerzeig für die landwirthschaftliche Praxis. Den Tag beschloss er gewöhnlich bei der Tante, wo Fürst Onsky gleichfalls sich einzufinden pflegte, und manchmal auch der alte Ritter, wenn er nicht ausnahmsweise damit beschäftigt war, einen Rausch auszuschlafen. Man unterhielt sich, las in Chroniken

oder trieb Musik. Büring, dessen offenes Wesen und leicht erkennbarer Charakter sich rasch der Tante Gunst erworben hatte, nahm meist seinen Platz neben Elisabeth. Unter den nachsichtigen Augen der Tante gewöhnten sich die jungen Leute allmälig daran, einander rückhaltlos ihre Zuneigung erkennen zu geben, so dass es nichts Seltenes war, dass Büring beim Vorlesen einer besonders interessanten Stelle aus der Geschichte der Vorzeit fühlte, wie Elisabeth mit in das Buch schauend und die Arbeit vergessend sich leicht an ihn lehnte. Oder auch er selbst ergriff im Eifer des Lehrens oder der Debatte ihre feine Hand und behielt sie länger in der seinen, als es eben nothwendig sein mochte. So kamen denn nach einiger Zeit Augenblicke, wo Büring versucht war, sein Lebensglück mit einem folgenschweren Bekenntniss auszuspielen; dann aber traten auch wieder Umstände ein, die es ihm gerathener erscheinen liessen, einstweilen noch seine Würfel im Becher zu behalten. Fürst Onsky nämlich, in welchem bei seinen reifern Jahren die für die schöne Livländerin erwachsene Leidenschaft nur um so tiefer Wurzel geschlagen hatte, sah mit verstecktem Missmuth dem vor seinen Augen harmlos und wie naturgemäss aufsprossenden Liebesspiel zu und wusste geschickt hie und da auf äussere Verhältnisse aufmerksam zu machen, die das lebhafte Verständniss Elisabeth's richtig auf ihre Beziehungen zu Büring deutete. Ein Lieblingsthema des Fürsten war es, den Bürgerstand herabzusetzen und dem Adelsstolz der treidenschen Familie zu schmeicheln. Büring, in letzterem Gefühl, welches in Elisabeth stark genug vorhanden war, eine mögliche Klippe seiner Hoffnungen erblickend, blieb fast allein, wenn er seines Standes Werth in's rechte Licht zu setzen sich bemühte. Was er anzuführen verschmähte, hob gewöhnlich seine geistige Bundesgenossin, die Tante, hervor, dass nämlich der Stadt Patrizier, zu denen Büring's Familie gehörte, gleichfalls adligen Geschlechts und den Landsassen völlig ebenbürtig wären. Alsdann pflegte aber der alte Kubbe zu bemerken, wie das Betreiben von Handel und Gewerbe nicht von adligem Geblüt zeuge, und wie der rigasche Patrizier doch auf den Landtagen bei all seinem Reichthum persönlich weniger bedeute, als der geringste Grundeigenthümer. Der russische Fürst erwähnte dann noch, wie in des Zaren weitem Reich gegenwärtig nach dem Fall der Handelsrepubliken von Nowgorod und Pleskau der Handel nur noch von Bauern betrieben werde. Nach solchen Gesprächen musste unser junger Freund leider oft wahrnehmen, dass Elisabeth nachdenklich wurde und ihm merklich kühler begegnete.

Freilich bewirkte stets die dadurch ihn überkommende gedrückte Stimmung bald, dass eine Art Mitleid sich in dem Fräulein regte und sie in die alte Bahn herzlicher Zuneigung zurücklenkte. Solche Momente indessen verzögerten in dem vorsichtigen Büring den Entschluss, sein Verhältniss, wenigstens zu dem jungen Mädchen selbst, durch ein Liebesbekenntniss in's Klare zu stellen.

Dieses war die Sachlage, als eines Abends Büring und Elisabeth bei ihrer Nachhausekunft vom Walde das Burggesinde in grosser Thätigkeit fanden. Der Ritter Heinrich Boismann war mit seiner Mutter angelangt, von einem so zahlreichen Gefolge begleitet, dass Büring nichts Gutes ahnte und er den Augenblick der Entscheidung herangekommen fühlte. Er wurde durch einen Edelknaben der Tante heute besonders aufgefordert, den Abend bei ihr zu verbringen, was sich sonst stillschweigend von selbst verstanden hätte, — ein zarter Wink in Bezug auf die Toilette. Sich demnach reicher als gewöhnlich kleidend, vergass er nicht die Medaille anzulegen, die Gabe seines ehemaligen Befehlshabers, und begab sich zu den glänzend erhellten Gemächern im obern Stock. Alles sah heute strahlend und stattlich aus, der alte Kubbe war ungewöhnlich nüchtern und ernst, die Edelfrau Boismann, sowie die Tante sehr würdevoll. Elisabeth scherzte unbefangen an einem Fenster mit dem Fürsten Onsky nnd dem jungen Boismann, einer hohen, kraftvollen Gestalt von einnehmendstem Aeussern. Bei Büring's Eintritt ging der junge Edelmann sofort auf ihn zu, begrüsste ihn freundlich und liess dann verschiedene Andeutungen fallen, aus denen die Absicht, welche ihn hergeführt hatte, deutlich genug hervorging. Wie z. B.: es werde bald eine Gelegenheit geben vorzutanzen, und da hoffe er, dass Büring sich seines wesenberger Diploms werth zeigen werde. Dies bezog sich auf des Letztern Narbe über dem rechten Auge, und im baltischen Lande galten die Bälle in Wesenberg für eine Art Raufplatz. Die Gesellschaft vereinigte sich zu einem grossen Kreis um den Kamin, wo ungeachtet der warmen Jahreszeit ein mächtiger Eichenklotz brannte, während durch die offenen Fenster ein würziger Lufthauch in den Saal strich. Das Gespräch war eigenthümlicher Art. Ohne über Allgemeinheiten hinauszugehen, erhielten verschiedene Aeusserungen besondere Betonungen, wodurch sie zu Beziehungen auf Seelenzustände einzelner Anwesenden wurden. Des alten Kubbe Bemerkungen strömten von Adelstolz über, in welche Tonart die Edelfrau Boismann verstärkend einstimmte, während Onsky heute ausnahmsweise sehr bürgerfreundlich zich zeigte.

Die Tante schwieg meist, und das Wenige, was sie verlautbaren liess, klang nach Ergebung in höhere Fügungen. Boismann verfolgte diese gelegentlich eingeschlagenen Seitenpfade nicht und nahm die von Elisabeth veranlasste Theilnahme des etwas sehr ernsten Büring am Gespräch mit ihnen gut auf. Alle Welt war froh, als die langsam dahinscheidenden Abendstunden endlich überwunden waren.

In der Frühe des nächsten Morgens schallte Hörnerklang durch die Burg. Büring wusste nicht, was er von dem Allarmsignal denken sollte, bis der Kastellan in sein Zimmer trat und ihn in des Burgherrn Auftrag zu einem Treibjagen entbot. Im Hof war er erstaunt, viele Ordensbrüder vom nahen Segewold mit ihrem Gefolge anzutreffen. Eine stattliche Meute, zu der man heute ausnahmsweise den Wolfshund des Fräuleins, Nero, hinzugezogen, würde auf ein besonders grossartiges Treiben haben schliessen lassen, fehlten nicht die sonst dazu aufgebotenen Bauern. Ein geheimnissvolles Flüstern ging durch die zum Aufbruch bereiten Jäger, und es wollte Büring scheinen, als fielen spöttische Seitenblicke auf ihn. Um einige Auskunft zu erhalten, wandte er sich an den Kastellan, welcher in närrischem froschgrünem Anzuge voll innerer Wuth über diese neue ihm vom Burgherrn ausgewählte Tracht in einer Ecke des Schlosshofs auf- und abspazierte. Er musterte den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füssen und erwiderte hämisch: „heute wird ein Hauptfuchs gejagt; dieses mal wird ihm niemand durchhelfen.“ Büring bemühte sich, diese Antwort richtig zu deuten, was seine Unruhe nur noch vermehren konnte. Alle Anwesenden mieden ihn, selbst der am vorigen Abend noch gut für ihn gestimmte junge Boismann erwiderte seinen Gruss nur kalt und steif. Endlich kam der Burgherr in voller Waidmannstracht, mit Büchse und Speer bewaffnet, vom Fürsten Onsky begleitet, aus dem Hauptthurm, bat die versammelten Herren den Morgentrunk anzunehmen, welchen seine Muthgeberinnen umherreichten, und Alle stiegen zu Pferde. Nachdem man über die Zugbrücke in's Freie und zu dem nahen Walde gelangt war, schwenkte ein Theil der Jäger in der Richtung auf Kremon ab, und man sah an den von Strecke zu Strecke zurückbleibenden Posten, dass es im Plan lag, ein weites Halbrund bis zu gedachtem Schloss zu bilden. Der andere Theil der Gesellschaft mit dem Burgherrn und Büring, den Ersterer nicht von seiner Seite liess, ritt in das Thal hinab und vertheilte sich längs der Aa. Wenn man einen Bauern antraf, wies man denselben schleunigst über den

Jagdcordon hinaus. Auf den Thalrändern des andern Ufers sah man Haufen von Letten neugierig auf die ungewöhnliche Jagd blicken, bei der man ihre sonst oft über alles Maass gesteigerten Dienste nicht in Anspruch nahm. Der alte Kubbe, den Wolfshund Nero an einer Leine mit sich führend, hielt mit dem russischen Fürsten, Büring und dem Kastellan bei der Fähre still, mittels deren man über die Aa nach Segewold gelangte. Er gab ein Signal mit dem Hüfthorn, welches von allen Seiten, aus dem Thal und von den Bergen her, wiederholt ward, zuletzt aus weiter Entfernung. Der Kreis der Jäger verengerte sich allmälig, ebenso der der suchenden Hunde, denen Nero beigesellt ward. Nach einer Stunde etwa fand sich die ganze Jagdgesellschaft an der Gutmannshöhle zusammen in etwas unbehaglicher Stimmung, da „der alte Fuchs" sich nirgends hatte sehen lassen. Büring athmete leichter auf, als der Ritter von Treiden vorschlug, sich durch ein von der Burg zur kühlen Grotte herbeizuschaffendes Frühstück für die fehlgeschlagene Jagd zu entschädigen. Da machte der Kastellan auf den unruhig am Boden umherschnuppernden Nero aufmerksam. Der Hund lief zur Grotte hinaus, sprang bellend vor ihr umher und strebte endlich in das bergauf sich hinziehende Gesträuch einzudringen. Man öffnete ihm einen Weg, was um so leichter war, als sich auswies, dass nur durch künstlich verschränkte Zweige des Gebüsches ein Pfad in die Höhe versteckt wurde. Nach einigen Schritten bergauf, Nero laut bellend vorauf, entdeckte man eine zweite kleinere über der Hauptgrotte gelegene Höhle, in der zwar Spuren von Pasteln, dem Fusswerk des Landvolks, und einige Speisereste sich vorfanden, die aber sonst leer war. Neue Enttäuschung auf den Gesichtern, bis der Hund plötzlich wieder zur Höhle hinaussprang und abermals in das Gestrüpp bergauf vorzudringen sich bemühte. Wieder entdeckte man einen versteckten Pfad. Man liess die verschränkten Zweige auseinander fahren, einige kleine Schlangen verloren sich zischend in das Dickicht und man gelangte an den Eingang einer dritten Grotte, in die der Hund freudig bellend hineinsprang. Gleich darauf trat aus derselben die lange Gestalt Kleinhedwig's hervor, im grauen Kittel des Landmannes und in kampfbereiter Stellung, eine mächtige Keule schwingend. Alle Flintenläufe richteten sich auf den riesigen Mann, doch der treidensche Herr rief: „Thut ihm nichts! Ich muss ihn lebend haben." Kleinhedwig, dessen Haltung anfangs deutlich aussprach, dass er zur äussersten Gegenwehr bereit sei und lieber den Tod wählen würde, als sich den in Aussicht stehenden grausamen

Martern zu überantworten, — liess plötzlich zu Aller unbegrenztem Erstaunen seine Keule sinken und ergab sich, indem er den in Freudebezeugungen fortfahrenden Hund streichelte und ihm „unschuldiger Verräther“ zuflüsterte. Dieser rasche Wechsel in seinen Entschlüssen war durch das Zeichen mit einem weissen Tuch veranlasst worden, welches der russische Fürst ihm gab hinter dem Rücken der übrigen Jagdgenossen, deren Augen sämmtlich auf dem rebellischen Bauer hafteten. Frohlockend führte die Herrenschaar ihren Gefangenen nach Treiden.

Im grossen Saale des Schlosses waren bereits alle Anstalten zu einem feierlichen Gericht getroffen worden. An der Hauptwand unter dem grossen Familienwappen harrte ein mächtiger Lehnstuhl des Burgherrn, neben dem zu beiden Seiten ein Halbkreis von Stühlen gebildet war, hinter welchen einige Sessel für weibliche Zuhörer standen. Einige Stallknechte bildeten mit gekreuzten Hellebarden eine Schranke, an der sich neugierige Burgbewohner und Landleute in grosser Menge sammelten. Die hohen Fenster waren, um das grelle Sonnenlicht zu dämpfen, mit rothen Gardinen verhängt, so dass eine Art von blutigem Licht sich auf den Ort der Handlung und die Gesichter der Anwesenden ergoss. Zwei Edelknaben öffneten die Flügelthür und der Burgherr im Galakleid trat mit seinen Gästen und Angehörigen in den Saal. Alle nahmen Platz, die Frauen hinter dem Halbkreise der Männer. Tiefes Schweigen herrschte, und auf aller Mienen malten sich deutlich verschiedene Affecte. Des alten Kubbe Antlitz, röther noch als gewöhnlich, zeugte von unterdrückter Wuth, in die sich die Wonne bald gestillter Rache mischte. Einige unheimliche Seitenblicke fielen aus seinen stechenden Augen auf Büring, der seine ganze Geisteskraft aufbot, um dem kommenden über sein Geschick entscheidenden Auftritt gewachsen zu sein. Ein Blick auf Elisabeth zeigte ihm, dass sie auffallend bleich war und ebenso wie die Tante von Zeit zu Zeit verstohlen mit dem Taschentuch zum Auge fuhr, während die Edelfrau Boismann steif und streng wie ein Steinbild dasass. Ihr Sohn mochte der Unbefangenste in der ganzen Gesellschaft sein, denn auch die Ordensbrüder waren tief erregt und glühten vor Triumph, einen so gefährlichen Aufrührer gegen die bestehende Herrschaft in diesen Landen in ihrer Gewalt zu haben. Selbst Fürst Onsky hatte seine gewöhnliche Impassibilität verloren. Er sass mit verschränkten Armen bewegungslos da, aber seine lebhaft umherrollenden geschlitzten Augen, die sich öfter mit denen des hinter

dem Stuhl des Burgherrn stehenden, hämisch lächelnden Kastellans begegneten, zeugten von seiner innern Erregung. Der alte Kubbe befahl, den Räuberhauptmann, wie er Kleinhedwig nannte, in den Saal zu bringen. Dieser, von Henkers- und Marterknechten umgeben, trat festen Schrittes herein. Sein Erscheinen verursachte grosse Aufregung unter den anwesenden niedern Leuten, deren Weiber zu schluchzen begannen. „Wird das Gesindel sich ruhig verhalten, donnerte der alte Kubbe, oder soll ich die Stallknechte mit Peitschen drein schlagen lassen." „Ruhig, Pastelträger- und Freunde," vernahm man die tiefe Stimme des Gefangenen, „bald kommt Perkuhn's Tag und seine Unwetter werden mich und meine Sache schützen." „Frecher Spitzbube," schalt der Burgherr, „sprich nicht eher, als bis Dein Richter Dich fragt." „Jetzt muss ich leiden, weil meine Feinde mich richten!" war die Antwort. „Stille!" herrschte Kubbe. „Geehrte Freunde," fuhr er fort, sich an seine Gäste wendend, „die ruchlosen Thaten dieses Empörers wider göttliche und menschliche Rechte sind allbekannt. Da es nun durch die Gnade des Himmels und demnächst durch die guten Rathschläge meines Narren gelungen ist, den Frevler zu fangen, ohne dass seine Freunde ihn warnen oder ihm zu einer neuen Flucht behülflich sein konnten (hier fiel ein böser Blick auf Büring), so will ich als Grund- und Gerichtsherr dieser Gegend sofort mein Urtheil sprechen. Vorerst will ich diese lange Gestalt noch etwas länger machen. Demnach sollt ihr, Marterknechte, den Verbrecher bei den Armen aufhängen und ihm dann während zweier Stunden so viel Gewichte an seine Füsse hängen, als er verträgt, ohne zu zerreissen." „Pfui, Vater," schrie Elisabeth aufgebracht, „straft aber martert nicht." Indem der verdutzte Kubbe sich nach dem verzogenen Kinde, das sich in seine Justiz mischte, umsah, erhob sich der tückische Tatar und ergriff das Wort. „Edler Herr, ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Ich will Euch sofort 5000 Goldgulden zahlen, wenn Ihr mir den Menschen da verkauft. Bei meiner Rückkehr soll er meine Gabe an den grossmächtigen Zar sein, der grosse Leute gern in seiner Strelitzengarde sieht. Gebt mir ihn für die genannte Summe, ich breche noch heute mit ihm gen Moskau auf und will zeitlebens ein dankbarer Schuldner livländischer Gastfreundschaft sein." „Gebt ihm den Kerl, raunte der Excaplan dem von der Grösse der gebotenen Summe wie betäubten Kubbe zu, wie viele Weinfässer kauft man für das ungeheuere Geld, und zugleich gewinnt Ihr, wenn die Zeiten sich ändern und die Moskowiter wieder

in's Land brechen, einen mächtigen Beschützer." Da erhob sich Boismann, dem seine Mutter etwas zugeflüstert hatte, und sprach: „Edler Burgherr, verkauft nicht Eure gerechte Rache und übt Recht. Welch ein gefährliches Beispiel wäre es, wenn ein frecher Räuber, der sich gegen unsere Gewalt aufgelehnt, ungeschoren davonkäme und uns noch obendrein auslachen könnte?" „Ja," schrie der alte Kubbe, „wieder in Zorn gerathend, „ich behalte ihn. Knechte, thut wie ich befohlen." „Halt!" rief Büring aufspringend gebieterisch den Henkersknechten zu, die sich anschickten, Kleinhedwig wegzuführen, und alle die Klugheit wegwerfend, die er bis dahin in sein Betragen gelegt, um sich nicht des Burgherrn Ungunst zuzuziehen, sprach der junge Mann inmitten allgemeinen, lautlosen Erstaunens über seine Keckheit und unter dem unverhohlenen Beifall Elisabeth's: „Edler Burgherr, in Eurem eigenen Interesse mache ich Euch darauf aufmerksam, dass zu Wenden ein mächtiger Greis thront, der Fürst Protector Plettenberg, welcher selbst an Hochstehenden ungerechte Justiz oft streng bestraft hat. Folter darf nur gegen leugnende Verbrecher angewendet werden, eine Strafe aber, wie Ihr sie ausspracht, kennt unser Gesetz nicht." „Vortrefflich, lieber Büring," jubelte Elisabeth, „da hört ihr's, Vater. Setzt Euch in keine Ungelegenheiten mit dem alten Protector. Verkauft Kleinhedwig an den Fürsten." „Thut es, thut es," raunte der Kastellan dem wieder aus dem Sattel geworfenen Burgherrn zu, der junge Mann ist sonst im Stande, sofort nach Wenden zu reiten. Gleich wird sich eine Gelegenheit bieten, Euch an ihm zu rächen." „Mit Euch, Anwalt des Bauernpöbels, nachher," sprach Kubbe. „Fürst Onsky, Euer Anerbieten ist genehmigt, zahlt das Geld und der Kerl ist Euer. Nur bringt ihn noch heute fort. Wollt Ihr mir das versprechen, so gebe ich Euch seine Herzliebste, die kleine Zofe Gertrud, mit in den Kauf. Dies zur Strafe für meine vorwitzige Tochter, die mitredet, wo sie schweigen sollte." Elisabeth war einen Augenblick schmerzlich bewegt durch den Gedanken an die Trennung von einem ihr so vertrauten Wesen, fasste sich aber bald und umarmte ihren Vater, um ihn sich zu versöhnen, was bei seinem leicht umstimmbaren Gemüth rasch gelang. Kleinhedwig ward hinausgeführt, Volk und Hellebardiere entfernten sich, auch die Gäste wollten ein Gleiches thun. Da aber hielt sie Kubbe, stets unter der Gewalt der Einflüsterungen des Kastellans, im Saal zurück und erklärte, ihnen noch etwas entdecken zu müssen. „Was sagt Ihr, edle Herren und deutsche Männer, dazu, wenn ich Euch mittheile, dass wir unter

uns einen Verräther, einen Deutschen zählen, der es mit Kleinhedwig und dessen Spiessgesellen hält?“ Weniger Erstaunen als Spannung auf den weitern Verlauf der Scene las man auf den Gesichtern der Anwesenden, deren Augen auf Büring hafteten. „Hier steht ein junger Mann aus Riga, ein Patriziersohn, der sich aber leider so viel in der Fremde herumgetrieben, dass er gute patriotische Gesinnung dabei eingebüsst hat. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich, ist ein alter, vortrefflicher Spruch. Ist es nicht eine Schande, mein Vertrauen, das ihm die Herführung des Gefangenen von Segewold übertrug, damit zu lohnen, dass er demselben unterwegs zur Flucht verhalf und dann meine Leute auf falscher Spur irreführte?“ „Pfui! Pfui!“ schallte es durch den Saal. „Nehmt den Landesverräther fest und führt ihn zum Gericht nach Wenden vor den Protector!“ schrie der Comthur von Segewold und stiess mit seinem Schwert auf den steinernen Boden. Büring, der den ganzen Tag in nicht geringer Besorgniss wegen des heranziehenden Unwetters gewesen war, fühlte sich jetzt in der Stunde der Entscheidung voll wunderbarer Ruhe und Geistesklarheit. „Mit nichten, wendete er sich an den wüthenden Comthur, „werdet Ihr es wagen, so mit einem freien deutschen Mann, der nichts verbrochen hat, umzugehen. Hört mich an, Ritter Kubbe, Ihr sollt die Beweggründe erfahren, die mich angetrieben, so zu handeln, wie ich gethan. Als ich in Segewold angelangt war, trat ich keineswegs in Euern Dienst, sondern ich bat nur um die Erlaubniss, bei Eurem rühmlichst bekannten Gutsverwalter die Landwirthschaft lernen zu dürfen. Ihr habt mir ohne Weiteres sofort unter der Form der Gefälligkeit eine Dienstleistung zugemuthet, der sich ein freier Mann nicht gern unterzieht. Um Euch eine niedrige Rachehandlung zu ersparen, für die Euch der Zorn des regierenden Herrn schwer getroffen hätte, bekämpfte ich den innern Unwillen über das mir zugemuthete Amt und übernahm es, den Gefangenen herzugeleiten. Was Ihr von Begünstigung der Flucht anführt, ist zwar nur Vermuthung des Kastellans und ermangelt jeglichen Beweises, ich will aber gern zugeben, dass ich Kleinhedwig's Bande zerschnitten, und zwar nicht blos um Euretwillen selbst, wie ich schon angeführt, sondern auch weil der Mann mich interessirte — aus Menschenliebe.“ „Oh! Oh!“ tönte es höhnend durch den Saal, nur die Frauen, der Fürst und Heinrich Boismann schwiegen. Büring zuckte stolz die Achseln und fuhr fort: „Was endlich mein Umhertreiben in der Fremde betrifft, wie Ihr meine Seefahrten zu nennen beliebt, so erinnert Euch, woher dieses

Landes Herren gekommen und ob hier überhaupt von deutschem Regiment die Rede sein könnte, wenn das Sprüchlein vom im Lande Bleiben bei unsern Vorfahren viel Geltung gehabt hätte.“ „Soll ich Euch, Gevatter Ritter, auseinandersetzen, was Menschenliebe ist?“ rief der Kastellan, „man sieht eine Kammerzofe jammern, man erbarmt sich ihres Leides, hilft ihrem Liebsten zur Flucht und erwirbt sich auf diese Weise eine Verbündete beim Sturm auf das Herz ihrer Gebieterin.“ Kubbe wurde blutroth vor Aerger, alle Adern seines Gesichts schwollen an, er war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Boismann sprang empört auf und wendete sich zum Burgherrn: „jagt den gemeinen Hund hinaus, der uns hier die Giftpflanzen anzubieten wagt, welche auf dem Grunde seiner schändlichen Gesinnungslosigkeit emporwachsen!“ Kubbe, dessen durch das lange wüste Leben geschwächter Geist stets des Letztredenden willenlose Beute war, wies dem Exkaplan die Thür, durch die dieser sich rasch davonschlich. Hierauf jedoch sich zu Büring wendend, sprach er: „Die Unbill, die Euch in meinem Hause widerfuhr, habe ich sofort bestraft, wie Ihr gesehen. Ich glaube aber, dass bei Euern absonderlichen ausländischen Ideen es am besten sein wird, wenn Ihr diese Burg so bald als möglich verlasst.“ „Das soll geschehen,“ entgegnete Büring, zuvor jedoch möchte ich ein Wort mit Euch und Eurer Familie allein reden.“ Die Herren vom Orden erhoben sich und verfügten sich in den Speisesaal, wo der Vortrunk zum Mittagsmahl bereit stand. Die beiden Boismann, Mutter und Sohn, blieben auf des Ritters Bitte im Saal und Fürst Onsky bat um Erlaubniss, vor dem was der junge Rigaer vorzubringen hätte, selbst noch etwas zu sagen. Niemand war es unerwartet, als er nun in aller Form um des Fräuleins Hand nachsuchte. Er warf seine hohe Geburt, seinen Reichthum, seine Stellung am Zarenhof in die Wagschaale, spielte geschickt auf die Abstammung der Kubbe's von den alten Livenfürsten an, und wie es nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit liege, dass die Familie mittels russischer Hülfe mit der Zeit wieder eine gebietende Stellung im Lande der Väter einnähme. Der alte Kubbe sass wie von einer glänzenden Luftspiegelung geblendet und betäubt da, doch ehe er noch etwas erwidern konnte, hatte der junge Boismann zornglühend das Wort ergriffen. „Nie wird mein edler Verwandter auf landesverrätherische Anschläge eingehen. Ich kenne ihn gut genug, um mit Bestimmtheit zu behaupten, dass er lieber ein freier livländischer Edelmann bleibt, als zu des Vaterlandes Verderben die Hand bietet, harre seiner dafür auch der

glänzendste Lohn. Zwar kann ich weder Hofgunst, noch bedeutenden Reichthum für mich anführen, dennoch stelle ich mich als Bewerber um der schönen Elisabeth Hand mit dem Fürsten in die Schranken. Sie kennt mich von Jugend auf, sie besitzt meiner Mutter ganze Liebe (die würdige Frau nickte unmerklich mit dem stolzen Haupt), sie zieht sicher ein weniger glänzendes Leben in der Heimat dem übrigens sehr fraglichen Glück am moskauschen Hof vor, wo die Frauen doch nicht wie bei uns geachtet werden." Nachdem Boismann geendet, trat Büring vor und sprach, während Elisabeth ihr Haupt an der guten Tante Brust verbarg: „Edler Ritter von Treiden, das Streben nach des herrlichen Fräuleins Herz und Hand füllt seit dem ersten Augenblick, wo ich sie erblickte, mein ganzes Sinnen und Trachten aus. Auf meinen Seezügen habe ich mir genug eigenes Vermögen erworben und es in meines Vaters Handelshaus sichergestellt, um mir hier oder im Auslande ein Landgut kaufen zu können. Von meinem Charakter sage ich nichts; ich glaube, er kann mit seinen guten und fehlerhaften Seiten leicht erkannt werden. Solltet Ihr aber an mir tadeln, dass ich nicht eine gewisse Stellung im Leben einnehme, so hoffe ich eine solche in nicht gar zu langer Zeit durch die mir noch ganz kürzlich auf's Neue zugesicherte Gunst des Grossadministrators von Littauen zu erlangen." Der alte Kubbe wusste wieder nicht was er sagen sollte; seine Augen irrten zwischen dem russischen Fürsten und Boismann ungewiss hin und her und dem letzten Redner warf er einen grimmigen Blick zu, denn die ihm durch diesen entwundene Rache an Kleinhedwig konnte er nicht verschmerzen. Da ergriff die Tante das Wort: „Theure Elisabeth, Deines Lebens entscheidenste Stunde ist eingetreten und ich denke, Dein guter Vater will Deiner eigenen freien Bestimmung über Deine Zukunft nicht vorgreifen, sondern Dir dieselbe selbst zu wählen überlassen." Vergnügt zustimmend nickte der alte Kubbe mit dem Kopf, war er doch somit alles eigenen Erwägens überhoben und vergab seiner Würde dennoch nichts. „Nur," fuhr die Tante zur Nichte fort, „erlaube mir, die so lange Mutterstelle bei Dir vertreten, ein wohlgemeintes Wort über die ehrenvollen Anträge, die Dir soeben geworden sind. Wähle nicht nach äussern Umständen, die ohnehin in verschiedener Weise bei allen drei Bewerbern um Deine Hand sich so ziemlich die Waage halten, prüfe Dein Herz und bitte lieber um einige Jahre Bedenkzeit, — Du bist ja noch so jung, — als dass Du Dich sogleich entscheidest, wenn Du noch ungewiss bist, wem der Vorzug

zu ertheilen wäre. Sollte aber Dein Herz bereits gewählt haben, so folge unbedingt seiner Stimme und kehre Dich an keine Aeusserlichkeiten, die Familienstolz und Hoffahrt oft als sehr erheblich darstellen, während doch in ihnen keine Wurzel des Lebensglücks, besonders für ein so tüchtiges Gemüth wie Deines, gefunden werden kann.“ Ersichtlich neigte die Tante auf Büring's Seite, von dem sie für ihre theure Nichte und für sich selbst ein Verpflanzen aus dem wüsten livländischen Leben in eine gesundere Atmosphäre hoffte. „Ja, Vogel,“ rief der alte Ritter, „ich gebe Dir Vollmacht, selbst eine Entscheidung zu treffen, doch vergiss nicht, welcher Familie Du anzugehören die Ehre hast.“ Elisabeth hob ihr lilienbleiches Antlitz zu den Freiern empor, die ihres Ausspruchs harrend dastanden, und ihre dunkelblauen Augen streiften am Fürsten und Boismann vorbei zu Büring hinüber. Thränen rannen über des jungen Mädchens Wangen, als sie letzterem zurief: „Ach, Büring, theurer Büring, warum, warum bist Du kein echter Edelmann? Nie kann die Tochter der Nordsterne sich mit einem nicht Ebenbürtigen vermählen. Beide würden wir unglücklich werden, folgte ich nur der Stimme meines Herzens, denn immer wieder würde das alte Kubbe'sche Blut sich in mir empören, wäre ich Euer Weib. Ich kann nicht, das Herz blutet mir, aber ich kann und darf nicht. Alle meine Vorfahren umschweben mich und halten mich ab, dass ich Euch nicht zufliege. Bleibt aber dennoch mein Freund, ich bitte es im aufrichtigsten Ernst, seht es nicht als leere Redensarten an und missachtet mich nicht um deswillen, was Ihr vielleicht Standeshochmuth nennt und was ich wirklich nicht bezwingen kann.“ Die Edelfrau Boismann wendete tief verletzt und erzürnt ihr Haupt ab, während der alte Kubbe jubelte. „Brav, Vogel, echtes Blut lässt nicht von der Art. Komm, küsse mich!“ Büring, blass aber gefasst, verbeugte sich tief vor Elisabeth und sprach: „Dank für Eure unumwundene Sprache, edles Fräulein, und seid gewiss, dass ich Euch mein Lebelang treu ergeben bleiben und, sollten Verhältnisse eintreten, wo ich Euch dienen kann, durch die That bewähren werde, ob es möglich, Eurer je zu vergessen. Ich gehe nach Wilna an des Grossadministrators Chodkiewicz Hof, wo ich nicht unterlassen werde, soweit meine Kräfte es erlauben, für meines Vaterlandes Wohl und Sicherheit nützlich zu sein.“ Er verneigte sich kurz vor den Anwesenden und verliess das Gemach. „Nie habe ich Anderes von dem hochdenkenden Sinn des Fräuleins erwartet,“ sagte Fürst Onsky nach einer kurzen Pause allgemeinen Schweigens,

„und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass sie, die so kraftvoll des Herzens oft verrätherischer, irreleitender Strömung zu widerstehen vermocht, ihr Auge vielleicht schon bald in die wahre Richtung, auf des Lebens Höhen, hinlenken wird.“ „Ihr irrt, erlauchter Fürst,“ erwiderte Elisabeth, „und auch Euch darf ich nicht in Ungewissheit lassen. Ich werde weder mein Vaterland verlassen, noch je einem Manne fremden Stammes die Hand reichen, trüge er auch eine Fürstenkrone! Vergesst ein unbedeutendes livländisches Landfräulein und sucht Euch eine Eurer würdigere Gefährtin unter den ebenbürtigen fürstlichen Geschlechtern Moskau's aus.“ „Dank für den Rath!“ rief der Fürst, den seine bisher bewahrte Fassung plötzlich verliess, und auf dessen Gesicht eine Veränderung vor sich ging, als fiele eine glatte Maske ab, um von Leidenschaft durchwühlte Züge zu zeigen. „Wir sehen uns wieder und dann . . .“ „Keine Drohungen in meiner Burg!“ zürnte der alte Kubbe. Der Tatar mass ihn mit verachtungsvollem Blick, drehte sich auf den Fersen um und verschwand. „Edle Muhme,“ hub Boismann an, „schickt Ihr mich auch zur Thür hinaus, wie meine beiden Nebenbuhler, oder glaubt Ihr es mit mir wagen zu können. Eure Zuneigung, die der Seeheld auf falsche Wege geleitet, wird es mir hoffentlich nach einiger Zeit gelingen zu erwerben und . . .“ „Genug, mein guter Vetter,“ sagte die von der heftigen Gemüthsbewegung tiefergriffene Elisabeth, der der Gram um Büring's Scheiden mit unvermutheter Stärke am Herzen nagte. „Gebt mir einige Jahre Frist, habt Nachsicht mit mir, und ich will Eure treue Ehegattin werden.“ Hier sank das sonst so kräftige Mädchen ohnmächtig in die Arme der Tante, während Hufschläge sich aus dem Hof entfernten.

---

5. Wenden's Fall.

Jahre waren vergangen, Livland's verkörperter Schutzgeist, der greise Plettenberg, war in der wendenschen Stadtkirche während des Gottesdienstes unter den langgezogenen Accorden der Orgel sanft entschlummert, Verwirrung und Zwietracht überzogen das Land. Der ehrgeizige Fürst Magnus von Holstein hatte sich neben dem neuen Ordensmeister zu einer Art von König über Livland, Oesel und Kurland emporgeschwindelt, unter Beistimmung des Zaren Iwan, den er zwar als seinen Oberherrn anzuerkennen versprochen hatte,

dennoch aber die Burgen und das flache Land für sich selbst in Besitz nahm, sich huldigen liess und seine Residenz in Wenden aufschlug. Der Herrmeister, ohne gerade dem neuen König sich zu unterwerfen oder mit ihm in feindliche Berührung zu treten, hatte sich nach Fellin zurückgezogen und sah machtlos und unthätig seufzend dem Lauf der Dinge zu. Nur die mächtige Stadt Riga erhielt sich ganz unabhängig und brach die letzte der ihr vom Orden angelegten Fesseln, indem sie um des Herrmeisters Befehle sich so wenig kümmerte, wie um die des Königs Magnus. Ihr drohte ein Ueberfall der Moskowiten, die unter des Zaren Anführung heranrückten, um die widerspenstige Stadt ebenso zu unterwerfen, wie solches ihrer Meinung nach mit dem übrigen Lande durch König Magnus für ihre Rechnung geschehen war.

Ungeachtet der gewitterschwangeren Wolken, die den politischen Horizont umdüsterten, war an einem schönen klaren Septembermorgen ein reges, heiteres Treiben in den Gassen der kleinen Stadt Wenden. Adlige Familien mit grossem Gefolge von Dienerschaft zogen zu Pferde in glänzendem Aufzug bald durch das ronneburger, bald durch das arrascher Thor in die Stadt, so dass die liebe Jugend nicht wusste, wie sie es anstellen sollte, um von all' dem Schönen nichts sich entgehen zu lassen und meist im Rennen von dem einen Ende der Stadt zum andern begriffen war. Trompetenstösse der Stadtthürmer kündigten die Ankunft neuer Gäste an, sämmtlich schon vor einem Vierteljahr zu dem heutigen Fest eingeladen. Würdevoll im Schritt kam eine adlige Sippe nach der andern, unter Vortragung ihrer Familienbanner, über die niedergelassenen Zugbrücken herein. Auf dem Marktplatz, dessen Häuser an allen Thüren und Fenstern schaulustige Bürger mit ihren Frauen und Kindern zeigten, während die Krämer und Lehrlinge vor ihren Läden gafften, wurde jede einzelne Familie von einem Marschall, in dessen weisse Armbinde die sieben Nordsterne gestickt waren, empfangen und in das für sie bestimmte, bei einem der Bürger gemiethete Quartier geführt. Endlich waren die letzten der erwarteten Gäste erschienen und der Markt wurde leer. Doch schon nach einer Stunde war der gesammte männliche Adel in reicher Tracht, mit seltenen Federn und schweren Goldketten geschmückt, wieder zu Ross daselbst versammelt, und die Frauen und Töchter der Bürger konnten nicht genug die kräftigen Gestalten bewundern, die auf den herrlichen Thieren, welche oft bis zu neun Last Roggen gekostet, sich auf dem Platz herumtummelten. Von dort zogen die Herren

unter Anführung des königlichen Hofmarschalls zum ronneburger Thor hinaus und hörten auf freiem Felde seine Ansprache an, welche dahin lautete, ja allen in Thätlichkeit ausartenden Streit zu unterlassen, besonders jetzt, wo des Königs Dienst und das Vaterland bald ihre Kräfte nützlicher in Anspruch nehmen könnten. In so drohenden Zeitläufen würde der König es als schimpflich rügen müssen, wenn jemand durch einen Hader beim Bier und seine blutigen Folgen sich gerade dann in Unthätigkeit versetze, wenn der Monarch des ritterlichen Armes seiner Lehnsmänner mehr denn je bedürfe. Seine Majestät sei auch so fest davon überzeugt, dass sämmtliche edle Herren ihren Muth für eine bessere Gelegenheit aufsparen würden, dass dieses mal gar keine Barbiere zum Feste beschieden seien. Der neue, ungewohnte Ton von Majestät, Monarch, König erregte bei den erst jüngst zu Unterthanen Gewordenen einiges Aufsehen, und auch an halblautem Spott fehlte es nicht, den zu überhören der Hofmarschall für gut fand. Der stattliche Zug begab sich unter dem Schall der Musik und dem Abfeuern der Gewehre und Pistolen wieder zur Stadt zurück und ritt durch dieselbe zum Schloss. Man stieg vom Pferde und begab sich in den grossen Rittersaal, in dessen Nischen die Standbilder aller livländischen Herrmeister, eine lange, gepanzerte Reihe, aufgestellt waren. In Gruppen vertheilt harrte man auf des Königs Erscheinen und unterhielt sich sowohl über die zu erwartenden kriegerischen Ereignisse, als über die Hochzeit, zu deren Feier man sich eingefunden hatte. Unter den Anwesenden bemerken wir den alten, nun fast blutroth im Gesicht gewordenen Kubbe von Treiden und seinen künftigen Eidam, den hohen, stattlichen Ritter Boismann. Elisabeth war nach jener im letzten Capitel geschilderten Scene in eine schwere, langandauernde Krankheit gefallen, von der mühsam genesen sie noch einige Zeit gebraucht, um zu einem ruhigen Gleichgewicht in ihrer Gemüthsverfassung zu gelangen. Doch wollte es ihr nicht gelingen, die innere Stimme ganz zu übertäuben, die ihr zurief, dass sie durch hoffährtigen Adelsstolz sich selbst um ihr Lebensglück betrogen habe. Denn so sehr sie auch die trefflichen, edlen Eigenschaften Heinrich Boismann's anerkannte, nie — das fühlte sie tief — würde sie mit dem in der rohen, wüsten Sitte der Zeit und ihrer Unbildung aufgewachsenen Vetter in den geistigen Einklang treten, der ihrem Zusammensein mit Büring stets die beseligende Befriedigung verliehen hatte. Ihrer Tante stille Wehmuth über die vereitelte Hoffnung, ihren Liebling an der Hand eines tüchtigen Mannes

dem livländischen Verderbniss entgehen zu sehen und mit ihm in andere Länder zu flüchten, wo die aufgehende Saat der reinen Lehre heilsam auf die Sitte wirkte, erschien Elisabeth wie ein geheimer Vorwurf. Indessen, die gute Tante starb bald, Geschehenes war nicht zu ändern, und nunmehr sich sehr vereinsamt fühlend wendete das Fräulein alle Kraft ihres starken Gemüthes dem Gedanken zu, durch eine Heirath mit Boismann ihr Schicksal sicher zu stellen und dem unwürdigen Treiben auf Treiden, wo ihres Vaters zunehmende Schwäche liederlichen Leuten immer grösseren Spielraum gewährte, zu entgehen. Sie setzte dem erneuerten Andringen des jungen Ritters keine weitere Zögerung entgegen und so ward denn der Tag der Hochzeit festgesetzt, die auf Wunsch des Königs Magnus, dem daran lag, sich eine der ältesten und weitverzweigtesten Familien des Landes zu verbinden, und auf seine Kosten in Wenden stattfinden sollte. Der heutige Tag war zur Vorfeier bestimmt und sollte durch ein grosses Bankett am Hofe begangen werden.

Nachdem die im Rittersaal versammelten Herren einige Zeit geharrt, erschien der Hofmarschall und ordnete die über das neue Ceremoniel nicht wenig verwunderten Edelleute in Reihen. Zwei Kammerherren stürzten in den Saal und rissen die Flügelthür auf, durch welche in phantastisch reichem Anzug die kleine runde Gestalt des Königs Magnus hereinschwankte. Blonde Locken fielen in Fülle auf seine rothen gepolsterten Wangen, und zwei grosse wasserblaue Augen schauten wie in beständiger Verwunderung um sich, während ein listiges Lächeln um den breiten Mund das Einzige im ganzen Gesicht war, was von einiger Intelligenz zeugte. Der Hofmarschall rief: „Vivat Seine Majestät!“ einige Stimmen folgten seinem Beispiel, es fand aber keinen rechten Widerhall. Der König, beweglich und freundlich, ging die Reihen entlang, wusste jedem etwas Angenehmes zu sagen und zeigte sich sehr bewandert in der Geschichte der einzelnen Familien und der Grossthaten, die irgend einmal ein Vorfahre derselben vollführt hatte. Mit diesem wohlfeilen Kleingeld fürstlicher Gunst erkaufte er sich rasch die Herzen der Anwesenden und Wohlbehagen leuchtete auf Aller Mienen. Seine Majestät theilte unter Anderem mit, dass sein mächtiger Bundesgenosse, der Zar von Russland, in's Land eingerückt sei, um die noch ungebändigte Handelsstadt Riga seinem königlichen Scepter zu unterwerfen, sowie, dass er zwei Herren seines Hofes zu des Zaren Begrüssung abgesendet habe. Weislich verschwieg er den

geheimen Zweck dieser Botschaft, den nämlich, des Zaren Zorn zu beschwichtigen, der dem neuen König nur in der Hoffnung seine Gunst schenkte, in ihm einen gehorsamen Vasallen zu finden, und nunmehr erfahren hatte, dass derselbe verrätherischer Weise seiner eigenen Person allein hatte huldigen und die Burgen und Schlösser für sich selbst besetzen lassen. Um zwei Uhr Nachmittags ging man zum Bankett, Kubbe und Boismann mussten neben Magnus Platz nehmen, der sie mit Artigkeiten überschüttete und den Erstern ganz für sich einzunehmen wusste, indem er ihm, als dem Nachkommen eines alten einheimischen Fürstengeschlechts, grosse Hofwürden in Aussicht stellte. Das starke Bier aus den königlichen Braukesseln, die wie die meisten ihrer Collegen auf den Edelhöfen nie vom Feuer kamen und gegen 30 Last Malz im Jahr zu ihrer Fütterung brauchten, fand allgemeinen Beifall und starken Zuspruch. Der König selbst jedoch, des livländischen Zechens ungewohnt, verliess bald das Bankett, welches nun in das gewöhnliche wüste Gelage ausartete, doch dies mal ohne viel Blutvergiessen, da die aufmerksamen Hofleute sich meist zur rechten Zeit vermittelnd in entstehende Streitigkeiten mischten.

Der nächste Tag war der Hochzeitstag. Die Bürger Wenden's standen wieder feiernd vor ihren offenen Läden, bereit, die vornehmen Herren und Damen anzugaffen. Man hatte einen Wochentag zur Feier gewählt, dieselbe schon dadurch als eine adlige kennzeichnend, denn im Bürgerstande galt es für eine Schande, eine Hochzeit an einem andern Tage als an einem Sonntage vorzunehmen. Der König, der gesammte Hof und Adel nebst allen Damen und Fräulein, zogen unter dem Schall der Pauken und Trompeten zwischen zwei Reihen von Fackelträgern in feierlicher Procession vom Schloss zur Stadtkirche. Inmitten des Zuges befand sich vom blühenden Kreis ihrer jungen Muhmen umgeben das Fräulein von Treiden im bräutlichen weissen Schleier, über dem ein Kranz von Myrthen und Orangenblüthen prangte, eine Gabe des Königs und damals etwas höchst Seltenes und Kostbares. Etwas höher war Elisabeth geworden, etwas ernster und etwas blasser seit den Jahren, wo wir sie zuerst kennen lernten. Ihre tiefblauen Augen hatten einen sinnenden Ausdruck erhalten, ihr Köpfchen neigte sich etwas zur Seite und um ihre Lippen spielte ein mattes Lächeln, wenn sie den Bemerkungen lauschte, die der glücklich und stolz neben ihr herschreitende Bräutigam ihr zuflüsterte. Sie machte mit ihrem schlanken, sprungkräftigen Gliederbau den Eindruck eines Rehs

welches zwar gezähmt ist, doch noch nicht völlig die Erinnerung an die alte Freiheit verwinden kann. So fest sie auch an ihrem Vorsatz hielt, alle Gedanken, wie ihr Geschick sich hätte gestalten können, aus ihrem Geist zu verbannen, und so oft sie sich auch wiederholte, dass sie unter dem gesammten jungen Adel des Landes einen der Trefflichsten an Gesinnung und Abkunft zum Lebensgefährten erhalte, die trübe Wolke blieb am Horizont hängen. Es ging ihr wie jemandem, der des Südens Zauber kennen lernt, und der sich in Zukunft mit der kärglichen Natur seiner Heimat zufrieden geben soll. Nach der Sitte der Zeit war Elisabeth's weisser Atlasanzug so sehr mit Edelsteinen aller Art überladen, dass sie, so kräftig sie auch war, doch nicht ohne einige Mühe sich unter der Last derselben einherbewegte. In der Kirche angelangt, reihte man sich über Plettenberg's Grabstein um den Altar und die feierliche Trauhandlung ging nach lutherischem Ritus vor sich. Elisabeth erregte bei den ältern Edeldamen nicht geringen Anstoss, als ihr Ja nach des Predigers Frage sofort ungezwungen und hell herauskam, während es sonst fast halbstündigen Zuredens und Abmühens bedurfte, um der Braut das inhaltschwere Wörtlein zu entlocken. Das Mittagsmahl fand im Rittersaal des Schlosses statt und behielt in Folge der Anwesenheit der Frauen einen gezügelten Charakter. Eben erhob sich der König, um in altem Sekt das Wohl des neuen Ehepaares auszubringen, da stürzte ein Edelknabe verstörten Antlitzes in den Saal und flüsterte einem Hofherrn etwas in's Ohr. Dieser schritt entsetzt auf den König zu und machte ihm mit leiser Stimme eine Mittheilung. Magnus ward leichenblass, setzte seinen Pokal wieder auf den Tisch und schwankte fort, gefolgt von sämmtlichen Hofherrn. Es lässt sich denken, welche Bestürzung dieser Auftritt unter den Zurückbleibenden hervorrief und wie sehr sie wuchs, als man die Ursache desselben erfuhr. Die beiden Hofherren, welche zum Lager des Zaren gesendet waren, um ihn von Magnus' Treue zu vergewissern, hatten ihn wenige Meilen von Riga mit einem zahlreichen Heer angetroffen. Grimmig zerpeitscht kehrten sie in kläglichstem Aufzuge nach Wenden zurück, mit dem Befehl an den König Magnus, in eigener Person sich im moskowitischen Lager einzufinden, um sich wegen seiner Treulosigkeit zu verantworten. Zugleich vernahm man, dass die Russen, und namentlich die mit ihnen gekommenen Tataren, das platte Land weit und breit auf das Entsetzlichste verwüsteten, dass sich unter dem Befehl eines riesenhaften Strelitzen lettischer Abkunft, der den barocken Namen

Kleinhedwig führe, ein Haufe Bauern zu sammeln anfinge, um sich dem russischen Heer anzuschliessen, und dass ein allgemeiner Aufstand des Landvolkes gegen die deutsche Herrschaft zu befürchten stände. Die adligen Herren flöhen aus ihren Schlössern, sie dem Brand und der Plünderung preisgebend, theils entnervt durch das üppige Leben in dem ihnen durch Plettenberg's Schwert verschafften langen Frieden, theils aber auch, weil dieses mal die Russen genug schweres Geschütz mit sich führten, um die widerstrebenden Burgen zu zertrümmern. Nicht einmal ein Heer aufzustellen versuchten die Herren des Landes, um es den hunderttausend Mann des Zaren entgegenzusetzen, und so schien es, als würde das deutsche Regiment in diesen Gegenden wie ein Spinngewebe zerrissen und weggefegt werden.

Während man sich bestürzt über diese schlimmen Nachrichten unterhielt und die meisten Anwesenden bereits Befehl gaben, ihre Pferde zu satteln, erschien der König blass und schlotternd wieder im Saal und kündigte den Edelleuten seinen Entschluss an, sich zum Zaren zu begeben, um seinen Zorn zu mildern. Er forderte sie auf, ihn zu begleiten, doch spürte niemand den mindesten Beruf, sich freiwillig den Händen eines so wuthentbrannten Feindes zu überantworten, der eben noch an den beiden abgesendeten Hofherren bewiesen hatte, wie wenig er von Völkerrecht wusste. Magnus versuchte es, einen höhern Ton anzuschlagen und befahl kategorisch einigen der Herren mit ihm zu gehen, erfuhr aber schnöde Abweisung und den Rath, nun das Possenspiel mit dem livländischen Königthum aufzugeben. Als er mit des Zaren Rache für diesen Ungehorsam drohte, wurde er mit dem Bemerken ausgelacht, er möge nur daran denken, seine eigene Haut vor der Knute zu wahren. Verlegen und ärgerlich eilte er so schnell als möglich davon. Ihm folgte bald der alte Kubbe, welcher nach Treiden zurück wollte, um dort die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen. Von seiner Tochter, seinem „lieben Vogel," nahm er zärtlichen Abschied und wehmüthig trüber Ahnung voll schwang er sich in den Sattel und jagte mit seinen Leuten gen Süden. Elisabeth, die eben vermählte junge Frau, sollte in Wenden bleiben, so hatte Boismann es für das Beste gehalten, denn die Feste war im ganzen Lande die stärkste und versprach noch am meisten Schutz gegen das draussen tobende Unwetter. Den gleichen Entschluss hatten viele Andere aus der glänzenden Hochzeitsgesellschaft gefasst und die Männer rüsteten sich in Gemeinschaft mit der Besatzung der Burg und den Bürgern

der Stadt den drohenden Angriff abzuschlagen. In aller Eile wurden die nöthigsten Vorkehrungen getroffen, die Zugbrücken aufgezogen, das Geschütz auf der Mauer kampffertig gemacht. Abends fand im grossen Rittersaal ein Kriegsrath statt, dem die Anführer der Besatzung, die vornehmsten Edelleute und die Häupter der wendenschen Bürgerschaft beiwohnten. Einige von den Kerzen, die zur Beleuchtung beim Tanz hatten dienen sollen, waren angezündet worden und warfen ein ungewisses Licht auf die sehr bleichen, doch von Entschlossenheit zeugenden Gesichter der Anwesenden, die sämmtlich in voller Rüstung erschienen waren. Man erkannte, dass die Lage eine furchtbare sei, denn da der Feind nunmehr Belagerungsgeschütz mit sich führte, so durfte man sich auf die Festigkeit der Mauern, die für eine frühere Kriegsweise berechnet waren, nicht mehr verlassen. Von keinem Punkt des weiten Horizonts erhob sich die mindeste Aussicht auf Hülfe und keines Hoffnungssterns Schimmer brach durch das düstere Gewölk, welches den ganzen Himmel umzog. Unmöglich konnte man sich dem unmenschlichen Feinde ergeben, von dem ohnehin nur Mord, Brand, Plünderung, Wegschleppen in die Sklaverei, Misshandlung und noch ärgeres Loos für die Frauen und Kinder zu erwarten war. Zudem verbot es die kriegerische Ehre unbedingt, die alte herrmeisterliche Residenz ohne Schwertstreich zu überliefern. Man beschloss also, sich auf's Aeusserste zu wehren, und wenn eine höhere Fügung nicht einen unerwarteten Retter in der Noth sende, lieber durch feindliches Geschoss und Schwert umzukommen, als sich dem namenlosen Elend einer moskowitischen Gefangenschaft preiszugeben. Zunächst wollte man Streifpatrouillen aussenden, um möglichst viele Lebensmittel in die Stadt zu schaffen und Erkundigung über des Feindes Bewegungen einzuziehen. Während man noch berieth, donnerte ein Kanonenschuss von der Warte eines Burgthurms. Die bunten Fensterscheiben des Rittersaals zitterten und leise klirrten die Rüstungen der alten herrmeisterlichen Gestalten in den Nischen. Man eilte hinaus in der Erwartung, der Feind rücke bereits an. Doch war es dies mal nur ein blinder Lärm. Der Haufe Reiter, den man auf das arrascher Thor hatte zueilen sehen, und den man in der einbrechenden Dunkelheit nicht recht hatte erkennen können, bestand theils aus Edelleuten, die ihre Schlösser verlassen hatten, um ein schützendes Asyl in Wenden zu finden, theils aus Hochzeitsgästen, die aufgebrochen waren, um noch rechtzeitig vor dem Eintreffen der Feinde ihre Burgen zu erreichen, unterwegs aber schon

die Kunde von der meist durch aufständische Bauern verübten Verwüstung ihres Eigenthums erhalten hatten. Der Zar, auf dem Wege nach Riga, hatte sich mit seinem ganzen Heere auf die Kunde von Magnus' Treulosigkeit gegen Wenden gekehrt. Kleinhedwig's Nahen setzte alle lettischen Gemüther in Flammen, und wie eine Feuersbrunst rasch um sich greift an Orten, wo Zunder aufgehäuft liegt, war das platte Land weit und breit im Aufstand begriffen und der lange verhaltene Rachegroll des unterdrückten Sklaven gegen seinen deutschen Herrn machte sich auf entsetzliche Weise Luft. Zudem erwies es sich, dass der Feind über die geheimen Zugänge zu den Burgen gut unterrichtet war, und die wenigen Edelleute, die sich zur Wehr gesetzt, sahen sich durch unvermuthet aus den unterirdischen Gängen hervorbrechende feindliche Trupps überwältigt. Diese wurden meist vom Fürsten Onsky angeführt, der so die bei seinem Aufenthalt in Livland gesammelten Localkenntnisse zu verwerthen wusste. Viele adlige Familien waren von den eigenen Bauern während der Nacht überfallen und ermordet worden, und nur da, erzählte man sich, wo Kleinhedwig und der ihn begleitende Knabe rechtzeitig eintrafen, schonte man auf des Letztern Befehl, dem des Riesen Keule Nachdruck zu geben versprach, wenigstens das Leben der gewesenen Herren und begnügte sich, sie den Moskowitern als Sklaven zu verkaufen. Leichte Tatarenreiter waren in Schwärmen bereits bei Arrasch gesehen worden, also ziemlich nahe von Wenden. Wer in ihre Hände falle, berichteten die Flüchtlinge, werde auf das Grausamste gemisshandelt und ausgeplündert, so dass oft nicht einmal das Hemd übrig bliebe. Verzweiflung im Herzen hörten Bürger und Edelleute die traurigen Nachrichten an, viele eilten zum nächtlichen Gottesdienst, mit dem man des Himmels rettende Hand sich erflehen wollte. In der matt erleuchteten Kirche drängte sich dies mal eine zahlreiche Menge und es herrschte in derselben eine in diesem Lande seit langer Zeit ungeahnte Stille und Andacht. Der Orgel alle irdische Kümmerniss mächtig überfluthenden Accorde kräftigten manches Herz und stählten es, dem Kommenden mit Fassung und Ergebung entgegen zu gehen.

Boismann, der Elisabeth in einem Bürgerhause der Stadt untergebracht hatte, verabschiedete sich bei ihr, denn man hatte ihm das Kommando über eine der ausziehenden Streifpatrouillen übertragen. Er war mit derselben kaum einige hundert Schritte von der Stadt entfernt und durchritt eben das von Gebüsch überdeckte Nachtigallenthal, in welchem diese lieblichen Sänger in lauen Frühlingsnächten

ihren Liebesgesang auszuströmen pflegen, als plötzlich wildes Geschrei sich erhob und von allen Seiten ein Regen von Pfeilen auf ihn und seine Begleiter sich ergoss, jedoch machtlos an dem Panzer von Mann und Ross abglitt. Boismann, zum ersten mal im Leben in kriegerischer Thätigkeit, zog aus dem Pfeilregen den raschen Schluss, dass er es nur mit Tataren zu thun habe. Wären Russen dabei, so meinte er mit Recht, dann müssten einige Flintenschüsse sich haben hören lassen. Er setzte also unbekümmert seinen Weg fort und verbrachte den grössten Theil der Nacht mit Beitreibung von Lebensmitteln aus den verschiedenen zerstreut umherliegenden Bauergesinden. Manche davon waren bereits gründlich von den Tataren ausgeplündert worden, was grosse Erbitterung bei den Landleuten erregt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Deutschen, ihren einzigen Vertheidigern, aufgefrischt hatte und sie nun antrieb, sich den Letzteren anzuschliessen. Sie gaben auf die Kunde von der drohenden Verwüstung, welche die Ausgeplünderten verbreiteten, freiwillig den Rittern Alles was sie hatten her, trieben ihre Heerden zusammen und es sammelte sich an einem von Boismann am Rande des tiefen Ammatthales gewählten Platz eine ansehnliche Menge von Bauern mit Vieh und Lebensmitteln, sowie fahrender Habe, denen einige bewaffnete Reiter zum Schutz gegen die Versuche des kleinen beutegierigen Tatarenhaufens gelassen wurden. Mit den übrigen schweifte der junge Ritter, der nun, so viel an ihm lag, genug Mundvorrath für die Besatzung von Wenden angehäuft zu haben meinte, jenseit der Ammat auf Kundschaft weiter umher, bis er plötzlich das Wiehern von fremden Pferden hörte. Er liess seine Leute am Ausgang des Waldes in einer versteckten Stellung stillhalten und sich geräuschlos zum Gefecht fertig machen. Russische Worte drangen zu ihm und gaben ihm die Ueberzeugung, dass es Feinde und nicht etwa flüchtende Landsleute waren, die herannahten. Lautes Lachen zeugte von der sorglosen, keine Gefahr ahnenden Stimmung derselben. Als man endlich aus der Waldung eine Schaar Reiter hervorkommen sah, auf deren Harnischen der matte Strahl des durch leichtes Gewölk verschleierten Mondes glänzte, gab Boismann das Zeichen zum Angriff. Die überraschten Bojaren mit ihrem Gefolge waren im ersten Anlauf zersprengt und eilten mit aller Schnelligkeit ihrer guten Renner sich in Sicherheit zu bringen. Das Pferd eines von ihnen stürzte über eine Baumwurzel, der Bojar ward zu Boden geschleudert, prallte mit dem Kopf gegen einen Baumstamm und erhielt eine Verwundung an der

Stirn. Ehe er sich noch aus seiner Betäubung aufraffen konnte, sass ihm die Spitze von Boismann's Schwert schon an der Kehle. Das kalte Eisen brachte ihn sofort wieder zu sich, er ergab sich und Boismann war nicht wenig überrascht, in seinem Gefangenen den Fürsten Onsky zu erkennen. Er äusserte sein Bedauern, Letzterem nun eine ganz andere Art von Gastfreundschaft erweisen zu müssen, als die, welche ihm in Livland vor Jahren zu Theil geworden war. Indess der Fürst ergab sich mit guter Miene in sein Geschick, im Stillen auf baldige Befreiung durch die siegreichen, unwiderstehlichen Waffen seines Herrn hoffend. Man machte sich eilend auf den Rückzug, denn man wusste nun, dass das grosse moskowitische Heer im Anzuge war, nahm die an der Ammat versammelten Bauern mit ihrer Habe auf und erreichte bei Tagesanbruch, von den Tataren weiter nicht behelligt, Wenden. Boismann nahm den gefangenen Fürsten mit in seine Wohnung, gegen dessen Zusage, sich nicht selbst zu befreien, und Elisabeth versprach dem einstigen Gast auf Treiden alle die Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen, die seine nicht unbedeutende Kopfwunde erforderte, war ja doch in jener Zeit einige wundärztliche Kenntniss jeder Dame eigen. Die Anführer der anderen Streifpatrouillen waren nicht so glücklich gewesen wie Boismann. Beim ersten Pfeilregen der rings umherschwärmenden Tatarenbanden hatten die durch das Wohlleben des langen Friedens Entnervten eilig die schützenden Stadtmauern aufgesucht.

Der junge Mann, den der Erfolg als den tüchtigsten unter den Führern gekennzeichnet, hatte kaum die Morgensuppe mit seiner jungen Frau und dem Fürsten zu sich genommen, als man schon von allen Seiten in seine Wohnung stürzte und ihm das Herannahen des Feindes ankündigte, gleichsam als wäre er stillschweigend zum Haupt der Belagerten erwählt worden. Der Ritter eilte zum Schloss, nachdem er für den Fall der Erstürmung der Stadt seine Elisabeth, die mit bleicher Fassung diesen traurigsten und unerfreulichsten Anfang ihres Ehelebens über sich ergehen liess, dem Schutz und der Grossmuth des gefangenen Tataren übergeben hatte. Der Abschied zwischen dem jungen Paare war kurz, keiner der Beiden ahnte, dass es der letzte sei und sie sich nie wiedersehen würden. Im Rittersaal waren die Häupter der streitbaren Edelleute, Bürger und Söldner in rathloser Verwirrung beisammen und die Stimmung wogte unentschieden zwischen sofortiger unbedingter Ergebung und Widerstand bis auf's Aeusserste hin und her. Als Boismann in den Saal

trat, stürmten ihm Alle entgegen und wollten seine Meinung über das was zu thun sei, hören. Er machte darauf aufmerksam, dass zuvörderst ein Oberbefehlshaber zu wählen sei, man entscheide sich nun für Widerstand oder Capitulation, denn auch im letztern Fall würde der Zar mit einer officiellen Person zu verhandeln verlangen, wolle er überhaupt davon hören. Mit Acclamation ward der junge Ritter sofort zum Anführer erkoren. Nun fragte er diejenigen, welche von Ergebung sprachen, ob sie denn nicht durch die Berichte der nach Wenden Geflüchteten genugsam über das Geschick belehrt worden, das ihrer alsdann harrte, und ob ein rascher Tod nicht besser wäre, als ein langsam hingequältes Leben. Noch schwankten einige in ihrem Entschluss und Boismann stellte ihnen frei, die Stadt zu verlassen und die Gnade des heranrückenden Zaren für ihre Person zu erflehen. Wenden aber, erklärte er, werde er bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen und sich lieber unter den Trümmern der herrmeisterlichen Residenz begraben, als sie zeitweilig dem Feinde überliefern. Da führte man einen blassen, blutenden Edelknaben mit zerrissenen Kleidern in den Saal, der sich durch den meilenlangen unterirdischen Gang hierher geflüchtet, welcher von der Burg Arrasch ausgehend innerhalb der Mauern Wendens gerade der Katharinenkirche gegenüber ausmündete. Durch Verrath einiger lettischen Knechte, berichtete der Flüchtling, wäre Kleinhedwig mit Strelitzen und aufgewiegelten Bauern in die Burg gelangt und hätte sogleich, offenbar von dem Dasein des geheimen Ganges unterrichtet, einen Theil seiner Leute dorthin geführt, um alle diejenigen aufzufangen, welche sich etwa durch denselben zu retten gedächten. In der That wären alle Schlossbewohner zum Gange geeilt, dort aber beim Versuch sich durch die Feinde durchzuschlagen theils getödtet, theils gefangen worden. Nur ihm, dem Edelknaben, wäre es gelungen, sich im Getümmel durchzuschleichen, den Gang zu erreichen und zu entfliehen, verfolgt von dem entsetzlichen Geschrei der gemarterten gefangenen Männer, denen man die Angabe des Ortes, wo sie ihre Kostbarkeiten versteckt hielten, abzwingen wollte. Noch schrecklicher hätten jedoch dem Fliehenden die Klagen der Weiber in die Ohren getönt, mit denen die eingebrochene Horde nach rohem Kriegsbrauch verfahren.

Der Bericht des Edelknaben jagte neues Entsetzen in viele Gemüther, stimmte zugleich aber die von Ergebung Redenden völlig um und bereitete auch sie zu einem muthigen Tode vor. Um gegen eine Ueberraschung vom unterirdischen Gange her sichergestellt zu

sein, befahl Boismann, das abgedämmte Wasser des Schlossteiches in den niedriger liegenden Gang fliessen zu lassen, da dieser ja doch, seitdem Arrasch in feindlicher Hand, nicht mehr einen Weg zum Entrinnen darbot.

Der Tag war noch wenig vorgeschritten, als ein Signalschuss vom Burgthurm fiel und den neuen Anführer aus dem kurzen aber tiefen Schlummer weckte, dem er sich in einem kleinen Seitengemach des Rittersaales hingegeben. Er eilte auf die Plattform des der Katharinenkirche gegenüberliegenden runden Thurmes und gewahrte von dort, wie das zahlreiche russische Heer, einer Sturmfluth gleich, herandrang und bald Stadt und Schloss von einem Ring von Kriegern umwogt war. In Wenden war Alles zum Kampf gerüstet, als ein holsteinischer Herr als Parlamentär vor dem arrascher Thor erschien und im Namen des Königs Magnus gebot, sich unverweilt dem Zaren von Moskau zu ergeben und ihm als Landesherrn zu huldigen. In der gehobenen Stimmung, in die das Herannahen der Gefahr die Söhne der alten tapfern Degen Livlands versetzt hatte, konnte es nicht Wunder nehmen, dass man dieses Ansinnen des über's Meer gekommenen fürstlichen Abenteurers mit Hohn abwies und lieber sterben als sich ergeben zu wollen erklärte. Nun begann das Geschütz von der Mauer zu spielen, eine Kugel drang in des Zaren Zelt und tödtete einen Bojaren. Iwan, dessen Zorn durch die Versicherung des holsteinischen Fürsten, er komme, seine und des ganzen Landes unbedingte Ergebung anzuzeigen, besänftigt worden war, fuhr nun wuthentbrannt auf und befahl, den bleichen Schattenkönig mit seinem Gefolge in eine dachlose Hütte zu werfen. Zugleich ward auf sein Geheiss das grobe Geschütz nahe zur Stadtmauer herangebracht und begann seine zerstörende Wirkung gegen dieselbe zu richten, obschon die Bedienung wegen der grossen Nähe mehrere mal von den Schützen auf der Stadtmauer und den auf derselben befindlichen Kanonen weggeschossen und erneuert werden musste. Das moskowitische Feuer concentrirte alle Anstrengung auf eine einzige Stelle der Mauer, die denn auch bald zusammenstürzte und den Graben mit ihren Trümmern ausfüllte. Sofort befahl der Zar die Strelitzen zum Sturm auf die Bresche. Vergebens waren die heldenmüthigen Anstrengungen Boismann's und seiner Gefährten. Den unabsehbaren Strom der herandringenden, besser als in den früheren Kriegen bewehrten Moskowiter und der unter Anführung des riesigen Kleinhedwig kämpfenden Letten mussten sie weichen. Langsam zog sich das gelichtete Häuflein der Deutschen, den Boden

mit Feindesleichen bedeckend, zur Burg zurück, um dort den letzten Widerstand zu leisten und ihr Leben möglichst theuer zu verkaufen. Boismann hätte gern Elisabeth mit sich gerettet, war aber von seinen eigenen Leuten fast mit Gewalt daran verhindert und in das Schloss gedrängt worden, da sie in ihm und seiner Entschlossenheit ihren einzigen Hort erkannten, ihn also durchaus nicht sich der Gefahr aussetzen liessen, gefangen zu werden. Er suchte seine Unruhe über das Schicksal der jungen Frau durch die Gewissheit zu beseitigen, dass sie sich in der schützenden Obhut des nun durch seine Landsleute aus der Gefangenschaft befreiten Fürsten befände, auf dessen edelmüthige Gesinnung er rechnen zu dürfen sich einredete. Die Ermüdung vom heissen Kampf und die Plünderung der Stadt hielt die Russen ab, gleich zum Angriff der Burg vorzugehen, doch bereiteten sie durch Niederreissen von Häusern die Anlage von Batterien vor, aus denen sie am nächsten Tage das Schloss von der Stadtseite, wo die Mauern am schwächsten waren, zu beschiessen gedachten.

Die Dunkelheit war hereingebrochen und Boismann versammelte alle überlebenden Deutschen, die nach Ausstellung der Wachen einige Augenblicke Ruhe hatten, im Hofraum um sich. Meist waren es geharnischte Kriegergestalten, die auf herbeigeschafften Stühlen und Bänken sich von der Ermüdung des langen Kampfes, der seine Spuren an den Rüstungen Aller zurückgelassen, erholten, leichte Wunden, die fast keinem fehlten, durch nothdürftige Verbände schützend. Aber auch Frauen, Mädchen in der ersten Jugendblüthe und kleine Kinder sah man daselbst, sowie Geistliche der beiden feindlichen Confessionen, der lutherischen und der katholischen, die die gemeinsame Gefahr den sonst zwischen ihnen herrschenden Hader vergessen liess. Fackeln, deren Flammen bald hochaufloderten, bald zusammensanken, warfen ein oft grelles, oft dunkles Licht auf die Scene, während die Fenster des grossen Rittersaales geisterhaft im Mondenschein erglänzten. Die Stille der Ermattung und stummen Verzweiflung ruhte auf den Versammelten, kaum dass hin und wieder eine Klage laut wurde. Am ergebensten in das Schicksal waren wie immer die Frauen. Heinrich Boismann, ein Tuch um den blutenden Kopf gewunden, ergriff das Wort. In kurzen markigen Zügen schilderte er die verhängnissvolle Lage, welche nur zwischen Qual und Marter der Gefangenschaft und einem freigewählten ruhmvollen Tode wählen lasse. Wer sich für erstere entscheide und wen nicht das aus der Stadt heraufdringende Jammergeschrei eines

Besseren belehre, möge sich melden und solle zum Thor hinausgelassen werden. Alles schwieg. „So bleibt uns denn nur das Zweite übrig," fuhr der junge Held fort. „Es ist unnütz, von möglicher Rettung zu sprechen; wo sollte die herkommen? Ihr Alle, meine theuern Landsleute, wisst so gut wie ich, dass nirgends in Livland ein Heer sich sammelt, um uns Hülfe zu bringen. Lasst uns also unser Leben so theuer als möglich verkaufen und als freie Leute sterben. Das Pulvermagazin liegt unter dem Rittersaal und sobald weiterer Widerstand unmöglich wird, wollen wir uns in den Saal zurückziehen und uns mit den edeln Gewappneten, die ihn zieren und die unsere Vorfahren so oft in den Kampf geführt, unter den Trümmern dieser alten herrmeisterlichen Residenz begraben. Wer Besseres vorzuschlagen weiss, rede!" Allgemeines dumpfes Schweigen. „Vielleicht hob Boismann wieder an, erweckt unser Beispiel den alten Heldengeist aus dem Schlummer, vielleicht finden sich bald Rächer unseres Todes!" Nachdem er geendet, trat ein lutherischer Geistlicher vor und mahnte, man solle zu diesem letzten nothgedrungenen Act der Selbstvertheidigung sich durch den Genuss des heiligen Abendmahls vorbereiten. Alles stimmte bei. Da erklärte aber der Kellermeister, es fehle an Wein. Ein katholischer Geistlicher schlug nun vor, in diesem Fall nach dem Ritus seiner Kirche zu verfahren und sich an dem Brod genügen zu lassen. Allein von allen Seiten erklärten die jungen Evangelischen, lieber ganz auf das heilige Mahl verzichten zu wollen, als es verstümmelt zu geniessen. Ein Knappe erinnerte sich jedoch, in einem Winkel versteckt ein kleines Weinfass gesehen zu haben. Vielleicht hatte er selbst es zu seinem Privatgebrauch bei Seite geschafft. Es ward herbeigeholt und die heilige Handlung begann nach dem neuen Ritus der lutherischen Confession.

Walther, der ehrwürdige Propst von Wenden, ein hoher Greis in langem Silberhaar, stellte sich vor den am Fuss der Haupttreppe improvisirten Altar und sprach ein Gebet, in welchem er sagte, dass er in dem über Livland verhängten Schicksal eine gerechte Strafe des Himmels erblicke für das ruchlose Leben, das so allgemein geworden, für die Auflösung aller Zucht, die eine harte Züchtigung nothwendig gemacht. Schliesslich flehte er den Himmel an, er wolle in der Ergebung, mit welcher die hier Versammelten für ihres Landes Verschulden sich der gerechten Busse zu unterziehen bereit wären, seinen Zorn löschen und dem unglücklichen Livland einen Retter erwecken, wie er schon in alter Zeit dem Volk Israel in

eben so grosser Bedrängniss die Makkabäer gesendet habe. Tiefe Andacht herrschte in der kleinen Versammlung während dieses Gebets und die katholischen Geistlichen waren nicht die am wenigsten Ergriffenen. Dazwischen drang noch ein vereinzelter wilder Schrei aus der Stadt herauf oder es ward der Redner durch das Gekrach von einstürzenden Häusern auf einen Augenblick unterbrochen. Nach dem Gebet hielt der Propst eine kurze Ansprache und nahm alsdann die lutherische Generalbeichte vor, während die wenigen Katholiken bei ihren Priestern die Ohrenbeichte abhielten. Nach der Austheilung des heiligen Abendmahls trennte man sich, um dem Gebot der ruhebedürftigen Natur nachzugeben. Von schweren Träumen durchwebt war der kurze Schlummer, dem die meisten sich hingaben, während die kräftiger Constituirten sich mit Boismann den Vorkehrungen zur Vertheidigung widmeten, namentlich Kanonen auf den Wall nach der Stadtseite schafften, von wo der Hauptangriff drohte, wie auch Anstalten trafen, um sich äussersten Falls in die Luft zu sprengen. Zu diesem Zweck ward eine Reihe von Schwefelfäden angelegt, die aus dem Rittersaal in die Pulverfässer hinunterführten, welche in den Kellern unterhalb desselben lagen.

Kaum graute der Morgen des 9. September 1557, so begann die Beschiessung der Burgmauer aus nächster Nähe und aus sorglich gedeckten Batterien schwersten Kalibers. Vor diesem entsetzlichen Feuer sank die ohnehin nach der Stadtseite schwache Befestigung bald zusammen und mit ihr wurden die Kanonen der Belagerten verschüttet, die bis dahin tapfer geantwortet hatten. Kaum war die Bresche gebildet, so schwieg das feindliche Feuer und ein Strom von Moskowiten drang in das Schloss, aber von Boismannn's und seiner Gefährten kräftigen Armen wie Halme des Feldes niedergemäht, wichen sie bald in wilder Flucht zur Stadt zurück, den Boden mit Haufen der Ihrigen bedeckend. Die Deutschen drangen nun ihrerseits gegen die Stadt vor, wurden aber von so heftigem Geschützfeuer empfangen und erlitten so schreckliche Verluste, dass sie eilig den Rückzug in die Burg antreten mussten. Die feindlichen Batterien richteten nun ihre volle Kraft wider das herrmeisterliche Schlossgebäude selbst und zerschmetterten Gemach nach Gemach. Verzweifelnd stellten die Vertheidiger auch ihr Gewehrfeuer ein, das ohnehin nur von geringer Wirkung war und zogen sich, meist stark aus den im Kampf davongetragenen Wunden blutend, völlig erschöpft in den grossen Rittersaal zurück. Hier lagen Priester, Frauen und Kinder auf den Knieen und beteten. Das Erscheinen

der Kämpfer sagte ihnen, dass die letzte Stunde geschlagen habe. Es waren im Ganzen gegen 400 Menschen im Saal versammelt. Die Angehörigen einer jeden Familie vereinigten sich in stummen Umarmungen mit einander, um gemeinsam das finstere Loos, das ihrer harrte, zu erdulden. Düstere Entschlossenheit brannte in den Blicken der meisten und äusserlich ein Bild kalter Ruhe stand Heinrich Boismann mit zerfetzter Rüstung, die angezündete Lunte in der Hand, an dem Fenster, von welchem die Schwefelfäden in den Keller hinabliefen. Welche Gefühle mochten aber innerlich die Seele des Helden durchzucken bei dem Gedanken an das wie eine Fata Morgana ihm vom Schicksal täuschend vorgespiegelte Eheglück und bei dem Gedanken an Elisabeth's mögliches Loos?! Man hörte bei dem unter den Anwesenden herrschenden dumpfen Schweigen, das nur durch das Schluchzen einiger Frauen unterbrochen wurde, deutlich jeden Krach des draussen tobenden feindlichen Feuers, jedes Zusammenbrechen der Zwischenmauern der einzelnen Gemächer. Zuletzt schwieg das Geschütz. Stimmen der Russen und der Schall vieler näherkommenden Schritte drang zu den Versammelten. Endlich öffneten sich die Thüren und Feindesmassen erschienen. Erstaunt hielten sie einen Augenblick auf der Schwelle inne. Als aber niemand sich zum Widerstand anschickte und das Häuflein Deutscher keine Notiz von ihrem Einbrechen nahm, sondern regungslos der nahen Katastrophe entgegenharrte, erhoben sie ein wildes Jubelgeschrei und stürzten in hellen Haufen in den Saal, um sich ihrer Beute zu versichern, nicht ahnend, dass sich schon die kalte Hand des Todes herabsenkte, um sie selbst zu ergreifen. Als nun innerhalb der Mauern des Rittersaals eine so grosse Menschenmenge zusammengedrängt war, als überhaupt hineinging, und einige Strelitzen mit geschwungenen Streitäxten sich Boismann näherten, den man anfänglich scheu vermied, brachte derselbe die Lunte mit den Schwefelfäden in Berührung. Ein Krach erdröhnte als berste die Erde bis in ihre innersten Tiefen auseinander und eine Feuersäule ward gen Himmel geschleudert; dann eine dicke schwarze Wolke, in der Steine und menschliche Gestalten durcheinander wirbelten. Auf die kurze Pause tiefer Stille nach der Explosion erhob sich ein Klagegeheul und ein Jammern der Verwundeten und Verstümmelten, dass selbst dem rohesten Tataren das Herz im Leibe erbebte. Doch schon nach wenigen Minuten regte sich bei den Siegern der Ingrimm über die vielen von den Gegnern mit in's Verderben gerissenen Waffengefährten und man begann die wenigen mit zerschlagenen

Gliedmaassen, aber doch nicht ganz ausgelöschtem Leben umherliegenden Deutschen auf das Grässlichste zu martern. Die Ankunft des Zaren mit seinem Gefolge auf der Stätte des Unheils setzte dieser Barbarei ein Ziel, und als ihm der sterbende Boismann, den die Gewalt des Pulvers seitwärts zum Fenster hinausgeschleudert hatte, die Bitte vorbrachte, für Elisabeth Sorge zu tragen, versprach er bewegt, sie als seine Tochter anzusehen. Gleich darauf verschied der junge Held, dessen Andenken bei den spätesten Geschlechtern Livlands im leuchtenden Schimmer des Ruhmes leben wird, und dessen Name mit den mächtigen Trümmern der herrmeisterlichen Burg zu Wenden, zu denen die Livländer heutzutage zu pilgern pflegen, eng verwebt ist.

6. Umschlag des Glücks.

Der Marktplatz von Riga wimmelte von Bewaffneten, die aus den vielen dort ausmündenden Gassen herbeiströmten. Der Bürgermeister Benkendorf kam mit dem gesammten Rath, alle in Wehr und Waffen, die grosse Treppe des Stadthauses herab und ordnete die bürgerliche Miliz, sowie die kleinen freiwilligen Corps von Polen und fremden Seefahrern, die zufällig sich damals gerade in der Stadt befanden und an deren Vertheidigung gegen das herandringende russische Heer theilnehmen wollten. Was nur ein Schwert zu schwingen und eine Büchse abzufeuern vermochte, war bereit, den heimischen Heerd schützen zu helfen. Auch der alte Buchhalter des Büringschen Hauses hatte heute wieder seine kriegerische Rüstung angelegt und neben ihm stand ein kräftiger junger Mann mit einnehmenden Zügen. Nicht mehr das unterdrückte Feuer eines an abenteuervolle Lebensart gewöhnten Sinnes loderte aus des Letztern Augen, sondern ein ernstes, tüchtiges Streben schien sich in seinem ganzen Wesen darzuthun. Hans Büring — er war es — hatte, theils um den Schmerz über seine fehlgeschlagene Werbung niederzukämpfen, theils aber auch um dem ihm angeborenen Thätigkeitstriebe genug zu thun, sich mit aller Kraft seines regen Geistes in die administrative Laufbahn geworfen, die ihm die Gunst des littauischen Grossadministrators Chodkiewicz eröffnete, und in der er sich bald dieser Gunst würdig erwiesen hatte. Jedoch zögerte er keine Minute, seine hervorragende Stellung am Hof von Wilna aufzugeben, um seine Pflicht bei Vertheidigung seines Vaterlandes zu erfüllen, wobei eine geheime Stimme ihm die Möglichkeit ausmalte, dem treidenschen Fräulein nützlich zu werden. Denn die Sympathie für

das herrliche Geschöpf, in dem der angeborene Adelstolz leider über die Neigung gesiegt, dauerte in Büring ungeschwächt fort und ihm, der seiner Zeit Denkungsweise kannte, obschon ihn selbst die Fahrten in die Fremde mit einem weitern Gesichtskreis ausgestattet hatten, erschien der damalige Entschluss Elisabeth's in jener unvergessenen Scene im treidenschen Schloss nicht einmal ungerechtfertigt. Zwar war er von ihrer bevorstehenden Vermählung unterrichtet, dennoch aber fühlte er, dass sie für immer seines Herzens Königin bleiben werde. Der Grossadministrator ertheilte dem jungen Mann nicht nur gern den verlangten Urlaub, sondern verhiess auch bald mit bewaffneter Macht nachzukommen; lag es doch schon lange in Polens Absichten, die Herrschaft über Livland zu erlangen. Während nun die Häupter der Bürgerschaft den einzelnen Rotten die von ihnen zu vertheidigenden Theile der Stadtmauer bezeichneten, sprengte ein Schwarzhäupter auf schweissbedecktem Rappen auf den Markt und eilte auf den Bürgermeister zu. Er kündigte die nahe Ankunft seines Reitercorps an, welches weit über Neuermühlen hinaus gestreift und einige Nachzügler des moskowitischen Heeres aufgegriffen habe. „Nachzügler?“ rief Benkendorf, „Vortruppen wollt Ihr sagen?“ „Vergebung, Magnificenz,“ erwiderte der Schwarzhäupter, „Nachzügler. Das russische Heer hat eine andere Richtung eingeschlagen und sich gegen Wenden gekehrt.“ Die Freude über diese Nachricht war gering, denn es war nur ein Aufschub, und nach Wenden's Fall, welcher bei der vom Adel meist bewiesenen Kleinmüthigkeit, die selbst die bestgelegensten und stärksten Burgen nicht einmal zu vertheidigen versuchte, unvermeidlich schien, musste das Unwetter sich doch über Riga entladen. Ob polnische Hülfe, wie versprochen, rechtzeitig anlangen würde, war allen frühern Erfahrungen nach zweifelhaft und wohl auch nur durch Aufgeben der Unabhängigkeit zu erkaufen. Einige schlugen vor, Wenden zu Hülfe zu eilen, aber der Bürgermeister wies überzeugend nach, dass jede etwa dahin gesendete Schaar bei dem voraussichtlich von ihr im freien Felde zu bestehenden Kampfe mit der ungeheuern numerischen Ueberlegenheit der Feinde unausbleiblich nur ein nutzloses Opfer abgeben müsste. Unter diesen Berathungen erwartete man die Ankunft der Schwarzhäupter mit ihren Gefangenen. Endlich erschienen sie, der Aeltermann Vegesack an ihrer Spitze. Dieser berichtete dem Bürgermeister auf offenem Markt vor der athemlos zuhörenden Menge über alle die verschiedenen Einzelheiten des feindlichen Einfalls und theilte unter Anderem mit, wie auch

Treiden durch Verrath eines ehemaligen katholischen Kaplans, den der Burgherr als eine Art Hofnarr bei sich gehalten, in die Hände der Russen gefallen sei und dass der alte Kubbe, wie ein Löwe kämpfend, unter feindlichen Streichen geendet habe. Büring, der sich bis zum Aeltermann vorgedrängt, suchte von ihm Auskunft über das Schicksal der andern Burgbewohner zu erlangen, aber darüber konnte Vegesack ihm nichts angeben. Auch von den dieserhalb befragten Gefangenen liess sich nichts Näheres darüber erfahren, da sie bei der Einnahme Treidens nicht gegenwärtig gewesen waren. Sogleich war Bürings Entschluss gefasst. Stehenden Fusses ersuchte er den Bürgermeister um die Erlaubniss mit einer Schaar Freiwilliger einen Streifzug ins Land hinein zu machen. Benkendorf gewährte ihm seinen Wunsch unter der Bedingung, dass die Zahl seiner Begleiter, um die Besatzung der Stadt nicht zu sehr zu schwächen, 300 nicht übersteige. Es fanden sich wagelustige Gesellen genug, die sich Bürings Befehlen unterordnen und die abenteuerliche Fahrt mit ihm bestehen wollten, unter ihnen viele Polen und fremde Seefahrer. Der junge Mann wählte etwa 60 Mann aus den beiden letzten Kategorien, darunter Mister William und einige andere seiner alten Seegefährten, deren Schiffe gerade wieder im rigaschen Hafen angelangt waren. Der Rest bestand aus Patriziersöhnen und andern jungen Leuten der Stadt. Büring traf die nöthigen Vorkehrungen zu seinem Unternehmen, verwendete einen Theil seines Vermögens zum Ankauf von etwa hundert Pferden für die Unbemittelten unter den Freiwilligen und suchte den Buchhalter zu trösten, dem das Alter nicht erlaubte den Sohn des Hauses auf diesem Streifzuge zu begleiten. Der Abschied vom Vater war weniger frostig, als sonst derartige Familienscenen zwischen ihnen auszufallen pflegten. Wie konnte dieser auch der Tüchtigkeit des Sohnes, der es früh zu hohen Ehrenstellen gebracht, die Anerkennung versagen und gegen den Glanz unempfindlich bleiben, den eben dieser Sohn auf den Familiennamen zu werfen anfing? Zudem konnte auch der Vater sich nicht dem regen Gefühl der Theilnahme entziehen, mit dem die ganze Stadt die kühne Unternehmung und den in ihren Mauern geborenen jugendlichen Führer derselben begleitete. Mit einbrechendem Abend war die kleine Reiterschaar vollständig ausgerüstet auf dem Markt beisammen und gelobte dem Anführer unbedingten Gehorsam. Dann setzte man sich, Büring auf einem polnischen Fuchs an der Spitze, in Bewegung und hatte Mühe durch das Gedränge der die wagehalsige Schaar angaffenden Menge sich Bahn zu machen. In allen Fenstern wehten die weissen Tücher

der Frauen zum Abschied und in manchem Auge standen helle Thränen, hielt doch der bedächtige Bürger die kleine Zahl junger Leute, die hinauszog mit dem abenteuerlustigen ehemaligen Seemann, unausbleiblich für nutzlos geopfert. Die Gertrudkirche und das Thor hinter ihr waren erreicht und man zog ins freie Feld. Die ganze Nacht durch dauerte der Marsch; man durchwatete bei Hinzenberg die reissende Aa mit grosser Vorsicht und gelangte in die ausgedehnten Wälder, die sich bis Kremon und Treiden hinziehen. Im Morgengrauen liess Büring in einer Waldlichtung Halt machen und sendete einige Späher aus um Erkundigungen einzuziehen. Der leicht nachzuahmende Schrei der Krähe, zweimal kurz auf einander ausgestossen, sollte das Kennzeichen sein, um die in einer Kette vorgehenden Kundschafter in Verbindung unter einander zu erhalten. Vom wirklichen Krähengeschrei war dieser zweimalige Ruf leicht zu unterscheiden, da der erste lang gezogen, der zweite kurz sein sollte. Unterdessen kochte der Haupttrupp ab und fütterte die Pferde. Nach einer halben Stunde schon kam einer der Späher zurückgeeilt und berichtete, er habe mit seinen Gefährten, die er durch das verabredete Signal um sich gesammelt, einen Zug Bauern, die mit Brennholzfuhren nach Treiden gewollt, angehalten und bäte nun um Befehl, was mit diesem Fang zu thun sei. Büring liess seine Leute sogleich aufsitzen und erreichte vom Späher geführt die Stelle, wo die Bauern gefangen gehalten wurden. Einer derselben war bei der Einnahme des Schlosses Treiden durch die Russen zugegen gewesen und Büring, um den Mann nicht zu verwirren, musste ohne Unterbrechung seine weitläufige Erzählung klopfenden Herzens bis zu Ende anhören. Sie bestätigte den Verrath des Exkaplans und den Tod Kubbe's. Von Elisabeth wusste der Bauer nur, dass sie mit dem Vater nach Wenden gereist war, um dort ihre Hochzeit mit dem Ritter Boismann zu feiern; ob sie aber vielleicht an diesem Vorhaben durch das Anrücken der Russen verhindert worden und mit dem Vater nach Treiden zurückgekehrt sei, wusste er nicht anzugeben. In Treiden sollten sich mit dem Kaplan nur wenige Mann Besatzung befinden, meist bewaffnete Bauern, zu denen seit gestern der in der Gegend wohlbekannte Kleinhedwig mit einigen andern Strelitzen hinzugekommen wäre. Letztere hätten die Kunde vom Fall der herrmeisterlichen Burg Wenden und vom Tode des Ritters Boismann mitgebracht. Verschiedene Gefühle durchwogten bei dieser Nachricht Bürings Brust: Trauer über den Fall der Hauptfeste des Landes, Besorgniss um die nun schutzlose Elisabeth, falls

sie zur Zeit der Katastrophe in Wenden gewesen. Er liess die Bauern ihre langen grauen Röcke ausziehen, Hüte und Pasteln abziehen und bekleidete sich und einige seiner Gefährten mit denselben, unter die Röcke bargen sie Pistolen und in die Holzfuhren versteckten sie Schwerter. So zogen die improvisirten Letten zur Burg Treiden, während der Rest der Schaar in einiger Entfernung nachfolgte um auf das gegebene Zeichen zu Hülfe zu eilen. Zur Vorsicht blieben einige Wenige zur Bewachung der Bauern zurück, die man erst nach gelungener Einnahme der Burg freilassen wollte, obgleich sie sich erboten dabei mitzuhelfen. Denn die schrecklichen Verwüstungen durch die Tataren, wahre Ungethüme, die mit den an sich gutmüthigeren Russen als leichte Truppen ins Land gekommen, hatten das Landvolk belehrt, dass es doch unter der deutschen Herrschaft besser daran gewesen, als unter ihren Befreiern. Bald zeigten sich den verkappten Wagehälsen die rothen Thürme Treidens, dessen Zugbrücke herabgelassen war. Eine Wache erblickte man weder am Thor noch auf den Thürmen und wüster Lärm schallte aus dem Innern der Burg herüber. Die Holzfuhren wurden über die Zugbrücke und in den inneren Hof geschafft, wo der Exkaplan in kriegerischer Tracht der Erste war, der Büring ins Auge fiel. „Herein, ihr Faulenzer, herein!, rief ihm und seinen Begleitern der halbangetrunkene Pfaff entgegen. He da, Michel, schliess den Keller auf für das Holz.“ „Thut es selber“, lautete die Antwort eines auf einen Strohhaufen langausgestreckten Letten. „Jetzt gibt es keine Herren mehr, die zu commandiren haben.“ Lautes Lachen schallte aus den ringsum zechenden und würfelnden Gruppen. „Warte, Unverschämter, ich werde Dich lehren deinem Befehlshaber gehorchen“, schrie der wüthende Kaplan, zog seinen Hirschfänger und rannte auf den Letten los. Einige Strelitzen fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn; da aber andere dem um sich schlagenden Kaplan zu Hülfe eilten, so entstand eine ganz tüchtige Rauferei unter der Besatzung. „Hier soll Ordnung geschafft werden“, donnerte Büring in deutscher Sprache und seine rasch bewaffnete Schaar, mit der sich auf das doppelte Krähengeschrei die vor dem Thor Harrenden vereinigten, wurde bald der Besatzung Meister. Man beschäftigte sich eben damit sie zu binden, als aus einem Thurm ein riesenhafter Mensch mit einer mächtigen eisenbeschlagenen Keule bewehrt herausstürzte und gerade auf Büring zustürmte. Dieser machte keine Anstalt sich zu vertheidigen, sondern begnügte sich damit seine Mütze vom Kopf zu stossen und dem Anstürmenden zuzurufen:

„Kleinhedwig, erkennst Du mich nicht? Denke an die Erkenntlichkeit, die Du mir hier auf Treiden gelobt hast.“ Kleinhedwig — er war es — warf die Keule weit fort, fiel auf die Kniee und rief mit gefalteten Händen: „Herr, gebiete über mich!“ „Zuvörderst, wo ist das Fräulein?“ fragte Büring: „In Wenden geblieben; meine Frau Gertrud, die in Knabentracht mich in den Krieg begleitet hat, ist bei ihr und beide befinden sich unter dem Schutz des Fürsten Onsky, dessen Wunde sie pflegen,“ lautete die Antwort. „Gut, so müssen wir nach Wenden,“ rief der junge Mann. „Wo denkst Du hin, Herr, warf Kleinhedwig erschreckt ein, dort steht der grossmächtige Zar mit seinem Heer, zahllos wie der Sand des Meeres.“ „Gleichviel und Du kommst mit und führst uns.“ „Wer, ich? ich soll gegen meine Kameraden fechten? Niemals!“ „Hört Deine Erkenntlichkeit schon auf? Du, Kleinhedwig, Du hast Dich über die deutsche Herrschaft zu beklagen gehabt, — Du hast Dich hinreichend gerächt. Nun sieh' aber das Unheil an, das Du über Deine Heimat und Deine lettischen Brüder herbeigeführt hast, und frage Dich, ob Dein Gewissen Dich nicht mahnt, das Böse, soviel Du kannst, wieder auszulöschen. Für Dich und Dein Weib soll auf jeden Fall in Polen gesorgt werden, darauf gebe ich Dir mein Wort.“ „Du hast Recht, Herr, sprach nachdenklich nach einer Pause Kleinhedwig, mich drückt schon lange die Reue über mein Kämpfen auf Seiten derer, die in wenigen Tagen dem Lande mehr Uebles zugefügt haben, als Ihr Deutsche in Jahrhunderten, und ist Perkuhns ohnmächtig gegen den Christengott und muss das Volk Letten nach des Schicksals Schluss sich mit einem fremden Stamme verbindeu, so soll es wenigstens dem alten und mildern Herrn treu bleiben. Ich bin Euer, gebietet über mich.“

Büring sah sich nun nach dem Exkaplan um; der aber hatte in der Verwirrung und dem Tumult Gelegenheit gefunden zu entwischen. Fast mit Gewissheit war anzunehmen, dass er sich nach Wenden flüchte. Umsomehr musste man sich beeilen ihm nachzusetzen, damit er nicht durch seine Nachrichten über das Herannahen der Freischaar des Feindes ganze Aufmerksamkeit auf dieselbe lenke. Einige Reiter wurden demnach auf der Wendenschen Strasse dem Flüchtling nachgesendet, um ihn womöglich noch zu fangen Schon im nahen Nurmis erfuhren sie, dass der Kaplan sich dort den besten Renner aus dem Stall geholt, was man nicht verhinderte, da man die Katastrophe noch nicht kannte, die seiner allmächtigen Herrschaft in dieser Gegend ein Ende gemacht, und dass er in der That den Weg nach Wenden eingeschlagen hatte. Eine mehrstündige

Verfolgung blieb ohne Erfolg; es erhellte im Gegentheil aus den Angaben der Landleute, die man unterwegs antraf, dass des Flüchtlings Vorsprung vor den Verfolgern immer bedeutender wurde. Bei der Ammat musste man das Nachsetzen aufgeben, da man am jenseitigen hohen Thalrande die Kochfeuer des grossen russischen Heeres gewahrte. Nach Verlauf von einigen Stunden kam Büring mit seiner Reiterschaar gleichfalls zur Ammat. Einige Zeit hielt er an dem Waldrande still, wo vor kurzer Zeit Fürst Onsky in Boismann's Hände gefallen war, seinen Leuten verbietend den Schirm der Bäume zu verlassen und sich dem Feinde zu zeigen, dessen äusserste Wachtposten jenseit sichtbar waren. Als aber einige Bewegung im Lager drüben merkbar wurde und es Büring nicht unwahrscheinlich schien, dass auf des Kaplans Bericht der Zar einen Theil seines Heeres nach Treiden vorschieben würde, musste die kleine Freischaar dem übermächtigen Stoss ausweichen. Büring ging eine Strecke zurück, dann schlug er sich rechts in den Wald, der Vorsicht halber nur Pferd hinter Pferd. Zugleich sendete er Kleinhedwig, der mit etwa hundert Letten nachkam, die auf ihren kleinen Thieren Bürings Leuten, nicht so rasch hatten folgen können, Nachricht, damit derselbe die Richtung nach dem neugewählten Sammelplatz hin einschlage und gleichfalls ausser den Bereich der Russen komme. Büring war sich wohl bewusst, dass ihm nun bald im Rücken alle Verbindung mit Riga abgeschnitten sein werde, aber Elisabeths Rettung aus der Gefangenschaft lag ja in der entgegengesetzten Richtung. Unangefochten erreichten die Reiter die alte Herrmeister-Strasse, die von Wenden nach Roop führte und lagerten in dem Walde hart an der Aa. Die Fähre über dieselbe war, wie Büring mit Vergnügen bemerkte, nicht zerstört worden, hielt doch der Feind allen Widerstand für unmöglich. Kein Feuer durfte von der kleinen Schaar angezündet werden, man musste sich mit kalter Speise begnügen. Am späten Nachmittag langte Kleinhedwig mit seinen lettischen Streitern an, die, sonst unkriegerisch und demüthig, nun vor wildem Eifer brannten die Unbilden zu rächen. Im Waldesdunkel ward Kriegsrath gehalten. Kleinhedwig erbot sich, nach dem nahen Wenden vorauszugehen, als einer, der sich von Treiden geflüchtet. Er wollte die Feinde durch die Nachricht, dass die Reiterschaar Bürings in Treiden zu bleiben gedenke, irre führen und sollte ja der Kaplan noch zugegen gewesen sein, als er sich Büring ergeben, so wollte er das als eine Kriegslist darstellen, um sich vor Tod oder Gefangenschaft zu schützen. In der Nacht

würde er dann der Freischaar die Hand zum Eindringen bieten, Einen Bauern wollte er nach Wenden mitnehmen und ihn mit einbrechender Nacht bis zum Nachtigallenthal entgegen senden, um vermittels des von demselben auf dem Wege zur Stadt erlangten Ueberblicks über die Vertheilung der feindlichen Abtheilungen, die Ankömmlinge sicher durch dieselben bis zur Mauer durchzuführen, und diejenige Stelle anzugeben, wo Büring den Ueberfall der Feste ermöglichen würde. Das Anerbieten des Riesen ward freudig angenommen, man trennte sich voll Hoffnung auf den guten Ausgang des Unternehmens und Kleinhedwig machte sich mit seinem Begleiter auf den Weg, einige Zeilen Bürings an Elisabeth mitnehmend, worin ihr die nahe Befreiung angekündigt wurde. Wie verabredet brach Büring erst einige Stunden nach eingetretener Dunkelheit auf, setzte über die Aa, die Pferde für's Erste zurücklassend um sie nach gelungener Einnahme Wendens nachkommen zu lassen. Doch hatten die dieselben bewachenden Leute Befehl sie in ein sicheres Versteck zu bringen, damit sie nicht etwa russischen Streifwachen in die Hände fielen. Man gelangte, tiefe Stille beobachtend, auf der Herrmeisterstrasse bis zum Eingang des Nachtigallenthals. Hier stiess man auf eine feindliche Streifwache, die jedoch in der stockfinstern Nacht mit ihren Laternen nur die in ihre Nähe weislich vorgeschobenen grauen Bauerröcke beleuchtete und weiterzog, den Trupp für Aufständische haltend. Nachdem man ihre Entfernung abgewartet, liess Büring den doppelten Krähenschrei erschallen und gleich darauf tauchte aus der Dunkelheit der Begleiter Kleinhedwigs auf. Seine Nachrichten waren sehr günstige. Der Zar hatte, nachdem er des Kaplans Bericht über die Ueberrumplung Treidens angehört, sich unverzüglich mit dem grössten Theil seines Heeres dorthin aufgemacht, das Belagerungsgeschütz aber, um es gegen einen unvermutheten Handstreich zu schützen, in die Stadt Wenden geschafft. Die zurückgebliebenen Truppen standen in verschanzte Lager vertheilt um die Stadt herum, soweit sie nicht in ihr selbst Unterkommen gefunden. Büring ordnete seine Schaar so, dass sie nur eine schmale Front von zwei Mann darbot, jedoch so dicht als möglich zu einander hielt um in der Dunkelheit beisammen zu bleiben und schärfte nochmals die Beobachtung der grössten Stille ein. Wie eine riesige Schlange wand sich der Zug lautlos, von dem Bauer geführt, zwischen zwei feindlichen Heerhaufen durch und man hörte in der ruhigen Nachtluft deutlich das sorglose Gähnen einer nahen Schildwache. Niemand von der kühnen Schaar erlaubte sich anders als schleichend aufzutreten, wohl

wissend wie leicht der glückliche Ausgang des Wagnisses an einem unvorsichtigen Räuspern scheitern konnte. Man erreichte ohne irgend welche Aufmerksamkeit erregt zu haben die Stadtmauer und der Führer machte auf einen kürzlich von den Russen erbauten, sich an dieselbe lehnenden Pferdestall aufmerksam. Von dem Dach des letztern, welches Büring mit Mister William und andern Seeleuten rasch erkletterte, gelangten sie vermittels einer ledernen Leiter auf die Mauer, wo Kleinhedwig, der eine Blendlaterne trug, sie empfing und mit ihnen zum Arrascher Thor eilte. Dorthin geleitete unterdessen von aussen der lettische Führer die Hauptschaar, welche Büring beim Pferdestall verlassen hatte. Die schlafende Thorwache wurde von Letzterem und seinen Begleitern leicht und ohne Geräusch überwältigt, das Thor geöffnet und die Zugbrücke herabgelassen. Bald war die ganze Freischaar in der Stadt und man eilte ohne Lärm zu machen zu demjenigen inneren Thor, welches Schloss und Stadt verband. Hier traf man eine Strelitzenwache an, mit der ein kurzer, aber heisser Kampf zu bestehen war. Durch das Knallen der Gewehre aufgeschreckt eilten die Feinde von beiden Seiten, sowohl von der Burg, als aus der Stadt herbei. Ein Gefecht begann, das jedoch von geringer Dauer war; denn in der Finsterniss wurde die Verwirrung unter den Russen grenzenlos und nicht geringer die Bestürzung über den unerklärlichen Ueberfall. Die in der Stadt glaubten die Burg bereits in der Gewalt der Eindringlinge und umgekehrt. So hatte bald jeder Widerstand aufgehört, besonders da Deutsche und Letten mit wahrer Rachewuth Alles niedermetzelten was ihnen in den Weg kam, und Strelitzen, Bojaren und Soldaten suchten sich ins freie Feld zu retten, so gut als es eben ging Nachdem Büring sich überzeugt hatte, dass Stadt und Burg vom Feinde gesäubert waren, ergriff er die nothwendigsten Maassregeln um sich ihren Besitz zu sichern, bewaffnete die noch nicht in die Gefangenschaft abgeführten Bürger, liess die Thore wohl verwahren, nachdem die Pferde seiner Schaar glücklich hereingebracht waren, und trug Sorge, die von den Russen bereits ausgebesserte Bresche in der Stadtmauer vollends zu schliessen. Auch ordnete er die Beerdigung der in den Trümmern des gesprengten Schlossflügels noch umherliegenden halbverwesten Leichen der Deutschen an. Erst nachdem er auf diese Weise den Pflichten seines Führeramts entsprochen, eilte er dem angstvollen Drange seines Herzens genug zu thun und begab sich, von Kleinhedwig geleitet, zu dem Hause in der Stadt, welches Elisabeth bewohnt hatte. Finsterniss starrte

aus den Fenstern und die Hausthür stand weit offen. Wüste Unordnung herrschte drinnen, kein Mensch liess sich sehen, auch Gertrud war verschwunden. Stumm blickten die beiden Männer einander an und dürsteten nach Aufklärung über das hier Vorgefallene. Dass von ihren Leuten keine Plünderung begangen, dessen waren sie völlig gewiss, und die fliehenden Russen hätten keine Zeit dazu finden können, selbst wenn ihnen in solchem Augenblick ein derartiger Gedanke gekommen wäre. Nach mehrmaliger Durchsuchung aller Gemächer fand endlich Kleinhedwig ein zusammengerolltes Papier. Er gab es Büring, welcher es hastig entfaltete. Es waren einige Zeilen darauf von Elisabeths Hand. „Der Fürst zwingt mich und Gertrud in diesem Augenblick, wo der Befreiungskampf tobt, mit ihm nach Arrasch ...“ Mehr hatte sie in der Eile nicht schreiben können, Büring war voll Eifer ihr sofort zu folgen um sie den Klauen des Räubers zu entreissen, aber dem widersetzte sich Kleinhedwig. Obschon er selbst wegen seiner Gertrud herzlich bekümmert war, stellte er dem jungen Mann mit eindringlichen Worten vor, wie sehr von seiner Anwesenheit in Wenden dessen Behauptung abhing und wie dieser Besitz und seine Person durch eine nächtliche Irrfahrt aufs Spiel gesetzt werde. Konnte nicht mit nur zu grosser Wahrscheinlichkeit ein ausfallender Trupp durch die Russen gänzlich abgeschnitten werden, besonders da diese bald gewahr werden mussten, dass sie es nur mit einer sehr geringen Streitmacht zu thun hatten und sich rasch von der ersten Bestürzung erholen mussten. Zudem wurde, was unter dem Deckmantel der Nacht möglich gewesen war, bei dem nahenden Morgen unzweifelhaft nur nutzloses Opfer; auch war die Mannschaft übermüdet und ruhebedürftig. Büring musste diesen überzeugenden Gründen nachgeben, Trauer im Herzen tragend über die nur halb geglückte Unternehmung, deren Hauptzweck für ihn verfehlt war. Man stellte Wachposten aus und ergab sich dem Schlummer.

Unterdessen ging die Flucht der Russen in beispielloser Verwirrung vor sich. Nach allen Seiten stoben sie auseinander und oft ereignete es sich in der stockfinstern Nacht, dass sie unter einander in ein Handgemenge geriethen, sich gegenseitig für Feinde haltend. Inmitten dieser Tumulte und des ringsum herrschenden panischen Schrecks bewahrte nur eine kleine erlesene Reiterabtheilung gute Haltung. Sie geleitete eine kleine Karawane nach Arrasch und wusste derselben einen Weg durch die Flüchtenden zu brechen, welche die Heerstrasse bedeckten. In der Mitte des Zuges befand

sich eine Sänfte, welche von einigen starken, einander häufig abwechselnden Trägern rasch fortgebracht wurde. Darin lag mit verbundenem Kopf, das blasse, gelbliche Gesicht von Ingrimm durchfurcht, Fürst Onsky und trieb unablässig zur Eile an, dann und wann sich an die neben ihm reitende Elisabeth wendend, welche, in einen weiten grauen Mantel gehüllt, in ihrem Sattel mehr hing als sass. Schweigend hörte sie die rohen Flüche des sich nun nicht mehr den mindesten Zwang anthuenden Asiaten an, der ihr zuschwor sie, da sie noch jetzt, wo ihr Vater und ihr Ehegatte todt und sie ganz alleinstehend in der Welt die Ehre seine Gemahlin zu werden nicht zu schätzen wisse, zu seiner niedern Sklavin zu machen. Der Kaplan, welcher mit im Zuge war und sein Geschick schon längst in des Fürsten Hand gelegt, auf dessen glänzende Versprechungen bauend, liess es nicht an Ermahnungen fehlen, um den Wünschen seines neuen Gebieters bei Elisabeth Eingang zu verschaffen. An Stelle der bis in den Tod betrübten und nur durch Androhung brutaler Misshandlung zur Theilnahme an der Flucht gezwungenen jungen Frau, nahm die auf einem Klepper gleichfalls in der flüchtenden Gruppe reitende Gertrud kecklich das Wort. Sie drohte für jede ihrer Herrin zugefügte Beleidigung mit des Zaren Rache, welcher Elisabeth wie seine Tochter anzusehen gelobt habe. „Schweig, Weib eines Verräthers", herrschte der Fürst sie an. „Man sollte Deinen Kopf dem elenden Bauerkerl, der die hohe Ehre, Strelitze zu sein, nicht zu würdigen versteht und mit Füssen tritt, über die Stadtmauer zuwerfen. Aber wartet nur, fuhr er wüthend fort, erhob sich etwas und drohte nach dem rückwärts liegenden Wenden hin, „wartet nur, morgen kommt sicherlich der grossmächtige Zar mit seinem Heer nach Wenden zurück und nicht ein Stein wird in der Stadt auf dem andern bleiben. Dein Mann hat Andre mit seinen Fabeln von Kriegslist getäuscht, nicht mich, der ich leider den Zaren nicht rechtzeitig zu meiner Ansicht zu bekehren vermochte. Kleinhedwig und der freche Kaufmannssohn, welcher mit dem grossmächtigen Herrscher von Moskau Krieg zu führen sich erdreistet, werden eine Strafe erleiden, von welcher die ganze Mit- und Nachwelt schaudernd erzählen soll." Hier ächzte er tief auf und namenlose Schmerzen durchwühlten sein Hirn, so dass die Sänfte stillhalten musste. Elisabeth und Gertrud, deren Pferde von den bewaffneten Begleitern in rascher Gangart erhalten worden waren, horchten in diesem Augenblick der Ruhe, ob nicht irgend welches Kampfgeräusch ihnen Hoffnung auf Befreiung ver-

künde, aber sie vernahmen nichts als Hufschläge und russische und tatarische Laute vorbeijagender Flüchtigen. Nachdem sich der Fürst die Wunde am Kopf neu hatte verbinden lassen, setzte man sich wieder in Bewegung und sah endlich im Morgengrauen die Mauern von Arrasch vor sich.

---

7. Wechselseitige Rettung.

Am nächsten Tage ragten Städtchen und Burg Wenden wie eine Felseninsel aus dem wogenden Menschenstrom hervor, der in lebhaftester Bewegung ihre Mauern umflutete. Der Zar, den die Kunde von dem Verlust der besten Feste des Landes auf dem Wege nach Treiden eingeholt, liess unverzüglich sein ganzes Heer wieder umkehren um dieselbe — es koste was es wolle — abermals in seine Gewalt zu bekommen. Man hatte eilig Sturmleitern angefertigt und der Herrscher befahl einen allgemeinen Angriff. Unter wildem, die Luft zerreissendem Hurrahgeschrei rückten dichtgedrängte Massen von allen Seiten gegen die nur schwach mit Vertheidigern besetzten Mauern an, von denen herab das erbeutete russische Belagerungsgeschütz gegen die nun dieser mächtigen Hülfe Beraubten donnerte und die fürchterlichsten Verheerungen unter ihnen anrichtete. Vergebens bemühte sich der um die Angreifenden aufgestellte Kreis von Reitern die Zurückweichenden in den Kampf zu treiben, zuletzt liessen sie sich selbst durch Säbelhiebe nicht mehr vorwärts bringen. Alles wendete sich vollends zur wildesten Flucht als Büring mit Kleinhedwig, Mister William und andern Gefährten einen Ausfall zu Pferde unternahm und in die verwirrte, betäubte Masse einhieb. Die blitzende Wand der Strelitzengarde, die nicht zu durchbrechen war, hemmte die weitere Verfolgung und zugleich versuchte ein Reitercorps den Ausgefallenen den Rückweg zur Stadt abzuschneiden. Büring kehrte mit seinen Genossen um und da der Anführer des feindlichen Reitercorps den Fehler beging seine Leute nicht ihnen entgegen in Bewegung zu setzen, sondern sie stillhalten liess und nur ihre Lanzen vorstrecken, so gelang es den im raschesten Rosseslauf ansprengenden Deutschen leicht die Reiterlinien zu durbrechen und die Stadt ohne erheblichen Verlust wieder zu erreichen. Noch zweimal wurden die stürmenden Russen in derselben Nacht von den wachsamen Vertheidigern zurückgeschlagen. Die Belagerer erlitten dabei eine so starke Einbusse, dass der Zar, trotz seines Zorns über die hartnäckige Vertheidigung der ihm ent-

rissenen Beute, sich auf eine Umzingelung Wendens ausserhalb des Bereichs des Feuers der sobald nicht wieder zu ersetzenden Geschütze, welche er aus Deutschland sich hatte kommen lassen, beschränkte und allen Erfolg nicht mehr von der Gewalt, sondern vom Aushungern der Belagerten erwartete. In der That gerieth Büring nach einiger Zeit in Verlegenheit, wie er seine Leute ernähren sollte, deren Ausdauer er namentlich durch die Hoffnung auf Entsatz durch ein polnisches Heer aufrecht erhielt. Aber ein Tag nach dem andern verging und nichts deutete an, dass im Rücken der Moskowiter etwas vorgehe, was sie beunruhigte. Die Chronik hat uns sogar die Zahl der geopferten Thiere überliefert; es waren deren 124. Da wurde Büring in seinem Vertrauen auf die von Chodkiewicz zugesagte Hülfe wankend und beschloss, sich nach Riga durchzuschlagen, um Entsatz zu holen. Unterdessen sollte Kleinhedwig mit seinen Letten die Vertheidigung der Burg und Mister William mit den übrigen Bewaffneten die der Stadt übernehmen. Büring selbst wählte sich 40 junge Rigaer aus seiner Mannschaft aus und gab ihnen die gleiche Zahl der besten noch vorhandenen Pferde.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, ein scharfer Ostwind heulte über das Land und es war tiefe Nacht, als Kleinhedwig das Ronneburger Thor öffnen liess und einen Ausfall unternahm, der des Feindes ganze Aufmerksamkeit auf diese Seite zog. Als der Lärm des Kampfes gehörig angewachsen war, brach Büring auf der entgegengesetzten Seite mit seiner erlesenen Reiterschaar aus dem Arrascher Thor hervor und zersprengte die hier geschwächte Kette der Belagerer in einem Anlauf. Bald hatte er das Lager hinter sich uud eilte auf Riga zu. Allerdings war die Versuchung gross für ihn gewesen, zuvor noch einen Handstreich auf Arrasch zu unternehmen um Elisabeth zu befreien; allein mit frischer Selbstverleugnung hatte er des Landes Heil, welches an der Rettung Wendens hing, über seines Herzens Drang gestellt. Auch hatte ihm der kühler denkende Kleinhedwig bereits vorgestellt, wie es nicht nur unwahrscheinlich sei, dass Fürst Onsky mit den Frauen sich noch dort befinde, sondern wie auch jetzt die gewitzigten Russen zu überraschen weniger leicht gelingen würde. Zwar hatten die bei dieser Unterredung anwesenden Patriziersöhne enthusiastisch erklärt ihrem jungen Landsmann vertrauensvoll überall hin folgen zu wollen, wohin er sie zu führen für gut fände, allein Büring selbst musste sich seufzend die Richtigkeit von des Letten Bemerkungen bekennen. Nach Riga war der Ruf seiner unglaublich kühnen Thaten und

glänzenden Erfolge, die sich mit dem Glorreichsten, wovon die Geschichte berichtet, messen können, ihm vorausgegangen und er wurde, als man seine Ankunft vernommen, von Magistrat und Bürgerschaft auf das Freudigste als rettender Held begrüsst. Doch mehr noch als diese Anerkennung seiner Verdienste verscheuchte seine Niedergeschlagenheit die Wahrnehmung, dass seine Einnahme von Treiden und Wenden ihm zugleich des Vaters Herz erobert und dessen Abneigung völlig besiegt hatte. Er musste von ihm die Mittel zu einem neuen Zug annehmen und hatte bald 300 neue Freiwillige beisammen, alle vortrefflich beritten. Mit ihnen nahm er die Richtung auf Arrasch, liess überall wo er hinkam Quartier für 30,000 Mann ansagen und verkündete zugleich, es sei ein grosses polnisches Heer im Begriff auf Moskau loszurücken. Büring ging langsamer als bei seinem ersten Zuge vorwärts, da er mit Recht dieses mal mehr auf den Schrecken seines Namens und die Wirkung der ausgestreuten Gerüchte zählte als auf Handstreiche.

Die Kunde von seinem Nahen gelangte bald nach Wenden und bewog den Zaren die Belagerung aufzuheben und sich nach Russland zurückzuziehen. Die Führung der 4000 Strelitzenreiter starken Nachhut ward dem nun leidlich genesenen Fürsten Onsky anvertraut, welcher mit Elisabeth, Gertrud und dem Kaplan bald nach des Zaren Abzug von Wenden Arrasch verlassen hatte. Die Beziehungen dieser Personen zu einander waren die alten geblieben. Des Fürsten Leidenschaft für Elisabeth, das schönste Frauenbild, welches ihm je vorgekommen und dessen geistigen Gehalt wenigstens zu ahnen selbst diesem Barbaren gegeben war, wurde durch das kalte, abstossende Wesen, womit sie seine Huldigungen aufnahm, nur noch mehr in Gluth gesetzt. Die Wehmuth, welche seit Jahren in ihrer Seele Wurzel gefasst, hatte ihre frühere Lebhaftigkeit gedämpft ohne ihrer Schönheit zu schaden, ja sie hatte dieselbe nur noch erhöhen und gewissermaassen verklären können. Ab und zu liess der Fürst, über die erfahrene Zurückweisung erbittert, sich vom Zorn übermannen und nur der Hinblick auf des Zaren Schutz, welcher Elisabeth zugesagt worden und an den Gertrud in solchen Fällen erinnerte, vermochte ihn sich etwas zu zügeln. Dafür stellte er der treuen Zofe in Aussicht, sobald sie nur erst in Moskau wären, sie durch unerhörte Martern für die Ermunterungen zum Widerstand, mit denen sie ihre Gebieterin unterstützte und in denen er das grösste Hinderniss für die Erreichung seiner Wünsche sah, zu bestrafen. Gertrud schauderte dann wohl innerlich zusammen, liess

sich aber nicht beugen. Der Fürst hatte die beiden Frauen von einander trennen wollen, aber die sanfte Bitte Elisabeths, ihr nicht den letzten Trost zu rauben, war hinreichend gewesen um ihn diesem Gedanken entsagen zu machen. Der Kaplan, welcher früher sich viel Mühe gegeben hatte, um Elisabeths hartnäckige Abneigung gegen den Fürsten zu besiegen, war von letzterem in der härtesten Weise zum Schweigen angehalten worden und ritt jetzt des Weges dahin, in Gedanken versunken, wie er es anstellen solle um beim Zaren selbst in Gunst zu gelangen. Elisabeth, in einen grossen Mantel gehüllt, dessen Kapuze sie sich über das Gesicht gezogen, gab weder auf ihre Umgebung noch auf den Weg Acht, den sie nahm, und fühlte sich von stummer Verzweiflung durchwühlt über diese abermalige Flucht vor dem nahenden Freunde, der durch seine Grossthaten vollends die letzte Verschanzung des ehemaligen Adelsstolzes in ihrem Herzen niedergeworfen hatte und mit dem sie hinfort jedes Schicksal zu theilen sich stark genug fühlte. Häufig beschlichen sie Zweifel, ob er noch jetzt, nach der erfahrenen Abweisung Anspruch auf ihre Hand würde erheben wollen und ob nicht die Zeit, die Hofdamen zu Wilna, die ihm jetzt offenstehende Wahl unter den vornehmsten Töchtern des Landes alles wärmere Interesse für das treidensche Fräulein aus seinem Herzen hinweggeschwemmt hätten. Allein sie brauchte nur an den ungestörten Einklang ihres früheren Zusammenlebens zurückzudenken, um die Ueberzeugung von der Fortdauer seiner Zuneigung in ihrem Gemüth neu auflodern zu fühlen. Mit Grauen wurde sie sich dann der Gegenwart bewusst, des ihrer in Moskau harrenden Looses, und wieder lagerte sich bleierne Verzweiflung auf ihre Seele.

Man gelangte in einen dichten Lindenwald und das gefallene welke Laub raschelte unter den Hufen der Pferde. Die Strelitzen zogen in bester militärischer Ordnung einher, in ihrer Mitte die beiden Frauen und der Kaplan, während der Fürst gerade beim Vortrab sich befand. Die Luft war frisch und klar, wie sie an schönen Herbsttagen zu sein pflegt; ausser dem Huftritt und dem Wiehern der Pferde hörte man kaum einige leise gewechselte Worte der Reiter und nur dann und wann das Krächzen schwärmender Krähen und Raben. Da wurde die endlich gleichfalls ihren Muth sinken fühlende Gertrud aus ihren Träumereien durch einen doppelten Krähenschrei geweckt, der rechts aus der Richtung vor ihnen erschallte und sofort durch einen gleichen von links her beantwortet wurde. Sie lenkte ihr Pferd an Elisabeths Seite und flüsterte ihr das Wort „Rettung" zu, worauf diese die Zügel

ihres Zelters scharf zusammenfasste. Aber auch der Kaplan war auf diesen eigenthümlichen Krähenschrei, den er von Treiden her kannte, aufmerksam gewesen und das zugeflüsterte Wort „Rettung" war ihm nicht entgangen. Er drohte mit der Hand den beiden Frauen und sprengte unverzüglich nach vorn um den Fürsten zu warnen. Kaum hatte er ihn erreicht, als auch die den Zug in geringer Entfernung begleitenden Wachen von beiden Seiten mit dem Ruf „der Feind" herbeigeeilt kamen, gefolgt von zwei Reiterschwärmen, die aus den entgegengesetzten Rändern der Waldlichtung, in der man sich eben befand, hervorbrausten. Mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart theilten sich auf des Fürsten Wort die erprobten moskowitischen Streiter in zwei Theile und warfen sich dem Feind entgegen. Der eine dieser anrennenden Trupps hatte einen jungen Mann zum Führer, dessen Visir aufgeschlagen war. Der Ruf „Büring! Büring!" erschallte bei den Angreifenden und wurde von den Strelitzen mit Bestürzung wiederholt. Ungeachtet ihrer grossen Ueberzahl wendeten sich viele von ihnen zur Flucht, wurden aber durch des Fürsten Zuruf und eigenes Beispiel wieder mit in das Reitergefecht gerissen. Lange wogte der Kampf hier sowol wie auf der andern Seite, wo Kleinhedwig focht, unentschieden hin und her, bis Büring am Arm verwundet wurde. Auf seine Gefangennahme richteten die Moskowiten alle ihre Anstrengungen und der Sturz von Bürings erstochenem Pferde, welches den Reiter mit in seinen Fall verwickelte, entschied den Sieg zu ihren Gunsten. Die kleine Zahl der Angreifer zog sich, nachdem sie die Hälfte der Ihrigen auf dem Kampfplatz gelassen, in den schützenden Wald zurück. Büring selbst gerieth in Gefangenschaft. Des Fürsten höhnende Worte, der sein heutiges Missgeschick mit der missglückten Werbung in Treiden auf gleiche Linie stellte, nahm er mit finsterm Schweigen hin. Doch bald tauschten die beiden Gegner ihre Stimmungen mit einander aus; Bürings Niedergeschlagenheit und des Fürsten Triumph verkehrten sich in ihr Gegentheil durch eine Botschaft des Kaplans. Dieser war, nachdem er dem Fürsten die Bedeutung des Krähenschreis erklärt hatte, zu den Frauen zurückgeeilt. Kaum erfolgte der Angriff, so benutzten die letztern die dadurch entstehende Verwirrung, rissen ihre Rosse herum und jagten in der Richtung zurück, aus der sie gekommen. Sie waren so glücklich gewesen, sich im Augenblick ihrer Flucht der Pistolen in den Halftern ihrer Wachen bemächtigen zu können und Gertrud öffnete den Weg, indem sie eine derselben vorstreckte, während Elisabeth

mit der andern den Kaplan bedrohte, welcher anfänglich ihnen nachsetzte, bald aber die Verfolgung, die ihm nur sichern Tod gebracht hätte, aufgab. Alle andern Reiter waren vom Kampf in Anspruch genommen und einige Schüsse die nicht trafen, waren Alles, was man den Flüchtigen nachsendete, die im Walddickicht verschwanden. Der Fürst schäumte bei dieser Nachricht, verhiess dem Kaplan die grässlichste Bestrafung, wenn er die Frauen nicht wieder in seine Gewalt liefere, und auf Büring fiel, wie sich denken lässt, die grösste Wucht seiner Rache. Er sollte nur noch den Triumpheinzug in Moskau zieren und dann als des Fürsten Sklave dessen Grimm schutzlos ausgesetzt sein. Das war eine bittere Aussicht, der der junge Mann, von dem erhebenden Bewusstsein, Vaterland und Geliebte befreit zu haben gekräftigt, durch freiwilligen Tod zuvorzukommen beschloss. Die Wunde am Arm blutete stark und er widersetzte sich deren Verband, bis man seine Absicht merkend mit Gewalt drohte. Auch seinen andern Arm schnürte man ein um ihn zu hindern den Verband wieder abzureissen und hob ihn auf's Pferd. Der Fürst sammelte seine Leute, die ihren Sieg durch bedeutenden Verlust bezahlt hatten und sendete einige Späher nach rückwärts aus um zu erfahren, ob die Deutschen nicht noch einen Angriff zur Befreiung Bürings wagen wollten, so unwahrscheinlich bei ihrer kleinen Zahl eine solche Absicht auch erschien. Dann zog Onsky weiter bis an das Ende des Lindenwaldes und machte bei einigen rothen Sandsteinfelsen Halt um zu rasten und die Nachrichten der Späher abzuwarten.

Was ging mittlerweile bei den Deutschen vor? Elisabeth und Gertrud hatten den Lauf ihrer Pferde gehemmt, sobald sie sich ausser dem Bereich des Kampfes sahen, und horchten angestrengt auf den Lärm der zu ihnen herüberschallte, als wollten sie den Ausgang errathen. Lang dauerte der Lärm des Gefechts in ungeschwächtem Grade fort, endlich hörte er auf und bald vernahmen die zur weitern Flucht bereiten Frauen das Herannahen eines Reitertrupps. Derselbe hielt in ihrer Nähe in einer Lichtung des Waldes still; sie hörten deutsche Laute, kamen aus ihrem Versteck hervor und gaben sich den erschöpften Reitern, die sich gelagert, als Landsmänninnen zu erkennen. Ihr warmer Dank für die Befreiung wurde kühl aufgenommen und mit der Bemerkung erwidert, wie theuer dieselbe durch die Gefangenschaft Bürings, des Landesretters, erkauft sei. Elisabeths eben noch nach langer düsterer Zeit aufjubelndes Herz sank wieder in tiefe Betrübniss zurück. Doch nur auf einen

Augenblick; dann überströmte ein neues heisses Gefühl die junge Frau. Mit flammendem Auge und glühender Wange forderte sie die Krieger auf, mit ihr das Aeusserste an die Errettung des Helden von der grausamen, feindlichen Rache zu wagen. Die ermüdeten Männer staunten die in ihrer Begeisterung wunderbar schöne Frau an, blieben aber stumm, eingedenk der Vergeblichkeit des eben auf das Tapferste bestandenen Kampfes gegen die grosse Ueberzahl der Feinde. Nur Mister William und einige Wenige erklärten sich bereit ihr zu folgen. Elisabeth wollte ein nutzloses Opfer nicht annehmen, sondern erklärte mit Thränen im Auge, sich, wenn nicht Alle mit ihr kämen, dem Feinde wieder überliefern zu wollen, hoffend, er werde sie als Lösegeld für Büring annehmen. Gertrud war entschlossen der Gebieterin Schicksal zu theilen, obgleich diese alle Ueberredung aufbot, sie davon abzubringen. Während dessen kam eine zweite Reiterschaar herbei in grauen Röcken, ebenso erschöpft und vom durchfochtenen Streit mitgenommen, wie die erste. Es waren Letten, welche Kleinhedwig führte. Sowie er sein Weib erblickte, warf er sich vom Pferde, eilte auf die Befreite zu und immer wieder hob der lange Mann die kleine Gertrud zu sich empor um sie zu küssen. Da wurde er Elisabeths gewahr, nahte sich ihr und berührte voll Ergebenheit deren Gewand mit seinen Lippen. Sie legte ihre kleine Hand auf seine breite Schulter und sprach zu ihm im herzlichsten Ton, die tiefblauen Augen flehend zu seinen lichtgrauen erhebend: „Kleinhedwig, der Mann, dem Ihr Euer Leben, dem Ihr Euer Weib dankt, der ganz allein auf Treiden Euch vor grausamer Marter bewahrte, Ihr wisst es, was er dabei auf's Spiel setzte, dieser Mann, der heute Euer Weib aus Feindes Hand befreit, er ist jetzt gefangen. Helft mir ihn befreien.“ Zugleich erklärte Gertrud, dass ihr Schicksal mit dem ihrer Herrin eng verknüpft sei und dass sie, wenn Männer weniger Muth hätten als Frauen, sich zugleich mit der Gebieterin dem Feinde wieder überliefern werde, um ein Lösegeld für Büring zu bilden. „Gewiss bin ich zur Hülfe bereit und wäre es um den Preis meines Lebens!“ sagte Kleinhedwig. „Auf, meine Gefährten!“ rief er, sich forschend umblickend, „nur verstattet uns und den Pferden einige Rast und dann soll es an uns nicht fehlen. Was sollte auch aus dem Lande und uns werden, wenn die Russen nun da das Hauptbollwerk gegen ihre Ueberschwemmung ihnen in die Hände gefallen, ermuthigt umkehren?“ Die noch Bedenklichen wurden durch einige begeisterte Worte der jungen Frau, die sich ein Schwert umschnallte und Pistolen zu sich

nahm, vollends hingerissen und Alle schworen ihr zu, den Mann, an dem des Vaterlandes Rettung hing, zu befreien oder zu sterben. Nach einiger Zeit war man zum Aufbruch fertig und Elisabeth, deren ganzes Wesen von düstrer Energie brannte, riss ohne Widerspruch das Kommando an sich. Sie wählte einige junge Letten aus, die ihr die geistig Aufgewecktesten zu sein schienen, welche sie als eine Kette von Vortruppen gebrauchen wollte. Sie gab ihnen an, in welcher Weise sie vorsichtig vorwärts zu dringen hätten, um auf der ganzen, möglichst ausgedehnten Linie zu gleicher Zeit Feuer zu geben, sobald sie auf den Feind stossen würden, damit die Russen wenigstens über die Richtung aus der sie den Angriff zu erwarten hätten, im Unklaren blieben. Die Bauerbursche sprengten vorwärts und jagten bald die vom Fürsten Onsky abgesendeten Späher auf. Unterdessen ordnete Elisabeth ihre Reiter in Geschwader, welche abwechselnd Angriffe auf den feindlichen Reitertrupp machen sollten, wo der gefangene Büring sich befände, bis dessen Befreiung gelungen sei. Sie und Kleinhedwig setzten sich an die Spitze des aus dem auserlesensten Deutschen und Letten bestehenden Haupttrupps und man brach auf.

Während so die kühnen Befreier heranzogen, hatten die Späher den Fürsten von ihrem Nahen in Kenntniss gesetzt. Um sie zu verderben schlug der Kaplan eine List vor und der Fürst, dem sie sichern Erfolg zu versprechen schien, genehmigte freudig ihre Ausführung. Ein Theil der Reiter, den gefangenen Büring mit sich führend, sollte eine verstellte Flucht unternehmen und eine andere in einer nahebei befindlichen Sandsteinhöhle untergebrachte Abtheilung würde die verfolgenden Deutschen durch ein Seitenfeuer erst in Verwirrung setzen und dann vereint mit den Kameraden, die beim Knall der Gewehre umkehren sollten, niedermetzeln. Man traf rasch die nöthigen Anstalten: die Pferde derjenigen, welche sich in der Höhle, im Lande die Teufelshöhle genannt, verbergen sollten, wurden mit Stricken dicht am Eingange befestigt, damit die Hervorbrechenden ohne Zeitverlust in die Sättel kämen, man machte die Flinten schussfertig und der Kaplan begab sich mit einem grossen Theil der Mannschaft in die Höhle. Die andern bestiegen die Pferde. Die Zügel des Thieres auf dem der gebundene, über die unerwartete und nothwendig verderbliche Unternehmung der Seinen seufzende Büring sass, ergriffen der Fürst und ein Bojar. Da fielen schon die ersten Schüsse der Heranziehenden und bald sah der ungeduldige, racheglühende Fürst den deutschen Reitertrupp mit Elisabeth an der

Spitze, deren geschwungenes Schwert im Sonnenstrahl blitzte, aus dem nahen Walde hervorbrechen. Die moskowitischen Reiter flohen und Elisabeth setzte, Büring erkennend, den die Feinde mit sich fortrissen, ihr Ross in gestreckten Galopp, welchem Beispiel ihre Begleiter folgten. Als sie an der Höhle vorbeigelangten fiel eine Salve, die aber wenig Schaden anrichtete. Zugleich mit dem Knall der Gewehre jedoch erschallte aus derselben Richtung ein gellender Klageschrei, der sofort durch das Gepolter der zusammenstürzenden Wölbung der Höhle erstickt wurde, deren weicher Stein der Pulverexplosion nicht zu widerstehen vermocht hatte. Die Reiter hielten und sahen sich um. Ein Augenblick grauser Stille bei Freund und Feind. Aus der nun halbverschütteten stummen Oeffnung der Felswand drang mit Rauch gemischt rother Staub in Wolken hervor und die Strelitzen, welche auf den Schall der Salve umgekehrt waren, ergriffen, als ihnen das Geschehene klar wurde, entsetzt die Flucht. Dem Fürsten Onsky, auf dessen Befehl nicht gehört wurde, blieb nichts übrig als dem allgemeinen Beispiel zu folgen. Indessen liessen weder er noch sein Begleiter die Zügel von Bürings Pferd fahren. Elisabeth jagte mit ihren Begleitern ihnen nach. Als die beiden Russen bemerkten, dass des Gefangenen Thier nicht mehr mit ihren Rennern gleichen Schritt halten konnte, zogen sie ihre krummen Dolche um Büring niederzustechen. Elisabeth stiess einen gellenden Schrei aus, ihre beiden Pistolen blitzten rasch nach einander in ihrer Hand auf und die beiden Russen fielen zu Boden. Bürings fortstürmendes Pferd ward von der jungen Frau überholt und zum Stehen gebracht. Mit zitternder Hand schnitt Elisabeth Bürings Bande durch und alsbald lag sie mit hochklopfendem Herzen an seiner von namenloser Wonne durchzogenen Brust. Kleinhedwig, Gertrud im Arm, stand daneben und murmelte: „Perkuhns hat gerichtet“. Freudenthränen flossen in seinen rauhen Bart. Nach dem ersten Freudenrausch schritt man auf Bürings Geheiss zur Aufgrabung der Höhle, um etwa noch Lebende zu retten, wiewohl etwas widerwillig, da jener Zeit menschliche Rücksicht auf den überwundenen Feind fremd war. Man fand nur Todte; unter ihnen den Kaplan, welchem ein herabfallendes Felsstück den Kopf zerschmettert hatte. Unterdessen verband Gertrud die Wunden des am Boden liegenden Fürsten und seines Begleiters. Dann brach der ganze Zug auf und ritt nach Wenden zurück, wo die Befreier mit namenlosem Jubel empfangen wurden.

Die Kunde von der Katastrophe in der Teufelshöhle wirkte wie ein Gottesgericht auf die weichenden Feinde und beschleunigte ihren Rückzug.

Mister William und die andern Seeleute nahmen von dem dankbaren Büring in Wenden Abschied, glücklich bei solchen Grossthaten mitgeholfen zu haben. Fürst Onsky wurde, nachdem seine Wunden geheilt waren, in seine Heimat zurückgesandt. Kleinhedwig bot man vergebens Ehrenstellen an; er begnügte sich mit der Verwalterstelle auf Treiden, wo er und Gertrud Gegenstände der Liebe und Verehrung für alle Letten und weit umher wurden. Bald tummelte sich dort auf dem Burghof eine hübsche Zahl Deutsche angehender Riesen um ihre glücklichen Aeltern.

Büring selbst aber, Livlands gefeierter Retter aus tiefster Noth, erhielt von den Ständen des Landes die Besitzung Kolzen zum Dank und sah, mit Elisabeth, der Erbin Treidens, nach Jahresfrist vereinigt, ruhigere Zeiten über sein Vaterland aufgehen unter dem Schirm Polens, dem es seine Geschicke anvertraute, und eine lebenskräftigere Moral aus der wurzelfassenden Lehre des gereinigten Glaubens allmälig Herrschaft gewinnen.

Die Einnahme von Ismail im Jahre 1790.

Ein Beitrag zur Geschichte des russisch-türkischen Krieges 1787—91.

Die Türkei hatte 1774 in den Frieden von Kutschuk-Kainardschi willigen müssen, einige Jahre später erfolgte die Annexion der Krym. Immer klarer wurde es, dass Russland nicht stehen zu bleiben gesonnen, dass es vielmehr entschlossen sei, die orientalische Frage endgültig zu lösen. Das griechische Project tauchte auf. Die Unterthanen der Pforte standen wiederholt im Bündniss mit Russland. Im Jahre 1787 erfolgte sodann jene Reise der Kaiserin Katharina in den Süden, welche vornehmlich den Zweck hatte, der Kaiserin, dem Kaiser Joseph und aller Welt zu zeigen, über welche ungeheueren Machtmittel Russland verfüge. Die Flotte in Sewastopol, die Landarmee, deren Bildung und Ausrüstung kolossale Summen gekostet hatte, schienen zu genügen, um die Existenz der Pforte zu bedrohen.

Dennoch wollte Russland im Jahre 1787 noch keinen Krieg mit der Türkei. Als die letztere, geängstigt durch die steigende Macht Russlands und die trotzige Haltung Potemkins, gereizt durch die Hetzereien der Westmächte, namentlich zu energischem Widerstande gegen Russland von dem englischen und dem preussischen Gesandten angespornt, im August 1787 den Krieg erklärte, war Russland überrascht: es zeigte sich, dass die Kriegsbereitschaft nur sehr unvollständig war. Wäre Russland in der That so stark gewesen, als es 1787 bei Gelegenheit der Reise der Kaiserin erschien, so hätte der Krieg unmöglich so lange dauern können. Jahrelang

musste man mit ungeheuern Opfern den Krieg fortsetzen. Die Geschichte der militärischen Operationen hat fortwährend sehr lange Pausen aufzuweisen. Weil man eben nicht kriegsbereit ist, weil Heer und Flotte sehr viel zu wünschen übrig lassen, weil die Einheit des militärischen Gedankens fehlt, weil die Energie und Spannkraft der leitenden Persönlichkeiten nicht ausreicht allerlei technische Schwierigkeiten bei der Kriegführuug zu überwinden, verschleppen sich die Erfolge, vertheilen sich die russischen Siege über einen verhältnissmässig sehr langen Zeitraum, erscheint die Kriegführung etwas matt und schläfrig.

Allerdings hatte die Pforte die Feindseligkeiten eröffnet und Russland war in der Defensive gewesen. Man hatte türkischerseits gehofft, die russischen Festungen nehmen zu können, welche wie ein Brückenkopf von dem Nordufer des Schwarzen Meeres aus Anhaltpunkte bieten zur weitern Aggression gegen die umliegenden türkischen Gebiete. Es war darauf abgesehen, zunächst Kinburn den Russen zu entreissen, dann vielleicht Cherson. Ferner sollte die Krym baldmöglichst türkisch werden. Der vortreffliche Kriegshafen von Sewastopol sollte den Russen entrissen, die russische Flotte, welche den Anspruch machte den Pontus zu beherrschen, sollte vernichtet werden. Doch kam es nicht zu einem solchen Angriff. Der Versuch Kinburn zu nehmen (Herbst 1787) scheiterte an der Zähigkeit, mit welcher Suworow diesen wichtigen Punkt vertheidigte. Die Krym ist völlig unbehelligt geblieben, obgleich sie das allererste und wichtigste Streitobject im Kriege abgab. Dagegen übernahm Russland sehr bald die Rolle des Angreifers. Es hatte allerdings mehrere Monate gebraucht, um aggressiv vorgehen zu können, aber schon im Frühjahr 1788 werden Anstalten getroffen die Festung Otschakow zu belagern. Während des ganzen Jahres sucht man die Operationen des Landheeres, der Galeerenflotte im Dnepr-Liman, der grossen Flotte, welche in Sewastopol stationirte, zu combiniren, um diesen wichtigen Stützpunkt der türkischen Herrschaft am Nordgestade des Pontus zu Falle zu bringen. Dieses Ziel wird erst nach sehr langer Zeit erreicht, mit viel Mühe, mit schweren Opfern. Die Geschichte der Belagerung Otschakow's zeigt, mit wie verhältnissmässig geringen Mitteln Russland Krieg führte und dass es seinem Gegner nicht in dem Maasse überlegen war, als man nach der Reise der Kaiserin hatte vermuthen können. Wohl gelang es die türkische Flotte im Liman zu schlagen, Otschakow zu nehmen, aber als dieses letztere Ziel erreicht war, hatte man bereits sechs-

zehn Monate der anstrengendsten Kriegführung hinter sich. Ebenso langsam oder noch langsamer operirten die Oesterreicher, welche mit unsäglicher Mühe in langer Zeit nur den einen Erfolg der Besetzung Chotins aufzuweisen hatten. Aber erstens war diese Capitulation nur mit russischer Hülfe ermöglicht worden, zweitens war sie nicht sehr ehrenvoll gewesen und drittens hatte sie keinen dauernden Vortheil zur Folge. Im Gegensatze hiezu entschied die Erstürmung Otschakow's im December 1788 über den Ausgang des Krieges, wenn derselbe auch erst drei Jahre später erfolgte. Russland erwarb die „Otschakow'sche Steppe" d. h. den Theil der ehemaligen Budjak-Tatarei, welcher nachmals durch die Gründung und das rasche Emporblühen Odessa's von entscheidender Wichtigkeit für Russland werden sollte. Alle späteren Erfolge Russlands haben zu keiner weiteren Erwerbung geführt. Die Besetzung mehrerer türkischer Festungen, die in offenen Feldschlachten mehrmals erfochtenen glänzenden Siege der folgenden Jahre dienten nur dazu, Russlands Ansprüchen auf die Erwerbung Otschakows und des Otschakowschen Gebiets mehr Nachdruck zu verleihen. Darin besteht die Bedeutung der militärischen Operationen der folgenden Jahre. Langsam, allmälig rückt das Kriegstheater nach Südwesten vor; es wird viel Terrain erworben durch die Russen, der grösste Theil der Donauprovinzen gelangt in ihre Gewalt, aber es ist eine zeitweilige Besetzung, keine dauernde Erwerbung. Im Jahre 1789 wird Galaz erobert und die kleine Jeste Hadschibei, an deren Stelle jetzt Odessa sich zu unberechenbarer Bedeutung entwickelt. In demselben Jahre siegte Suworow bei Fokschany und am Rymnik, und bedrohte der Fürst Repnin bereits die Festung Ismail. Gleichzeitig geht Potemkin langsam in der Dnestr- und Pruthgegend vor, besetzt die Festungen Bender und Akkerman, während die Oesterreicher endlich nach unverhältnissmässig grossen Opfern an Zeit, Geld und Menschen Belgrad nehmen. So sieht sich die Pforte mehr und mehr in ihren eigenen Grenzen bedroht; sie muss erwarten, dass das Kriegstheater in das Herz der Türkei verlegt werden würde. Sehr viel kam darauf an, ob die türkischen Festungen an der Donau den Siegesmarsch der Russen würden aufhalten können oder nicht.

So kam das Kriegsjahr 1790. Auch während desselben dauerte das langsame Tempo der russischen und österreichischen Kriegführung fort. Mit dem Tode Josephs verliert Russland den Bundesgenossen, dessen schlaffe Kriegführung allerdings weniger bedeutet hatte als die persönliche Freundschaft zwischen Joseph und Katharina. Während

dieses Jahres fehlt es an grossen Schlachten zu Lande, wie dieselben sich im Jahre 1789 bei Rymnik oder bei Fokschany ereignet hatten oder wie der denkwürdige Tag von Matschin im Jahre 1791 von entscheidender Wirkung für Krieg oder Frieden werden sollte.

Dagegen ereigneten sich während des Sommers zur See Zusammenstösse zwischen der türkischen und der russischen Flotte. Sie endeten zu Gnnsten der ersteren. An der Donau aber, wo die Landarmee im Verein mit der Galeerenflotte im Spätjahre thätig ist, kommt es zu einer Entscheidung, welche von ähnlich erschütternder Wirkung ist wie die Einnahme von Otschakow. Nachdem eine Reihe kleinerer Festungen von den Russen genommen ist, fällt endlich im December die für uneinnehmbar geltende Festung Ismail.

Diesen letzten Ereignissen ist die folgende Darstellung gewidmet. Es ist dabei der Versuch gemacht, die Ergebnisse früherer Forschungen mit solchen Materialien zusammenstellen, welche erst in der allerletzten Zeit bekannt wurden. Wir erhalten dabei mancherlei Auskunft über Personen und Verhältnisse, welche als Ergänzung zu dem bereits in Betreff dieser Ereignisse Bekannten nicht unwillkommen sein dürfte.

Nicht umsonst gilt der Fürst Potemkin für den Urheber des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1787. Er hatte mehrere Jahre hindurch Heer und Flotte für die Kriegsbereitschaft in Stand zu setzen gesucht. Er hatte die diplomatischen Beziehungen zu der Pforte geleitet; er hatte gewissermaassen als Kriegsminister fungirt. Jetzt sollte er als Feldherr die gesammten Streitkräfte Russlands zu Wasser und zu Lande in dem Kampfe selbst verwerthen. Als Diplomat hatte er die Verantwortung übernommen, indem er wesentlich zum Bruche zwischen den beiden Mächten beigetragen hatte; als Administrator sollte er sich bewähren, wenn es erst zum Schlagen kam. Für die Paraden zur Zeit der Reise Katharinas 1787 hatten sich Armee und Flotte als ausgezeichnet erwiesen. Ob sie in der That so kriegstüchtig waren, sollte sich zeigen. Als Stratege hatte Potemkin ebenfalls eine schwere Probe zu bestehen. Ihm standen tüchtige Kräfte zur Seite: von Ausländern waren es u. A. der Fürst von Ligne, der Prinz Nassau-Siegen, der Fürst von Anhalt; noch viel lauter klingen die Namen der russischen Generale, welche ihn umgaben: Rumänzow, Suworow, Kutusow, Repnin u. A.

Aber es gab in diesem Kriege kein Zusammenwirken der verschiedenen Elemente, keine Einheit der Führung und des militärischen Planes, keine unbedingte Unterordnung der Generale unter den Oberbefehlshaber, kein Vertrauen der einzelnen Führer und Truppentheile zum Feldherrn. Oesterreicher und Russen lebten stets zum Theil auf gespanntem Fusse; sie überwachten, controlirten einander mehr als dass sie einander unterstützt hätten. Zwischen den Hauptpersonen im russischen Lager gab es fortwährend allerlei Reibungen und kleinliche Zwistigkeiten. Potemkin hatte sich mit dem Prinzen von Nassau-Siegen während der Belagerung Otschakows überworfen; desgleichen hatte Suworow nach heftigen Auftritten mit dem Fürsten im Jahre 1788 auf einige Zeit vom Kriegsschauplatz abtreten müssen; der Fürst von Ligne, dem die Langsamkeit, Unentschlossenheit Potemkins während der Belagerung von Otschakow unerträglich geworden war, hatte ebenfalls das russische Lager verlassen. Endlich hatte, ermüdet von den Ränken Potemkins, der alte Rumänzow, welcher die sogenannte „Ukrainische" Armee commandirt hatte, um seinen Abschied gebeten. Potemkins Eifersucht war befriedigt: Rumänzows Berühmtheit und militärische Erfahrung waren ihm lästig; jetzt war er von diesem bewährtesten Nebenbuhler befreit. Er hatte es indessen nicht hindern können, dass Suworow wieder im türkischen Kriege verwendet wurde, und dem letzteren war es beschieden, im J. 1789 bei Fokschany und Rymnik unvergängliche Lorbeeren zu erringen. Potemkins Verdienste waren bescheidener Art, wenn er auch stets mit grösseren Ansprüchen an Lohn und Ehre aufzutreten pflegte. Freilich hatte er Otschakow eingenommen, aber man wusste es wohl, welche grossen Fehler der Fürst sowohl als Administrator wie als Stratege bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, wie theuer dieser Erfolg zu stehen gekommen war; die Einnahme der Festungen Akkerman und Bender konnte nicht eigentlich als grosses Heldenstück oder als das Ergebniss besonders feiner Taktik gelten. Von anderen Erfolgen war nichts zu berichten. Seine Kriegführung macht nicht selten den Eindruck als sei er viel mehr bemüht gewesen, Andern jede Gelegenheit zur Auszeichnung zu rauben, als dass er selbst jeden Augenblick allen Operationen den Impuls gegeben hätte. Oft geschieht es, dass er, nervös abgespannt, gemüthskrank, in scheinbarer oder wirklicher Unthätigkeit verharrt, während Andere auf eigene Faust sich zu dieser oder jener Operation entschliessen und sie ausführen. So war er, als im Liman 1788 die entscheidenden Siege über die türkische Flotte

erfochten wurden, nicht zur Stelle gewesen, so hatte Suworow während der Belagerung Otschakows, um den Fürsten aus seiner Lethargie herauszureissen, einen Handstreich mit bedeutender Truppenzahl unternommen ohne alles Einvernehmen mit dem Oberfeldherrn; so siegte 1791 der Fürst Repnin bei Matschin, während Potemkin seine letzte Zeit in Petersburg in tiefster Verstimmung um persönlicher Interessen willen vergeudete; so hat auch Suworow in Betreff der Einnahme Ismails so hervorragende Verdienste, dass Potemkins Antheil an diesem Erfolge verschwindend klein erscheint.

Vergegenwärtigen wir uns mit wenigen Worten die Lage vor dem Feldzuge vom Jahre 1790 und die Hauptereignisse dieses Feldzuges selbst bis zur eigentlichen Belagerung der Festung Ismail.

Zunächst ist zu bemerken, dass schon während des Feldzuges von 1789 bei allen kriegführenden Parteien eine gewisse Abspannung wahrzunehmen ist. Sowohl in Wien als in Petersburg als in Constantinopel wünschte man den Frieden wiederhergestellt zu sehen. Die ganze Zeit hindurch werden allerlei Versuche gemacht um dieses Ziel zu erreichen. Insbesondere sucht der französische Botschafter in Constantinopel als Vermittler aufzutreten und findet bei der Pforte williges Gehör. Es war ein Zeichen der Nachgiebigkeit von Seiten der türkischen Regierung, dass sie im Herbst 1789 den russischen Gesandten Bulgakow, welcher nach türkischem Brauche im Augenblicke der Kriegserklärung in die Sieben Thürme gesperrt worden war, freigab, ohne dass in dieser Angelegenheit von irgend welcher Seite eine Pression auf den Divan ausgeübt worden wäre. Obgleich es den Oesterreichern gelungen war Belgrad zu nehmen, war man doch in Wien von der dringenden Nothwendigkeit des Friedens überzeugt. Die Krankheit Joseph's II. war nicht dazu angethan die österreichische Spannkraft zu erhöhen. Nach seinem Tode erwies sich sein Nachfolger Leopold II. in demselben Maasse als ein kühlerer Freund und Bundesgenosse Russlands, als er bereit war sowohl Preussen als der Türkei gegenüber Concessionen zu machen. Man war bereit auf alle Erwerbungen ehemals türkischer Gebiete zu verzichten. In St. Petersburg hatte man ausser dem immerhin sehr schweren Kampfe mit der Türkei noch den Krieg mit Gustaf III. in Erwägung zu ziehen. Eben jetzt im Winter $17^{89}/_{90}$ schien Preussen geneigt, aus seiner bisherigen Neutralität herauszutreten. Russland war in Gefahr an drei Punkten zu gleicher Zeit Krieg führen zu müssen: im Norden gegen Schweden, im Westen gegen Preussen, im Süden gegen die Pforte. Einer solchen Aufgabe konnte

man sich nicht gewachsen fühlen. Man war bereit, auf weitergehende Ansprüche zu verzichten, aber an dem Besitz von Otschakow nebst dem dazu gehörenden Gebiete meinte man festhalten zu müssen. Die Friedensunterhandlungen führten zu keinem Ergebniss: Schweden, Russland, die Türkei wollten es noch auf einen Waffengang ankommen lassen. Am friedensbedürftigsten erschien Oesterreich.

Der Fürst Potemkin verbrachte mittlerweile den Winter $17^{89}/_{90}$ in seinem mit orientalischem Luxus eingerichteten Hauptquartier in der Moldau. Er umgab sich mit den Magnaten dieser Provinz, suchte den Frauen zu gefallen und erwarb in der That einige Popularität. Er verstand es Hof zu halten und mochte vielleicht, wie wohl behauptet worden ist, den Gedanken hegen, in diesen Gegenden eine souveräne Stellung zu erwerben. In den Augen Potemkins konnte in einem solchen Falle die Fortsetzung des Krieges nur wünschenswerth erscheinen. Es galt die Befriedigung seiner Privatinteressen, die Beendigung seiner Laufbahn als Minister und Feldherr durch die Besteigung eines wenn auch bescheidenen Thrones. Er hatte wohl früher daran denken können, Kurland zu beherrschen, die polnische Krone zu erwerben; jetzt mochte ihm der Gedanke an ein Königreich Dacien vorschweben.

In seiner Nähe lebte der betagte Graf Rumänzow. Er hatte sich, nachdem er von dem Antheil an den militärischen Operationen zurückgetreten war, in ein moldausches Dorf begeben, um in Ruhe und Musse seine Gesundheit herzustellen. Der Fürst Potemkin hatte ihm einen Besuch abgestattet, auch sandte er von Zeit zu Zeit einen Offizier an ihn ab, um ihm seine Achtung zu bezeugen. Mehr als die Regeln der Höflichkeit erforderten, geschah nicht. Die russischen Generale, welche wussten, dass Potemkin dem alten Rumänzow abgeneigt war, kümmerten sich schon um dieser Rücksicht willen nicht um den berühmten Feldherrn. Nur Suworow ging in seiner Ehrerbietung gegen Rumänzow so weit, dass er demselben, gleichsam als sei er noch Oberbefehlshaber, stets Berichte über die von ihm ausgeführten Märsche und Evolutionen einzusenden pflegte. Diese unbedeutenden Züge sind charakteristisch für die Persönlichkeiten. Rumänzow hatte übrigens keinen Einfluss auf die Ereignisse des Feldzuges von 1790. Dagegen war Suworow geneigt, nicht ganz unbedingt den Gedanken Potemkins zu folgen, sondern seinen eigenen Intentionen gemäss zu handeln.

Potemkins Plan ging dahin, durch gleichzeitige Operationen an verschiedenen Punkten zu Wasser und zu Lande die Aufmerksamkeit

der Türken zu theilen, ihre Kräfte in vielseitigster Weise in Anspruch zu nehmen. Am Kuban und im Kaukasus sowohl als auf dem Schwarzen Meere und an der Donau sollten die Türken zum Kampf genöthigt werden.*) Im Wesentlichen wurde im Laufe des Jahres dieses Programm auch eingehalten. Persönlich nahm aber der Fürst Potemkin so gut wie gar keinen Antheil an den Ereignissen. Der Gegensatz zwischen ihm und Suworow gelangte auch in diesem Jahre wieder zum Ausdruck.

Als es sich am Anfange des Krieges darum handelte die Festung Otschakow zu nehmen, suchte Suworow den Fürsten zu rascheren Entschlüssen, entscheidenderen Handlungen zu drängen. Suworow hielt es schon im Frühling 1788, noch ehe Potemkin mit dem Gros der Armee am Gestade des Schwarzen Meeres angelangt war, für möglich die Festung Otschakow durch einen Handstreich zu nehmen. Potemkin antwortete sehr entschieden ablehnend: allerdings sei es unbedingt nöthig Otschakow zu nehmen, nur könne man an die Erstürmung desselben erst dann gehen, wenn man des Erfolges durchaus sicher sei. „Ist aber Otschakow genommen", heisst es in dem Schreiben weiter, „dann wird mein Alexander Wassiljewitsch mit auserlesenen Truppen sich nach Ismail aufmachen, wohin auch die Galeerenflotte absegeln wird."**) Potemkin war offenbar in Besorgniss, dass Suworow ohne ihn etwas Entscheidendes unternehmen werde.

In dem folgenden Jahre ereignete sich etwas Aehnliches mit dem Fürsten Repnin. Nach dem Siege über den ehemaligen Capudan-Pascha Hassan, welcher jetzt in Ismail befehligte, bei Maximeni hatte der Fürst Repnin die fliehenden Türken bis nach Ismail, wohin sich dieselben retteten, verfolgt. Er dachte ernstlich daran, sogleich zur Belagerung der Festung zu schreiten, indem er hoffte diese noch in demselben Zustande anzutreffen, in welchem sie sich während des ersten Türkenkrieges (1768—74) befunden hatte. Wäre dieses der Fall gewesen, so hätte er Ismail leicht erstürmen können. Indessen überzeugte sich der Feldherr sehr bald davon, dass Ismail in der neuesten Zeit nach allen Regeln der Befestigungskunst in gehörigen Stand gesetzt und nicht so leicht zu nehmen sei. Nichtsdestoweniger hoffte er, dass die durch die soeben erlittene Niederlage erschreckten Türken capituliren würden. Er ging daher bis in

*) S. das Schreiben Potemkins an Popow vom 18. März 1790 im Archiv von Reschetilowka, abgedruckt im Русскій Архивъ 1865 S. 403.

**) Жизнь князя Потемкина, Москва 1812. IV. 24.

die Nähe der Festung vor und begann ein Bombardement, wobei indessen, nach der Aussage eines zuverlässigen Augenzeugen, die russischen Batterien aus einer allzugrossen Entfernung feuerten, um irgend welchen Schaden anzurichten. Ebenso blieb das Feuer der Türken ohne alle Wirkung. Jetzt hätte eine regelmässige Belagerung eröffnet werden sollen. Statt dessen zog der Fürst Repnin ganz plötzlich ohne allen sichtbaren Grund von Ismail ab und schlug sein Lager in einer Entfernung von 40 Werst auf. Der Rückzug erfolgte in solcher Eile, als würden die Russen von einem stark überlegenen Feinde verfolgt. Wenn auch ein Augenzeuge geneigt ist zu glauben, dass Repnin selbst Fehler gemacht habe, ja sogar die Bemerkung machte: der Fürst Potemkin sei mit der Handlungsweise Repnins so unzufrieden gewesen, dass er ihn als Commandanten nach Otschakow geschickt habe,*) so sind doch andere Zeitgenossen bei der Erläuterung dieser Vorgänge ganz anderer Ansicht. Allgemein erzählte man damals, der Fürst Potemkin habe aus Eifersucht dem Fürsten Repnin den Befehl zum Rückzuge gegeben.**) Eine persönliche Abneigung bestand zwischen Potemkin und Repnin schon vor dem Kriege. Der letztere hatte Anfangs gar nicht an dem Kriege Theil nehmen wollen, weil er es nicht für angemessen hielt, unter den Befehlen Potemkins zu dienen***) Auch bei Gelegenheit der Belagerung von Otschakow war das Verhältniss zwischen ihnen ein gespanntes und der Fürst von Ligne berichtet, er habe sich viel Mühe gegeben eine Annäherung dieser Gegner zu bewirken.†)

Wie dem auch sein mag, der Rückzug Repnins (September 1789) war vollzogene Thatsache und die Belagerung Ismail's war vorläufig aufgegeben. Erst ein ganzes Jahr später schritt man zu derselben. Dass Potemkin in dieser Zeit von anderen russischen Generalen wegen seiner Unentschlossenheit und Langsamkeit streng getadelt wurde, wissen wir aus zahlreichen Beispielen. Dass diese Männer, Repnin, Suworow u. A. ihm als Strategen überlegen waren, zeigen die Vorgänge dieses Krieges mehrere Jahre hindurch, die verhältnissmässig geringen persönlichen Erfolge Potemkins, die glän-

*) Записки Энгельгардта 100.

**) S. das Leben Potemkins von Helbig in Archenholtz' Minerva 1799. II. 417. „vielleicht fürchtete Potemkin, dass Repnin Feldmarschall werden würde."

***) S. Гротъ, Державинъ I. 428.

†) Полевой, Исторія Суворова S. 127 und Oeuvres du Prince de Ligne-Paris 1860. II. 79.

zenden Waffenthaten bei Fokschany, Rymnik, Matschin u. s. w. Während Suworow nach den entscheidenden Siegen im Jahre 1789 rasch vorgehen wollte, um diese Siege militärisch auszunutzen, dachte Potemkin an diplomatische Unterhandlungen und suchte die eigentliche Action zu verschleppen. Suworow war im höchsten Grade ungehalten. Warum, fragte er den General Derfelden, gehe man nicht direct bis nach Constantinopel vor mit der Landarmee; warum sende man nicht die Flotte ebendorthin? man müsse die Siege ausnutzen und vorwärts gehen; theurer als alles Andere sei die Zeit; er stehe für den Erfolg, wenn man aggressiv verfahre; die Defensive sei ohne Nutzen; es habe keinen Sinn den Vezir zu erwarten und auf einem Fleck zu bleiben, mit dem stumpfen Ende zu schlagen, während man mit der scharfen Spitze stechen könne u. dgl. Aber Potemkin, welcher allerdings wusste, dass die Oesterreicher sehr wenig kampflustig und jeden Augenblick im Begriff waren Frieden zu machen, dachte anders. Suworow machte forcirte Märsche um noch weitere Schlachten zu liefern. Inzwischen erhielt er von dem Fürsten Potemkin widersprechende Befehle: bald sollte er weitergehen, bald stehen bleiben. Endlich erfuhr man von einem Waffenstillstande zwischen Oesterreich und der Türkei. Potemkin schreibt an Suworow, jetzt wo die Oesterreicher den Kampf aufgäben, solle er, sobald der Courier mit der officiellen Nachricht von dem Waffenstillstande anlange, Halt machen, und gleich darauf kam sogar die Instruction, dass Suworow, auch wenn die Oesterreicher nicht vom weiteren Kampfe abständen, zurückgehen solle. Es sei, schrieb Potemkin, ganz nutzlos Blut zu vergiessen für Gebiete, die man doch würde zurückgeben müssen. Ungern gehorchte Suworow.*) So verlor man mehrere Monate durch unmotivirtes Abwarten.

Da brachte denn, wenn auch sehr allmälig, der Feldzug von 1790 neue Erfolge. Potemkin entschloss sich endlich, Suworow in Betreff des Kriegsplans um Rath zu fragen. Dieser gab seine Meinung ab: die Galeerenflotte müsse sich der Donaumündungen bemächtigen, die Festungen Kilia, Tultscha und Isaktschi nehmen, sodann im Verein mit den Landtruppen Ismail und Braila bezwingen. Diesem Programm gemäss wurde denn auch vorgegangen.**) Während es Uschakow gelang am 8. Juli 1790 in der Nähe von Jenikale die Türken zur See zu schlagen und am 28. und 29. August in der Nähe von Hadschibei (wo später Odessa gegründet wurde)

*) Полевой l. c. 152—155. Smitt, Suworow I. 495.

**) Smitt, Suworow I. 500.

ebenfalls bedeutende Vortheile über die Türken zu erringen, während im Kaukasus in der Nähe von Anapa nicht ohne Erfolg gekämpft wurde, ging dieselbe Galeerenflotte, welche zum Theil aus den für die Reise der Kaiserin im Jahre 1787 erbauten schwimmenden Palästen entstanden war und im folgenden Jahre mit glänzendem Erfolge im Liman bei Otschakow gekämpft hatte, in die Donaugegenden. Mittlerweile hatte kurz vor dem Eintreffen der Flotte der General Möller-Sakomelski die Festung Kilia belagert. Er war dabei tödtlich verwundet und von dem General Gudowitsch ersetzt worden. Am 17. October ergab sich die Festung mit einer beträchtlichen Artillerie. Dagegen erhielt die Garnison die Erlaubniss sich nach Ismail zurückziehen zu dürfen.*) Gleich darauf erschien de Ribas mit der Galeerenflotte und hatte manchen Strauss mit türkischen Fahrzeugen zu bestehen, denen er begegnete. In der Sulinamündung fand ein Gefecht statt, wobei ein türkisches Fahrzeug in die Luft flog, eine Anzahl anderer von den Russen genommen wurde.**) Dann ging de Ribas bis Tultscha vor und griff an. Am 7. November ergab sich auch diese Festung: Transportschiffe und Kanonen fielen in die Hände der Russen. Zehn Tage später fiel Isaktschi, wobei zweiundzwanzig türkische Schiffe verbrannt wurden. Jetzt erst konnte man ernstlich an eine Belagerung Ismails denken.***) De Ribas ging bis in die unmittelbare Nähe der Festung vor, und erbaute auf einer Donauinsel Batterien. Jetzt galt es die Festung einzuschliessen und, wenn sie sich nicht gutwillig ergab, im Sturm zu nehmen.

In der letzten Zeit sind höchst anziehende Angaben über das Treiben im russischen Lager vor Ismail veröffentlicht worden. Es ist eine Anzahl von Briefen des Grafen G. I. Tschernyschew an dessen Freund, den Fürsten S. Galizyn. Der erstere befand sich als Freiwilliger im russischen Lager, war ein erfahrener Offizier und unterwarf nun die Handlungsweise der russischen Befehlshaber einer bisweilen nicht sehr schmeichelhaften Kritik. Die in heiterem, frischem Tone abgefassten Briefe sind in dem Zeitraum vom 20. November bis zum 9. December geschrieben, also fast bis zu dem Augenblicke, wo die Katastrophe (11. December) erfolgte. Sie sind voll von Klagen über die schlechte Verpflegung des Heeres. Allerdings hatten auch frühere Feldzüge gezeigt, wie unfähig die Militär-

*) Энгельгардтъ, Записки 109—113.

**) Записки Одесскаго Общества Исторіи и Древностей. II. 768.

***) S. über diese Ereignisse die officiellen Berichte in Nr. 103 (Beilage) der russ. St. Petersb. Zeitung; Smitt, Suworow 502 ff.

verwaltung war und mit welchen Schwierigkeiten die Verpflegung der Truppen in diesen halbbarbarischen Gegenden verbunden war. Schon als die Truppen im Spätherbst 1789 nach der Einnahme von Bender in die Gegend von Kilia und Ismail marschirten, hatten sie bei strenger Kälte furchtbaren Mangel gelitten. Als Quartiere waren ihnen dazwischen solche Orte angewiesen worden, die längst nicht mehr existirten. Eine Menge Menschen war dabei umgekommen.*) Jetzt war bei ebenfalls bedeutend vorgerückter Jahreszeit ein entsetzlicher Mangel an fast Allem, dessen Offiziere und Soldaten bedurften. Der Graf Tschernyschew bittet seinen Freund, er solle ihm doch rasch etwas Essen zuschicken, (Galizyn befand sich in geringer Entfernung von dem Lager), weil er sonst Hungers sterben müsse, da er sich eigentlich nur von Thee und Brod nähre. Auch bei dem General Potemkin (Vetter des Tauriers) gehe es sehr knapp her: wenn acht Personen bei ihm speisten, so reiche das Essen kaum aus um zwei Personen satt zu machen; auch an Futter für die Pferde fehle es; während man bis an den Hals in Schnee stecke, fehle es den Leuten an warmer Kleidung; Wein gebe es gar nicht; man müsse das schlechte Wasser mit Essig trinken u. s. w.**)

Wie wenig man im russischen Lager auf die Einnahme der Festung Ismail rechnete, ersieht man aus mancherlei Aeusserungen in den Briefen Tschernyschews. Er schreibt am 20. November, sogleich nachdem er im Lager angelangt war: „Was Ismail anbetrifft, so hat der Fürst (Potemkin) befohlen dieselbe zu beschiessen und Zündgranaten hineinzuschleudern, um zu erproben, ob sich die Festung nicht ergeben werde; mehr wird man wohl nicht unternehmen, so dass ich denke (und nicht ich allein, sondern Alle denken, wie ich), dass unsere Armee hier nichts ausrichten wird, ganz wie Repnin im vergangenen Jahre, und dass wir schliesslich den Rückzug antreten werden; denn der Fürst hat entschieden verboten, eine ordentliche Belagerung zu eröffnen, weil die Jahreszeit zu sehr vorgerückt sei. Mittlerweile ist in der letzten Nacht die Galeerenflotte angelangt.“ Ueber diese schreibt Tschernyschew am folgenden Tage: „Die Galeerenflotte, nachdem sie sich, sobald es tagte, der Stadt genähert, eröffnete zugleich mit der von de Ribas

*) S. die vielleicht etwas übertriebenen aber an sich durchaus wahrscheinlichen Einzelnheiten bei Masson, Mémoires secrets III, 142—148.

**) S. die Zeitschrift „Русскій Архивъ“, Moskau, 1871. Dritte Lieferung, S. 385—407. Für die Geschichte der Belagerung werden diese Briefe wohl noch lange die Hauptquelle bleiben.

auf einer Donauinsel erbauten Batterie eine Kanonade auf die Stadt. Ribas hatte zuvor zum Pascha geschickt und ihn fragen lassen, ob er nicht geneigt sei die Festung zu übergeben; die Antwort lautete, der Pascha sehe nicht ein, wovor er sich zu fürchten brauche. Kugeln und Bomben wurden von beiden Seiten fast fünf Stunden hindurch mit grosser Erbitterung geschleudert, fast ohne allen Schaden für die Stadt, aber leider nicht ohne Schaden für unsere Flotille; allerdings haben wir drei türkische Fahrzeuge in Brand gesteckt; selbst aber haben wir ebenso viel verloren. Ein Schiff flog in die Luft, so dass nur zwei Mann von der Besatzung sich retteten, zwei Schiffe wurden in den Grund geschossen; ausserdem sind viele der übrigen Schiffe beschädigt weil die ganze Flotille im Bereich der Kartätschen des Feindes blieb. Am seltsamsten und betrübendsten ist aber, dass auf den zwei übel zugerichteten Fahrzeugen fünfzehn Grenadiere sich befanden, welche vergebens flehten, sie auf andere Fahrzeuge zu bringen und zuletzt von drei Türken gefangen genommen wurden. Letztere kamen in einer kleinen Schaluppe und brachten im Angesicht der ganzen Flotille die Gefangenen fort. Mit einem Worte, der Anfang ist sehr misslungen; Alle sind in sehr gedrückter Stimmung, Niemand weiss, was geschehen soll, und die Türken frohlocken."

„Hier steht nur Potemkin (Paul) mit seiner Armee, welche nicht über 4000 Mann stark ist, zum Schlagen bereit; Kutusow ist 12 bis 14 Werst von hier entfernt und hat keinen Befehl sich mit uns zu vereinigen; Arssenjew bleibt ebenfalls unthätig; dabei ist, wie Potemkin mir sagte, die Garnison der Festung über 20,000 Mann stark; andere behaupten sogar es seien 40,000 Mann. Wir sind jeden Augenblick in Erwartung eines Ausfalles der Türken zum Schlagen bereit, und kleiden uns zur Nacht nicht aus; zum Unglück ist aber unser Lagerplatz so schlecht gewählt, dass wir bei einem Ausfalle der Türken leicht vernichtet werden können. Stellen sie sich vor, dass von unserm rechten Flügel bis zur Donau in der Ausdehnung von nahezu einer Werst Schilfrohr wächst; von daher sind wir gar nicht geschützt, ein paar türkische Compagnien können uns abschneiden und uns nach Belieben in den Rücken fallen. Dies kann um so leichter geschehen, als jedes Corps hier bataillonweise im Carré und so nahe das eine von dem andern aufgestellt ist, dass wir, wenn Alarm geschlagen wird, einander todtschiessen werden. Potemkin weiss gar nicht was er thun soll; er hat soeben einen Boten an den Fürsten mit der Nachricht abgesandt, dass Alles schlecht gehe, und

um Instructionen gebeten. Man glaubt, dass Ssamoilow und Kutusow sich mit uns vereinigen werden und dass dann die Sache mit einer Erstürmung endigen werde, weil wir sonst niemals Ismail werden nehmen können."*)

Am 22. November schreibt Tschernyschew: „Das Feuer von unsern Batterien währte die ganze Nacht und sogar zum Theil noch den Morgen hindurch; die Stadt antwortete schwach. Heute gegen Mittag ritt ich mit dem General Lwow zur Galeerenflotte, welche fast ausserhalb Kanonenschussweite steht; es ist sehr gefährlich sich dahin zu begeben, weil man Gärten und Schilfpartien passiren muss, welche innerhalb der Kartätschen-Schussweite sich befinden, und eine Stelle, gerade diejenige, wo man an das Ufer gelangt, ist nur einen Flintenschuss weit von dem Stadtthore entfernt. Wir hatten 12 Mann Kosaken zur Bedeckung und gelangten trotz alles Pfeifens und Zischens der Kugeln und Kartätschen glücklich ans Ziel. Ribas ist sehr unfähig; Irakli Markow befehligt die Feldbatterie. Als Lwow mit Ribas zusammentraf, einigten sich beide dahin, die grossen Kanonen auf die Insel zu schaffen und daraus eine Batterie von 80 Kanonen herzustellen. Wie dem auch sei: die Stadt denkt an keine Uebergabe; die Einwohner sind durchaus entschlossen sich zu schlagen und sind sehr stolz darauf, unserer Flotte so arge Beschädigung zugefügt zu haben; letztere besteht in der Vernichtung von drei Fahrzeugen, wobei mehrere hundert Menschen umgekommen sind; doch spricht man nur ganz leise davon. Als wir von der Galeerenflotte zurückkehrten, trafen wir einen Courier aus Bender an, mit der Nachricht, dass der Fürst Potemkin das schwere Belagerungsgeschütz hierher dirigire und dass man die Festung, es koste was es wolle, nehmen müsse; so müssen wir uns denn auf eine zweite Auflage von Otschakow gefasst machen und wenigstens bis zum Januar hier bleiben. Was ist dabei zu thun? Man muss Geduld haben." Am 27. November: „Der heutige Tag verging sehr still. Es gab fast gar keine Salven, weder von der einen noch von der andern Seite. Indessen ist nun ausgemacht, dass man uns das schwere Geschütz

*) Eine seltsame Episode erzählt Tschernyschew: „Heute Morgen machten wir eine Recognoscirung der Stadt und kamen derselben so nahe, dass wir nicht blos die Laute in der Festung deutlich unterscheiden konnten, sondern auch von den Unseren für Türken gehalten wurden; von der Galeerenflotte kamen zwei Kugeln gegen uns herangeflogen; eine derselben fiel zwischen mir und dem Brigadier Westphalen, welcher mit uns war nieder. Sie können sich denken, dass wir von da in vollem Galopp zurückkehrten." Русскій Архивъ 1871. S. 390.

aus der Gegend von Bender zuschicken und dass Gudowitsch binnen Kurzem mit seinem Corps hier eintreffen wird, so dass wir wenigstens noch einen Monat hier bleiben werden, indem das schwere Geschütz nicht vor 12 bis 15 Tagen hier sein kann." Mit solchem Aufenthalte ist nun der Graf Tschernyschew sehr unzufrieden. An einen Erfolg glaubt er nicht. Er und seine Freunde verwünschen sich in eine Lage gekommen zu sein, wo sie vor Langeweile, Durst und Hunger dem Tode nahe seien ohne die Hoffnung zu haben auch nur etwas auszurichten. Auch an den folgenden Tagen klagt er, dass nichts Entscheidendes geschehe. Er schreibt: „Unsere Galeerenflotte ist etwas zurückgewichen; unsere Centralbatterie ist noch nicht fertig; es sind nur die Batterie Arssenjew's und diejenige von Ribas thätig und auch diese nur von Zeit zu Zeit. Was die Stadt anbetrifft, so wird von dort her alle 5 Minuten ein Schuss gethan, der Niemandem Schaden thut. In der vergangenen Nacht haben die Kosaken einige Mühlen vor der Stadt in Brand gesteckt. Die Türken haben versucht einige Ausfälle gegen Arssenjew's Batterie zu unternehmen, aber ohne Erfolg. Unser Unglück besteht auch darin, dass unsre drei Generale Potemkin, Kutusow und Ribas nicht blos völlig unabhängig von einander sind, sondern durchaus nicht im Einverständniss mit einander handeln und einander gar keine Hülfe leisten wollen; Lwow lacht über alle drei und nicht ohne Grund." Aehnliche tadelnde Bemerkungen macht Tschernyschew über die Franzosen, welche sich als Freiwillige auf der Galeerenflotte befanden: es waren der Herzog de Fronfac, der bekannte Richelieu, (Gouverneur von Südrussland, nachmals Minister Ludwigs XVIII), Boismillion, Roger de Damas, welcher sich in den Schlachten vor Otschakow durch Tapferkeit hervorgethan hatte und wiederholt verwundet worden war, Langeron und der junge Fürst von Ligne, der Sohn des bekannten Feldmarschalls. Er hatte sich bereits in der österreichischen Armee ausgezeichnet und bei Gelegenheit der Einnahme von Sobatsch einen Orden erhalten. Mit allen diesen Herren stand Tschernyschew in freundschaftlichem Verkehr. Er bemerkt von ihnen, sie seien wie echte Franzosen liebenswürdige aber leichtsinnige Menschen, Wildfänge und Windbeutel.

Die Situation verschlimmerte sich noch, wie aus dem Schreiben vom 27. November zu erfahren ist: „Endlich, lieber Bruder", schreibt Tschernyschew, „ist Alles aus; wir kriegen weder Ismail noch Siegeslorbeeren, wir sind schon auf dem Rückzuge, zehn Werst von Ismail entfernt und erwarten den Befehl in die Winterquartiere zu

rücken. Doch ich will Alles ordentlich erzählen. Am 25. November schrieb ich nicht, weil ich den ganzen Tag damit beschäftigt war den Plan von Ismail mit der Situation unsrer Truppen und Batterien zu zeichnen; unglücklicherweise gelang der Plan so gut, dass Herr Potemkin mich um denselben bat; ich konnte es ihm nicht abschlagen; übrigens werde ich suchen für Sie einen andern Plan zu machen. An demselben Tage war Ribas bei Gudowitsch und dort hielt man Rath darüber, was wir denn beginnen sollten. Es war so komisch wie möglich, als handle es sich darum zu entscheiden wer den grössten Unsinn sprechen werde. Zuerst schlug Ribas vor unsere ganze Artillerie von allen Corps auf Kartätschenschussweite vorzurücken, wobei 60 Ochsen vor jedes Geschütz gespannt werden müssten, weil der ehemalige Pascha von Kilia, jetzt in Ismail, zu dem Pascha von Ismail gesagt haben soll, dass wir so grosse Kanonen hätten, dass man 60 Ochsen davor spannen müsse und dass gegen solche Kanonen Niemand etwas auszurichten vermöge. Sodann schlug Ribas vor, von der Seite der Donau durch Bomben von den Schiffen, welche er in der Entfernung von 50 Schritten von der Stadt aufstellen wollte, Bresche zu schiessen. Ihnen wird es neu erscheinen, dass man mit Bomben und zwar mit von Schiffen aus geschleuderten Bomben Bresche schiessen will. Mit einem Wort, nachdem man noch tausend ähnlicher Abgeschmacktheiten vorgebracht hatte, ward ausgemacht, dass am 26. November, am Georgstage, alle Truppen sich der Stadt nähern und eine Demonstration machen, unsre Batterien aber ein höllisches Feuer unterhalten sollten. Hierauf wollte man die Stadt auffordern sich zu ergeben. Im Falle einer abschlägigen Antwort sollte die Galeerenflotte zurückweichen und wir Alle hatten dann in der Nacht ebenfalls den Rückzug anzutreten. Ganz so geschah es denn auch. Am 26., um Mittagszeit liessen wir unsre Bagage weiter zurückgehen; gegen 5½ Uhr rückte unser Corps um 80 Toisen näher zur Stadt vor, blieb jedoch ausser Schussweite; ich zweifle übrigens, dass man von der Stadt aus unsere Bewegung wahrnahm, da mittlerweile die Nacht hereinbrach, unsere Batterien fingen an zu feuern, doch glaube ich, dass nur wenige Geschosse die Stadt erreichten, da wir während der ganzen Kanonade den Türken nur eine Frau, 7 Kinder und 2 Männer tödteten. Um es kurz zu sagen, während der Kanonade von den Batterien trat die Galeerenflotte den Rückzug an; Gudowitsch's Corps desgleichen und wir erhielten denselben Befehl. Um 7 Uhr Abends setzten wir uns in Marsch und um 9 Uhr langten wir an

dem neuen, 8 Werst von dem früheren entfernten Lagerplatze an, Das Wetter in der Nacht auf dem Marsche war abscheulich; Wind und Schnee ganz teufelsmässig; so endete diese Comödie. Ich gestehe, dass ich, als ich hierherkam, nicht erwartete einem Rückzuge beizuwohnen. Dieses Alles kommt daher, dass wir erstens zu wenig Truppen haben während es in der Stadt ausser den Einwohnern 20000 Mann Soldaten giebt, dass ferner alle unsere Generale stets uneinig sind. Und in der That: Potemkin wird von Lwow gekutscht und dieser ist ein erklärter Feind von de Ribas, den Potemkin jedoch nicht entfernen will. So kommt es, dass einerseits Lwow und Ribas einander nicht leiden können, indessen einander fürchten und einander nicht zu hindern wagen, weil Beide Günstlinge sind, dass andrerseits Potemkin und Gudowitsch in ähnlichen Beziehungen zu einander stehen. Diese persönlichen Ränke sind der Grund alles Misslingens."

Zwei Tage später schreibt Tschernyschew: „Wir stehen noch immer hier im Lager, neun Werst von Ismail entfernt, im schrecklichsten Wetter. Gestern Mittags erhielten wir plötzlich den Befehl, dass unser Corps heute nach Jalpusch marschiren sollte, wir mussten daher unsere Fuhren sogleich dahin abfertigen, was denn auch geschah. Gleich darauf aber, um 6 Uhr kam der Gegenbefehl, die Fuhren sollten zurückgehen und wir Alle uns zum Rückmarsch nach Ismail bereithalten. Mit einem Wort: man weiss selbst nicht was man will und thut, und die Einnahme von Ismail erscheint sehr fraglich. Uebrigens sind Alle der Meinung, dass man, sobald Suworow anlangt, die Stadt mit plötzlichem Angriff im Sturme nehmen werde."

Allerdings sollte Suworow's Ankunft entscheidend sein. Nicht blos durch militärische Erfahrung und Kenntnisse war er den mittelmässigen Köpfen, welche bis dahin sich bei Ismail befunden hatten, überlegen, sondern auch durch Entschiedenheit des Willens, durch unabhängigen Sinn und Charakter. Sobald Suworow im Lager den Befehl führte, hing die Entscheidung nicht mehr von dem Fürsten Potemkin ab.

Wie gewöhnlich so auch jetzt scheint Potemkin in seinen Entschlüssen schwankend gewesen zu sein. Gudowitsch hatte ihm berichtet, Ismail sei schwer zu nehmen. Da schrieb Potemkin trotzdem an Suworow, man müsse Alles dransetzen sich der Festung zu bemächtigen. Hierauf erhielt er die Nachricht von dem am 26. November erfolgten Rückzuge der Truppen und schrieb an Suworow:

„Nachdem ich die Nachricht von dem Rückzuge der Truppen von Ismail erfahren, muss ich es ganz Ihrem Ermessen überlassen, ob das Unternehmen in Betreff Ismails fortgesetzt oder aufgegeben werden solle. Sie sind am Platze. Sie haben freie Hand und werden natürlich Alles thun, was das Interesse und der Ruhm des Dienstes und der Waffen erfordern.“*)

Suworow langte erst am 2. December im Lager vor Ismail an. Sogleich verbreitete sich im Heere das Gerücht, dass nun sehr bald der Sturm bevorstehe und dass man von der Flussseite, von welcher die Stadt allein zugänglich sei, angreifen werde. Man war der Ansicht, dass ein solches Wagstück in der ganzen Geschichte unerhört sei. Tschernyschew schreibt: „Es ist keine Kleinigkeit, auf einmal einen so wohl befestigten Platz zu nehmen wie Ismail, wo es eine Garnison von 30,000 Mann giebt, ihn zu nehmen ohne Batterien und Laufgräben zu errichten, mit einem Wort, damit anzufangen womit man in der Regel schliesst — mit dem Sturme.“ Andern Tages schreibt er: „Unsere Lage ist höchst seltsam und noch ist nichts entschieden. Der Plan des Angriffs ist noch nicht gemacht. In dieser Nacht werden wir unsere Lagerstellung verändern; wir werden uns in einer Linie um die Stadt aufstellen, in der Flanke des Ssamoilowschen Corps. Morgen wird man einige Batterien errichten, man weiss noch nicht wie, man weiss noch nicht wo, aber sie sollen zum Sonnabend, den 7. December, fertig sein. Dann wird Suworow durch das Lager reiten und aus allen Kanonen werden je drei Schüsse fallen. Hierauf wird man die Uebergabe verlangen und wenn eine abschlägige Antwort erfolgt, noch in derselben Nacht stürmen. So werden wir denn auf die eine oder die andere Weise am Sonntag, den 8. December, todt oder lebendig in Ismail sein.“**)

Es ist seltsam, dass Tschernyschew kein Wort von einem Kriegsrathe spricht, welcher nach anderen Berichten abgehalten wurde. Suworow schrieb an Potemkin: „Ohne Ihren ausdrücklichen Befehl werde ich nicht schmachvoll abziehen ... Ich verspreche nichts ... Die Truppen glühen von Diensteifer.“ Potemkin soll nochmals schwankend geschrieben haben, „Suworow solle den Sturm nicht wagen, wenn er des Erfolges nicht ganz sicher sei“, aber Suworow habe hierauf geantwortet: „sein Entschluss sei unwiderruflich gefasst: zweimal seien die russischen Truppen an den Thoren Ismail's er-

*) Полевой S. 156

**) Русскій Архивъ l. c.

schienen und abgezogen: es wäre eine Schande, zum dritten Male abzuziehen ohne in die Stadt eingedrungen zu sein.“ Hierauf berief Suworow einen Kriegsrath. Zuerst gab der Brigadier Platow seine Meinung ab: man müsse stürmen. Alle waren derselben Meinung. Suworow war entzückt, küsste Alle. „Heute“, sagte er, „wollen wir beten, morgen lernen, übermorgen Sieg oder Todt.“*)

In Ismail waren die Krieger, welche in Chotin, Bender, Akkerman und Kilia capitulirt hatten. Der Sultan hatte ihnen fernere Capitulationen bei Todesstrafe verboten. Der Commandeur von Ismail, der heldenmüthige Aidos Mehmed Pascha, war zu sterben entschlossen. Jetzt nahte die Katastrophe.

Am 7. December schreibt Tschernyschew: „Ich fürchte sehr, dass die Stadt sich nicht ergeben werde; sie können darüber urtheilen wenn ich Ihnen erzähle, was heute vorfiel. Morgens wurde zu Wasser und zu Lande drei mal aus allen Kanonen geschossen und „„Hurrah““ geschrien, als sei Suworow erst eben angelangt, hierauf schickte der Graf einen Offizier und zwei Trompeter mit einem Briefe an den Seraskier-Pascha, in welchem das Verlangen ausgesprochen war, dass Ismail unter denselben Bedingungen wie Bender capituliren solle. Die Türken empfingen unsern Abgesandten sehr höflich und luden ihn ein in die Stadt zu kommen um den Brief persönlich zu überreichen. Der Offizier erwiderte, er habe dazu keinen Befehl erhalten, worauf denn die Türken den Brief nahmen und auf die Antwort zu warten baten. Die Unseren warteten sehr lange; als sie aber sahen, dass keine Antwort erfolgte, während die Nacht hereinbrach, kehrten sie heim. Etwas später kamen zwei Türken aus der Festung und eröffneten dem Kosakenobersten, welcher die Vorposten commandirte, dass der Pascha den Brief unseres Seraskiers erhalten habe, ihm seinen Gruss entbiete und die Antwort auf denselben erst am folgenden Tage nach Sonnenaufgang um 9 Uhr Morgens senden könne, da er bis dahin einen Rath berufen müsste. Dieses Alles deutet auf einigen Kleinmuth. Mittlerweile wurden unsere Arbeiten heute fortgesetzt; morgen werden die Batterien fertig sein und während ich diese Zeilen schreibe schiessen die Türken auf unsere Arbeiter.“ Am andern Morgen traf die Antwort des Pascha's ein. Tschernyschew bezeichnet sie als „sehr merkwürdig“ und fährt fort: „Erstens fragen uns die Türken, wie es komme, dass unsere Flotille und unser Heer sich der

*) Полевой 158.

Stadt genähert hätten, da ja ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei; zweitens bemerken sie, dass unsre Flotte bei der ersten Kanonade drei, bei der zweiten sechs Schiffe und viele Leute verloren habe; sie wundern sich, dass wir nach solchem Missgeschick gleich anfangs es wagen, ihnen mit dem Schicksal von Otschakow zu drohen; übrigens hätten wir ja auch bei Otschakow sehr viele Menschen verloren. Drittens sei es treulos unsererseits, ihnen 24 Stunden Zeit für die Abfassung der Antwort zu bewilligen und in derselben Nacht an den Batterien weiter zu arbeiten. Viertens wollen sie, ungeachtet alles dessen, wenn wir es gestatten, zwei Menschen an den Grossvezir absenden, welcher 32 Stunden von hier entfernt ist, um eine entscheidende Antwort von ihm zu erhalten, welche sie uns nach Ablauf von 10 Tagen mittheilen wollten. Fünftens seien sie, wenn wir ihnen keine weitere Frist bewilligen, bereit sich zu Wasser und zu Lande zu vertheidigen und Gott werde über ihr Schicksal entscheiden. Sechstens hegten sie indessen die Hoffnung, dass wir ihnen die zehntägige Frist bewilligen würden. — Dies der Brief der Türken. Wir werden morgen antworten, dass sie sogleich sich ergeben oder zu einem Kampfe auf Leben und Tod rüsten sollten und dass Alles durch Feuer und Schwert vertilgt werden sollte. Dieses Alles lässt eine Uebergabe erwarten, aber wir wissen nicht, was wir zu erwarten haben; übrigens sind nur der Pascha und die Tataren*) für eine Fortsetzung des Kampfes; die übrigen sind auf unsrer Seite.“**)

Suworow war entschlossen den Sturm zu wagen. Aber der Erfolg konnte als mindestens zweifelhaft gelten. Die Russen hatten verhältnissmässig wenig Truppen.***) Suworow verfügte über nur 28,000 Mann, während die türkische Garnison auf 40,000 Mann geschätzt wurde. Die Festung führte den Beinamen „Ordu Kelessi“

*) In Ismail war u. A. der Bruder des ehemaligen Chan's der Krym, Kaplan-Girei, welcher bei dem Sturm mit fünf Söhnen den Tod fand. Er zählte doch wohl zu den Kampflustigen.

**) Русскій Архивъ 1871. S 405—407. Viel trotzigere Aeusserungen der Belagerten werden von anderer Seite mitgetheilt. Potemkin erzählt, als habe der Pascha gedroht, die Russen sollten doch machen, dass sie fortkämen, wenn sie nicht durch Kälte und Hunger umkommen wollten. Bantysch-Kamenski erzählt, der Pascha habe sagen lassen: eher werde die Donau in ihrem Laufe innehalten oder der Himmel sich zur Erde neigen als dass Ismail sich ergebe.

***) Tschernyschew klagt, es seien so wenig Truppen da, dass er, obgleich er der Aelteste im Dienste sei, in keinem Regiment mehr als ein Bataillon zu commandiren erhalten könne.

d. h. Sammelplatz der Truppen. Einsichtige russische Militärs haben den Sturm als ein allzugewagtes Unternehmen bezeichnet. Diebitsch sagte später: „Ich halte die Einnahme von Ismail für das kühnste Unternehmen in der ganzen Kriegsgeschichte; ich hätte mich nicht entschlossen zu stürmen.“ *)

Es giebt eine schlecht verbürgte Anekdote, in welcher die Einnahme von Ismail als die Frucht einer Laune Potemkins dargestellt wird. Eine schöne Frau, die nachmalige Gräfin Potozki, legte in des Fürsten Gegenwart die Karten und behauptete, Ismail werde sich erst nach drei Wochen ergeben. „Ich bin ein besserer Wahrsager als Sie“, antwortete Potemkin lächelnd und sandte an Suworow den Befehl, binnen drei Tagen die Stadt zu nehmen, es koste was es wolle.**)

So stand denn die Sache doch nicht. Der Schwerpunkt der Ereignisse lag dort, wo Suworow befehligte. Mit dem Augenblick, als dieser im russischen Lager eingetroffen war, konnte das Schicksal der Festung als entschieden gelten. Am 2. December war er gekommen und schon am 4. December schreibt Tschernyschew von den Uebungen, welche Suworow im Lager anstellen lasse, um den Soldaten die bei einem Sturme erforderlichen Evolutionen beizubringen.***) Selbst erschien er auf dem Exercierplatz, wo an Sturmleitern geklettert wurde und andere Manöver eingeübt wurden.†) Von da an verging noch eine Woche bis zum Sturme. Am 4. December versuchten die Saporoger Kosaken, deren es 17,000 im Lager gab, die Stadt anzugreifen, wobei sie 30 Mann verloren.††) Sonst gab es in den letzten Tagen vor dem Sturme keine irgend bedeutende Action, nur, dass die Türken einmal während der Nacht den Bau von Batterien hindern wollten und drei russische Arbeiter tödteten. Alle Vorbereitungen zum Sturm wurden in Eile, aber möglichst geräuschlos getroffen. Die Oberoffiziere hatten vollauf zu thun. Tschernyschew u. A. war mit dem Zeichnen von Plänen

---

*) Полевой 157.

**) Castera, Vie de Catherine II. II. S. 67. Ueber die Damen im Lager Potemkins interessante Einzelnheiten bei Engelhardt und in Tschernyschews Briefen. S. u. A. Русскій Архивъ 1871.

***) S. Русскій Архивъ 401. „Mittlerweile fährt Suworow mit seinen Albernheiten fort und veranstaltet Proben des bevorstehenden Sturmes.“

†) Полевой 158. Smitt 516.

††) Tschernyschew im Русскій Архивъ 402.

beschäftigt und musste ausserdem einen grossen Theil des Tages zu Pferde sein. Von der Stimmung im Lager wissen wir nur wenig.*) Um die Türken irrezuleiten in Bezug auf den Zeitpunkt des Sturmes liess Suworow mehrere Nächte vor der Katastrophe wiederholt Signalraketen steigen. Am Tage vorher wurden die letzten Verfügungen getroffen, die letzten Instructionen ertheilt. Suworow empfahl, die Bastionen zu untersuchen, um zu erfahren, ob es nicht Pulverkeller darunter gebe, nirgends sollte nach dem Sturme Feuer angezündet werden, damit etwaige Explosionen verhütet würden; alle Taschenuhren wurden in gleichen Gang gebracht; die Kosaken sollten ihre Piken kürzen, weil es sich nun um einen Kampf zu Fuss handelte u. s. w. Der Feldherr erschien selbst bei den Soldaten, Alle ermunternd und die Anstalten besichtigend. Am 10. December begann ein furchtbares Artilleriefeuer beiderseits, das bis zum Sturme anhielt. Dieser begann Morgens früh am 11. December.**)

Dass der Sturm gelang war vor Allem dem verzweifelten Muthe der Angreifer zuzuschreiben. Es wurden Wunder der Tapferkeit gethan. Die Soldaten selbst sollen gestaunt haben über die Gewandtheit, mit welcher sie die steilen Festungswände hinankletterten.***) Wo es an Leitern fehlte stützten sich die Stürmenden auf Bajonette und Piken und erstiegen den Wall auf diese Weise oder stürzten auch herab.†) Der Geistliche des polozkischen Regiments ergriff, weil das Regiment nach dem Tode seines Führers zurückzuweichen begann, ein Kreuz. Er hielt es hoch und rief „Halt Kinder! Hier

*) Tschernyschew schreibt, in der Stadt sei, wie man sage, eine grosse Entmuthigung und fügte hinzu: „Es ist nur seltsam, dass Kutusows Corps die Stadt erbeben macht, und dass wir selbst dabei vor Furcht beben oder wenigstens sehr furchtsam aussehen"; dass es übrigens ihm selbst an Bravour nicht fehlte, zeigen seine Briefe, in denen er die Besorgniss ausspricht, dass Suworow ihn nicht entsprechend verwenden werde. Suworow sagte ihm die Führung zweier Bataillone während des Sturmes zu und ernannte ihn sodann zum Generalinspector aller Angriffscolonnen. Der Posten war weniger gefährlich als ehrenvoll. S. Русскій Архивъ S. 401 ff.

**) Die militärischen Details, die Tabelle der Sturmcolonnen, das Topographische u. s. w. s. bei Smitt, Suworow 552 ff.

***) Derschawins Erzählung bei Grot I. 475.

†) Langeron schrieb u. A.: „Da es sehr schlüpfrig war, so stützten wir uns auf die Bajonette der Soldaten, die sie in die Erde gesteckt hatten. Ich war mit vieler Mühe endlich oben auf dem Paragat und wurde wieder von einem Soldaten, der vor mir war und ausglitschte, 30 Fuss tief hinunter geworfen." Gesch. des österr., russ. und türkischen Krieges. Leipzig, 1792. S. 177.

ist Euer Commandeur" und voran kletterte er an der Sturmleiter den Wall hinauf.*) Der General Nekljudow war einer der Ersten, welche oben waren. Er hat nachher ein Jahr lang an der Wunde krank gelegen, welche er in dem Augenblick empfing. Im dichtesten Kugelregen drang Kutusow mit dem Rufe vor: „Gott ist mit uns!" Suworow ernannte ihn noch während des Angriffs zum Commandanten von Ismail, als sei die Stadt schon genommen. Als später Kutusow den Oberfeldherrn fragte, warum er ihm schon damals, als der Erfolg noch zweifelhaft war, diesen Posten verliehen habe, sagte Suworow: „Suworow kennt Kutusow, Kutusow kennt Suworow. Suworow wusste, dass Kutusow in Ismail sein werde. Wäre aber Ismail nicht genommen worden, so hätte Suworow dabei den Tod gefunden und Kutusow auch." An die Kaiserin schrieb Suworow: „Kutusow commandirte meinen linken Flügel, aber er war meine rechte Hand."**)

Mit der Einnahme der Festungswälle war noch nicht Alles entschieden. Die ganze Bevölkerung der Stadt nahm Theil an dem Kampfe. Mit Dolchen bewaffnet kämpften die türkischen Frauen. Strasse für Strasse, Haus für Haus musste einzeln erobert werden. Ein ungeheures Blutbad beendete Alles. Potemkin schrieb nachher: In Ismail wurde nicht eigentlich eine Festung genommen, sondern eine von Festungswällen geschützte 40,000 Mann starke Armee vernichtet." Tausende verschanzten sich in den Chans oder Herbergen. In einer derselben starb auch der Commandant von Ismail, Aidos Pascha, von vielen Bajonettstichen durchbohrt. Man berechnete die Zahl der niedergemetzelten Türken bis auf 26,000. Wenigstens 10,000 wurden gefangengenommen. Von der ganzen Besatzung soll sich nur 1 Mann gerettet haben, welcher, leicht verwundet, ins Wasser fiel, einen Balken erhaschte und ans andere Ufer schwamm. Die Gefangenen wurden abwechselnd gebraucht, um die Leichen in die Donau zu werfen. Es waren sechs Tage dazu nöthig, um die Stadt zu reinigen. Der Werth der Beute wurde auf 2 Millionen geschätzt. Der Antheil jedes Soldaten betrug nicht unter 50 Rubeln.***) Drei Tage hindurch wurde geplündert.

Aber auch der Verlust der Russen war ungeheuer. Wenn auch in den officiellen Berichten nur von 2000 Todten und 2500

*) Erzählung zweier Zeitgenossen, Derschawins und Engelhardts.

**) Бантышъ-Каменскій. I. 300—301.

***) Suworow selbst nahm nichts. Man drang in ihn, er solle wenigstens ein reich aufgezäumtes Ross nehmen; er sagte, er habe seinen donischen Klepper.

Verwundeten die Rede war,*) so wird doch von andrer Seite wesentlich Anderes berichtet. Der Prinz von Ligne schrieb: „Der Sturm von Ismail war der mörderischste seit Jahrhunderten.“ Langeron schrieb: „Der Sturm dauerte über fünf Stunden. Wir haben fast bei allen Kolonnen ein Drittel Todte oder Verwundete gehabt, bei einer Kolonne zwei Drittel. Es gab gegen 7000 gefallene Soldaten, 300 gefallene Offiziere. Von meinem Detachement verloren wir von 540 Soldaten 187 und von 10 Offizieren 7.“**) Kutusow schrieb nach dem Sturme an seine Frau: „Ich bin Gott sei Dank gesund und habe Dir schon gestern geschrieben, dass ich unverwundet bin; Gott weiss, wie dies zugegangen ist; niemals werde ich wieder einen solchen Kampf sehen. Die Haare stehen Einem zu Berge. Gestern war ich den ganzen Tag wohl guter Dinge, weil ich sah, dass ich am Leben war und dass eine so furchtbare Festung in unseren Händen ist, aber Abends kam ich nach Hause wie in eine Einöde: Iwan Stepanowitsch und Gljebow, die bei mir wohnten, sind getödtet; ich mag fragen nach wem ich will, so heisst es, er sei todt oder im Sterben. Mein Herz ist mir mit Blut übergossen und ich bin in Thränen gebadet. Den ganzen Abend war ich allein; dazu giebt es so viel zu thun, dass ich nicht nach den Verwundeten sehen kann; man muss die Stadt in Ordnung bringen; es liegen gegen 15,000 türkische Leichen darin u. s. w.***) Von den Opfern des Sturmes werden genannt: der Generalmajor Lieven, welcher als der erste die Pallisaden durchbrach und schwer verwundet fortgebracht wurde; der Brigadier Ribaupierre; der General Macnob, welcher an seinen Wunden starb; Solotuchin, den Suworow mit seiner Tochter hatte verheirathen wollen†) u. A. Ein Zeitgenosse berichtet von 15,000 Russen, die bei Ismail den Tod gefunden haben sollten,††) ein anderer spricht von 10,000,†††) ein dritter von 20,000.[1])

---

*) C. Петерб. Вѣдомости, Beilage zu Nr. 11 im Jahre 1791: 1815 Todte, 2450 Verwundete.

**) Gesch. des österr., russ. u. türk. Krieges. 177.

***) Русская Старина 1870. Bd. II. S. 500.

†) Русскій Архивъ 1866, S. 945.

††) Castera, II. 67.

†††) Энгельгардтъ, Записки. 116.

[1]) Biographie Potemkins von Helbig in Archenholtz' Minerva 1799. IV. 182. Von den furchtbaren Verlusten der Kosaken erzählt der allerdings oft unzuverlässige Masson Folgendes. Potemkin machte gern mit seinen Regimentern

An Feldzeichen und Waffenvorräthen wurde viel erbeutet. Es gab da 265 Kanonen, 3100 Pud Pulver und 20,000 Kugeln und allerlei Waffen; die Zahl der erbeuteten Fahnen betrug 400.*) Suworow schrieb an Potemkin nach der Einnahme: „Nie ist eine Festung fester, eine Vertheidigung verzweifelter gewesen als hier, aber Ismail ist genommen; ich gratulire Ew. Durchlaucht.“**) Mit Stolz schrieb er an die Kaiserin, dass die Festung zu ihren Füssen liege, dass die russische Fahne dort wehe.***)

Es stellte sich als eine besondere Gunst des Schicksals heraus, dass die Russen sich gerade an diesem Tage zum Sturme entschlossen hatten. Anderen Tages trat heftiger Nebel ein, welcher lange anhielt, so dass der Sturm während desselben unmöglich gewesen wäre.†) Trotz der ungeheuren Verluste war im russischen Lager grosser Jubel. Man feierte den Sieg zuerst durch ein prächtiges Gelage auf dem Admiralschiffe des Führers der Flotille, de Ribas,††) hierauf folgte ein Fest bei dem General Paul Potemkin, welcher sich bei dem Sturme dadurch ausgezeichnet hatte, dass er zuerst in die Stadt eingedrungen war.†††)

---

allerlei Experimente. So bildete er denn u. A. eine Abtheilung Fuss-Kosaken unter dem Commando des Fürsten Sokolinski. Sie wurden bei Ismail fürchterlich zugerichtet. Die Säbel der Türken waren scharf genug, um die Lanzenschäfte durchzuhauen. 5000 Kosaken und Fürst Sokolinski mit ihnen fielen an diesem Tage und verfluchten ihre Generale, die sie so formirt hatten; s. Mémoires secrets III, 154–156. Von Suworow berichtet Masson, derselbe sei über das Blutbad entzückt gewesen (?!) und habe, auf einem Kurgan stehend fortwährend gerufen: „Коли, коли“. Mémoires secrets 160.

*) Aus dem Briefe eines Augenzeugen im Archiv zu Reschetilowka, abgedruckt im Русскій Архивъ 1865 S. 536. Noch jetzt sieht man in der Festungskirche zu St. Petersburg diese mit reichlichen Blutspuren bedeckten Fahnen.

**) Полевой 158.

***) Castera II. 67. Masson, Mémoires secrets III. 270 theilt folgendes etwas geschmacklose Verschen mit, welches Suworow an die Kaiserin geschrieben haben soll: Слава Богу, Слава Вамъ,

Крѣпость взята и я тамъ.

Potemkins Schreiben an Falejew über den „furchtbaren und blutigen Sturm“ s. in den Schriften der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer, II. 742. Potemkins Schreiben an Katharina bei Grot, Державинъ I. 377.

†) Smitt, Suworow, I. 550.

††) Полевой l. c.

†††) Minerva 1799. IV. 122. Masson, III. 424 meint, de Ribas habe sich während des Sturmes im Rohre versteckt und sei erst später zum Vorschein gekommen, um Beute zu machen. Ganz anders lauten die officiellen Nachrichten über de Ribas' Antheil an den Operationen beim Sturme. Hiernach

Zu gleicher Zeit gab es indessen noch mancherlei Verstimmung. Schon seit der Periode der Belagerung von Otschakow hatte einige Spannung bestanden zwischen dem Fürsten Potemkin und dem Grafen Suworow. Der letztere hatte sich durch eigenmächtige Handlungsweise, in Folge deren die russischen Truppen starke Verluste erlitten, den Zorn des Oberfeldherrn zugezogen und war sogar eine Zeitlang genöthigt gewesen von dem Kriegsschauplatze abzutreten. In dem folgenden Jahre hatte er die glänzenden Waffenthaten bei Rymnik und Fokschany ausgeführt. Jetzt hatte er Ismail genommen. Nach solchen Erfolgen stand er dem Oberfeldherrn, dessen Verdienste um den Krieg sehr bescheiden waren, ganz anders gegenüber als im Jahre 1788, wo er bei Otschakow durch einen unbesonnenen Husarenstreich den Ruhm der russischen Waffen compromittirt und das Leben vieler Soldaten nutzlos geopfert hatte. Höchst seltsam war die Begegnung zwischen Beiden, als Suworow, nachdem die Truppen die Militärquartiere bezogen hatten, den Fürsten in Jassy aufsuchte. Potemkin hatte Anstalten getroffen den Grafen mit grosser Feierlichkeit als Sieger zu empfangen. Suworow dagegen kam ganz still, in sehr bescheidenem Aufzuge, in einem moldauischen Bauerwagen bei nächtlicher Weile und liess sich bei dem Fürsten melden. Potemkin trat heraus und begrüsste ihn mit der Frage, womit er Suworow's Verdienste zu belohnen im Stande sei. Kalt entgegnete dieser: „Nein, Ew. Durchlaucht, ich bin kein Krämer und nicht gekommen mit Ihnen um den Lohn zu feilschen. Ausser Gott und der allergnädigsten Kaiserin ist Niemand im Stande mich zu belohnen.“ Potemkin verbiss seinen Grimm. In grosser Gemüthsbewegung machten Beide mehrere Schritte auf und ab ohne mit einander zu sprechen. Sie trennten sich gespannt. Suworow hoffte auf die Feldmarschallswürde. Potemkin wusste es zu verhindern,

---

hätte de Ribas drei Colonnen der stürmenden Landtruppen auf seinen Fahrzeugen gehabt und sie im dichtesten Kugelregen ans Land gesetzt, wobei er den Angriff unterstützte. Als u. A. in einer Moschee tausend Türken sich verschanzt hatten und ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen entschlossen waren, erschien de Ribas und forderte sie mit Entschiedenheit auf, die Waffen niederzulegen was denn auch geschah. Potemkin schrieb in seinem Berichte an die Kaiserin: „Der Generalmajor de Ribas hat von der Insel und der Flotte aus die ersten Streiche gegen den Feind geführt und ist, indem er während des Sturmes drei Colonnen commandirte, überall dort erschienen, wo die Sache es am meisten erforderte; er hat durch seine Tapferkeit seine Leute angefeuert, die Strandbatterien genommen, eine grosse Menge Feinde gefangen genommen und 130 Fahnen erbeutet.“ Записки Одесскаго Общества. IV. 301.

dass ihm diese Auszeichnung zu Theil wurde. Er erhielt Belohnungen anderer Art, welche den grossen Verdiensten, die er um den Krieg hatte, nicht entsprachen: es waren Epaulettes und ein Ring, welche einen Werth von 60,000 Rubeln repräsentirten und ausserdem wurde er zum Range eines höhern Offiziers bei der Garde befördert, was sehr wenig bedeutete, da es bereits eilf solcher Stellen gab.*)

Es ist sehr seltsam, dass Potemkin's Verwandter und Freund, der General Ssamoilow in seiner Biographie Potemkins mit solcher Erbitterung sich über diejenigen äussert, welche meinen, Potemkin sei neidisch gewesen auf Suworow. Er meint in der Medaille, welche zu Ehren des letzteren geschlagen wurde, den Beweis für die völlige Neidlosigkeit des Fürsten erblicken zu dürfen.**) Schwerer als dieses Argument fällt die Angabe mehrerer Zeitgenossen in's Gewicht, dass Potemkin bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg in den ersten Monaten des Jahres 1791 bemüht war Suworow von dort zu entfernen, um ihn bei Gelegenheit des Festes zu Ehren der Einnahme von Ismail nicht die erste Rolle spielen zu sehen. Potemkin stellte der Kaiserin vor, es sei nothwendig, dass Suworow die Festungen in Finnland besichtige. Der Friede mit Schweden war aber schon mehrere Monate zuvor (im August 1790) geschlossen worden und man hatte von dieser Seite her nichts zu fürchten. Es galt dem Fürsten Potemkin nur den verhassten Nebenbuhler, den eigentlichen Sieger von Ismail zu entfernen. Der Secretär der Kaiserin, dessen Angaben gerade für solche Verhältnisse gewiss zuverlässig erscheinen, bemerkt ausdrücklich, Potemkin habe so intriguirt, damit Suworow keine Gelegenheit hätte, die in Ismail gefangenen Pascha's der Kaiserin vorzustellen***). Potemkin erreichte seinen Zweck, Suworow fehlte bei den Festlichkeiten. Er war in Finnland und voll Bitterkeit über die ihm widerfahrene Behandlung. Obgleich der Krieg im Süden noch monatelang fortdauerte, nahm er keinen Antheil mehr an demselben. Er war in Finnland wie ein Verbannter. Aus seinen Briefen, die er dort schrieb, ersehen wir, wie er dem Fürsten Potemkin grollte. Wiederholt erwähnt er, er sei für die Einnahme von Ismail schlecht belohnt worden, einmal spricht er sogar von der „Schande wegen Ismail." Heftig tadelt er den Fürsten Potemkin, welcher

*) S. u. A. Бантышь-Каменскій. III. 331.

**) Русскій Архивъ 1867. S. 1548.

***) Записки Храповицкаго, 26. April, 1791 in den Чтенія Московскаго Общества Исторіи и Древностей 1862.

ein halbes Jahr vor den Wällen von Otschakow verträumt habe. Er freute sich der Spannung zwischen Potemkin und Repnin, welche nicht wenig beigetragen haben mag zu der Krankheit und dem Tode des ersteren, er suchte die Verdienste Repnin's, welcher bei Matschin gesiegt hatte, in den Schatten zu stellen u. dgl. m.*)

Ob man nun in Petersburg geneigt war, das Hauptverdienst um die Einnahme Ismails dem Fürsten Potemkin oder dem Grafen Suworow zuzuschreiben: man war entzückt über den Erfolg. Verhältnissmässig spät erfuhr man von diesem Ereigniss. Am 11. December war die Festung gefallen, und erst am 29. desselben Monats erschien der von dem Fürsten Potemkin an die Kaiserin abgesandte Valerian Subow mit der wichtigen Nachricht. Etwas später kam Potemkin's Secretär Popow mit den Schlüsseln der Stadt in Petersburg an. Die Kaiserin, welche zu dieser Zeit einen Zusammenstoss mit England fürchtete und sich nach Frieden sehnte, erblickte in der Einnahme von Ismail ein Mittel zur Erreichung dieses letzteren Zieles. Indem sie in ihrem Schreiben an Potemkin bemerkte, kaum irgend eine Waffenthat in der Geschichte sei dieser zur Seite zu stellen, sprach sie die Hoffnung aus, dass doch endlich die Türken zur Vernunft kommen und den Frieden schliessen möchten.**) Je grössere Erfolge man an der Donau errungen hatte, desto sicherer konnte Russland darauf bestehen, Otschakow nebst Umgegend behalten zu dürfen. Auf weitere Erwerbungen wollte man vorläufig verzichten. Jetzt konnte man sagen, dass Russland die Probe bestanden habe, dass die Türkei in der That furchtbar gedemüthigt sei. Siegesgewiss hatte Katharina einige Monate zuvor in einem Privatbriefe die Aeusserung gethan: „Was uns anbetrifft, so werden wir fortfahren die Türken zu schlagen, unserer löblichen Gewohnheit gemäss, zu Wasser so wohl als zu Lande.“ Auf diesen Ausspruch hinweisend rief der Fürst von Ligne aus: „Giebt es etwas Unerhörteres, Eclatanteres, als einen solchen Ausspruch zu thun zwei Monate vor der Einnahme von Tultscha, von Isaktschi, von Braila, von Kilia, von Ismail.***)

Es war ein glänzender Erfolg. Mit Recht hob der ehemalige Günstling der Kaiserin, Mamonow, in einem Schreiben an Katharina

*) Smitt, Suworow. II, 10, 56, 59—60.
**) Grot, Derschawin. I. 377.
***) Oeuvres du prince de Ligne. II. 251.

hervor: nicht blos die Wichtigkeit der Festung gebe diesem Siege eine hohe Bedeutung, sondern noch mehr die Art, wie man sie genommen habe. Diese müsse unsäglichen Schrecken unter den Feinden Russlands verbreiten.*)

In mehreren Gedichten wurden Suworow und Potemkin bei Gelegenheit der Einnahme Ismails gefeiert. Als Dichter treten auf Kostrow, Nikolajew, Korabanow, Derschawin. Der letztere sprach in einem seiner Gedichte von dem hellen Scheine des Nordlichts, welches das Antlitz Mohameds erbleichen mache, so dass dieser sich mit trauernder Miene abwende. Katharina, sagte er in einem anderen Gedichte, sei berufen die Niederlagen der Kreuzfahrer zu rächen, des Jordans Wasser zu reinigen von den Ungläubigen, das Grab des Heilandes zu befreien, den Athenern Athen wieder zurückzugeben, die Stadt des grossen Constantin für einen neuen Constantin zu erwerben.**)

Es gab in Constantinopel eine Ueberlieferung — man sagte, es seien Steine mit Inschriften solchen Inhalts vorhanden —, derzufolge Constantinopel einst von Völkern, die aus dem Norden kommen sollten, genommen werden würde. Näher und näher kamen in diesem zweiten Türkenkriege zur Zeit Katharinas die russischen Truppen der türkischen Hauptstadt. Waren sie von Otschakow bis Ismail vorgedrungen, so mochte man leicht an ein ferneres Vordringen derselben bis in das Herz des ottomanischen Reiches glauben. In der türkischen Hauptstadt herrschte der Schrecken. Zusammenrottungen des Volkes waren eben so streng verboten als jedes Gespräch über die Siege der Russen. Wer von militärischen Operationen sprach, konnte gewärtig sein ins Meer geworfen zu werden. Fast jede Woche kamen Nachrichten über neue Niederlagen. Nicht anders als von einer grossen Menge Garden umgeben durfte der Sultan sich öffentlich in die Moschee zum Gebete verfügen. Jeden Augenblick konnte ein Aufstand ausbrechen. Als sich das Gerücht in der Hauptstadt verbreitete, Ismail sei gefallen, stieg die Aufregung. Man sprach davon, Constantinopel solle befestigt werden. Dabei nahmen die Desertionen der gleich Heerden zusammengetriebenen Truppen stets zu. Eine levée en masse sollte stattfinden. Allgemeine

*) Русскій Архивъ 1865. S. 855.
**) Grot, Derschewin. I. 335, 356 ff.

Wehrpflicht mit günstigen Aussichten des Vorrückens bis zum Range eines Paschas sollte eingeführt werden.*) Jetzt stand die Hoffnung der Türkei auf England. Doch kam es nicht dazu, dass dieses als Retter auftrat. Die Friedenspartei in Stambul gewann allmälig die Oberhand. Noch ein Schlag erfolgte durch den Sieg Repnins bei Matschin. Bald darauf kam der Friede zu Stande.

*) Russ. St. Pet. Zeitg. 1791. 259, 334 354.

A. Brückner.

Bemerkungen zur Pfarrbesetzungsfrage.

In Nr. 268 des laufenden Jahrganges der Zeit. f. St. u. L. wird die Frage der Predigerwahl oder der Pfarrbesetzung in Livland neuerdings wieder erörtert. Es wird darin vorerst angenommen, dass die Zahl der principiellen Gegner der bäuerlichen Wahlberechtigung nicht allzu gross sei und dass die Bauergemeinden diese Lösung der Frage dringend wünschen. Beide Annahmen scheinen vorläufig noch des Beweises zu harren. Wenn wir von dem unsererseits in dem letzten Hefte der Baltischen Monatsschrift hervorgehobenen Umstande absehen, dass der Patronat in der lutherischen Kirche consistorialer Verfassung nur mit geringfügigen Ausnahmen heute seine Lebenskraft noch nicht verloren hat, so müssen es doch aussergewöhnliche Verhältnisse sein, die gerade bei uns ein wirkliches Bedürfniss nach Aufhebung oder Einschränkung des Patronats hervorrufen. Wir wollen nicht leugnen, dass was anderswo gut ist, für uns nicht passen kann, dass es Gründe giebt, die auch in dieser Frage als specifisch baltische Gründe unsere Erwägung beeinflussen müssen. Das öffentliche Leben ist bei uns noch so wenig entwickelt, das Interesse und vorurtheilsfreie Verständniss für unsere Lage, für die Forderungen unserer Zeit stehen in solchem Missverhältniss zu dem wahren Stande der Dinge, dass alles Arbeiten oft an der Indolenz zu Grunde geht und wo für Fragen des Gemeinwohls sich ein Körnchen Interesse findet, man wohlthut, dieses Körnchen, auch wenn es vorläufig eine falsche Gestalt hat, sorgsam zu beachten und zu hüten. Denn lieber ein Funke des Elementes, welches gefährlich werden kann, als todte Asche! Also: wenn unser Bauer dahin wirklich drängt, bei der Pfarrbesetzung sich zu betheiligen, wenn unsre Geistlichkeit dem zustimmt — der Funke Leben ist

besser als gar kein Leben. Aber wir glauben trotz des die Betheiligung der Bauergemeinden an der Pfarrbesetzung durch Wahl befürwortenden neuesten Beschlusses der estländischen Predigersynode, dass unsere Geistlichkeit in der grossen Mehrzahl an dem Patronat festhält, wir glauben, dass unser Bauer nur da mit dem Patronat unzufrieden ist, wo man, von künstlich erzeugten Ideen abgesehen — das Patronatrecht missbraucht hat, oder wo man bäuerliche Rechte verletzt hat. Ein unzweifelhaftes Recht unter allen den vielen zweifelhaften Rechtsverhältnissen des Patronats ist gewiss das Protestrecht der Gemeinden. Dieses Recht gehört zu den Angelegenheiten der Kirche und als solche eigentlich zu den Verhandlungsgegenständen des Kirchenconvents. Da das Patent Nr. 128 v. J. 1870 aber im Art. 4 die „auf dem j. patronatus beruhenden besonderen Rechte" dem Kirchenconvent entzieht, so fragt es sich, ob das Protestrecht, als auf dem j. patronatus beruhend, in der Praxis vom Kirchenconvent wird geübt werden können, oder wie bisher auf besondern Versammlungen der Kirchenvormünder. Hier hätte vor Allem der Adelsconvent resp. der Landtag einzugreifen. Es kann nicht im Interesse der Geistlichkeit oder des Patronats liegen, dieses Protestrecht irgend wie zu schmälern: wenn wir nicht weiter gehen in der Hinzuziehung der Willensäusserung der Gemeinden, so muss mindestens diesem Protestrecht volle Freiheit gewahrt oder verliehen werden. Dieses Recht gelangt aber durch die Kirchenvormünder nicht zu seiner vollen Bedeutung, weil diese eben nicht von der Geistlichkeit unabhängige Personen sind. Der Kirchenvormund kann nicht frei urtheilen, den Wünschen der Gemeinde gemäss protestiren gegen einen Prediger, der vielleicht trotz des Protestes doch sein Oberer wird, er wird mit Recht oder Unrecht sich scheuen, einen Mann zu kränken, dessen Untergebener er vielleicht bald darauf wird. Das Protestrecht muss daher von den dem künftigen Geistlichen gegenüber unabhängigen Delegirten der Gemeinden auf dem Kirchenconvent in Verbindung mit den Stimmen der Gutsbesitzer ausgeübt werden. Diesem Protestrecht des Kirchenconvents müsste ferner eine grössere Bedeutung gegeben werden einmal dadurch, dass die Gutsbesitzer genöthigt würden, nicht wie es bisher meistentheils geschah, ihre Stimme mit denen der Patrone und Compatrone zusammen auf einer besonderen Versammlung zu verlautbaren, sondern sie auf dem Kirchenconvent abzugeben. Diese Nöthigung aber würde sich einigermaassen von selbst ergeben wenn das Protestrecht durch die Delegirten geübt würde, statt durch die versammelten

Kirchenvormünder, deren Zustimmung zu der Wahl der Gutsbesitzer man im Voraus meist gewiss sein konnte. In den Patronatspfarren hatte die Abstimmung unter den Kirchenvormündern wenig Bedeutung; auf dem Kirchenconvent dagegen wird im Falle der Uneinigkeit jede einzelne Stimme zur Geltung gelangen können, es würden der Patron auf der einen, Gutsbesitzer und Gemeindedelegirte auf der andern Seite sich ziemlich gut die Wage halten. Es wird erst so das Patronatsverhältniss seine eigentliche rechtliche Stellung und Sinn erlangen, der Patronat wird sich klar und ganz herausschälen aus dem Wust der heutigen Verhältnisse, die Patrone werden ihr Recht wie die Compatrone und Eingepfarrten das ihrige präciser klar legen müssen. Ferner müsste dem Protestrecht dadurch ein grösseres Gewicht beigelegt werden, dass das Consistorium ihm eine weitere Fassung giebt. Ueber die Begründung des Protestes gegen eine Predigervocation hat das Consistorium zu entscheiden, und es hat die Möglichkeit, den Wünschen der Kirchenconvente sehr weiten Spielraum zu geben. Wo ein Patronat existirt, da hat die Kirchengemeinde in diesem Protestrecht heute schon ein starkes Gegengewicht gegen Willkürlichkeiten und Unbilligkeiten des Patrons, und wenn die Consistorien das Ihrige thun, so glauben wir, wie wir es bereits ausgesprochen haben, dass den Streitigkeiten in der Hauptsache damit der Boden entzogen werden kann.

Eine andere Frage ist die, wo im einzelnen Fall ein Patronatsverhältniss vorliegt. Aus dem Actenstaub, der über der Begründung des Patronats meistentheils liegt, wird man nur selten das Wahre herausfinden, und will man reformiren, so wird man eine andere, lebensvollere Basis aufsuchen müssen. Decretiren — wir haben es schon ausgesprochen — kann man die Aufhebung des Patronats nicht ohne private Rechtsverletzung. Der Landtag hat aber factisch, wie die Dinge heute liegen, die Möglichkeit, durch Zusammenfassen des heute Bestehenden und durch Combination mit einer neuen Basis einen gewissen Halt in die Sache zu bringen, der zu weiterer systematischer Entwickelung führen kann. Diese neue Basis sind die materiellen Lasten für die Erhaltung der Pfarre und der Kirche. Was vom Gesichtspunkte des strengen Rechts unstatthaft ist, wird oft leicht erreicht auf der Grundlage der Billigkeit und auf dem Wege des Uebereinkommens. Diesen Sinn aber würde ein Landtagsschluss haben, der einen Ausgleich der bestehenden kirchlichen Leistungen mit den bestehenden Patronatsrechten zu Stande brächte, und wir meinen, dass diesen Billigkeitsrücksichten sich nicht

leicht Jemand verschliessen wird. Man muss stets im Auge behalten, dass die Gegensätze in dieser Frage diese sind: Patronatrecht und freie Wahl der Gemeinde; dass eine Betheiligung der Gemeinde an der Pfarrbesetzung den Patronat noch nicht ausschliesst, die freie Wahl nicht statuirt. Wenn man den heutigen thatsächlichen Verhältnissen gemäss codificiren will, so könnte auf Grund der materiellen Leistungen ein actives Votum der Gemeinde ja wohl allgemein festgesetzt werden; es würde damit aber der Patron noch nicht beseitigt sein und liessen sich mancherlei Combinationen finden, durch welche die Autorität des Patrons in dem Ersehen oder. Berufen des Pfarrers gewahrt und als Schutz gegenüber den Missbräuchen ganz freier Wahl reservirt würde. Solche Einschränkungen könnten natürlich nur im Verhältniss zu den materiellen Leistungen gedacht werden und es liegt auf der Hand, dass man durch ein allgemeines Abolitionsgesetz nicht einer Anzahl Patronen, die ausschliesslich aus eigenen Mitteln eine Pfarre unterhalten, ihr Recht nehmen und alle Lasten auf ihren Schultern zurücklassen kann. Bei einer vollständigen Neubegründung des Pfarrbesetzungsrechts nach Maassgabe der materiellen Leistungen müsste einmal mindestens das Vorschlagsrecht eines oder mehrer Candidaten zur Wahl dem Patron ausschliesslich bleiben, und könnten dann der Gemeinde so viel Stimmen bei der Wahl gegeben werden, als ihr nach Verhältniss der Leistungen gegenüber dem Patron und den Compatronen zukämen.

Eine solche Neuerung wäre indessen schon eine ziemlich einschneidende Reform, und, wie wir bereits wiederholt ausgesprochen haben, scheint uns heute noch kein dringender Umstand zu fundamentalen Reformen vorzuliegen, wohl aber das Bedürfniss nach Klärung der bestehenden Verhältnisse. Möge vorerst das Protestrecht, und in den publiken Pfarren das Besetzungsrecht auf den Kirchen- und Schulconventen eingebürgert werden, mögen sich die Verhältnisse auf diesem noch so jungen Boden klären, auf dem der bäuerlichen Gemeinde volle Selbständigkeit gewahrt ist, von dem aus auch die Frage nach der Qualität der Pfarre im einzelnen Falle zum Austrag gebracht werden kann, dann wird sich allmälig zeigen, ob eine und welche radicale Reform nöthig und ausführbar ist.

Unsere bäuerlichen Verhältnisse i. J. 1871.

Wenn wir die Sprecher unserer organisirten und nichtorganisirten Gegnerschaft im Reich hören, so tönt uns nun schon seit Jahren, wie die Dominante eines grossen und langweiligen musikalischen Satzes, immer wieder der Ausdruck „feudal“ entgegen. Feudal! heisst der Trompetenstoss, mit dem die „Stimme“ St. Petersburg's und die Verstimmung der „Moskauerin“ das grosse Concert jedesmal wieder in die Tonart zurückführen sobald dasselbe von der alten Stimmung abzuweichen Lust verspürt. Was vermag aber gegen den hellen und fortschrittsmuntern Ton der Trompete die zarte Geige der Provinz, die mit der obligaten Sordine sich wohl für höhere Kammermusik, nicht aber für den Parademarsch auf dem Schlossplatz eignet! Wollten wir uns viel um jene Trompetenmusik kümmern, wollten wir nach ihr unser Thun und Lassen einrichten, wir wären längst mit unserer Weisheit und unserer Arbeit am Rande. Wo die Instrumente einmal so verschieden gestimmt sind, da bringt alle Anstrengung keine Harmonie zu Wege.

Indessen hat jene Trompete doch auch ihr Gutes im Orchester, und wir möchten sie kaum ganz entbehren. Sie bläst uns Tag für Tag die Reveille ins Ohr, und wenn wir uns des Morgens einmal über die Zeit hinaus in leisem Schlummer überraschen lassen, so ärgern wir uns augenblicklich über den gewaltsamen Lärm, aber bei offenem Bewusstsein erinnern wir uns doch wieder, dass an des Tages drängende Arbeit zu mahnen leider meist die Aufgabe gegensätzlicher, feindlicher Mächte ist.

So wollen auch wir denn die letzte Reveille, das alte Getute, nicht vergeblich gehört haben, sondern Alles zum besten kehren und ein paar Arbeitsfelder am Jahresschluss kurz überschauen. Jenes Getute von baltischem Feudalismus richtet sich hauptsächlich gegen unsere bäuerlichen Verhältnisse, weshalb wir in Nachstehendem versuchen werden, nach den uns zugänglichen Daten das Hauptsächliche, was auf diesem Gebiet in dem letzten ökonomischen Jahr ($18^{70}/_{71}$) geschehen ist, kurz zusammenzufassen.

Nehmen wir zuvörderst das Verhältniss der bäuerlichen Bevölkerung zum Boden.

Für Kurland stützen wir uns hauptsächlich auf das kurländische statistische Jahrbuch pro 1869 und müssen hier wieder das schon oft geäusserte Bedauern aussprechen, dass die ihrerzeit von dem verdienstvollen Secretär des kurländischen statistischen Comité's, Baron Heyking, herausgegebenen statistischen Arbeiten über Kurland, namentlich aber das kurländische statistische Jahrbuch seit dem Ausscheiden des genannten Herrn aus dem Amt keine Fortsetzung erfahren haben. Ein Vergleich der Angaben des letzten statistischen Jahrbuches mit den Daten für das letzte Wirthschaftsjahr wird uns indessen einigen Aufschluss über den Verkauf des bäuerlichen Landes seit Georgi 1869 bis Georgi 1871 geben, wobei wir zunächst nur das private, nicht domaniale Land im Auge haben.

Die Zahl der Bauerhöfe oder Gesinde betrug i. J. 1869 und beträgt annähernd auch heute noch 11,906, mit einem Areal von 1,230,400 Lofstellen, und ausschliesslich an cultivirtem Lande (Acker und Wiese) von 993,800 Lofstellen. Im Jahre 1869 waren hievon verkauft 1321 Gesinde mit einem Gesammtareal an cultivirtem und nichtcultivirtem Boden von 167,636 Lofst., oder in Procenten $15{,}_4$% des damals alienabeln Privatbauerlandes. Seit dem vorigen Jahre ist in Folge eines Beschlusses der brüderlichen Conferenz auch das bäuerliche Land der Fideicommissgüter verkäuflich geworden, so dass 1869 von dem gegenwärtig verkäuflichen Bauerlande nur $11{,}_0$% verkauft waren. Seitdem hat sich die Zahl der verkauften Gesinde in 2 Jahren um 552 vermehrt, wodurch das Verhältniss zum verkäuflichen Bauerlande auf $15{,}_7$% gestiegen ist.

In Livland betrug im Jahre 1868 nach Fr. v. Jung-Stillings „Statistischem Material zur Beleuchtung Livländischer Bauerverhältnisse" die Summe alles cultivirten Bauerlandes (Acker und Wiese) 2,431,798 Lofst. oder 575,571 Thl. 67 Gr., vertheilt auf 35,699 Gesinde, und die Summe des bis zum Schluss des Jahres 1868 verkauften Bauerlandes 82,105 Thl. 27 Gr. = $14{,}_{26}$% des verkäuflichen Bauerlandes. Am 23. April 1871 weisen die uns gegenwärtig vorliegenden Daten über das blos private, nicht auch domaniale Bauerland folgendes Verhältniss auf:

1) Areal alles priv. cultiv. Bauerlandes: 544,717 Thl. 27 Gr.
2) Summe aller priv. Bauerhöfe oder Gesinde: 31,566.
3) Areal der verkauften privaten Gesinde: 140,300 Thl.
4) Summe der verkauften privaten Gesinde: 6644.

Hiernach ist das Verhältniss des verkauften zum verkäuflichen privaten Bauerlande auf $25_{,7}$ % des Areals und $26_{,3}$ % der Zahl der Gesinde gestiegen; also in 3 Jahren um 11 bis 12 Procent.

Nur die dürftigsten Daten stehen uns über Estland zu Gebote. Von 16,357 Gesinden sind bis zum 23. April 1871 verkauft worden 839, also nur $5_{,1}$ % aller Gesinde.

Wenn bei dieser grossen Verschiedenheit in dem Fortgang des Verkaufs des Bauerlandes auch der freie Wille der Verkäufer und Käufer mitwirken mag, so liegen die wichtigsten Gründe doch in realen Verhältnissen. In Estland hemmen zwei schwerwiegende Umstände den Verkauf: einmal die geringere Wohlhabenheit der bäuerlichen Bevölkerung, welche durch ungünstigeres Klima und den ärmeren Boden des grösseren Theiles von Estland bedingt ist, und dann die Dorfwirthschaft. In Kurland und dem lettischen Livland ruht die Landwirthschaft auf dem rationelleren, für die Cultur bedeutend vortheilhafteren System der Einzelhöfe. Ein nicht mehr sehr bedeutender Theil des estnischen Livland und der weitaus grössere Theil von Estland haben noch die Dorfwirthschaft und damit zusammenhängend die Schnurländereien, die überall ein schwer zu überwindendes Hinderniss des Verkaufs der Bauerhöfe sind. Einzelne reichere Grundbesitzer in Estland und jenen wenigen Districten Livlands arbeiten mit grossen Geldopfern daran, diese Dörfer in Einzelhöfe aus einander zu legen, um dann den Verkauf zu ermöglichen. Diese Streulegung der Bauerhöfe aber ist eine langwierige und theuere Operation, die nur von einem kleinen Theil der Gutsbesitzer rasch bewerkstelligt werden kann. Aus diesen beiden Gründen ist der langsame Fortgang des Verkaufs in Estland wohl hauptsächlich zu erklären. In Kurland ferner waren von jenen 11906 Bauerhöfen bisher nur 8579 verkäuflich, da der Rest von 3327 Gesinden fideicommissarisch gebunden war. Während die 1873 verkauften Gesinde nur allodiale Bauerhöfe sind, ist anzunehmen, dass der Verkauf künftig durch die Entfesselung des fideicommissarischen Bauerlandes in steigender Progression wachsen wird.

Interessante Belege für die culturlichen Verhältnisse der beiden Nachbarprovinzen an der Düna geben ferner einige Durchschnittszahlen für die Grösse und den Preis der Gesinde. In Kurland beträgt das Gesammtareal eines Gesindes im Durchschnitt 103 Lofst.; davon ist Acker und Wiese 83 Lofst. In Livland hat das Durchschnittsgesinde 130 Lofst. Land: davon Acker und Wiese 68 Lofst. Der Durchschnittspreis für eine Lofstelle Landes überhaupt beträgt

in Kurland ca. 33 Rbl. In Livland war dieser Preis bis zum J. 1868: 21 Rbl. 71 Kop., und ist gegenwärtig gestiegen auf ca. 25 Rbl. 85 Kop. Ferner ist der Durchschnittspreis eines verkauften Gesindes gewesen: in Kurland 3807 Rbl. in Livland 3365 Rbl. Man sieht hieraus, dass die bäuerliche Landwirthschaft in Kurland eine intensivere ist als in Livland und daher der Preis des Landes ein höherer, so dass das an Areal kleinere kurische Gesinde doch durch seinen grösseren Bruchtheil an cultivirtem Lande einen höheren Werth als das livländische Gesinde darbietet.

Die allgemeine Entwickelung des bäuerlichen Landeigenthums wird in beiden Provinzen, besonders aber in Kurland durch die Verhältnisse der Domänen sehr stark beeinflusst. Wir geben die folgenden Daten ohne für ihre Genauigkeit bürgen zu können, da die Domänen bisher weder vollständig noch genau vermessen worden sind, die bezüglichen Zahlen also nur annähernd den wirklichen Verhältnissen entsprechen und weit weniger sicher sind als die Zahlen für den privaten Grundbesitz. Die Krone besitzt in Livland ohne die Forsten 141 Höfe mit ca. 1,493,421 Lofst. Land, von denen 866,052 Lofst. in bäuerlichem Besitz unter 5289 (?) Gesinde vertheilt sind. Durch Sprengung einzelner Kronsbesitzlichkeiten sowie durch Abscheidung von Land für die sogen. landlosen Knechte auf 44 Domanialgütern sind ausserdem 11,847 Lofst. in den Besitz der Bauern gelangt, so dass diese gegenwärtig 877,999 Lofst. nutzen. Verkauft sind bisher 634 Gesinde, d. i. nach den hier divergirenden Daten höchstens 8% aller Gesinde. In Kurland besitzt der Fiscus ohne die Waldungen 248 Güter mit zusammen ca. 995,268 Lofst. Land. Nachdem im Laufe der Zeit von 50 Gütern 23,109 Lofst. Hofesland abgeschieden und an landlose Bauern vertheilt worden sind, befand sich im Jahre 1870 in bäuerlicher Nutzung ein Areal von etwa 808,839 Lofst. Die Zahl der Gesinde ist gegenwärtig etwa 7412, so dass das Kronsgesinde im Durchschnitt etwa 110 Lofst. gross ist, oder, wenn man von den Dotationen an landlose Bauern absieht, 118 Lofst. Der Fiscus hat hievon nur 80 Gesinde mit 10,479 Lofst. verkauft.

Dieser Umstand, dass ungefähr $^2/_5$ alles bäuerlichen Landes in Kurland dem Fiscus gehört, muss natürlich solange die Consolidirung eines festen bäuerlichen Grundbesitzes hindern als der Fiscus selbst den Uebergang dieser $^2/_5$ in das bäuerliche Eigenthum nicht ermöglicht. Beiläufig würde, wenn der Fiscus diese $^2/_5$ zu dem beim Privatverkauf üblichen Preise veräussern wollte, eine Kaufsumme

von 26 bis 27 Millionen Rubel sich ergeben, wozu noch durch Verkauf der Höfe ca. 6 Millionen kommen würden, während die ungeheuren Forste dem Fiscus noch blieben.

In Kurland wie in Livland hat nach einem merklichen Stocken des Verkaufs infolge der Hungerjahre ein bedeutender Aufschwung im letzten Wirthschaftsjahre sich gezeigt, natürlich hauptsächlich verursacht durch die reiche Erndte des Jahres 1870. In Kurland wurden $18^{70}/_{71}$ 336, in Livland gar 986 Gesinde verkauft.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, dass im Allgemeinen die Verkäufe der Bauerhöfe nicht für die Bauern zu lästige Bedingungen enthalten, so wäre er durch den Hinweis darauf geführt, dass nach einer Erfahrung von etwa 8 Jahren, seit welcher Zeit der Verkauf des Bauerlandes im Wesentlichen erst möglich geworden, in Gang gekommen ist, trotz der steigenden Preise der Zudrang zum Kauf stetig und stark wächst. Ein in allen 3 Provinzen leider den Fortgang des Verkaufs immer mehr erschwerender Factor sind die Geld- und Creditverhältnisse. Wir haben uns gegen die zwangsweise Ablösung der Bauerhöfe von dem grossen Grundbesitz durch den Staat gesträubt und die Staatsregierung hat die wohlberechtigten Gründe anerkannt, die uns bewogen haben, diese in den meisten andern Ländern durchgeführte Maassregel mit Rücksicht auf unsere besonderen Verhältnisse als verderblich zu scheuen. Der Uebergang von den feudalen Verhältnissen der Erbunterthänigkeit und Frohne zu dem bäuerlichen selbständigen Grundbesitz ist bei uns allmälig, stetiger bewerkstelligt worden als anderswo und hat uns vor den üblen Folgen eines plötzlichen, gewaltsamen Bruches bewahrt. Aber wir haben damit unsererseits eine Pflicht übernommen, die wir heute und lange noch erfüllen müssen. Jener Zwang des Staates bei der Ablösung war stets zugleich mit einer Hülfe des Staates verbunden, und indem wir den Zwang vermieden haben, verzichteten wir zugleich auf die staatliche Hülfe. Diese Hülfe, die in der Uebernahme und Abwickelung der entstehenden Schuldverhältnisse durch den Staat besteht, müssen wir auf irgend eine Weise ersetzen. Es ist ein Beweis der im Allgemeinen guten Verhältnisse des Wohlstandes bei uns, dass die Ablösung bisher mit den relativ geringen Unterstützungen unserer öffentlichen corporativen Creditinstitute in der oben gekennzeichneten Weise hat vorwärts schreiten können. Indessen ist der Wohlstand nicht überall gross genug um stärkerer Unterstützung von aussen her entbehren zu können, und wir werden uns diese Unterstützung nothwendig schaffen müssen wenn wir nicht über kurz oder

lang in die Lage kommen wollen, die so eminent wichtige Verkaufsoperation unterbrochen zu sehen. Die Verschuldung eines grossen Theiles des Grossgrundbesitzes und die dadurch verhinderte Veräusserung von Parcellen desselben auf der einen, und die Verkehrsunfähigkeit der Bauerlandobligationen auf der andern Seite, diese beiden Hauptgegner des raschen und allgemeinen Verkaufs des Bauerlandes haben wir auf irgend eine Weise zu beseitigen, und zwar je früher um so besser.

Gehen wir nun zu einigen andern Verhältnissen des Bauerstandes über und überschauen das was in dieser Beziehung im letzten ökonomischen Jahre geschehen ist.

Die guten Erndten der letzten Jahre haben den Wohlstand im Allgemeinen wieder sichergestellt und neu vermehrt. Die krankhafte Auswanderung ins Innere des Reichs hat nur noch wenige Spuren hinterlassen; in Estland z. B., dessen ärmerer Boden hauptsächlich zum Wandern aufforderte, sind im letzten Jahre nur 213 Personen in andere Gouvernements übergesiedelt. Es ist nicht anzunehmen, dass die Auswanderung je ganz aufhören werde, und nur die Art, wie sie vor einigen Jahren auftrat, hat die Auswanderung überhaupt bei uns discreditirt. Die Vorrathsmagazine sind gefüllt und die Gemeindecassen weisen beträchtliche Capitalansammlungen auf. So wohlthätig die Vorrathsmagazine ihrerzeit gewirkt haben, so ist ihr Werth doch nur ein relativer. Die Verbesserung der Verkehrsmittel, die Eisenbahnen namentlich, die einzelne Theile unserer Provinzen heute schon mit den Getraidekammern des inneren Reichs verbinden, erfüllen den Hauptzweck, welchen die Vorrathsmagazine im Auge haben, zum Theil schon jetzt indem sie für den Fall einer Hungersnoth den Gemeinden, die sie berühren, die Möglichkeit bieten, den Bedarf an Korn durch Ankauf zu decken. Die in der Nähe unserer grösseren Städte und Bahncentren liegenden Gemeinden haben daher bereits vielfach an die Stelle ihrer Vorrathsmagazine Magazincassen treten lassen, aus denen im Nothfall der Getraidemangel ersetzt wird. Wenn, wie zu hoffen steht, unser provinzielles Eisenbahnnetz in nächster Zeit endlich, nach langem Harren, die nothwendigsten Ergänzungen erfährt, so dürfte es bald vortheilhafter erscheinen, nach dem Vorgange jener städtischen Patrimonialgemeinden die Vorräthe der Magazine in Geld umzusetzen und so das bisher todte Capital verzinslich zu machen. Diese Operation wird um so weniger gefährlich sein, als die Misstände, welche seit Einführung

der neuen Landgemeindeordnung i. J. 1866 sich anfangs in der Verwaltung der völlig unabhängig gewordenen Gemeinden zeigten, allmälig sich mindern und die Selbstverwaltung immer mehr das Gepräge der Ordnung und Gesetzmässigkeit annimmt. Die Amtsvergehen der bäuerlichen Beamten haben sich bedeutend vermindert und die Beamten lernen immer besser die ihnen gegebene Gewalt handhaben. — Die Geschäfts- und Rechnungsführung in den Bauergemeinden entbehrte bisher einer einheitlichen Organisation und gab zu vielen Missbräuchen Anlass. Um die Landgemeindeordnung in diesem Zweige zu ergänzen, ist für die drei Provinzen ein gleichartiges System ins Leben gerufen worden, nach welchem die Gemeindeverwaltungen ihre Geschäfte zu führen haben. Nachdem durch eine allgemeine Revision der Gemeindeverwaltungen in Kurland die alten Schäden und Ordnungswidrigkeiten beseitigt waren, wurden die Gemeindegerichte und Verwaltungen mit neuen verbesserten Büchern versehen und ward in jedem Kreise eine Muster-Gemeindeverwaltung eingerichtet, von der die übrigen Gemeinden die Geschäftsführung; das Rechnungswesen, die Einrichtung des Archivs u. s. w. lernen können. Es wurde ferner in Kurland ein Musterstatut für die Darlehns- und Depositencassen der Landgemeinden publicirt, auf Grund dessen hinfort für neue Cassen die Statuten zu entwerfen sind, deren Bestätigung dann höheren Orts eingeholt werden muss. Dadurch ist einem lange empfundenen Bedürfniss Rechnung getragen worden. — Eine andere Verordnung verpflichtet jedes steuerzahlende bäuerliche Gemeindeglied in allen drei Provinzen, mit einem Abgabenbuche versehen zu sein, das ihm durch seine Gemeindeverwaltung eingehändigt wird und wodurch sich Jeder über seine Hingehörigkeit und die Erfüllung seiner öffentlichen Verpflichtungen sowohl seiner Gemeinde als den Polizeibehörden des Landes gegenüber auszuweisen hat. Diese Einrichtung ist dazu angethan, die vielen Missbräuche einzuschränken, welche durch unser heutiges Passwesen bisher der für das Einfliessen der Steuern verantwortlichen Gemeinde gegenüber den auswärts sich aufhaltenden Gemeindegliedern erwuchsen. — Um das Rechnungswesen der Gemeindeverwaltungen in ihren Beziehungen zu auswärts wohnenden Gliedern controliren zu können, haben die Kreisgerichte in Kurland in Zukunft über alle durch die Post an die Verwaltungen gelangenden Gelder Auskunft zu erhalten. Eine weitere für Kurland erlassene Verordnung betrifft die Regeln zur Verhütung von Feuersbrünsten, und sind endlich die Vorarbeiten zur Organisation des kurischen Land-

medicinalwesens, zur Regelung des Hebammen-Instituts, zu einer neuen Wahlordnung für die Landgemeinden gemacht worden.

In Livland und Estland ist die Organisation des Rechnungswesens und der Geschäftsführung des Gemeindevermögens ohne erhebliche Schwierigkeiten vor sich gegangen, und auch in Livland ist man zur Ausarbeitung einer Wahlordnung für die Landgemeinden geschritten.

In interpretativer Hinsicht sind einige Bestimmungen getroffen worden, von denen wir folgende anführen. Die Befreiung des Bauerstandes von dem Gebrauch des Stempelpapiers sowie von Poschlinen ist für die Erwerbung und Vermessung von Rittergütern in allen 3 Provinzen ausgeschlossen worden. Um ferner den Willkürlichkeiten seitens der Gemeindeausschüsse bei Festsetzung der Gagen der Gemeindeschullehrer zu steuern, die häufig zur Uebernahme anderer Aemter, gewöhnlich des Gemeindeschreiberamtes genöthigt waren, wurde nach dem Vorgange Kurlands nun auch in Livland für die Lehrer an den lutherischen Schulen festgesetzt, dass dieselben ausser freier Wohnung und Heizung als Minimum in Gemeinden von 200 und weniger männlichen Gemeindegliedern 7 Thl. Landes zur Nutzung oder 100 Rbl. Gehalt, bei grösseren Gemeinden 10 Thl. Landes oder 150 Rbl. Gehalt bekommen müssen. Hiebei wird die von anderer Seite, als von der Gemeinde, dem Lehrer zukommende Landdotation mit eingerechnet, nicht aber anderweitige Geldzuschüsse oder Gagen für andere Aemter.

Nachdem durch das Patent Nr. 128 vorigen Jahres die für die bäuerlichen Verhältnisse Livlands segensreiche und bedeutungsvolle Einrichtung der an diesem Ort bereits wiederholt besprochenen Kirchspiels- resp. Kirchen- und Schulconvente getroffen worden ist, sind gegenwärtig Verhandlungen im Gange, welche die Entwickelung und Festsetzung dieses neuen Instituts bezwecken. Leider ist dieses Institut der Kirchenconvente auf Kurland und Estland bisher noch nicht ausgedehnt worden. In Kurland beschäftigte sich die brüderliche Conferenz des Jahres 1870 mit einem Deliberatorium, welches, von maassgebender Stelle innerhalb der Ritterschaft ausgehend, die Schöpfung solcher Convente im Auge hatte, aber im Zusammenhange mit einer andern Frage, dem Recht der Pfarrbesetzung, und an ihr Schicksal gekettet war. Die Hauptfrage kam auf der Versammlung nicht zum Austrage und mit ihr auch die zweite, im Grunde aber wichtigere Conventsfrage. Man hört oft die Aeusserung, dass durch die neue Landgemeindeordnung

auf der einen Seite die Bauerschaften zwar zu voller Selbständigkeit gelangt seien, auf der andern aber auch jedes Band zwischen ihnen und den Gutsbesitzern zerschnitten worden sei. Diese Zusammenhangslosigkeit wird von beiden Seiten vielfach bedauert und immer mehr und dringender zeigt sich das Bedürfniss, den Zusammenhang auf dem Grunde der neuen, paritätischen Verhältnisse wieder herzustellen. Wie könnte es auch anders sein zwischen zwei Bevölkerungsclassen, die in Beruf und Verkehr so nahe neben einander gestellt sind, als der Rittergutsbesitzer und der Hofbauer oder Gesindeswirth. Der Bauer bedarf des Gutsherrn allerdings im Einzelnen mehr als dieser der Unterstützung durch jenen. Aber jeder einsichtsvolle Rittergutsbesitzer weiss es längst, dass stets und bei den freiesten Verhältnissen er und das Land von dem Schlage mit betroffen werden, der seinen bäuerlichen Nachbar oder die bäuerliche Nachbargemeinde trifft, dass er und das Land darunter leiden, wenn hier eine schlechte Gemeindeverwaltung gewählt, eine Gemeindecasse bestohlen, dort die öffentlichen Lasten, Wegebau, Kirchenbau und Pfarrlasten, besonders aber die Angelegenheiten der Volksschule in unfähigen und unberathenen Händen sich befinden. Ein Austausch der Kräfte, eine gegenseitige Unterstützung in materieller und besonders intellectueller Hinsicht ist absolute Nothwendigkeit für unsere landischen Verhältnisse. Hierauf drängt die heutige Gemeindeordnung, die Verfassung unserer künftigen Justiz, hierauf besonders und ganz allgemein die Entwickelung unserer politischen Verfassung, die gesammte Lage unserer Provinzen hin. Es muss so rasch als möglich der Grundstein zu einem gemeinsamen öffentlichen Leben gelegt werden damit nicht eines Tages der Bau mit dem obersten Stockwerk begonnen werden muss und wir gezwungen werden, Institutionen anzunehmen, die des Unterbaues einer soliden, durch Erfahrung und Gewohnheit gefestigten Vertretung der gemeinsamen Interessen entbehren. Vorarbeiten, uns durch die kommenden Dinge nicht überraschen lassen, sondern sie mit tüchtig geschulten Kräften auch auf politischem Gebiete empfangen, das ist die Aufgabe, die unsere Erfahrung der letzten 10 Jahre jedem einzelnen Gliede der Mannschaft zum Bewusstsein, zur klaren Ueberzeugung gebracht haben muss. Wenn die Zukunft uns die besten, die theoretisch höchsten Neuerungen brächte, wir hätten damit nichts gewonnen sondern Alles verloren wenn sie bei uns, das bearbeitete Material nicht fänden, dessen sie bedürfen zu haltbarem Aufbau. Daher ist die Schöpfung eines Körpers, in dem die ersten, einfachsten Wechselbeziehungen

des öffentlichen Lebens zum Austrag, zur Entwickelung kommen, eine so wichtige Aufgabe unserer maassgebenden provinziellen Autoritäten. Die obige Darlegung der Leistungen des letzten ökonomischen Jahres haben wohl gezeigt, dass was in dem Rahmen unserer provinziellen Obrigkeit und Verwaltung zur Ausführung gelangen kann, nicht immer unüberwindliche Hindernisse zu fürchten braucht. Die Thätigkeit des provinziellen Mechanismus verdient Anerkennung, die Detailarbeit geräth unter arbeitsamen und geschickten Händen leidlich gut. Wo die grossen Principien den Meisel führen, wo das Gebilde unter die Hand der schematischen Production gelangt, da ist der ausführende Tagesarbeiter nur Handwerker, da ist unser Meisel stumpf. Es ist ein grosser Unterschied, innerhalb der Provinzen gewissenhaft zu arbeiten, und grosse Reformen zu unternehmen, die nicht von uns selbst abhängen. Zehn Jahre lang hoffen wir auf eine Justizreform, auf eine neue Stadtverfassung. Um so emsiger müssen wir an dem Geringeren wirken, was unter unseren Händen liegt, und von diesem Geringeren ist vielleicht das Bedeutsamste der Convent, wie er in Livland seit einem Jahre begründet ist und hoffentlich zu immer grösserer Bedeutung erwachsen wird.

Aus den durch die Zeitungen bereits bekannten Daten haben wir gesehen, dass auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens die Bestrebungen hinter denen auf andern Gebieten des Volkslebens nicht zurückgeblieben sind. In Estland bestehen gegenwärtig 418 Gemeindeschulen und hat sich ihre Zahl in den letzten 10 Jahren etwa verdoppelt. Auch in Livland ist die Zahl der Schulen in raschem Wachsen begriffen und bereits im Verhältnisse zur Bevölkerungsziffer ziemlich ausreichend, nämlich eine Schule auf 297 männliche Seelen. In allernächster Zeit steht die Einführung eines Schulregulativs in Aussicht, welches den bestehenden Verhältnissen eine feste Organisation zu geben bestimmt ist. In dieser Beziehung stellen die vorliegenden Zahlen leider Kurland in dem guten Wettstreit der Nachbarprovinzen am meisten zurück, es wird dort eine Schule erst auf 1351 männliche Seelen gezählt. Auch hier aber macht sich der grosse Einfluss der Domänen sehr geltend. Ausserdem ist in Kurland der Mangel einer Landschulbehörde wie sie in Livland existirt, leider sehr fühlbar. Während in Livland der Schulzwang gehandhabt wird, während in andern Gouvernements des Reiches diese wohlthätige Einrichtung durch die dortigen Landschaftsinstitutionen neuerdings ins Leben gerufen wird, ist in Kurland zum

Schaden des Landvolkes und des Landes weder eine Schulbehörde bisher organisirt, noch der Schulzwang durchgeführt worden. Und doch macht sich dieses Bedürfniss praktisch so sehr geltend, dass hie und da die Gemeinden selbst, meist auf Antrieb eines thätigen und patriotischen Gutsherrn, den Schulzwang hei sich eingeführt haben indem sie eine Pön für den Nichtbesuch ihrer Schule durch die in schulmässigem Alter stehenden Kinder festsetzten.

Eine neue, aber bedeutsame Perspective ward uns in allerjüngster Zeit auf dem Gebiete der Schule in einem längeren Aufrufe geboten, der auf dem Wege der Collecte die Mittel zur Gründung einer höheren Volksschule mit ausschliesslich estnischer Unterrichtssprache herbeischaffen soll. Der Aufruf hat die Bildung des Volkes im Auge und wir können ihm in soweit nur mit voller Ueberzeugung von dieser höchsten Pflicht der oberen Classen unserer Provinzen zustimmen. Die Bildung, die wir mit gewissenhafter, angestrengter Arbeit besonders in den letzten Decennien in dem Volke gefördert, sie ist das Beste was wir geleistet haben und wird stets das Grösste sein, was wir unserm Volke werden bieten können. Alles was wir bisher an Thätigkeit auf dem weiten Felde des Volkslebens aufgeführt haben, wäre umsonst wenn das Geschehene nicht zusammengehalten, belebt würde durch den eignen Geist des Volkes, dem es zu Gute kommen soll. Selbst Grundeigenthum zu besitzen hat nur Werth für den, der ihn zu nutzen weiss, für den, der gelernt hat, zu arbeiten und das Erarbeitete weiter fruchtbar zu machen, für den, der gelernt hat mehr zu thun als der Vogel in der Luft und der Wilde in Wald oder Steppe, die ihre Nahrung suchen solange der Hunger sie dazu treibt. Alle unsere verbesserten Institutionen, Selbstverwaltung der Gemeinde, Kirchen- und Schulconvente u. dergl. haben nur soweit Werth als das Volk, das sie besitzt, gebildet genug ist, sie zu verwerthen, und das Beste, was wir haben, ist eben die Bildung, die uns befähigt, bessere Institutionen bei uns einzuführen und wirklich fruchtbar machen zu können, schlechtere aber mit geringerem Schaden zu ertragen. Diese Volksbildung haben wir errungen nicht weil wir in unsern Volksverhältnissen absolut günstige Bedingungen haben, sondern obgleich wir ungünstige Bedingungen zu überwinden haben. Denn uns hat das Schicksal zu einem Volke werden lassen, zusammengesetzt aus verschiedenen Stämmen, verschieden an Sprache und Stellung, leider auch oft verschieden an Denken und Streben. Es hilft heute zu nichts mehr, mit dem Schicksal darum zu rechten, es hilft uns Deut-

schen oder Letten oder Esten zu nichts wenn wir mit dem Schicksal oder mit einander darum hadern wollten, dass die Dinge so geworden sind, wie sie sind, dass vor vielen Jahrhunderten unsere beiderseitigen Voräitern in ein Verhältniss zu einander geriethen, in welchem so oder so die meisten andern Völker auch zu einander gestanden haben und aus welchem Verhältniss von Eroberern und Eroberten heutzutage die meisten und grade die besten Culturvölker der Erde hervorgegangen sind. Halb Deutschland besteht heute aus einer verhältnissmässig jungen Mischung von Eroberern und Eroberten, das englische Volk ist gewaltsam durch die Verschmelzung verschiedener ursprünglich feindlicher Stämme entstanden, in Amerika mischen sich alle Nationen der Erde und nur die reinen Stämme rother, gelber und schwarzer Farbe scheinen die Kraft nicht zu besitzen, dem Andrang der Mischrassen zu widerstehen. So ist die Mischung der Stämme an sich erfahrungsmässig wohlthätig. Aber eine höhere Cultur verlangt wirkliche Verschmelzung, friedliche Einigung, nicht unnatürliche Gegnerschaft der Stämme, die dieselbe Scholle bewohnen und bebauen. Und eine höhere Cultur verlangt, dass derjenigen Sprache ihr Recht werde, die die höhere Cultur vertritt. Wir deutschen Balten schauen heute mit Schmerz zurück auf die Zeiten, wo endlose Kämpfe mit mächtigern Nachbarn die friedliche Arbeit im Innern hinderten, wo eine zu harte oder zu weiche Zeit die Verschmelzung der Stämme verzögerte, die für eine spätere Cultur so bedeutungsvoll werden musste. Doch der Schmerz um die Vergangenheit darf uns nicht entkräften in der Gegenwart, er muss uns doppelt stählen, das Friedenswerk wenn auch spät zu vollenden. Die Erhöhung und Ausbreitung der Bildung in unserm Volk — das ist die grösste Aufgabe, die jedem denkenden Balten, welchem der drei Stämme er angehören möge, obliegen kann. Die Bildung selbst — sie mag heissen wie sie wolle, sie mag mit deutschen, lettischen, estnischen, russischen oder französischen Lettern geschrieben sein, wir fragen nicht darnach, wie sie heisst, sondern wie sie ist, nicht wie sie geboten wird, sondern was geboten wird. Wenn heute die russische oder estnische Cultur über der deutschen stände, wir würden so zwanglos russisch oder estnisch werden als der Arme reich wird. Und nicht unser, der deutschen Balten Verdienst ist es, dass wir die Sprache des Volkes sprechen, dessen Cultur höher als die der andern Völker steht, nicht unser Verdienst ist diese Cultur selbst. Dass wir aber diese Cultur die unsere, dass wir diese Sprache unsere Muttersprache nennen können, schätzen wir als unser höchstes Gut

und daran halten wir fest wie an der Cultur selbst, denn es ist, es macht eben unsere Cultur. Wir haben diesen Vortheil vor unsern baltischen Volksgenossen andern Stammes voraus, die unsere Sprache erst erlernen müssen um der deutschen Cultur sich zu bemächtigen. Dieses ist ein Unglück, doch nur so weit als es überhaupt ein Unglück genannt werden darf, nicht zu dem am höchsten stehenden Volk zu gehören, als es für einen Germanen zur Zeit des Augustus ein Unglück war, nicht Römer, für einen Römer in der Blüthezeit Griechenlands, nicht Grieche zu sein. Unsere Zeit ist ganz besonders geeignet, Jeden innerhalb seines eigenthümlichen Volksthums abzuschliessen, nicht die Cultur, sondern die Nationalität irrthümlicher Weise als das höchste Ziel des Entwickelungsganges eines Volks zur Geltung zu bringen. Jeder denkende Mann hat sich aber heute auch wohl schon klar gemacht, zu welchen Consequenzen dieses Bestreben führen muss, wenn es rücksichtslos verfolgt wird. Was wäre der Zustand unserer Letten und Esten wenn seit Jahrhunderten, wenn auch nur seit Jahrzehnden jener Grundsatz festgehalten worden wäre, dass die von den Deutschen dargebotene Cultur zurückzuweisen sei weil sie deutsch sei, wenn statt dessen man sich bei uns abgemüht hätte, aus dem Lettischen und Estnischen heraus eine Cultur zu schaffen, die mit der Wissenschaft Deutschlands nichts gemein, ihr nichts zu danken hätte? Was wäre aus unsern Gymnasien, was erst aus unserer Universität geworden wenn die Unterrichtssprache dort nicht deutsch gewesen wäre, wenn diese Anstalten dadurch nicht den grossen, unschätzbaren Vortheil vor ähnlichen Anstalten z. B. in der Türkei oder in Ungarn voraus hätten, der Sprache sich bedienen zu können, die unmittelbar die Mittheilungsform der höchststehenden Wissenschaft ist? Was würde heute aus all den kleinen Splitterstämmen, die überall noch zwischen die grösseren Völker eingestreut sind, wenn sie in culturlicher Hinsicht mit diesen einen Wettstreit beginnen wollten? Sie würden in wenigen Jahrzehnden so weit hinter den grösseren Nationen zurückbleiben, dass sie nothwendig diesen völlig unterliegen, von ihnen gewaltsam vertilgt werden müssten. Was die geistigen und materiellen Mittel von 40 Millionen gleichredender Menschen erarbeiten, zusammenwirkend erringen, das kann ein Splitterstamm von einigen Hunderttausenden, und seien es die tüchtigsten Männer, nicht leisten. Der kleine Stamm muss es der grossen Nation heute in Cultur gleichthun, oder er wird verschlungen. Härtere Zeiten haben mit Feuer und Schwert das gethan was die Gesittung in anderer, milderer Form

vollbringt. Der Stamm der Liven ist längst durch Gewalt bei uns als Stamm getödtet. Der friedliche Ausgang des früheren Streites zwischen Deutschthum und Letten- und Estenthum hat diese Stämme und mit ihnen deutsche Cultur bei uns erhalten. Solange diese Beiden nicht in Gegensatz zu einander treten, werden beide einander fördern und gedeihen. Aber möge nie zwischen ihnen der Kampf heraufbeschworen werden, der nur mit dem Untergange beider enden kann! Wer hievon noch nicht überzeugt ist, der gehe hinüber über die Grenzen unserer Provinzen und sehe sich um in analogen Verhältnissen anderer Länder und Stämme. Die deutsche Cultur bei uns kann ertödtet werden; aber die grössten Anstrengungen aller deutschen und undeutschen Kräfte in diesen Landen werden keine lettisch oder estnisch redende Cultur an die Stelle jener setzen, werden den Untergang des Letten- und Estenthums nicht aufhalten wenn einmal die bestehende Cultur untergegangen sein wird. Die wahre Cultur, die Wissenschaft kümmert sich nicht um die Sprache, die ihren Jüngern angeboren ist, sie redet überall die Sprache in der sie selbst gross geworden ist. Unsere Regierung hat das wohl gewusst als sie über ein halbes Jahrhundert hindurch in Alt-Finnland die Wissenschaft deutsch reden liess, wo noch bis auf unsere Zeit herab der deutsche Schulmeister von nah und fern die Schüler herbeizieht. So viel höher die schwedische Bildung als die finnische, estnische und lettische steht, so wird von den Lehrstühlen zu Helsingfors doch noch heute die Wissenschaft in allen Fächern aus zum grössern Theil deutschen Lehrbüchern geschöpft, und der Finnländer, der die Universität besucht, lernt um der Wissenschaft willen die Sprache, in welcher sie zur höchsten Darstellung gelangt ist. Er lernt das Deutsche obzwar das tägliche Leben schon zwei Sprachen von ihm fordert. Und was ist es denn, was das innerste Wesen des gebildeten Menschen macht, ist es die Sprache, in der er zuerst nach der Mutter rufen oder seine Kinderspiele treiben lernte, oder die, in welcher er denken lernte und die geistigen Güter der ganzen Menschheit sich ihm erschlossen? Haben nicht unsere Voráltern in dem Europa der früheren Zeit bis herab zum Ende des letzten Jahrhunderts in Wissenschaft und Leben als Sprache der Bildung die gesprochen, in welcher die höhere Cultur längst vergangener Jahrhunderte zu ihnen redete? Haben die Römer nicht ihrerzeit die schönste Sprache der Welt, in der die Bildung zu ihnen kam, der ihrigen vorgezogen, wie später Germanen und Romanen es mit der lateinischen machten? Haben wir Balten rein deutschen

Ursprungs nicht heute zum grossen Theil in der Kinderstube die Sprache zuerst handhaben gelernt in undeutscher Weise und jahrelang gleich den Kindern estnischen oder lettischen Stammes die Sprachen dieser Stämme gesprochen? Wenn wir nicht auch später lettisch oder estnisch blieben, so war die Ursache doch keine andere, als dass die Bildung, in der wir erwuchsen, deutsch war. Dieselbe Ursache, die uns deutsch macht, wirkt auch bei den Kindern undeutscher Abstammung. Und ist es denn ein Verrath am eigenen Volksthum, die Sprache zu sprechen, in der ich geworden bin, was ich bin und am höchsten an mir schätze: ein gebildeter Mensch? Je höher die Bildung, die mir zu Theil wird, je inniger verwachse ich mit der Sprache, mit der Form, in welcher sie mir kommt, mag diese nun sein welche in der Welt sie wolle. Es wäre ein Frevel an dem Höchsten, nach dem der Menschengeist auf Erden zu streben befähigt ist, wollte ich den Inhalt von mir weisen weil er nicht in der Form sich mir darbietet, an den meine Zunge bisher gewöhnt war, es wäre ein Frevel, mit einem geringeren Inhalt sich zufrieden zu stellen wo das Bessere vor meinen Lippen steht und mein schon ist weil ich nur darnach zu langen brauche. Es ist heutzutage ein oft empfundenes fast wehmühtig schmerzvolles Gefühl, dass die Laute der Kindheit geopfert werden sollen der Rede des Mannes. Aber der Mann, der gebildete Mann kann durch jenes Gefühl die klare Ueberzeugung sich nicht verdunkeln lassen, dass das Leben von ihm ein Anderes fordert als vom Kinde, dass er Vieles bei Seite zu werfen hat, was dem Kinde lieb war, dass die Güter, nach denen es strebt, andere sind, als die, welche die Erinnerung ihm mit schönen Farben malt. Ist unsere Zeit nicht mehr hart in roher Gewaltthat, so ist sie doch streng in ihren Forderungen an die Mannheit des Geistes und nur der ist ein ganzer Mann seiner Zeit, der in gegebenen Verhältnissen nach dem Höchsten dessen strebt, was in Wissenschaft oder Kunst, in Politik oder Moral sich ihm bietet, was er als die beste und höchste Darstellung der Cultur seiner Zeit erkannt hat.

So können wir unser Geschick wohl augenblicklich bedauern, das uns die Arbeit in diesen Provinzen erschwert hat indem es verschiedene Sprachen zu einem gemeinschaftlichen Bau zusammenführte, aber wir müssen uns verständigen, wir können nicht aus einander gehen wie weiland die Völker beim Thurmbau zu Babel, und wir haben uns Gott sei Dank bisher so weit verstanden, dass der Bau leidlich gut vorwärts ging und auch ferner weiter schreiten

wird. Wir unseres Theils sind keineswegs gesonnen — und wir verwahren uns hiemit aufs Nachdrücklichste gegen eine etwa dahin gehende Beurtheilung — wir sind keineswegs gesonnen, unsern lettischen und estnischen Volksgenossen ihr Streben nach Förderung der Bildung in ihren Sprachen zu missgönnen, ihre Arbeit zu verkümmern. Wir haben unsere Meinung genügend klar gelegt, dass es uns nicht um Unterdrückung estnischer oder lettischer Bildung zu thun ist, sondern ausschliesslich um Förderung der Bildung, woher und wie sie auch kommen mag. Aber wir sind eben aus dieser Anschauung heraus um jeden Aufenthalt im Gange der Bildung unseres Volkes, um jedes Hinderniss besorgt, das in den Weg treten könnte, wir wünschen, auch die geringste Kraft nicht vergeudet, sondern am rechten Orte thätig zu sehen. Eine Vergeudung an materiellen und Bildungskräften aber wäre es wenn wir ernstlich es unternähmen, den höheren Unterricht in den Provinzen überhaupt oder in einzelnen Schulen in lettischer oder estnischer Sprache geschehen zu lassen. Man denke sich dieses Princip in allen unsern Schulen durchgeführt, und man wird zugeben, dass es dem Ruin unseres gesammten Unterrichtswesens gleichkäme. Von diesem und nur von diesem Gesichtspunkte aus halten wir ein solches Streben für eine Schädigung unserer Lande. Wenn wir die Mittel hätten, um neben unsern heutigen Schulen, neben ausreichendem deutschem Unterricht noch eine Reihe von lettischen und estnischen höheren Anstalten einzurichten, so wären wir mit Freuden dazu bereit. Aber was auch geschehen ist auf diesem Felde, es bleibt noch viel, sehr viel zu thun übrig und wir haben mit der grössten Sparsamkeit und grosser Opferbereitschaft die Bildungsmittel zu verwalten. Die Volksschule kann ihren Anforderungen gemäss und dem heutigen Stande der lettischen und estnischen Literatur nach von einer höheren Cultursprache absehen, und sie ist heute bei uns lettisch und estnisch. Jede neue Sprache, die das Volk in der Elementarschule lernen muss, beeinträchtigt die Bildung des Volks, jeder äussere Zwang in dieser Rücksicht ist ein Raub an seiner allgemeinen Entwickelung. Aber wo die Volkssprache nicht selbst die Sprache der Wissenschaft st, und wo zugleich das Volk nicht zu den grossen Centren des nationalen Lebens sprachlich gehört, da muss die nächste und höchststehende Cultursprache, wie die Dinge heute liegen, die höhere Bildung vertreten, sie muss in den oberen Schulen Platz greifen. Wäre es für uns denkbar, dass das Lettenthum oder Estenthum sich einst zu voller Culturfähigkeit in seiner ursprünglichen Eigenart und

Sprache, zu eigener Cultur gleich der deutschen oder russischen oder schwedischen aufschwingen, ein selbständiges Volksthum erreichen oder auch nur erhalten könnte, wir würden mit Freude an der Erreichung dieses Zieles mitarbeiten. Aber weil dieses Ziel nach menschlicher Voraussicht unerreichbar ist, darum streben wir nicht darnach und können bei Andern solches Streben wohl verstehen, nicht aber billigen. Um die höhere Bildung in lettischer oder estnischer Sprache zu verbreiten wird ein Aufwand an materieller und geistiger Lehrkraft erfordert, der die Kraft weit an Werth übersteigt, welche der estnische und lettische Schüler zur Erlernung der deutschen Sprache beim Eintritt in eine höhere Schule aufwenden muss. Weder existirt eine estnische oder lettische Literatur, die sich mit der deutschen messen kann, die also ohne Schädigung des zu erreichenden Grades der Schulbildung an die Stelle der deutschen Literatur treten könnte, noch haben wir die hinlängliche Zahl Lehrer, welche ohne grösste Schädigung der Wissenschaft selbst diese aus deutscher in estnische oder lettische Form umzuschmelzen im Stande wäre. Denn es giebt eben keine estnische oder lettische wissenschaftliche Sprache. Der Lehrer bei uns, sei er nun deutschen oder lettischen oder estnischen Stammes, ist stets deutsch gebildet und kann diese Bildung, den geistigen Trank, nur in dem Becher, in welchem er ihn bekam weiter geben ohne die Hälfte davon zu verschütten. Die Bildung schüttet sich eben nicht wie ein anderer Trank aus einem Gefäss ins andere. Wollten wir heute erst eine estnische und eine lettische Literatur und dann die entsprechenden Lehrkräfte dazu schaffen und erziehen, so würden wir um Decennien unsere allgemeine Bildung zurückhalten und somit den Frevel an der Bildung selbst begehen, von dem wir oben sprachen. Wir zählen unter unsern tüchtigsten Leuten Männer genug mit lettischem oder estnischem Blut, aber sicher werden sie in der grossen Mehrheit uns beistimmen wenn wir dieses übergrosse Opfer an Bildung einem Versuche nicht bringen wollen, dessen Ausgang noch zweifelhaft wäre. Tragen wir das unheimliche Gespenst des Nationalitätenstreites nicht selbst an unsern häuslichen Heerd auf einem Gebiete auf dem wir Balten bisher friedlich und stark zusammen gewirkt haben und das frei sein sollte von den Gegensätzen der Abstammung und der Sprache, das allein bemessen werden sollte nach seiner Fruchtbarkeit und Güte. Treten wir lieber alle zusammen, ohne Unterschied des Stammes, um verdoppelte Opfer der Bildung zu bringen, die uns alle gleichgestellt, die Färbungen und Sonderungen

des Blutes verwischt hat, treten wir zusammen um die Bildung um ihrer selbst willen und zur Förderung des allgemeinen Wohles dieser Lande unserm Volke immer mehr zugänglich zu machen. Vereinigen wir uns in dieser Arbeit und fassen wir da an, wo es noth thut, mit den Mitteln der Sprache, die uns selbst gebildet hat und in der wir uns alle verstehen. Laden wir uns nicht selbst die Strafe auf, die dem Werke zu Babel verderblich wurde. Das ist unser Wunsch zur Jahreswende.

December 1871. E. B.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 14. Januar 1871.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.